Das Faustbuch des Christlich Meynenden

Siegfried Szamatólski, Christoph Miethen

162 .08
830.8 S496

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

39

DAS

FAUSTBUCH

DES

CHRISTLICH MEYNENDEN

NACH DEM DRUCK VON 1725

HERAUSGEGEBEN

VON

SIEGFRIED SZAMATÓLSKI

MIT DREI FAUSTPORTRÄTS NACH REMBRANDT

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1891

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
A. 47871.
FEB 11 1901

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Phototypieen von Heinrich Riffarth in Berlin.

Digitized by Google

Dem

treuen Arbeitsgenossen

Dr. Max Herrmann

Privatdocenten an der Universität Berlin

freundschaftlich

zugeeignet.

Digitized by Google

Einleitung.

Das Faustbüchlein des Christlich Meynenden ist der letzte Ausläufer der volkstümlich-epischen Überlieferung der Sage, zugleich aber eines der Hauptquellgebiete der abschliessenden dramatischen Gestaltung: einer wolgegründeten Vermutung zufolge befand sich unter den löschpapierenen Volksbüchern, die Goethe aus seiner Jugendlekture bedeutsam hervorhebt, auch das volkstümliche Faustepos des achtzehnten Jahrhunderts, der Christlich Meynende.[1]) Goethe selbst hat ihn mit dem allgemeinen Urteil über die Volksbücher charakterisiert, wenn er diese als Schriften bezeichnet, 'die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.'[2]) Hinsichtlich der letzten Worte bedarf jedoch dies Urteil einer Einschränkung für den Christlich Meynenden: zu einer einfachen, naiven Erzählung nach Art der Haimonskinder, der Melusine, des Fortunatus

[1]) Vgl. G. von Loepers Commentar zu Dichtung und Wahrheit I, 265; Meyer von Waldeck, Fauststudien. Archiv für Litteraturgeschichte 13, 234 ff; Kuno Fischer, Goethes Faust. Stuttgart 1887. S. 151 f.; Düntzers Einleitung zu Pfitzers Faustbuch. S. 30. Die Untersuchung über Goethes Verhältnis zu den Volksbüchern vom Dr. Faust ist jedoch noch keineswegs abgeschlossen. — Vgl. auch Ludens angebliche Äusserung gegen Goethe über 'das bekannte Volksbuch, das in Köln .. gedruckt ist'. Goethes Gespräche 2, 44.

[2]) Goethes Werke (Weimarer Ausgabe), 26, 51.

Digitized by Google

oder auch selbst des Eulenspiegel und des ewigen Juden hat sich die Faustsage nie geeignet. Probleme religiöser und ethischer, physikalischer und historischer, vor allem aber dämonologischer Natur gelangen zur Erörterung und gewinnen Einfluss auf die Darstellung: von dem Anonymus von 1587 in die Erzählung verwebt, werden sie von seinen Nachfolgern Widman und Pfitzer, in 'Erinnerungen' und 'Anmerkungen', zu langwierigen Commentationen ausgesponnen; aus ihnen entwickelt sich kaum ein Jahrhundert nach dem ersten Ausgang des ältesten Faustbuches die selbständige gelehrte Beschäftigung mit all denjenigen Fragen der Historie und Sage vom Dr. Faust, welche die Faustphilologie neuesten Datums behandelt. Ihren umfänglichsten und zugleich treffendsten Ausdruck finden die Bestrebungen jener Zeit in den 'curieusen Betrachtungen' des Magisters Johann Georg Neumann, die im lateinischen Original wie in deutschen Übertragungen sich um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts in zahlreichen Auflagen verbreiteten.[1]) Neumann gründet seine Untersuchung auf die historisch-kritische Methode: er stellt sich die Aufgabe, 'mit Zuziehung derjenigen Bücher, die man davon haben kan, das falsche heraus zu suchen, und der Wahrheit auffzuhelffen', und will 'darauff bedacht seyn, wie die Fabeln weggethan, und die wahrhafftige Historia ohne alles Gedichte erzehlet werden möge'. Den Standpunkt desjenigen Teiles der modernen Faustphilologie, der den 'historischen' Helden der Sage betrifft, teilt Neumann auch darin, dass er das dämonologische Problem eliminiert; allerdings aus anderem Grunde als jene. Zu Untersuchungen über die Natur und Gewalt des Teufels fühlt sich der alte Faustforscher noch nicht berechtigt,

[1]) Vgl. K. Engel, Bibliotheca Faustiana. 2. Aufl. Oldenburg 1885. nr. 47 ff. Die Citate sind dem Abdruck im fünften Bande des Klosters (S. 451 ff.) entnommen.

der moderne nicht mehr verpflichtet: zwischen beiden liegt die Überwindung des Teufelsglaubens.

Neumanns Werk ist es, durch das die Wissenschaft vom Dr. Faust auf die Dichtung vom Dr. Faust zuerst Einfluss gewonnen hat: sein Ergebnis ist das Faustbüchlein des Christlich Meynenden.

Der Verfasser des Büchleins trat an seinen Stoff, den er seinem unmittelbaren Vorgänger Pfitzer entnahm[1]), nicht naiv heran. Wie der Wittenberger Magister ist auch unser Pseudonymus sich der kritischen Pflicht wolbewusst, Wahrheit und Dichtung von einander scheiden zu müssen, wenn er seinem Publikum eine historische Biographie statt des bisher gangbaren 'roman magique' bieten will; ihm fehlt jedoch der gewissenhafte Fleiss des gelahrten Vorgängers: die Menge der auf Faust bezüglichen Litteratur, die eben Neumann zusammengetragen und kritisiert hatte, erscheint dem Pseudonymus 'so unzehlig viel', dass er nicht den Mut wie jener hat, 'ein solches Stabulum Augiae reine zu machen'. Es mag billig bezweifelt werden, ob der Pseudonymus von dieser Litteratur mehr als die landläufige Schrift Neumanns gekannt hat; denn die wirkliche Anzahl der damaligen Schriften, die sich mit Faust 'incidenter' beschäftigen, und gar derer, die es 'ex professo' thun, ist viel zu gering, als dass sie einem anderen als einem Unkundigen einen Schrecken einjagen könnte, wie ihn nunmehr allerdings ein jeder angesichts der modernen 'Bibliotheca Faustiana' empfinden muss.

Aber wenngleich der Pseudonymus darauf verzichtet, nach Art seines Vorgängers ein Werk zu schreiben, 'darinn Faustens Leben und Thaten examiniret werden' und

---

[1]) Man kann sich hiervon am leichtesten an der Hand von Düntzers Ausgabe des Pfitzer überzeugen, wo die Varianten Widmans in Fussnoten verzeichnet sind. Vgl. auch Sommers Faustartikel in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.

'welches die warhafftige Historie in sich begreifft', so sickert doch die einmal angeschlagene kritische Ader an mehreren Stellen durch. Nicht nur schliesst er eine Geschichte wie die vom Kaiser Maximilian in die Parenthese: 'Wo es wahr ist, was . . . erzehlet wird, ... So muss man erstaunen, wie . . . .'; er versucht auch natürliche Erklärungen der Wundererzählungen: so bei dem 'o homo fuge'; oder man vergleiche die ganz prächtig rationalistische Interpretation der grossen Prophezeiungen Fausts; ja er verrät sich gleich zu Anfang der Historie als grundsätzlichen Zweifler, wenn er schreibt: 'woran zwar viele, auch selbst diejenigen, welche dieser Geschichte noch einigen Glauben beylegen, zweifeln'.[1])

Auch die Darstellung zeigt, dass der kritischen Richtung der Zeit die Naivität zum Opfer gefallen ist: die in Misscredit geratenen Geschichten werden nicht mehr mit selbstbewusster Behaglichkeit vorgetragen, sondern in eiligen Referaten abgemacht. Wenn Neumann das etwas überstürzte Ende seiner Schrift mit den Worten begründet 'zudem ists der Kerle mit alle nicht werth, dass man so viel Wesens von ihm machen solte', so führt der Christlich Meynende diesen Satz an der dickleibigen Fausthistorie des siebzehnten Jahrhunderts durch, indem er sie in einem mageren Argumentstil 'in eine beliebte Kürze' zusammenzieht: erfahren die schwankhaften Teile wenigstens eine gedrängte Wiedergabe ihres Inhalts[2]), so sind gar die Capitel disputatorischer Art nur durch die Anführuug ihrer Überschriften ersetzt.

Eben diese Behandlung der in den älteren Werken so bedeutsamen wissenschaftlichen Bestrebungen Fausts

[1]) Vgl. S. 20, Z. 7; 9, 14; 24, 4; 5, 9.

[2]) Sie folgen in fast unveränderter Anordnung und erleiden eine inhaltliche Veränderung nur in einer chronologischen Zusammenziehung bei der Erzählung vom Ausgange Fausts.

ist das Merkzeichen einer tiefer gehenden inneren Umgestaltung, die der Christlich Meynende an seiner Vorlage ausgeführt hat. Die Züge des Forschertitanismus, die selbst von der schwerfälligen Hand des ältesten Anonymus aus der Faustsage nicht getilgt worden waren und sich sogar über Widman zu Pfitzer gerettet hatten, wurden von dem Christlich Meynenden aus Fausts Bilde gänzlich ausgewischt: die Herabstimmung des gesamten Charakter des Helden wird trefflich illustriert durch das beigegebene Porträt, das in seiner eigenartigen Umbildung einer älteren Vorlage den Faust der epischen Volkstradition des achtzehnten Jahrhunderts verkörpert.[1])

Dieser niederen Auffassung entspricht eine besonders abschätzige Beurteilung des Helden, die um so schärfer hervortritt, als die subjectiv gefärbten Zuthaten des Verfassers den gegebenen epischen Stoff mehrfach üppig überwuchern: sie zeigen sich in Gestalt von eingestreuten Moralisationen, die seinem Pseudonym alle Ehre machen, wenn sie sich am Ende zu alles verdeckenden Ranken pastoraler Apostrophen auswachsen, mit denen der Verfasser sich selbstbewusst in die Rolle des alten Warners begiebt. Auch der salope Ton, in dem der würdige Theologaster der 'galanten Welt' die Historie vorträgt[2]), ist wol weniger aus der Rücksicht auf dies von ihm gewählte Publikum als vielmehr aus der Missachtung zu erklären, mit der er auf die durch ihn selbst herabgewürdigte Gestalt des Helden blickt.

Der Ursprung des Büchleins ist nicht klar: über

---

[1]) Über dies Bild vgl. S. XX und XXIV.

[2]) Vgl. z. B. S. 18, 37. ff. 'Es gab auch noch mehr solche Schwartze-Kunst-treibende Vögel'; S. 22, 36 f. 'Faust muste wieder sein Versprechen einen Appetit nach Weiber-Fleische bekommen'; S. 23, 7 ff. 'So wurde er genöthiget sich gegen dem sich praesentirenden Lucifer zu demüthigen und um gutes Wetter zu bitten'.

den Verfasser muss man sich bei der alten Vermutung beruhigen, dass er sein Pseudonym mit Hinblick auf die Initialen seines wirklichen Namens gewählt habe[1]); über die Entstehungszeit lässt sich jetzt wenigstens so viel sagen, dass alle bisherigen Datierungen verfehlt sind. Das Büchlein ist weder erst im Jahre 1726 oder 1728 erschienen, noch kann es in das Jahr 1712 oder gar ins XVII. Jahrhundert hinaufgerückt werden[2]); denn sämtliche undatierten Ausgaben ergeben sich bei einer textkritischen Collation der vorhandenen Drucke als sekundäre Glieder einer Filiation, an deren Spitze die

[1]) Vgl. Engel nr. 226.

[2]) Für 1726 spricht Sommer a. a. O; für 1728, wol nach dem Abdruck im zweiten Bande des Klosters, Kuno Fischer S. 148; für die Wende des XVII. Jahrhunderts E. Faligan, Histoire de la légende de Faust. Paris 1888. p. 231. Eine Ausgabe von 1712 führt in Klammern an A. Kühne in seinem Zerbster Programm über die Faustsage. 1860; diese und eine Ausgabe von 1717 nennt Engel nr. 229 im Anschluss an die genauen bibliographischen Beschreibungen anderer Ausgaben einfach nach den Jahreszahlen: von den Gewährsleuten, die Engel anführt, kommt für diese Zahlen nur — Meyers Conversationslexikon in Betracht, das als 'Bearbeitungen und Auszüge' des Pfitzerschen Werkes folgende Gallerie präsentiert: erstens eine undatierte Ausgabe des 'Christlich Meynenden', zweitens 'Christoph Wagners Zauberkünste und Leben Dr. Fausts (Berlin 1712)', drittens 'Historie und Geschichte von Dr. Johann Fausten (1717)', endlich die Ausgabe des 'C. M.' von 1726. (Vgl. 1871. 6, 634.) Man begreift, wie die von zwei Ausgaben des C. M. flankierten beiden Bücher — die Erneuerung des Wagnerbuches und die unveränderte Auflage des Pfitzer — bei einiger Unaufmerksamkeit als Ausgaben des C. M. von 1712 und 1717 in die Bibliographie des C. M. übergehen konnten. — J. F. Köhler (Historisch-kritische Untersuchung über das Leben . . . . Doctor Johann Fausts etc. Leipzig 1791.), der übrigens im Gegensatz zu dem noch bestehenden Irrtum, der C. M. sei der 'Stammvater der Jahrmarktsbücher', betont, dass gerade unser Buch selbst 'auf den Märkten sehr häufig an den gemeinen Mann vertrödelt wird' (S. 53.), will sich erinnern,

von mir in Erlangen aufgefundene und der folgenden Erneuerung zu Grunde gelegte Ausgabe von 1725 steht.[1])

Zur Entwicklung der Filiation möge ein Verzeichnis der, durch eine Umfrage bei mehr als hundert Bibliotheken, bisher festgestellten Ausgaben überleiten:

a: Frankfurt und Leipzig 1725. 46 S. (Erlangen.)
b: Frankfurt und Leipzig 1726. 46 S. (Berlin, Halle.)
c: Braunschweig und Leipzig 1727. 24 Bl. (London.)
d: [Frankfurt und Leipzig 1727. (Breslau.)]
e: Frankfurt und Leipzig 1728. 46 S. (Berlin, London.)
f: Braunschweig und Leipzig 1740. 20 Bl. (Halle.)
g: o. O. 1797. 48 S. [Nach Engel.]
h: o. O. u. J. 46 S. (Berlin.)
i: Frankfurt und Leipzig o. J. 48 S. (Berlin, Darmstadt, Halle, Innsbruck, Kiel, Königsberg, Leipzig, München.)

Köln am Rhein o. J. 46 S. (Berlin.)
Nürnberg o. J. [Nach Ebert.]

Die Ableitungen der editio princeps gliedern sich in zwei grosse Klassen, die dadurch sicher zu unterscheiden sind, dass die erste sich streng an die ursprüngliche Vorlage hält, während die zweite die Zahl der Schwänke durch die Übertragung zweier Geschichten aus dem wenige Jahre vorher ebenfalls erneuerten Volksbuch von Fausts Famulus Wagner vermehrt hat.

'eine ähnliche Biographie auf Löschpapier, mit eben so unförmlichen Holzschnitten als im Till Eulenspiegel' in seiner Jugend gesehen zu haben (S. 54.). Einen bibliographischen Wert darf diese Jugenderinnerung kaum beanspruchen.

[1]) Der Neudruck giebt die Vorlage genau wieder; nur ganz unzweifelhafte Druckfehler sind verbessert: 15, 24 ässerlichen; 17, 22 Teufes; 22, 36 Verspechen; 26, 17 Pfalter; 27, 9 Verordnug; 30, 18 erzeugten. Die Eigentümlichkeiten der Kasusendungen sind unverändert geblieben.

Das Verhältnis der einzelnen Glieder der ersten Klasse, der Ausgaben c. f. g., unter einander kann ich nicht mit Sicherheit bestimmen, da mir nur das Hallenser Exemplar zugänglich war: aus der Übereinstimmung der Druckortsangaben scheint jedoch die Abhängigkeit der Ausgabe f. von c. zu folgen.[1])

An der Spitze einer zahlreichen Familie steht die Ausgabe b., die ausser dem erwähnten Zusatz zweier Kapitel, die man bisher zum Bestande der ältesten Fassung gerechnet hat, nur ganz bedeutungslose Abweichungen in der Orthographie und eine Anzahl Druckfehler von ihrer Vorlage scheiden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Verfasser der Ausgabe von 1725 selbst die beiden Kapitel der Wagnerhistorie in die Ausgabe von 1726 eingeschoben hat, da schon das Titelblatt von 1725 eine auffallende Aehnlichkeit mit demjenigen des erneuerten Wagnerbuches aufweist.[2]) Die beiden Zusatzkapitel lauten:

I: Als D. Fauſt zu Wien war, ſo ließ er einsmals einige von ſeinen guten Freunden zu Gaſte bitten, und hatte die=

---

[1]) Für die nötigen Angaben über das Unikum des British Museum bin ich den Herren R. Garnett, S. J. Aldrich und Naahe zu herzlichem Dank verpflichtet. — Die Ausgabe g. kenne ich nur aus den Angaben bei Engel S. 92.

[2]) Der Titel lautet: 'Des | durch seine Zauber-Kunst | Bekannten | Christoph | Wagners, | (Weyland-gewesenen Famuli | des weltberuffenen | Ertz-Zauberers | D. Joh. Faustens,) | Leben und Thaten etc. — Die beiden Capitel finden sich in der Ausgabe von 1712 auf S. 81 ff. und S. 73 ff. Vgl. auch den Abdruck im dritten Bande des Klosters S. 75 ff. und S. 69 ff. — Auch die Form des Namens Mephistophiles, gegen das bis dahin allein gebräuchliche Mephostophiles, hat der C. M. mit dem Wagnerbuch gemein. — Die beiden Capitel stehen in der Ausgabe von 1726, die erste auf S. 21 f. hinter der Geschichte vom Fassritt, die zweite auf S. 32 f. nach der Geschichte von dem Dresdener Edelmann.

ſelben laſſen vor der Stadt in ein benachbartes Vorwerck beſtellen, nur allein mangele es ihm an Trinckgeſchirren, wenn ſie Rath darzu wüſten, ſo wolte er ſie wohl bewirthen, dazu dürfften ſie auch auf den Abend nicht heimeylen, denn er könne ſie ſämtlich des Nachts alle beherbergen. Alsbald nahm ein jeder was von Trinckgeſchirren, ſonderlich ſilberne und vergüldete Becher, und kamen auf den beſtimmten Ort zuſammen. Unterdeſſen ſchickte Fauſt ſeinen Geiſt nach allerhand Töpffen und Krügen, und ließ ſie hinaus tragen, als ſie nun vor die Stadt kamen, zeigte er ihnen ein properes Palais, als ſie nun in daſſelbe hineinkamen, da war es alles ſehr propre aufgeputzt, worauf ſie ſich zu Tiſche ſetzten, da trugen ſeine Diener köſtliche Speiſen und Getränck auf bey einer Stunden lang, bald kamen etliche Jungfrauen mit Säitenſpielen, die ſpieleten ſo lieblich und ſchön, daß ſie die Zeit ihres Lebens keine beſſere Muſic gehöret hatten, da ſie nun gegeſſen hatten, da fingen ſie an zu tantzen und allerley Kurtzweilen zu treiben, wie es nun in die Nacht kam, da fingen ſie alle an einzuſchlaffen, allein D. Fauſt, wie er ſeine Zeit erſahe, ſo machte er ſich mit denen goldnen Bechern und Trinckgeſchirren darvon, und hinterließ ihnen an ſtatt derſelben lauter Töpffe, als ſie nun des Morgends darauf erwachten, ſo ſahen ſie, daß ſie mitten in Galgen lagen unter lauter Diebes- und Schelmen-Knochen, worüber ſie ſehr erſchracken, und einander aus den Galgen heraushalffen, und heimgiengen, einandermahl ſich vernehmende, nimmermehr wieder anders wohin zu Gaſte zu gehen.

II: Als D. Fauſt einsmahls in Wien war, ſo kam ihm eine Luſt an, auf der Dohnau zu ſchiffen, gieng derowegen an das Ufer hinaus, und fragte, ob nicht ein Schiff nach Regenſpurg gehen würde, da er denn zur Antwort bekam, daß über den andern Tag eines abgehen würde, worauf er heimgieng, und auf den beſtimmten Tag wieder kam, zuſehende, wie ſie einen ſo groſſen Hauffen Pferde anſpannten, die das Schiff hinauff ziehen ſolten, als er nun hierauf fragte, was das Pferde anſpannen bedeutete, ſo antworteten ihm die Schiffer, um das Schiff zu ziehen, worauf er ſehr

an zu lachen fieng, sagende, daß man solcher Thorheit nicht bedürffe, man könne es viel leichter und ohne Pferde, hinauf bringen, worauf der Schiffer gantz zornig antwortete, auf was Weise er dieses verrichten wolte, da denn Faust antwortete, daß er einen Affen hätte, der solte es wohl gantz alleine hinauff ziehen, hierauf antwortete der Schiffer, er solte keinen Narren aus ihm machen, er wäre kein Kind, oder er wolle ihm was anders weisen, Faust sagte, er solte ihm glauben, daß es sein Affe wohl könte, und zum Zeugniß zog er 50. Thaler heraus, sagende, wer Lust zu wetten hat, der setze so viel Geld dargegen, als dieß ein reicher Kauffmann habe, sprach er zu Fausten, er müste viel Geldes übrig haben, dieweil er so sehr damit prahlete, es müsse ihm gewiß nicht sauer werden, sonst nehme er es vielleicht besser in Acht, und wagte es nicht an unmügliche Dinge, da denn Faust antwortete, so er Courage hätte, so solte er mit wetten, da denn der Kauffmann zum Schiffer sagte, ich sehe wohl, daß diesem das Geld zu warm wird, ich will ihm ein wenig dasselbe mindern, satzte darauf so viel Geld zu, und gab den Schiffer 5. Thlr. daß er die Pferde ausspannen ließ, worauf Faust seinen Affen anspannete, der das Schiff denn so geschwinde zog, daß sie sich alle verwundern musten, absonderlich aber kratzte sich der Kauffmann hinter den Ohren, daß er so unnützer Weise sein Geld verspielet.

Von dieser Ausgabe gehen zwei Zweige aus, von denen der erste nur eine einzige Frucht hervorgebracht hat: die undatierte Ausgabe h., die sich von den übrigen undatierten schon äusserlich durch die Beibehaltung des alten Bildes unterscheidet und als alleinstehend dadurch erkennbar ist, dass sie weder die Abweichungen der übrigen Ableitungen von 1726 teilt, noch letztere ihre Eigentümlichkeiten zeigen. Sie ist ein liederlicher Nachdruck, der besonders in den Fremdwörtern und den Flexionsendungen von Fehlern wimmelt.[1])

[1]) Vgl. z. B. 2, 14 aderat: aderet; 2, 15 ampla: tampla; 3, 5, behaupten: behauptet; 3, 9 inciteuter: meiteuter;

Der zweite Hauptzweig dieser Klasse ist nicht erhalten: aber d. ist zu erschliessen aus den gemeinsamen Abweichungen seiner beiden Ausläufer e. und i., und einem kleinen Fragment, dem Titelblatt einer Ausgabe von 1727, das sich in ein Exemplar des Pfitzerschen Werkes in Breslau verirrt hat.[1])

Der Druck von 1728 ist ein schlechter Nachdruck, der im einzelnen zwar sorgfältiger als etwa h. ist, aber über diesen darin hinausgeht, dass er vielfach ganze Worte auslässt und ändert.[2])

Eine sehr charakteristische und interessante Umarbeitung stellt die Klasse i. dar, in die alle jene undatierten Ausgaben fallen, die sich nur in ganz unbedeutenden Einzelheiten von einander unterscheiden, als eng verwandt sich aber schon äusserlich dadurch kennzeichnen, dass sie alle statt des Bildes der anderen

---

3, 9 intricate: intricete; 4, 6 Kopffs: Kopff; 4, 19 Chiromantie: Chirmantie; 7, 18 zottig: zornig; 7, 32 gehörten: gehören; 8, 35 auch: euch; 8, 36 trage: tage; 11, 29 eigene: einige u. ä. Jede Seite enthält etwa ein halbes Dutzend solcher Abweichungen.

[1]) Von gemeinsamen Abweichungen der Drucke e. und i. gegen b., die sich als Kriterien der Ausgabe d. verwenden lassen, seien z. B. angeführt: 2, 15 ampla gradu: amplagradu; 13, 14 verbündlichsten: verbindlichen; 14, 32 metamorphosiret: verwandelt; 15, 33 ungevexiret: unvexiret; 19, 36 Leipzigische: Leipziger; 20, 11 Reverence: Reverentz; 21, 1 Helpeda: Helpeta; 22, 29 in Forma: in Form; 22, 31 vier: viel; 29, 4 pernoctiren: bleiben. Auch in der Druckeinrichtung zeigen sie eine auffällige Aehnlichkeit darin, dass sie beide die Verse aus Auerbachs Keller nicht mehr im übermässig fetten und grossen Druck der älteren Ausgaben (a., b., h.) bringen.

[2]) Es fehlen z. B. 3, 6 deutlicher; 16, 6 noch konte; 19, 32 grosse; 22, 19 so; 23, 37 seyn. Ferner vgl. z. B. 5, 31 Zoroastre: Zorastre; 9, 6 verschienen: verflossen; 13, 12 Pavia: Patavia; 22, 21 pflockten: rupfften; 22, 29 Faust, und ... die: er, ... aber die; 29, 29 wanckte: bebete. Zuweilen verdeutscht e. auch Fremdwörter auf eigene Hand oder

Ausgaben einen Faust im Spitzbart zeigen.[1]) Abgesehen von der Neigung zur Verdeutschung der vielen Fremdwörter der Vorlage, besteht die Eigenheit dieser Ausgabe in einer Ausmerzung confessionell anstössiger Motive: wie einst Pfitzer Widmans Ausfälle gegen den Katholizismus überall eingeschränkt hatte, so wird jetzt wahrscheinlich aus praktischen Rücksichten, jedenfalls in äusserlicher Manier eine Neutralisierung durchgeführt. 4, 11 f. 'in der Päbstl. Finsternüss vor Lutheri Reformation': 'in der Finsterniss, vor Lutheri Reformation', 9, 21 f. 'in eines grauen Münches Gestalt': 'in einer ganz besondern Gestalt'; 18, 37 f. 'Es gab auch noch mehr solche Schwartze-Kunst-treibende Vögel, sonderlich in denen Klöstern': '. . . . Vögel, deren Anzahl hier nicht zu zehlen man vermögend ist'; der in dieser Geschichte dreimal beim Titel genannte Abt erscheint

---

versieht sie mit deutschen Endungen; dass e. hierbei nicht etwa überall mit i., wo dieselbe Erscheinung in weit grösserer Ausdehnung zu beobachten ist, (vgl. S. XVI) auf d. zurückgeht, wird dadurch bewiesen, dass er Fremdwörter verdeutscht, die sich in i. erhalten haben; vgl. z. B.: 10, 34 contradicirte: darwider stritte; 8, 23 Influentien: Influenzen. — Diese wertlose Ableitung ist erneuert im zweiten Bande des Klosters S. 76 ff.

[1]) Eine genauere Filiation dieser Drucke lohnt die Mühe nicht, die durch ihre Verzettelung in den verschiedensten Bibliotheken bedingt ist. — Vgl. zwei dieser Drucke bei Engel nr. 226 f. — Ueber dies Bild vgl. den Anhang S. XXV f. — Einen sehr umfänglichen Auszug eines Druckes dieser Klasse bietet die 'Bibliothek der Romane' (Berlin 1778. Bd. 1, 82—96), in der auch ein anderer Druck angeführt wird, der 'in der Nürnberger Fabrik dieser Brochüren das Zeichen Nummer 2. führet'. Vgl. S. XI. — Die S. 82 behauptete französische Uebersetzung des C. M. verdankt wol einer Verwechselung mit der älteren Arbeit des Victor Palma-Cayet (Paris 1598) ihr Scheindasein. — Dagegen ist eine dänische Uebersetzung vom Jahre 1735 wolbezeugt durch R. Nyerup, Almindelig Morskabslæsning etc. Kjöbenhavn 1816. S. 191 f. und 314.

schlechthin als 'einer'; 19, 37 'dem Cardinal Campegio': 'einem gewissen Herrn'; 20, 3 'dem Ehrwürdigen Herrn': 'diesem fremden Herrn'; 20, 4 f. 'grosse Ehre in Rom': 'grosse Ehre in seinem Logie'; 24, 8 ff. 'weil zu seiner Zeit das gröste Seuffzen unter dem harten Joche des Pabstthums zu hören, und die gottlose ja sodomitische Aufführung der Pfaffen eine Einsicht von nöthen hatte': 'weil zu seiner Zeit das gröste Seuffzen unter dem harten Joch, so man damals dulten musste, und die gottlose ja Sodomitische Aufführung vieler Menschen eine Einsicht vonnöthen hatte'.

Alle bisher beschriebenen Ausgaben lassen sich also zu folgendem Stammbaum ordnen:

Die Lebensdauer des jüngsten Faustbüchleins ist nicht mit Sicherheit zu umgrenzen: einerseits lässt sich logischerweise die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass noch einmal ein älterer Druck als der von 1725 gefunden wird; andererseits ist die Entstehungszeit des letzten

Engel, der S. 109 den Titel dieses C. M. nach Nyerup vollständig wiedergiebt, hat hierher auch eine dänische Uebersetzung von 1707 rechnen wollen, die Nyerup selbst nur nach einem Katalog anführt. Schon auf Grund der von diesem aufgezeigten chronologischen Thatsache, dass N. F. B. (Niels Frideric Bang), der Uebersetzer des C. M., nicht ein Buch von 1707 verfasst haben könne, hätte Engel erkennen sollen, was Nyerup deutlich genug im Appendix sagt, dass nämlich die Ausgabe von 1707 zu den Uebersetzungen der älteren Fausthistorie (von 1674 und 1685) zu schlagen ist.

undatierten Drucks schwer zu bestimmen. Immerhin mögen die Jahreszahlen des ersten und des letzten datierten Druckes, die auch in der Geschichte der angrenzenden Litteratur eine Bedeutung haben, als Marksteine anzusehen sein: 1725 nimmt der Christlich Meynende den Wettstreit mit Pfitzer auf und erringt einen solchen Erfolg, dass jener nur noch ein einziges Mal im nächsten Jahr erscheinen kann; 1797 entsteht die letzte Bearbeitung des nah verwandten Volksbuches vom Christoph Wagner, und sein Herausgeber hat selbst das treffende Wort zur Erklärung des Absterbens dieser ganzen Litteratur gefunden. 'In unserm aufgeklärten Zeitalter glaubt kein Vernünftiger mehr an Zauberer und zauberische Beschwörungen, vornehmlich deswegen, weil keine Zauberer und Zauberinnen mehr verbrannt, und alle Gaukelspiele, die damals für Zauberei galten, aus natürlichen Ursachen erklärt werden. ... Für uns haben diese Gaukeleien und Erdichtungen keinen Wert, als dass sie uns eine müssige Stunde vertreiben, die wir mit nichts Bessern auszufüllen wissen.' Man spürt den Hauch Köhlerschen Geistes, jenes pfiffigen Rationalismus, der alles 'aus natürlichen Ursachen erklärt', und man begreift, dass vor den scharfen Federn dieser klugen Wächter die volkstümliche Sage entschwinden musste.

Zu den Bildern.

Wenn man von den Bildern in Auerbachs Keller, die ein mythisches Alter für sich in Anspruch nehmen[1]), und einzelnen kleinen Titelholzschnitten ältester Faustdrucke, die eine Charakteristik kaum anstreben[2]), absehen darf, so ist das älteste Porträt des Dr. Faust eben

[1]) An dem vorgeblichen Alter dieser Bilder zu zweifeln, giebt gerade der Christlich Meynende neuen Anlass. Schon früher musste Köhlers Angabe (a. a. O. S. 35), dass die Leipziger Geschichtschreiber einen über dem Eingang zu Auerbachs Keller in früheren Zeiten angebrachten 'Bacchus auf dem Weinfasse' für ein dem Dr. Faust errichtetes Denkmal erklärten, Bedenken an dem ursprünglichen Vorhandensein der Bilder im Keller erregen. Hierzu kommt noch die bisher unbekannte Nachricht in J. C. Canders Beschreibung von Leipzig, die bereits im selben Jahre wie unsere editio princeps die deutschen Verse bringt mit der Einleitung: ' . . . zu dessen Andencken man noch biss dato über der Keller-Thüre folgende teutsche Reime lieset . . . ' Endlich weisen auf ein von dem heutigen verschiedenes Verhältnis der bildlichen Denkmäler die auffälligen Ueberschriften, mit denen der Christlich Meynende die jetzt unter den beiden Bildern innerhalb des Kellers befindlichen Versgruppen (S. 2) unterscheidet: externe interne. — Zur Erklärung der lateinischen Verse vgl. Kloster V, 511 ff.

[2]) Vgl. die Ausgaben a^3 und D in Zarnckes Bibliographie des ältesten Faustbuchs in Braunes Ausgabe S. VI f. und S. XIV f. (letztere c^3 genannt in Zarnckes neustem Beitrag zur Bibliographie des Faustbuches in den Berichten der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften 1888, S. 181 ff.): ferner die vlämische Ausgabe bei Braune S. XV f., bei Engel S. 111 f.

jenes, das durch den Namen Rembrandt zugleich das interessanteste ist. In mannigfachen Abdrücken verbreitet, hat es schon zu verschiedentlichen, besonders physiognomischen, Betrachtungen angeregt[1]); aber um den Ursprung der Reproduktionen kümmerte man sich so wenig, dass bisher Haubers Bibliotheca Magica (Lemgo 1739) für das Bild selbst und Moehsens Verzeichnis einer Samlung von Bildnissen etc. (Berlin 1771) für die Nachrichten darüber als älteste Quellen benutzt wurden, obgleich beide, wie von diesem eingestanden und von jenem sich nachweisen lassen wird, selbst erst von sekundären Quellen sich herleiten.[2]) Die Geschichte der Faustikonographie ergiebt somit die erstaunliche Thatsache, dass noch kein Faustforscher das Rembrandtsche Urbild gesehen hat.

Der Wunsch nach der Auffindung des verschollenen Bildes wurde zur unerlässlichen Aufgabe infolge der Entdeckung, dass nicht erst die Ausgabe des Christlich Meynenden von 1797, wo Engel 'Fausts Bild mit Radmantel und Radkragen nach Rembrandt' als 'sehr rohen und groben Holzschnitt' gefunden hatte[3]), sondern bereits 1725 unsere editio princeps selbst, also mehr als ein Dutzend Jahre vor Haubers Veröffentlichung, Rembrandts Faustkopf aufgenommen hat[4]): es galt die Entstehung der Unterschiede zu bestimmen, die zwischen dem landläufigen Faustkopf 'nach Rembrandt' — den Abdrücken also von Hauber, Müller-Arnim, Scheible

---

[1]) Vgl. z. B. die Ausführungen von E. Faligan, histoire de la légende de Faust. Paris 1888. p. 413.

[2]) Vgl. Engel nr. 101. — Vgl S. XXIV, Anm. 3.

[3]) Vgl. Engel nr. 229.

[4]) Ausser der editio princeps enthalten dies Bild von den mir zugänglichen Drucken die Ausgaben b. (vermutlich von derselben Platte) und h. (in ziemlich getreuem, aber rohem Nachdruck).

und Engel — und dem Titelbild des Christlich Meynenden sich offenbarten.

Indem ich den Quellen des bisher ältesten Gewährsmannes nachging, gelang es mir, zu dem Urbild vorzudringen. Die bildliche Vorlage Moehsens, eine Copie aus dem Verlage des F. L. D. Ciartres, ist hinreichend signiert, um nach den litterarischen Angaben sicher aufgefunden werden zu können; von seinen kunsthistorischen Quellen war mir nur der Rembrandtkatalog von Gersaint-Yver zugänglich; aber dieser genügte, um unter Vergleichung mit der eben genannten ältesten Copie das Originalblatt ausfindig zu machen, und zwar nicht in Rembrandts Werk selbst, sondern unter den Blättern, die dessen Schüler Jan Joris van Vliet nach seinen Entwürfen geschaffen hat.[1])

Auf Rembrandt weist das Monogramm, das sich rechts oben befindet: 'RHL in.' Vliet gilt seit Yver allgemein als der Urheber des Blattes.[2]) Ob seine Vorlage eine Handzeichnung, eine Skizze oder ein Gemälde Rembrandts bildete, ist ebenso wenig zu entscheiden wie die Frage, was dieser mit dem Kopfe gewollt hat. Eine Aufschrift

---

[1]) Die beiden Blätter befinden sich auf dem hiesigen Kgl. Kupferstichkabinet, dem ich für die Gestattung der Vervielfältigung zu Danke verpflichtet bin. — Dort befindet sich nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. J. Springer neuerdings auch der, allerdings vorläufig noch unzugängliche, Katalog von Burgy (1755), der uns die von Moehsen überlieferte, älteste kuriose Nachricht über das Originalblatt giebt: 'Het Portrait van Doctor Faustus, met een kaal Hoofd en een Mantel um.' — Vgl. Pierre Yver, Supplément au catalogue raisonné de M. M. Gersaint, Helle et Glomy etc. Amsterdam 1756. p. 123.

[2]) Vgl. Nr. I. — Das hiesige Kgl. Kupferstichkabinet besitzt ausser dem hier wiedergegebenen Blatt ein zweites, auf dem durch Retouche die Schattenpartien überstark herausgebracht sind.

fehlt diesem Bilde wie jenem anderen angeblichen Faustbilde, das in der ungetreuen Wiedergabe von Lips im Goetheschen Faustfragment Verbreitung gefunden hat.[1]) Ob Rembrandt mit diesem oder jenem Bilde, die unter einander übrigens keine in Betracht kommende Aehnlichkeit zeigen, den Dr. Faust darstellen wollte, ist wol in Zweifel zu ziehen; denn beide sind nur einzelne Glieder grösserer Klassen unbenannter Rembrandtscher Blätter, die den Namen des Schwarzkünstlers ebenso gut tragen könnten wie jene beiden, denen er im Laufe der Zeit eigen wurde.[2]) So fällt unser Blatt in eine gewisse Gruppe melancholischer Kahlköpfe, bei denen schwer zu entscheiden ist, ob sie um des seelischen Inhalts willen oder nicht vielmehr wegen der dankbaren Lichteffecte gezeichnet sind. Es ist also nicht unmöglich, dass unser Blatt nur eine aus rein technischen Gründen entworfene Naturstudie bedeutet; wol aber lässt sich auch denken, dass Rembrandt in diesem vorgesunkenen, zerfurchten und kahlen Kopf des ärmlichen Greises, in seinen Augen, die in trostloser Verzweiflung vor sich zu Boden starren, bewusst einen Menschen schildern wollte, der sich alle Freude entrissen fühlt.

Schon zu der verfratzten Abbildung im Kloster wurde von Erich Schmidt die einzige uns im Volksepos überkommene Beschreibung von Fausts äusserer Erscheinung in Beziehung gesetzt: 'ein hochruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grawes bärtlein'. Auf unser bisher unbekanntes Original stimmt diese Beschreibung Widmans noch trefflicher. Aber

[1]) Abgesehen von anderen Aenderungen hat Lips seinem Helden einen gewaltigen Vollbart angedeihen lassen.

[2]) Zu dem Faust in ganzer Gestalt vgl. E. Dutuit, l'oeuvre complet de Rembrandt. Paris 1883. tome II, 47 and Pendants I, 177 f; zu unserem Blatt vgl. eine lange Reihe von Pendants II, 67 ff.: dixième classe: portraits de personnes inconnus et têtes d'hommes de fantaisie.

schwerlich hat Rembrandt dessen Fausthistorie, die ihm nicht, wie die ältere, in einer Übersetzung zugänglich war, gekannt und im Sinne gehabt.[1]) Eher darf man vermuten, dass unser namenloses Blatt, wie so viele andere Schöpfungen des Meisters, auf dem Wege durch den Kunsthandel, vielleicht in Deutschland, seinen Täufer fand, der ihm, wenn auch aus materiellen Beweggründen, so doch nicht ohne Verständnis den berühmten Namen verlieh.[2]) Nachdem dieser Name vermöge der zähen Tradition des Kunsthandels sich einmal fest an das Bild geheftet hatte, mag sich die Nachfrage so gesteigert haben, dass es einem Verleger lohnend erschienen, eine neue Ausgabe zu veranstalten, die er alsdann mit dem Namen des Helden versah: auf Ciartres ist die erste Taufe jedenfalls auch nicht zurückzuführen, da dem Franzosen Widmans Steckbriefchen so fern lag wie dem Holländer.

Diese Nachbildung fällt etwa ein halbes Jahrhundert nach der Entstehungszeit des Originals, das mit Vliets Thätigkeit in den Beginn der dreissiger Jahre des XVII. Jahrhunderts zu setzen ist.[3]) Das Blatt, eine 'copie en

---

[1]) Erich Schmidt, Charakteristiken S. 14. — Zu Widman vgl. Düntzers Ausgabe des Pfitzer S. 236, Anm. 2. — Die Uebersetzungen sind übersichtlich zusammengestellt bei Engel S. 108 ff.

[2]) Zuerst berichtet von unserem Blatt als einem Faustporträt Burgy in der oben angeführten Stelle; wahrscheinlich auf ihn stützt sich die Angabe Yvers: 'on prétend en Hollande, que c'est le Portrait du Docteur Faustus'. — Von einem anderen Blatt Vliets, dem sog. Philon dem Juden, das dem flüchtigen Beobachter allenfalls einige Aehnlichkeit mit dem Faustblatt zeigen kann, berichtet Moehsen (S. 14), dass es als Faustporträt auf einer holländischen und einer deutschen Auction vorgekommen sei. — Diese Zeugnisse sind jedoch wahrscheinlich erst auf eine Rückwirkung des Stiches von Ciartres zurückzuführen.

[3]) Vgl. Naglers Künstlerlexicon 20, 464 ff. und 7, 296. F. L. D. Ciartres ist das Pseudonym von Franz Langlois.

contre-partie', zeigt links von der in der Mitte befindlichen Ueberschrift 'Doctor Faustus' die Worte 'H Rinbrant Inuentor', rechts' F. L. D. Ciartres excudit'.[1]) Abgesehen von der äusseren Technik und einer gewissen Glättung und Verjüngung des Körperlichen unterscheidet sich das Blatt von seiner Vorlage hauptsächlich durch eine sehr charakteristische Umbildung des Gesichtsausdruckes: der versunkene Blick belebt sich zu einem Lächeln selbstzufriedener Schläue, die sich einen Ausweg aus dem Elend zu wissen scheint. Zeichnet Rembrandt ein Bild, in das man wol die Tiefe Goethescher Auffassung hineinlegen kann, so giebt Ciartres ein Proträt, das dem Faust der älteren Volksbücher nahe kommt. Und mit diesen hat es seine Aufnahme bei dem Christlich Meynenden gefunden.

Mit energisch durchgeführter Charakteristik ist das Blatt des Ciartres zum Titelbild des Christlich Meynenden umgeschaffen: ein feister, grober Genüssling, der mit satten Augen in die Welt glotzt.[2])

Ebenfalls auf Ciartres geht das bisher als ältestes angesehene Blatt von Hauber zurück. Auch dieser hat sich von seiner Vorlage beträchtlich entfernt: aus dem versteckt lächelnden Schlaukopf ist ein frech grinsender Spitzbube geworden[3]).

Die älteste Variation des Hauberschen Stiches bildet der Steindruck vor der Übersetzung des Marlowe von

---

[1]) Vgl. Nr. II.

[2]) Vgl. Nr. III. — Unter dem Bilde: 'Doct: Faust. | Berühmter Schwartz Künstler.' — Ein exacter Beweis für die Abhängigkeit von Ciartres ist bei der äusserst freien Behandlung schwer zu erbringen: wahrscheinlich ist sie jedoch wegen der leichteren Zugänglichkeit des jüngeren benannten Blattes.

[3]) Moehsen S. 15 hat es auf das Original zurück führen wollen, das er doch selbst nie gesehen hat. Für die Ableitung von Ciartres spricht aber ganz entschieden die Aehnlichkeit des Gesichtsausdrucks und die Gleichheit der Aufschrift: 'Doctor Faustus.'

Müller-Arnim; nicht uninteressant wegen der wirksamen Umgestaltung der Stirnpartie.[1])

Eine zweite Variation auf Hauber giebt Scheible mit seinem bekannten Bilde: er hat den Gesichtsausdruck wesentlich gedämpft. Er giebt, wie Müller-Arnim, eine copie en contre-partie.[2])

Das letzte Glied der Reihe bildet das Blatt bei Engel, ein charakterloses Phantasiestück nach Scheible.[3])

Noch ein anderes Faustbild ist durch den Christlich Meynenden verbreitet worden: in den Drucken der überarbeiteten Klasse trat an Stelle des Rembrandtblattes das Brustbild eines ruhig vor sich hinblickenden greisen Gelehrten mit langem Haar und Spitzbart, in grossem Mantel und hohem Kragen; in der linken Hand hält er ein Buch, während die Rechte auf jener zu ruhen scheint.[4]) Sein Ursprung ist nicht zu bestimmen; wol aber lassen sich zwei ähnliche Bilder anführen. Erstens ein bisher unbekanntes Bild im hiesigen Kupferstichkabinet, das Faust in etwas archaisierender Tracht und dem Gelehrtenbarett zeigt[5]); zweitens ein Holzschnitt in Auerbachs Keller[6]), der eine Mittelstellung zwischen den beiden

---

[1]) Berlin 1818. — Die Abhängigkeit von Hauber ergiebt sich aus einer Vergleichung unmittelbar.

[2]) Scheible nennt Hauber als Vorlage selbst im Kloster 2, 22. Stuttgart 1846; ein zweiter Abdruck in Fausts Bücherschatz. Stuttgart 1851.

[3]) Das Volksschauspiel Dr. Faust. 1879 und 1882.

[4]) Vgl. S. XV f. Das Bild befindet sich in einem Oval mit Rahmen; letzterer fehlt in der Kölner Ausgabe.

[5]) Unter dem Bilde: Johann Faust. Den Hinweis danke ich Herrn Dr. J. Springer.

[6]) Vgl. Sillig-Schultze, Faust in Leipzig. 1858. S. 17. — Die Aufschriften 'Faust' und '1713' können späteren Ursprungs sein. Die Nachrichten und eine Skizze verdanke ich der Güte des Herrn Privatdocenten Dr. Ernst Elster in Leipzig.

Bildern des Christlich Meynenden einnimmt: den hohen Rücken und das schopfartig in die Stirn wachsende Haar hat es mit dem älteren Bilde gemein, das auf den Kragen herabfallende Haar und den Spitzbart mit dem jüngeren. Eigentümlich ist ihm der Ausdruck diabolischer Charlatanerie, der an den Faust von Arnims Gnaden erinnert.

Eine auf umsichtige Sammlung und eingehende Vergleichung gegründete Faustikonographie möchte sich der Mühe wol verlohnen: sie würde, wie die vorstehenden Andeutungen zur Genealogie der Bilder des Christlich Meynenden bereits zeigen können, die Entwickelungsgeschichte der Faustsage in eigenartiger Weise wiederspiegeln.

Berlin, den 7. Oktober 1891.

Siegfried Szamatólski.

III.

Des

Durch die gantze Welt

beruffenen

Ertz-Schwartz-Künstlers und Zauberers

Doctor Johann Fausts,

Mit dem Teufel auffgerichtetes Bündnüß, Abentheurlicher Lebens-Wandel und mit Schrecken genommenes Ende,

Auffs neue übersehen,

In eine beliebte Kürtze zusammen gezogen,

Und allen vorsetzlichen Sündern zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung

zum Druck befördert

von Einem

Christlich-Meynenden.

Franckfurt und Leipzig,

1725.

[2] Dieſe Verſe ſtehen, als eine Uberſchrift zweyer Bilder, in Auerbachs Keller zu Leipzig.

1. externè.

Der Doctor Fauſt zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt
Auff einem Faß mit Wein geſchwind,
Welches geſehn viel Mutter=Kind;
Hats durch ſein ſubtile Kunſt gethan,
Des Teufels Lohn empfangen davon.

2. internè.

Vive bibe obgrægare memor
Fauste cujus et hujus
Pœnæ aderat claudo hæc
asterat ampla gradu.

Anno M.D.XXV.

[3] Unpartheyiſcher Leſer:

Gegenwärtige Blätter ſolten billig entweder die Wahrheit der Hiſtorie des Welt-bekannten Schwartz-Künſtlers Doctor Johann Fauſtens, mit unverwerfflichen Gründen behaupten, oder wo dieſes ja nicht möglich, die Falſchheit derſelben der galanten Welt deutlicher vor Augen legen; welches auch Anfangs mein Abſehen ſelbſt geweſen. Weil aber ſo unzehlig viel Schrifften pro et contra davon heraus, die theils ex professo, theils incidenter dieſe intricate Materie berühret, und nicht ohne Verwunderung viele von denen Gelehrteſten unſerer Zeit hierinnen Schiffbruch gelitten, ſo habe ſolches zu einer reiffern Meditation ausgeſetzet, und bloß die von ihm erzehlten Fata zuſammen getragen, damit ich dem Verlangen einiger, welche ſeine Lebens-Beſchreibung nur in etlichen Bogen zu haben gewündſchet, ein Genügen thun möge.

* * *

[4] UND soll dieser Johann Faust in dem Anhaltischen Marck-Flecken Sondwedel, von frommen darbey aber armen Bauers-Leuten gebohren seyn, hingegen in Wittenberg einen wohlbegüterten Vetter gehabt haben, welcher seines Vatern Bruder gewesen, der ihn von wegen seines fähigen Kopffs, weil er keine Leibes-Erben hinterlassen, an Kindes-Statt auferzogen, und so fleißig zur Schule gehalten, daß er mit zunehmenden Alter, die Academie zu Ingolstadt besuchen, und nach etlichen Jahren nebst Eilff andern Canditaten den gradum eines Magistri nicht ohne geringen Ruhme seines Wohlverhaltens annehmen können. Allein das damahls in der Päbstl. Finsternüß vor Lutheri Reformation im Schwange gehende Seegen-sprechen, Exorciren und Teuffels-Bannen brachte ihm bald auff andere Gedancken, daß er sich auff die abergläubischen Characteres legte, und an hohen Fest-Tagen, wenn die Sonne früh Morgens aufgienge, das so genannte Crepusculum matutinum gebrauchte; Worzu die üble Conversation mit leichtsinnigen Leuten und häufig herumschweiffenden Zigeunern, zu welchen er sich fleißig gehalten, und die Chiromantie von ihnen erlernen wollen, sehr vieles beygetragen haben mag. Er changirte auch gar sein Studium Theologicum mit dem Studio Medico, und unter diesem Vorwande befleißigte er sich den Himmels-Lauff zu erforschen, lernete Nativi-[5]tät stellen, und suchte denen Leuten, was sie von ihrer Geburts-Zeit an, bis zu Ende ihres Lebens vor Glück und Unglück erleben würden, zu verkündigen. Worinnen er es auch ziemlich weit brachte, und nach und nach ein guter Prognosticant wurde, der sonderlich wegen des Calender-

ſchreibens ſich in Ruff ſezte. Seine Eltern ſahen zwar nebſt dem Vetter ſeine Umſattelung mit mißvergnügten Augen an, er wuſte ihnen aber gar bald ein gutes Sentiment von der an ſich ſelbſt höchſtnützlichen Medicin und Astronomie beyzubringen und ſie zu überreden, daß er gleichſam zu dieſen gebohren, und weit geſchickter als zur Theologie wäre; Welches die Ingolſtädtiſche Universität durch ſeine Vermittelung ſelbſt attestiret, und ihm nach verfloſſenen drey Jahren den Titel eines Doctoris Medicinæ ertheilet, woran zwar viele, auch ſelbſt diejenigen, welche dieſer Geſchichte noch einigen Glauben beylegen, zweifeln.

Nun iſt es nicht zu leugnen, daß er damals in Anſehung ſeines Fleißes noch viel Gutes an ſich hatte, welches die Augen der Leute blendete, indem er ſeine gottloſe Abſicht verbergen muſte, wo er ſich nicht den fetten Biſſen vom Maule nehmen laſſen wolte. So bald aber nun der Vetter die Augen geſchloſſen, und er Herr von dieſem groſſen Reichthume worden, ſo ergab er ſich allen Wollüſten; und als er bey merklicher Abnahme ſeines Vermögens ſich der lüderlichen Geſellſchafft entſchlagen muſte, ſo lehrte [6] ihm gar der ſchändliche Müßiggang auff Mittel ſinnen, ſich durch ein teuffeliſches Bündnüß auff der Welt glücklich zu machen. Weswegen er allerhand Astrologiſche, Chiro- und Nigromantiſche etc. Schrifften, deren in groſſer Anzahl nach ſeinem ſchrecklichen Tode gefunden worden, auffgekauffet, oder geborget und abgeſchrieben. Doch ehe er die Citirung der Geiſter anfieng, ſuchte er ſeine Complexion, ob ſie ihm zu ſeinen Zwecke geneigt und beförderlich oder hinderlich ſeyn möchte, zu erkundigen, weil immer ein Menſch glücklicher ſey, und eher Geiſter gewahr werde, als der andere. Darum laſe er fleißig im Zoroastre von ascendenten und descendenten Geiſtern, ſonderlich betrachtete er ſeine Geburts-Stunde mit dem damals geweſenen Einfluß der Sterne, und fande, daß er nicht allein mit einen herrlichen Ingenio begabet wäre, ſondern auch, daß die Geiſter eine ſonderliche Zuneigung zu ihm haben ſolten. Worinnen er noch mehr geſtärcket wurde, als er etliche mal nach einander in ſeiner Stuben einen ſeltſamen Schatten an

der Wand vorüber fahren, und des Nachts in der Schlaff-Kammer viel Lichter hin und wieder bis an seine Bett-Statt gleichsam fliegen sahe, auch vielmals gar leise Stimmen hörte; worüber er sich recht erfreuete; nur hatte er nicht so viel Courage dieses imaginirte Gesichte anzureden, sondern vermeynte durch das Crystall-Glas noch mehr Licht zu bekommen, welches er von dem berühmten Crystall-Seher Christoph Haylingern erhandelt.

[7] Worauf er sich auch bey heiterm Tage auff einen Creutz- oder Scheide-Weg der fünff Gänge hatte, und eine halbe Meile von Wittenberg lag, begab, und allda den gantzen Nachmittag verblieb; wo er bey einbrechender Nacht einen Reiffen mit vielen seltsamen Characteribus nebst zween andern Circkeln verfertigte, und die Mitternachts-Zeit im Spesser-Walde erwartete; wie sich diese seinen Verlangen nach auch zeigte, so nahm er seine Retirade in den mittelsten Circkel, und citirte nicht ohne geringen Mißbrauch Göttliches Nahmens den Teufel. Allein an statt, daß er in Person erscheinen solte, præsentirte sich eine feurige Kugel, welche nahe an dem Circkel mit entsetzlichen Knallen zersprang, und mit einem feurigen Strahl in die Lufft fuhr, daß er bald von seinen gottlosen Vornehmen abgeschreckt worden. Gleichwohl continuirte er seine Beschwörung mit weit härtern Worten, und wurde durch einen ungeheuren Sturm-Wind und vorbeyfahren etlicher mit Pferden bespanneten Wagen, welche wie ein Blitz seinen Circkel vorbey renneten, und ihn mit Staub über und über bedeckten, in neue Furcht gesezt, daß er sich wohl hundert mal gewündschet viel tausend Meilen darvon zu seyn. Wider alles Verhoffen aber sahe er ein Gespenst um den Circkel wandern, durch dessen Erblickung er wiederum etwas Muth bekam, und ihm zurieff: Er solte nur frey bekennen, ob er ihm dienen wolte, oder nicht? welches der Geist mit dem Bedinge, wo er etliche Puncte, die er ihm vorhalten würde, eingienge, [8] die gantze Zeit seines Lebens zu thun verhieß, und Morgens drauff in seiner Behausung zu erscheinen versprach, damit sie von dieser Sache mit einander umständlicher reden könten.

Fauſt acceptirte ſolches gantz willig, zertrat den Circkel mit Füſſen und kehrete, nachdem er drey Stunden lang mit der Beſchwörung zugebracht, wiederum mit Freuden nach Hauß. Welchem Verſprechen auch der Geiſt nach langem ängſtlichen Warten des Fauſts im Mittage nachgekommen, und ſich auff unterſchiedene Art nahe bey dem Ofen postiret, bis er endlich auff nochmals vorhergegangene Beſchwörung des Fauſts, ſich in einem Menſchen-Kopffe gezeiget, und ihm einen tieff-gebückten Reverenz gemacht, unter dieſem Vorwande aber, weil er nicht allzuweit von ihm entfernet, nicht weiter gehen wollen. Worüber ſich Fauſt ereyfert und mit noch härterer Beſchwörung gedrohet haben ſoll, welches dem verfluchten Geiſte unangenehm zu ſeyn geſchienen, weil er ſeinem Befehle im Augenblicke gehorſam geweſen, auſſer daß er ihm neue Angſt verurſachet, als er das Zimmer in vollem Feuer, welches ſich überall ausbreitete, und den Geiſt in dem gezeigten Menſchen-Kopffe, den Leib aber ſo zottig wie ein Bär geſtallt, erblickte, daß auch Fauſt genöthiget ward den Geiſt zu bitten, die Retirade wiederum hinter dem Ofen zu nehmen, welches auch geſchahe; Fauſt fragte ihm zwar darauff: Ob er nicht eine andere als dieſe abſcheuliche und greuli-[9]che Geſtalt annehmen könte: Allein der Geiſt negirte es, weil er ein Fürſt und kein Diener der Höllen ſey. Doch wolte er ihm einen ſchicken, der ihm in allen ſeinen Begehren nach Hertzens Wunſch willfahren werde, wo er dieſe fünff Puncte, welche Fauſt auffzeichnete, auch mit ſeinem Blute unterſchriebe, eingienge. Und waren dieſelben folgender Geſtalt eingerichtet, daß er

I. GOTT und allen himmliſchen Heer abſagen.

II. Aller Menſchen Feind ſeyn, ſonderlich derjenigen, ſo ihn ſeines böſen Lebens wegen würden ſtraffen wollen.

III. Worunter fürnehmlich die Geiſtlichen gehörten, denen er nicht gehorchen, und

IV. Zu keiner Kirchen gehen noch Sacramenta gebrauchen, wie auch

V. Den Eheſtand haſſen, und ſich weder in denſelben einlaſſen noch gar ehelich vollziehen ſolle.

*

Zum Gratial wolle er ihm die gantze Zeit seines Lebens alle nur ersinnliche Lust verschaffen und zu dem erfahrensten und berühmtesten Mann machen.

So süsse das lezte in Fausts Ohren klange, so bittere und melancholische Gedancken brachte das [10] erste zu wege. Aber worein verfällt nicht der Mensch, wenn er einmal sich dem Teufel ergeben? Was war es also Wunder, daß Faust alles auff die leichte Achsel nahm, und nur die leichtesten als den II. und lezten Articul vor schwer ansahe; Welchen Zweiffel er jedoch bald selbst zu heben wuste, und die blutige Handschrifft auff den Tisch zu legen versprach, nur solte er künfftig in verkleideter Menschen-Gestalt erscheinen; welches auch der Geist zusagte, und darauff verschwand.

Faust aber ergrieff ein Feder-Messer, öffnete an der lincken Hand ein Aederchen, und schrieb mit seinem Blute und eigner Hand diese höchst-verdammliche Obligation:

ICh JOHANNES FAUSTUS, Doctor, bekenne hie öffentlich am Tage, nachdem ich jederzeit zu Gemüth gefasset, wie diese Welt mit allerley Weißheit, Geschicklichkeit, Verstand und Hoheit begabet, und allezeit mit hochverständigen Leuten geblühet hat; Dieweil ich denn vor GOtt dem Schöpffer nicht also erleuchtet, und doch der Magiæ fähig bin, auch darzu meine Natur von himmlischen Influentien geneigt, zu deme auch gewiß und am Tage ist, daß der irdische Gott, den die Welt den Teuffel pflegt zu nennen, so erfahren, mächtig, gewaltig, und ge-[11]schickt ist, daß ihm nichts unmöglich, so wende ich mich nun zu dem, und nach seiner Versprechung soll er mir alles leisten und erfüllen, was mein Hertz, Gemüthe, Sinn und Verstand begehret und haben will, und soll an nichts Mangel erscheinen, und so denn dem also seyn wird, so verschreibe ich mich hiermit mit meinem eignen Blute, welches, wie ich gleichwol bekennen muß, daß ichs von dem GOtt des Himmels empfangen habe, daß ich dasselbe, und auch diesen meinen Leib und Gliedmaßen, so mir durch meine Eltern gegeben, und alles was an mir ist, samt meiner Seelen, hiermit diesen irdischen Gott feil trage, und ver-

ſpreche mich ihm mit Leib und Seele. Dargegen ſage ich, vermöge der mir vorgehaltenen Articul ab, allen himmliſchen Heer, und was GOttes Freund ſeyn mag. Zu Bekräfftigung meiner Verheiſſung will ich dieſen allen treulich nachkommen; und dieweil unſer auffgerichtetes Bündnüß Vier und Zwantzig Jahr währen ſoll, ſo ſoll er denn, wenn dieſe verſchienen und verlauffen, dieſes ſein Unterpfand, Leib und Seele, angreiffen, und darüber zu ſchalten und zu walten, Macht haben, ſoll auch kein Wort Gottes, auch nicht die ſolches predigen, und [12] vortragen, hierinnen einige Verhinderung thun, ob ſie mich ſchon bekehren wolten. Zu Uhrkund dieſer Handſchrifft, habe ich ſolche mit meinem eignen Blute bekräfftiget und eigenhändig geſchrieben.

Ob das ô homo fuge in ſeiner lincken Hand eingegraben dreymal von ihm geſehen worden, laſſe ich zwar dahin geſtellet ſeyn. Doch iſt kein Zweiffel, daß GOtt allerhand Vorſtellungen um ihn davon abzuziehen, in ſeinem Hertzen wird gethan haben, wenn nur Fauſt nicht vorſetzlich deſſelben heil. Würckung widerſtanden hätte. Der Teufel ließ ihm auch ſelbſt, nach Verfertigung derſelben, nicht viel Zeit übrig, es nochmals zu überlegen, ſondern holte gar zeitig, in eines grauen Münches Geſtalt, die kaum trocken gewordene Obligation ab, und verſprach nochmals den ſchon gedachten gelehrten und erfahrnen Geiſt, in eben dieſer Kleidung künfftig zu ſchicken, welcher auch Abends nach Tiſch-Zeit, als ſchon alle Thüren im Hauſe verſchloſſen, an ſein Museum klopffte, und ſich nach geheißenem Setzen und gethanener Frage: Was ſeine Handthierung ſey? gegen ihm beſchwerete; warum er ihm alle Herrligkeit beraubet, und zu einen Menſchen-Diener gemacht? Doch weil er ein Spiritus familiaris, der gerne in Geſellſchafft der Menſchen wäre, und dem Befehle ſeines Principalen nicht wohl widerſtreben könte, ſo wolte er ihm getreulich dienen, er [13] ſolte nur, wenn er ſeiner benöthiget, Mephistophiles ruffen, er würde nicht weit ſeyn. Wormit auch Fauſt wohl zu frieden war, und ihm vor dismal dimittirte. Allein bey der andern Zuſammenkunfft wolte er bald mißtrauiſch auff ihn werden, warff ihm den ihm nicht zukommenden

Habit vor, und wolte ihm gar ein Schellgen anhängen damit er ihn kommen hörte; welches dem Geiste nicht anstehen mochte, denn er expostulirte mit sehr penetranten Terminis mit ihm, daß auch Faust ziemlich gelinde Säiten auffzog, und ihn zu besänfftigen suchte.

Nun war seine erste Sorge, weil die Lebens-Mittel meist verzehret, um deren verspührten Mangel er dieses desperate Refugium ergriffen, wie seine künfftige Haus-Haltung auff das kostbarste eingerichtet werden möchte; welche ihm der Geist bald benahm, und Koch und Kellner zu seyn versprach, nur solte er allerhand Geschirre anschaffen, solche wolte er alle mit dem delicatesten Essen und Trincken anvöllen; keine Magd könne er nicht leiden, aber einen Famulum und gute Freunde mit denen er bißher umgegangen, könne er ihm zu Gefallen und zu seinem Zeit-Vertreibe wohl erlauben. Wegen der Kleidung dürffe er gleichfalls unbekümmert seyn, wenn er allemal ein Verzeichniß von allen, was er verlangte, Abends zuvor auff den Tisch legte, so würde er alles kommenden Tages zu rechter Zeit haben.

[14] Welches Faust fleißig beobachtete, und bey der ersten Mahlzeit vom Geiste ein zierlich vergöldetes Trinck-Geschirr verehrt bekam, wobey er mit sechs oder acht Speisen nebst etlichen Sorten von Weine tractiret wurde. Allein wer wünscht sich wol dergleichen verfluchte Mahlzeit zu geniessen, welche uns zu einen asotischen und teufelischen Leben Thor und Thür öffnet, worein Faust gefallen, und um dieser Ursachen wegen in der gantzen Stadt in Geschrey war, daß ihn auch der Geist selbst, um ihn aus dem Verdacht zu bringen, zu einer eingezogenen Lebens-Art anmahnen muste, und in eigner Person Aecker und Wiesen besser als zuvor, bestellen ließ. Wodurch also sein Credit noch in etwas so lange erhalten wurde, biß er das Gewinnsüchtige Spielen hervor suchte, und entsetzliche Summen Geldes vom Geiste begehrte; worein dieser nicht willigen wolte, sondern hefftig contradicirte. Faust muste zwar gute Worte geben, doch fruchtete es so viel, daß ihm der Geist hernach niemals bestraffte: Hingegen verbot er ihm die heilige Bibel zu lesen, und von Glaubens-Sachen zu

disputiren. Wolte er ja was lesen, so solte er das erste, andere und fünffte Buch Mose, den Hiob, nebenst denen Apocryphis, und im Neuen Testament den Zöllner, Mahler und Arzt (Matthæum, Marcum und Lucam) durchgehen; den Psalter, den Johannem, und den Schwätzer Paulum aber gäntzlich meiden. In discouriren könne er Themata von Concilien, Ceremonien, Messe und Fege-Feuer nehmen; welches Faust, wiewol ungerne, eingieng.

[15] Doch war er nicht von der Krafft, seine Gewissens-Angst gantz und gar zu verstecken; Denn bald fragte er den Geist: Was er Anfangs für ein Geist gewesen? Ob der bösen Geister viel wären? Aus was Ursachen die Teufel von GOtt aus dem Himmel verstossen worden? Ob die Teuffel auch eine Ordnung und Regiment wie weltliche Fürsten unter sich hätten? Wie die Hölle beschaffen, ob eine zu statuiren oder nicht? Bald aber: Was es mit dem Himmel vor eine Bewandniß habe? Wie groß das Ansehen und die Freude der Engel daselbst? Und wie angenehm das Paradies der ersten Eltern anzusehen gewesen? Ob die Teufel ebenfalls hoffen einmal selig zu werden? Endlich druckte er gar los, und wolte wissen: Was der Geist wol gethan hätte, wenn er an seiner Stelle gewesen? Ob ihn der Teufel zuvor schon, ehe er dieses Bündniß mit ihm getroffen, wie andre sichere und gottlose Menschen geregieret und geistlich besessen hätte? worvon der Geist wider seine Natur und Eigenschafft sehr wohl raisonirte, und ihm dadurch die Bekümmernis der Seelen verdoppelte. Aber das verstockte und nunmehr an GOttes Gnade zweifelnde Hertz des Fausts ließ auch des Teufels eigene Warnung leer vorbey streichen; Worbey wir GOttes unbeschreibliche Barmhertzigkeit erkennen lernen, daß alle Creaturen, ja der Teufel selbst wider seinen Willen die abtrünnigen Sünder zur Busse vermahnen müssen. Noch ist der [16] ruchlose Mensch bey sehenden Augen blind, und bey hörenden Ohren taub, und widerstehet allen Reitzungen und Lockungen des Heiligen Geistes.

Faust spielete mit seinen Zottigen Hunde Præstigiæ, welcher mit seiner die Menschen selbst übertreffenden Kunst

ihm divertirte. In seinem Hause waren die Zimmer mit Tapeten und schönen Gemählden bezieret; in zwoen Stuben wurde die rareste Zusammenstimmung eines Vogel-Gesangs von allerhand lieblich-singenden Vögeln gefunden; den Vorhof sahe man mit Capaunen, Enten, Indianischen Hünern, Reb- und Hasel-Hünern, Krannichen, Reygern, Schwanen, Störchen, ꝛc. alle von ausser ordentlicher Schönheit und Grösse angevöllet; sein Lust-Garten gleichte sich fast dem Paradiese, welcher von keinen Winter wuste; denn das gantze Jahr grünete das mit allerley Bäumen vermengte Laub und Gras; der schönsten von mancherley Art Trauben behängten Weinstöcke, welche Winter und Sommer reiff, hiengen da, wie auch der prächtigsten Tulpen, gefülten Joseph-Stäbe und Narcissen, ingleichen der vielfärbigen Blumen und Rosen, wurde man daselbst in grosser Menge gewahr; gleich im Eingange des Gartens fielen denen Zuschauern zierlich auffgeführte Granaten- Pomerantzen- Limonien- und Citronen-Bäume, hernach von andern gemeinen, als Kirsch- Aepffel- und Birn-Bäumen, in die Augen; und wer [17] wäre alle Stauden-Gewächse nach der Länge zu erzehlen vermögend? Da in einen Augenblicke die Bäume andere Früchte, als ihre Natur mit sich brachte, herfür gaben: Denn hier trugen etliche Birn-Bäume nebst ihren Birnen Datteln, Kirsch-Bäume Feigen, andere zeitige Castanien ꝛc. Nur bekamen die wenigsten, ausser seine Bekannten, dieses bezauberte Lust-Revier zu Gesichte. Denn ob er wol durch seine grosse Erkenntniß der Astrologie und Mathematic, in welcher ihm zur selben Zeit keiner gleich gekommen, auch hierinnen was sonderliches præstiren können, so war doch diese verblendete Vorstellung von so gar übernatürlicher Wirckung, daß er besorgen muste, es möchten durch den Anblick derselben die Leute noch mehr in dem von ihm geschöpfften Wahne der Zauberey gestärcket werden.

In der Astrologia suchte er sich im Gegentheile desto bekannter zu machen, in welcher er, durch Beyhülffe seines Geistes, den Zunahmen des andern Zoroastris von andern Astrologis erhielt. Seine Prognostica oder grosse Practica, welche er unterschiedlichen vornehmen Herren dedicirte,

ſtimmeten alle überein. In ſeinen Calendern fande man alle Jahr ein neues Werck, welches in der Witterung ſonderlich accurat; worbey er Zeit und Stunde meldete, wenn dieſes oder jenes künfftig geſchehen würde, und jede Herrſchafft wegen der bevorſtehenden Theurung, [18] Krieg, Auffruhr und Peſtilentzialiſchen Kranckheiten beſorgt zu ſeyn, anmahnete. Er erhielte auch was er ſuchte, denn jedermann hielte ſeine Reden und Schrifften vor Oracula; Gegenwärtige und Abweſende conſulirten ihn, und begehrten ſich von ihm entweder wahrſagen oder die Nativität ſtellen zu laſſen; welches leztere unter unzehlig andern mit dem eintzigen Exempel des Prælaten Azzolini zu Pavia erweiſe, dem er vorher geſagt, daß er bald Cardinal werden würde, und deswegen nebenſt dem verbündlichſten Dancke 200. Cronen von ihm, als die Erfüllung geſchehen, überſchickt bekommen.

Nun wollen wir, ehe wir zu dem erſchrecklichen Ende ſeines Lebens eilen, etliche lächerliche Poſſen von ihm anführen, und mit dem curieusen Mantel-fahren dreyer jungen Frey-Herren auff das Fürſtliche Beylager nach Münſter den Anfang machen: Dieſe brachte Fauſt ohne Wagen und Pferde auff ſeinem Mantel glücklich hin, und wieder zurück, auſſer einen, der ſein verſprochenes Stillſchweigen gebrochen, und ſich als man das Hand-Waſſer, damaligem Gebrauche nach, auf Befehl des Fürſten, ihnen auch gereichet, ergebenſt bedancket, und deswegen zurücke bleiben, ja gar ins Gefängnüß wandern müſſen; dem aber Fauſt noch vor anbrechendem Morgen des folgenden Tages erlöſete, indem er die Leib-Wacht des Fürſten in einen tieffen Schlaff be-[19]zauberte, Schloß und Thüre durch ſeine Kunſt öffnete, ſeinen Mantel um den noch ſchlaffenden Frey-Herrn warff, unvermerckt damit fortſchiffte, und nicht ohne groſſe Freude nach Wittenberg zu ſeinen Vettern brachte, welche ihn mit einer anſehnlichen Verehrung regalirten.

Allein ſo groſſe Summen ihn ſeine Kunſt und der Geiſt zu wege brachten, ſo groß wolte manchmal der Mangel einreiſſen, welches Fauſten, auff abgeſchlagene Antwort ſeines Mephistophilis, auff neue Liſt und Ränke zu ſinnen nöthigte.

Der denn in Beyſeyn eines ſeiner guten Freunde einen Juden anbackte, daß er ihm 60. Thaler auff einen Monat lang vorſchießen ſolte, er wolte ſie ihm nebenſt der interesse mit danckbarem Gemüthe, (wiewol das Hertz weit darvon entfernet war) wieder zuſtellen; in Auſſenbleibung deſſen aber möchte er ſich ſtatt eines Unterpfandes an ſeinen Fuß halten; welches der Jude, ob es ſchon ein bloſſer Schertz, im Ernſt annahm, und nach verlauffener Zeit das Seinige forderte, ja gar mit Gewalt, in Gegenwart zweyer Juden, auff des Fausti begehrte nochmalige Vorleſung der Obligation, das Unterpfand ablöſete, und das Blut ſeiner Meynung nach halb-todten Fausti mit einer auffgelegten Salbe ſtopffete. Allein die Reue kam eher dem Juden als Fauſten an, darum warff er den Fuß ins Waſſer; welches Fauſten Gelegenheit gab, ihn gerichtlich zu be-[20]langen, und wurde die Sache per amicabilem compositionem dahin verglichen, daß beyde Theile ſich ihrer Anforderung losſagten.

Wie nun dieſes Geldchen auch verthan, ſo muſte ein Roßtäuſcher auff dem öffentlichen Marckte herhalten, dem er ein durch ſeine Kunſt zugerichtetes licht-braunes Pferdt verhandelte, und darbey verwarnete, es vor Verfließung zweyer Tage nicht in die Schwemme zu reiten; Weil er es aber doch that, und im Durchreiten auff einem Büſchel Stroh faſt ertruncken wäre, ſo practicirte Fauſt ſeine Kunſt noch einmal, und ließ ſich auff der Ofenbanck ſchlaffende von dem ergrimmten Roßtäuſcher, ein Bein ausreiſſen, als er ihm etwas zu hart ziehen mochte, wodurch er aus dem verſtellten Schlaffe erwachete und Zeter und Mordio ſchrye, daß der Roßtäuſcher über Halß und Kopff den Fuß zurücklaſſende, das Reißaus ſpielete.

Fünff Schweine, die ſein Famulus Wagner getrieben, und er jedes vor 5. Gülden verhandelt, ſind auch wie das Pferd in Stroh-Wiſche metamorphosiret worden, welche die Säutreiber, wider ſeinen gethanenen Befehl, in die Schwämme getrieben.

In Leipzig hat er einen artigen Poſſen geſpielet, wohin er ſich, die Meſſe zu beſuchen, mit etli-[21]chen Polniſchen von Adel, welche damals in Wittenberg ſtudirten, und Fauſten offt Compagnie

leiſteten, begeben; allwo ſie denn durch ſeine Kunſt geſchwind und ohne Schaden angekommen; lieff ihnen gleich ein Haaſe quer über den Weg, welches ſie vor ein unglückliches Omen auslegten, ſo begegnete ihnen doch nichts, das ſie an ihrer Reiſe verhinderte. Wie ſie nun die Koſtbarkeit der Stadt und den Flor der Kauffmannſchafft in Augenſchein genommen, ſo wurden ſie in einem Wein-Keller gewahr, daß die Schröter ein Faß Wein nicht heraus bringen konten, worüber ſie ihr Gelächter hatten, welches das ohnedem grobe Külpel-Volck noch mehr in Harniſch jagte, daß ſie die ſchimpflichſten Reden gegen ſie ausſtießen, und ihnen vorwurffen, daß ihre loſen Goſchen es doch nicht heraus ſchroten würden: Ja der Herr des Kellers retobligirte ſich ſelbſt einen unter ihnen das Faß Wein zu ſchencken, der ſeine Worte in der That præſtiren könte. Wemit Fauſt gleich zufrieden geweſen, das Faß wie ein Pferd heraufgeritten, und es in einem Wirths-Hauſe mit unterſchiedlichen Studenten ausgeſoffen.

Denen Erfurtiſchen Studiosis hat er nicht allein, als er M. Moirs begleitet, der dahin vocirt worden, die rühmlichen Thaten der Griechiſchen Helden Menelai, Achillis, Hectoris, Priami, Alexandri M. Ulyssis, Agamemnonis, Ajacis recht anmuthig aus dem Homero erzehlet, ſondern ſie auch in Perſon vorgeſtellet, und mit dem ungeheuren Rieſen Polyphemo, der nach dem äuſſerlichen Anſehn nach einen Schenckel eines kleinen Rindes verſchluckte, mit ihrem groſſen Schrecken den Schluß gemacht.

Ja er hat gar daſelbſt im Ercker bey dem Stadt-Juncker des Nachts, bey verſchloſſenen Thoren, über die Mauren von Prage her, auff ihr Wündſchen, ſich eingeſtellet, und iſt vor anbrechenden Morgen wieder in Prage geweſen, welches er durch Hülffe ſeines freßigen Pferdes, oder beſſer zu ſagen, ſeines Geiſtes, verrichtet.

Endlich ließ er die Leute auff der Straſſe nicht ungevexiret: Als er bey Braunſchweig, wo er einen ſchwindſüchtigen von Adel beſuchte, einen Bauren die Räder vom Wagen in der Lufft wegführte, und die Pferde ohne einige weitere Regung niederfallen muſten; Wodurch er dem groben

Geſellen mit fremden Leuten freundlich umzugehen lehrete, und faſt den halben Tag zu thun machte, ehe er die Pferde aufmunterte, und die Räder vor jedem Thore, woſelbſt ſie hingeflogen, wiederum holte.

Einen andern Bauren fraß er gar ein Fuder Heu, als er ihm aus dem Wege nicht weichen wolte noch konte; Und wiederum einen [23] andern vor einen Löwen-Pfennig, ſtatt eines Sallats, ein halbes, und behielten doch, wie man den Schaden beſahe, ſo viel ſie haben ſolten.

Noch lächerlicher war es, als er einen Wirths-Jungen, der ihm zu voll einſchenckte, mit Haut und Haar verſchluckte, und aus dem Schwanck-Keſſel von dem Kühl-Waſſer einen guten Pommeriſchen Trunck auff dieſem fetten Biſſen that; denn fande man ihm gleich hintern Ofen ſitzen, ſo zitterte und bebte doch alles an ihm, und war überall naß.

In Wittenberg verblendete er etliche Studenten, welche ſich vor ſeiner Behauſung um eine leichtfertige Bettel herum ſchmeißen und 5. gegen 3. gehen wolten, daß keiner den andern ſahe, ſondern theils über die Steine fielen, und darein hieben, theis an die Wände mit dem Kopffe liefen, und ſich alſo einen jeden zum Gelächter machten.

Welches denen ſchreyenden Bauren auff einer Kirch-Weyh ebenfalls ſo ergieng, die auſſer der Stube wohl reden, aber in der Stube mit aufgeſperrten Mäulern nichts vorbringen kunten. Und dem in der Stadt Heilbronn von der Weyde kommenden und nach ſeiner Art blöckenden Viehe ſperrete er die Mäuler auff, und ließ ſie nicht eher ſchreyen als biß ſie ſeiner Wohnung vorbey, [24] daß er ſelber darzu lachen muſte, wenn eine Magd zur andern rieff: je Elße, Annel, Urſel, hat denn deine Kuh auch ein auffgeſperrtes Maul?

Wie groß mag nicht die Verwunderung geweſen ſeyn, da er in dem auff dem Berge liegenden Städtgen Boxberg den am Himmel ſtehenden Regen-Bogen mit der Hand ergriffe, und ſich, wo es denen auff die Franckfurther Meſſe reiſenden Kauff-Leuten, in deren Geſellſchafft er ſich befand, gefiele, auff ſolchen ſetzen und fortfahren wolte.

Noch kunte er in der Franckfurther Messe nicht vertragen, daß vier Gauckler es ihm in vielen Stücken, wo nicht zuvor, doch zum wenigsten gleich thaten. Denn diese hieben einander auff einer auff der Erden liegenden Decke die Köpffe ab, liessen den abgeschlagenen Kopff durch einen darzu bestellten Barbierer waschen, gaben den Kopff denen Zuschauern in die Hände, und satzten solchen wieder auff dem Leib, da denn eine Lilie aus den auff dem Tische stehenden Topffe heraus sprang, und Kopff und Leib wiederum vereinigte. Solches war nun dreymal in der That præstiret worden; Wie aber der Maitre darvon seine Kunst gleichfalls zeigen wolte, und schon niederkniete, so gehet Faust unsichtbar hin, und schlitzet den Lilien-Stengel des Meisters, und gehet unvermerckt davon. Welches verursachte, [25] daß er, nachdem sie alles, wie mit dem vorigen vorgenommen, todt blieb, und niemals zu erwecken war.

Durch solche seine Zauberey ward er Stadt- und Landkundig, dannenhero ihm viele gottseelige und gelehrte Leute, und unter andern einer von seinen Nachbarn von seinen teuffelischen Leben abzustehen, vermahneten, er wolte in sich gehen und Busse thun. Aber höchster GOtt! wäre es ihm ein rechter Ernst und nicht eine Cains- oder Judas-Reue gewesen, so würde er dem H. Geist besser gefolget, und den neuen Versuchungen des Teufels stärckern Widerstand gethan haben, als daß Faust sich wieder von neuem dem Satan ergeben, und die andere teuffelische Obligation mit seinem Blute schreiben dürffen; noch aus einer Höllen-würdigen Rachgierigkeit gegen diesen alten und um seine Seel und Seeligkeit wohlmeynenden Nachbar so undanckbar seyn dürffen. Denn ob gleich dieser GOttes-Mann den Polter-Geist in seinem Hause nur verhöhnete, und ihm lachende zurieffe, daß er die Zeit seines Lebens keine schönere Music als diese gehöret, welche er ohne Zweiffel in einem Wirths Hause von denen vollen Bauern und niemals nüchternen Zech-Brüdern gelernet, ja gar fragte: Ob es eine Concerte? Wenn ihm die Noten zu continuiren beliebten, so wolte er den Text darzu singen; und deswegen das unvergleichliche Lied: Durch A-[26]dams Fall ist gantz verderbt ꝛc. gantz durch sange, nach dessen Endigung aber weiter

gegen ihm fortfuhr und ſagte: Nun Meiſter Satan wie gefällt dir dieſes Lied? Warum haſt du dich nicht mit deiner Engliſchen Stimme an einen Fürſtlichen Hofe gemacht, wo man ſie mehr als ich æstimiret. Du befürchteſt wohl, du möchteſt aus der Capelle wie aus dem Himmel verſtoſſen werden? Und gleichwol wilſt du die Leute in ihren Häußern mit deiner nichtswürdigen Kunſt turbiren? Geh, geh, du Schandfleck? ich ſage, geh, geh und packe dich, und ſpare deinen ſchönen Geſang biß zur Aufferſtehung der Todten und Erſcheinung des allgemeinen Richters, der wird dich in eine ſolche himmliſche Capelle verſetzen, wo die hölliſchen Flammen zum Loche heraus ſchlagen werden. Als der Geiſt ſelbſt zu weichen gezwungen ward, ſo mochte er doch, durch GOttes heilige uns unbekannte Zulaſſung, denen Mord-Stichen des Teufels nicht entgehen, ſondern bekam eine gehlinge Lähmung an Händen und Füſſen, daß er darüber inner Jahres Friſt die Erde kauen muſte.

Und was ſoll ich von Fauſts eignen Leben melden? war ſolches nicht nach ſeiner ſchein-heiligen Bekehrung weit gottloſer als zuvor? Denn nunmehr äffete er ſie nicht nur, ſondern verunruhigte ſie Tag und Nacht. In Gotha verunreinigte er Valentin Hohenweyers Ehe-Bette, [27] und als der Wirth ihm deswegen das Hauß zu räumen nöthigte, ſo verbannete er einen Polter-Geiſt in daſſelbige, welcher ein ſolches Poltern und Rumoren im Hauſſe anfieng, daß niemand mehr darinnen bleiben wolte, ja der Wirth muſte ſelbſt die Wirthſchafft aufgeben und es leer ſtehen laſſen.

Zwar erbarmete er ſich eines Prieſter-Sohns von Waſſerburg, und nahm ihn wegen der groſſen Kälte, und deſſen üblen Kleidung, zum Famulo an; ſolches wäre aber auch nicht geſchehen, wenn er nicht aus des Schülers eignen freyen Berichte vernommen, daß dieſer Baſtart der Zucht ſeines verhurten Vaters entlauffen, und zugleich aus deſſen Complexion ſchloſſe, daß er eines verſchmitzten Kopffs ſey, und ſich ſehr wohl für ihm ſchicke; welches auch gewiß erfolget, und hat ſich dieſer Chriſtoph Wagner gleichfalls dem ſo genannten Geiſte Auerhahn mit ſeinem Blute verbunden.

Es gab auch noch mehr ſolche Schwartze-Kunſt-treibende

Vogel, sonderlich in denen Klöstern; In deren eines zu Halberstadt Faust zum Abte geruffen ward, um von ihm noch mehr darinnen zu profitiren. Wie aber Faust an sich hielt, so consulirte der Abt seinen im Crystall habenden Geist, ob es Faust gut oder böse meynete; Von welchem er zur Antwort bekam, daß er es zwar [28] gut meynte, doch würde er sich gegen ihm, weil er sich dieser Kunst auch rühmte, nicht sehr bloß geben. Wolte er seinem Rathe folgen, und ihn davor von seinen Banden lossprechen, so solte er Fausten um seinen Hund bitten, der ebenfalls ein Geist, und grössere Künste als er verstünde, worein endlich Faust, wiewol ungerne, und nicht länger als auf 3. Jahr willigte. Welchen Termin der Abt nicht einmal erlebte, sondern durch eine hitzige Kranckheit dem Teufel zu theil wurde. Weil Faust selbst nicht heyrathen durffte, so vertrat er die Stelle eines Kuplers, und verband ein paar Adeliche Personen mit einander, die gantz contrairer Meynung waren; Denn seine Kunst brachte die Dame auf gantz andere Gedancken, daß sie ihn hernach weit mehr liebte, als sie ihn zuvor gehasset.

Ob nun wohl Faust sich in alles melirte, so ist es doch zu verwundern, daß er einen von Adel bey Zwickau nur mit leeren Worten gespeiset, und nicht den Hauß-Kobolt vertreiben wollen, da es doch andere Zauberer nach vieler Meynung, fast wider den Ausspruch Christi: Daß kein Reich, das mit sich selbst uneinig, bestehen könne, durch GOttes uns unbekannte Zulassung verrichtet.

Hingegen Schätze zu graben verleitete ihn manchmal seine eigene Noth, wenn der Geist nicht gnug Geld hergab, und soll er auff Einrathen des [29] Geistes in einer alten verfallenen Capelle bey Wittenberg mit einen irdenen Topff einen Schatz gehoben haben, in welchem viel angezündete Lichter und eine grosse feurige Schlange zur Verwahrung gelegen, die er beschworen, und die Kolen mit nach Hauße genommen, daraus an Werthe über 1000. Thaler güldne und silberne Müntze worden.

Und als der Leipzigische Magi-strat auff einer Oster-Messe dem Cardinal Campegio viele Ehre erwiese, und unter andern

auch eine Jagd anſtellete, ſo fuhr Fauſt und Mephiſtophiles mit vielen Hunden begleitet in die Lufft, und jagten für allem Volcke in der Lufft, welches dem Ehrwürdigen Herrn ſo wohl gefallen, daß er Abends ſein Gaſt geweſen, und ihm groſſe Ehre in Rom angeboten, wo er ſich dahin begeben wolte, ſo er aber abgeſchlagen.

Wo es wahr iſt, was von Maximiliano I. erzehlet wird, daß er ſich zu Inſpruck von D. Fauſten Alexandrum M. mit ſeiner Gemahlin, wie Saul ſich Samuelen von der Hexe zu Endor zeigen laſſen, davon der erſte in einen köſtlichen Harniſch erſchienen, und dem Käyſer einen tieff-gebückten Reverence gemacht; die andere aber in einem Himmel-blau-ſammeten und mit Orientaliſchen Perlen geſtückten Stück ſich vor ihm gedemüthiget, und die im Leben gehabte Wartzel [30] am Halſe noch gehabt; Auch ſich recht ſehr erluſtiget, als ihm Fauſt unverhofft früh Morgens einen bezauberten Saal zugerichtet, welcher Fauſts eigenen Garten übertroffen, aber nur nicht lange gedauret hat. Und gar vergnügt geweſen, als in dem groſſen Speiſe-Saal ein Gewölcke hinein gerauſchet, gleich als wenn es regnen wolte, bald darauff aber ſich in weiß und blau vermiſcht; worbey der volle Mond und alle Sterne in ſchönſter Klarheit zu ſehen, und die Sonne durch das Gewölcke recht geblitzet, und einen Regenbogen über der Käyſerlichen Tafel formiret, und ſich zulezt wie der Käyſer aufgeſtanden mit Donner und Blitz geendiget. So muß man erſtaunen, wie dieſer ſonſt löbliche Käyſer hierüber keinen Abſcheu gehabt.

Eben an dieſem Hofe hat er einen Ritter den Baron von Hard, als er zum Fenſter heraus geſehen, und eingeſchlaffen, auff Zureden anderer, zum andern Actæon gemacht, wovor er ſich rächen wollen, aber hierüber noch ärger angelauffen; Denn ihn packte ein Hauffen geharniſchter Ritter an, welche Fauſt gezaubert und commandirte, auch den Ritter nebſt ſeinen Leuten zu Kriegs-Gefangenen machte, aber wieder los ließ, nachdem er ihnen anderes Gewehr und andere Pferde vor die ihrigen gegeben, welche, ſo bald ſie ins Waſſer gekommen, zu Strohwiſchen wurden.

[31] Einen andern Freyherrn, der seinen Sitz zu Helpeda bey Eißleben hatte, wuste er schon freundlicher zu begegnen: Denn er verschaffte ihm eine schöne Musiqve von allerhand Vögeln, und lehrte zween von seinen Vogel-Stellern, wie sie aus der Vögel Schreyen, Fliegen, Schnattern und Pfeiffen künfftiges Wohl und Weh abnehmen könten; welche Vögel aber alle, zwey Jahr vor dem erbärmlichen Ende des Fausts, nach und nach verflogen seyn.

Der schwangern Gräfin von Anhalt stillete er gar bald ihre Sehnsucht nach frischem Obste, denn sein Geist füllete die drey vor das Fenster gesezte silbernen Schüsseln in währender Mahlzeit mit Weintrauben, Aepffeln und Birnen; Ja bey seinem Abschiede præsentirte er ihnen auf dem Rombüchel ein mit einem Wasser-Graben umgebenes Schloß, in welchem Wasser Schwanen, Reiher, Enten und dergleichen schwamen, und im Hofe Affen, Meer-Katzen, zahme Bähre, Gemsen, Strauße ꝛc. giengen. Drauff sezte er ihnen ein herrliches Früh-Stücke vor, wobey die allerangenehmste Musiqve von allerhand Instrumenten zu hören war. Doch ehe die hohe Gesellschafft wiederum zurück gekehret, so hörten sie ein grosses Knallen, und sahen dieses schöne Schloß sich im Feuer verzehren, ihnen aber kam ein solcher starcker Hunger an, daß sie von neuem frühstücken musten.

[32] Und einen von Adel aus Dreßden, der sich vor seiner Sclaverey mit einem Fräulein versprochen, soll sein Geist, aus Commiseration des Fausts, aus der Türckey geholet haben, als er gehöret, wie man ihn vor todt hielte, und die Braut sich schon anderweit vermählet, durch welches Ankunfft die Ehe zertrennet worden, weil dieser das Vorrecht vorgeschützet, und der bisher gewesene Ehe-Mann durch Faustens Kunst zum Ehestand untüchtig gewesen.

Auf einer Fast-Nacht soff Faust mit etlichen Studenten bis in die Nacht hinein, und fuhren auff einer Leiter, jeder auff einer Sproße in des Bischoffs von Saltzburg Wein-Keller, wo sie ein Glas nach dem andern ausleereten, biß der Keller-Meister darzu kam, und sie vor Diebe schalt, dem aber Faust, als sie wieder wegfahren wolten, und jedes eine

Flaſche mit Weine zu ſich geſteckt, bey den Haaren mit fortführte, und auff dem höchſten Gipffel eines groſſen Baumes ſatzte, von welchen er mit groſſer Mühe und Arbeit herunter gebracht worden.

Des andern Tages wolten ſie es wieder anfangen, wo ſie es geſtern gelaſſen, traffen aber bey Fauſten nur ein gekocht Stück Rind-Fleiſch an: Der denn bey ihrer Ankunfft durch ſeinen Geiſt die delicatesten Speiſen verſchaffte, worunter auch zwiſchen zwey Braten ein Kalbs-Kopff [33] ſtund, welcher, als ihm ein Studente auf Fauſts Bitte zerlegen ſolte, zu ſchreyen anfienge: Mordio! Helfio! Au Weh! was hab ich dir gethan? Darauf ließ ſich die angenehmſte Musiqve hören, und ſprangen und hüpffeten die Gläſer darzu. Darnach ließ er den Hauß-Hahn herein bringen, dem er zu trincken gab, daß er natürlich zum Tantze pfiffe, darzu die in die Stube geſezten irdenen Töpffe tantzen und an einander ſtoſſen muſten, daß ſie ſich ſelbſt zerbrachen; Endlich machte ein alter Affe vollends den Kehraus.

Als die Abend-Mahlzeit herbey rückte, ſo ſteckte Fauſt eine Stange zum Fenſter hinaus, worauf ſich Droſſeln, Lerchen, und Groß-Vögel ſatzten, die ſie haſchten, pflockten, und ſich zurichteten.

Den Donnerſtag nach der Faſtnacht gaben ſie zu, und tractirte ſie Fauſt eben ſo herrlich als wie die vorigen Tage. Worbey unter andern Kurtzweilen auch dreyzehen Affen tantzten, und hernach durch die Fenſter ſprangen. Endlich beſchloſſen ſie mit einer Schlitten-Fahrt dieſes Larven-Spiel; Denn weil ſich deſſelben Tages ein groſſer Schnee geleget, ſo richtete er durch ſeine Zauberey einen groſſen Schlitten in forma eines Drachen zu, auff deſſen Kopffe Fauſt, und in der mitten die Studenten ſaſſen, auff dem Schwantze aber vier poßierliche Affen gaukelten, [34] unter welchen einer eine Schalmeye pfiffe, und der Schlitten lieff von ſich ſelbſt, ohne Beyhülffe einiger Pferde.

Bey einem ſo groſſen epicuriſchen Leben konte es freylich nicht anders ſeyn: Fauſt muſte wieder ſein Verſprechen einen Appetit nach Weiber-Fleiſche bekommen. Er verliebte

ſich auch in eine ſchöne doch arme Magd, welche bey einem Kramer in ſeiner Nachbarſchafft dienete, die ihm aber auſſer der Ehe nichts erlauben wolte, weswegen er ſie zu ehelichen willens war, und darüber mit dem Geiſte hart zuſammen kam, und doch noch mit ſeinen Kopffe durchzutringen vermeynete. Da aber alle Angeln an Thüren zerſprangen, und das gantze Hauß in vollem Feuer ſtunde, ſo wurde er genöthiget ſich gegen dem ſich præsentirenden Lucifer zu demüthigen und um gutes Wetter zu bitten. Welches er auch mit Verſprechung alles Gehorſams erhielt, und kurtz darauf, aus ſonderbarer Gnade des Lucifers, die ſchöne Helena aus Griechen-Land zur Beyſchläfferin erhielt, mit welcher er einen Sohn gezeuget.

Daß dieſes Succubi angekommene Wehen und endliche Geburt keine natürliche, wie etliche statuiret, ſondern eine bloſſe Verblendung geweſen, lehret uns Fauſt ſelbſt: Denn ob er ſchon dieſen untergeſchobenen Teufel faſt mehr als väterlich liebte, ſo übergieng er ihm doch in ſeinen [35] lezten hinterlaſſenen Willen, wohlwiſſende, daß Mutter und Sohn von gleicher Eigenſchafft, welche nach ſeinem Tode nicht lange auff der Welt herrſchen würden. Und ſezte an deſſen Stelle ſeinen in Boßheit gleichkommenden Famulum in einem vor Notario und Zeugen auffgerichteten Testamente zum völligen Erben ein, daß ihm Hauß und Garten nebenſt aller Baarſchafft an Hauß-Rath, ſilbernen Bechern ꝛc. mit einem Worte, liegendes und fahrendes zufallen ſolle.

Beſonders recommendirte er ihm, auff ſein Bitten und Begehren, wo er mit ihm gleiches Standes, Kunſt und Geſchicklichkeit werden wolte, ſeine Bibliothec, und darunter ſeine Nigromantiſche Schrifften, auch verſchaffte er ihm einen Geiſt, der ſich Auerhahn nennete, und Wagnern in Geſtalt eines Affens zu dienen verhieß. Damit er ihn nun nach ſeinen Tode in unvergeßlichen Andencken erhielte, und ſeine wunderliche avanturen in der Welt bekannt würden, ſo ſolte er alle ſeine bißherige Fata zuſammen tragen, worinnen ſein Auerhahn gute Dienſte leiſten könte, und nicht eher an Tag geben, als bis er dieſe Welt qvittiret. Welchen dieſer Wagner treulich nachgekommen ſeyn, und alles, was wir von ihm wiſſen,

auffgezeichnet haben ſoll. Unter welchen auch drey Prophezeyungen zu finden, ſo ſich von Fauſten herſchreiben, in welchen er, was künfftig in Geiſtlichen, Weltlichen und [36] Hauß-Stande vorgehen werde, vorher verkündiget. Es wäre zu weitläufftig zu erforſchen, in was vor Werthe ſolche zu halten? und ob der Teuffel künfftige Sachen vorher wiſſen könne? Genung wenn wir ſagen, daß es ihm gantz leichte geweſen die Reformation Lutheri vorher zu ſehen; weil zu ſeiner Zeit das gröſte Seuffzen unter dem harten Joche des Pabſtthums zu hören, und die gottloſe ja ſodomitiſche Auffführung der Pfaffen eine Einſicht von nöthen hatte.

Als nun ſeine Vier und Zwantzig Jahre bis auff einen Monat verlauffen, ſo fande ſich erſt recht die bittere Todes-Angſt, welche ihn weit mehr als einen Ubelthäter, der alle Augenblicke die angedeutete Straffe ſeines Todes gewärtig ſeyn muß, marterte: Denn hier kündigte ihm der hölliſche Lucifer ſelbſt das Todes-Urthel an, ſagte ihm ſeine Dienſte auff, und hielt ihm ſeine Miſſethaten für, welche verdienten, daß er laut ſeiner Obligation mit Leib und Seel dafür büße, und des zeitlichen und ewigen Todes auff eine entſetzliche Weiſe ſtürbe. Daß er ihm aber nicht die Schuld ſeiner Verdammnüß zuſchreibe, ſo citire er ihn vor das ſtrenge Gericht GOttes, wo er Red und Antwort geben möge: Ob er kein Recht zu dem ihm mit ſeinem Blute unterſchriebenen Pfande habe. Worüber er faſt vergehen wolte; und ob ihm gleich der Teuffel ſelbſt zuredete, daß ſeine Traurigkeit nur das Hertze noch [37] mehr beſchwere, und ihm ſein eigner Famulus noch einige Hoffnung zur Seeligkeit machte; auch deswegen in Geheim einen gelehrten Magiſter nebſt ſeinen guten Bekannten holen wolte, welche ihm mit Göttlichen Troſte beyſtehen möchten, ſo wolte doch nichts verfangen.

Nun überlegte er erſt mit einer Cains-Reue, was er gethan, wie er um ſo wenige Zeit, ja um einen einigen Augenblick gegen die Ewigkeit zu rechnen, die himmliſche Freude verſchertzet, welche aber ohne Glauben auff das Verdienſt Chriſti war. Drum iſt es nicht zu verwundern, warum kein Troſt gehafftet, welchen ihm der Theologus aus der

Schrifft zuſprach, und ihm darthat, daß ohnerachtet ſeine Sünden ſo groß, daß ſie nicht gröſſer ſeyn könten, ſie doch GOttes unausſprechlicher Gnade im geringſten nicht beykämen; Er ſolte nur dem hölliſchen Mörder in Glaubens-voller Zuverſicht Chriſti theuer vergoſſenes Blut entgegen halten, wie ſolches auch ſeine Sünden getilget, und die von ihm ausgeſtellte blutige Hand-Schrifft ausgelöſchet.

Es ſchiene zwar als wenn er ſich viel geruhiger zu Bette legte; Allein der Teufel, der am beſten wuſte wo es ihm ſaß, verhöhnete nur ſeine Frömmigkeit, und gab ihm den Rath gar eine Münchs-Kutte anzuziehen, damit er überall geiſtlich ausſähe; Hülffe es ihm gleich nicht viel, ſo [38] verkleiſterte es doch der Leute Augen, daß ihn jedermann dieſe wenige Zeit über vor ſo heilig als vor dem gottlos halten würde. Nur ſolte er ſich mit keiner leeren Hoffnung ſpeiſen, ſein Sünden-Maaß wäre voll, GOttes Barmhertzigkeit und Chriſti Verdienſt hätte er mit Füſſen von ſich geſtoſſen, wie könte er ſich denn ſolches nunmehro zueignen? Zu dem wäre er nicht ſo wohl um ſeine Seeligkeit, als vielmehr um ſeinen Tod, bekümmert, daß ihm ſelbiger ſo gar geſchwinde dieſer angenehmen Welt entzöge.

Welchen von Teufel gemachten Scrupel der Theologus ihm folgendes Tages wiederum zu benehmen ſuchte, und ihm eingab, daß er gegen dem Teufel nicht heucheln ſolte, ſondern frey bekennen, daß er ein armer und groſſer Sünder ſey, der ein hartes Urthel verdienet, doch ſtünde es nicht bey dem Teuffel, es nach ſeinem Gutdüncken einzurichten; Verklagen könne er ihn wohl, aber nicht verdammen; GOtt wäre der Richter und nicht er. Und weil der himmliſche Vater allen Menſchen JEſum Chriſtum zu einem rechtlichen Beyſtande gegeben, der uns von Sünde, Todt, Teufel und Hölle erlöſet, und bey ſeinem himmliſchen Vater mit unabläßlichen Seufftzen vertrete, ſo gehörte er auch unter dieſe Zahle; drum möchte er immer anklagen, ja gar verdammen, wo er könte, Chriſtus wäre hier, der ihm gerecht machte. Fauſt hingegen kehrte den Schluß um, [39] und glaubte, er hätte es zu grob gemacht, GOtt könte nicht in Anſehung ſeiner Gerechtigkeit

alles mit barmhertzigen Augen anſehen, ſonſt müſte folgen, daß die Teufel ebenfalls ein Ende ihrer Qvaal ſehen würden. Worüber der Theologus nicht wenig erſchrocken, und ihm viel Exempel der gröſten Sünder zu einem Fürbilde fürgehalten, welche alle Vergebung der Sünden erlanget. Und hätte er gleich den Tauff-Bund gebrochen, und Leib und Seele dem Teufel verpfändet, ſo wäre ſie ja nicht ſeine, alſo könne der Teufel deſto weniger Anſpruch daran machen.

Es hatte auch das Anſehen, als wenn ihm der Teufel mit ſeinen Verſuchungen nicht mehr ſo ſtarck zuſezte, und Fauſt laſe fleißig in der Bibel, in welcher er ſich die vornehmſten Macht-Sprüche, um des Teufels Angriffen tapffern Widerſtand zu thun, auffgezeichnet hatte. So bald aber der Teufel von der Vorſehung GOttes mit ihm di-putirte, daß Gottloſe und Fromme von GOtt erſchaffen worden: Weil er denn weder zur Seeligkeit erwehlet, noch von Anfange darzu verſehen, was wolte er erſt vergebne Pſalter machen? Einmal wäre gewiß, wer einmal zum ewigen Leben erkohren, der käme darein, und könte niemalen vorſetzlich ſündigen. Und ſo wäre es auch mit denen Verdammten beſchaffen, die ſich keiner Erlöſung zu erfreuen, ſie möchten nun Gutes oder Böſes thun, bekehrt oder in ihren [40] Sünden dahin ſterben; indem GOtt einmal dieſe Ordnung gemacht, und es darbey laſſe. Wieſe nicht die eigene Erfahrung, daß GOtt gleichſam ſchlaffe, und ſich des menſchlichen Geſchlechts gar nicht mehr annehme. Und wo er ihm ja nicht glauben wolle, ſo würde ihn ſeine Nigromantie und Nativität-ſtellen ſelbſt überzeigen, daß er wahr geredet. So bald verlohr ſich alle bißher gehoffte Andacht, und ſchloß aus der Aſtrologie, weil alles Geſtirn des Himmels ausweiſe, was dem Menſchen Gutes und Böſes begegnen ſolle, ſolcher Lauff aber bis ans Ende der Welt währe, und der Menſch ebenfalls GOttes Geſchöpff, ſo folge daraus, daß eine Vorſehung und Erwehlung zu ſtatuiren.

Aber du irreſt, möchte ich mit dem dich tröſtenden Geiſtlichen ſagen, denn daraus müſte folgen, GOtt wäre ein Liebhaber der Sünde und ärgſter Feind unſerer ewigen Wohlfahrt, welches doch wider die Schrifft iſt, ja alle ſeine Lockungen

zur Buſſe wären vergebne Sachen, weil einem zur Hölle Verdammten alle Bekehrung nichts helffen, einem Auserwehlten aber deren Unterlaſſung nichts ſchaden würde. Allein dein verſtocktes Hertz iſt nicht auff die rechte Bahn zu bringen, du klageſt, ſeufftzeſt und heuleſt, und gleichwol ergreifffſt du nicht die rechten Mittel deiner Seeligkeit. Iſt es nicht genung, daß GOttes Barmhertzigkeit dir ſeine hülffreiche Hand bietet,[41] und Vier Wochen Raum zur Buſſe giebet, gewiß ohne GOttes heilige Verordnung hätte dir der Teufel nimmermehr vor der Zeit den Kauff auffgekündiget. Oder ſage mir doch, war es ein göttlicher, natürlicher oder teuffeliſcher Traum, als du im Schlaffe viel tauſend hölliſche Geiſter einhertreten ſaheſt, welche alle feurige Schwerdter in denen Händen hatten dich damit zu durchbohren, einer aber dir zurieff: Nun Fauſte, wir ſind bereit dich einmal an den Ort zu bringen, von welchem du offt mehrere Wiſſenſchafft zu haben verlanget haſt; wir aber haben ſolches biß hieher verſparen wollen. Nun wirſt du ſelbſt ſehen, was für ein mächtiger groſſer Unterſcheid ſeyn wird unter denen Verdammten und Auserwehlten, welches dir etwan vor dieſem gleich einer Fabel und Mährlein geweſen. War es nicht eine göttliche Warnung? daß die höchſte Zeit vor der Thüre dem Teufel abzuſagen.

Doch was will ich fragen, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helffen. Es iſt dir ja kein rechter Ernſt, gienge dir deine Bekehrung recht zu Hertzen, ſo würdeſt du dich nicht aller Geſellſchafft entſchlagen, und dem Geiſtlichen dich weiter zu beſuchen, nicht verbieten. Wilſt du in der Einſamkeit deiner Andacht deſto beſſer nachhängen? Warum ſageſt du denn bey jedem Troſt-Spruche: Das gehet mich nicht an? Weiſt du nicht, daß wo der Zaun am niedrigſten, [42] am allerleichteſten drüber zu ſteigen iſt? Und wo das Hertz mit Schwermüthigkeit beklemmt, daß ſolches in der Einſamkeit deſto eher zu überwältigen? Greiffſt du doch ſelbſt nach dem Meſſer, und wilſt dich entleiben, aber warte, warte! es wird dir noch nicht ſo gut, du wirſt zu einer härtern Rache vorbehalten. So gehts allen verruchten Sündern, ihr auffgewachtes Gewiſſen wollen ſie durch einen Selbſt-Mord ſtillen.

Wie ihm nun der vorhabende Selbſt-Mord zweymal fehl ſchlug, ſo gieng das Klagen und Seuffzen von neuen an, er ſchrye Pfuy! du ſchändlicher Teufel, wie lange wilt du mich Verdammten noch auffhalten? Ach! ich armer troſtloſer Menſch bin nicht werth, daß ich den Himmel noch anſchauen ſoll, ja, daß mich der Erd-Boden trägt, und gleichwol läſt man mich nicht ſterben. O! Ewigkeit! Ewigkeit! wie ſchauert mir die Haut, wenn ich an dich gedencke. Will mir doch hier ſchon die Zeit zu lang werden, was wird nicht erſt dort geſchehen.

Endlich waren von den 24. Jahren kaum 24. Stunden übrig, als ihm der Lucifer in eben der Geſtalt, in welcher er ihm zuerſt erſchienen, ſeine verfluchte Obligation zeigte, und ihn erinnerte folgende Nacht parat zu ſeyn, damit er ſein Unterpfand holen könne. Wie ihm hierbey zu Muthe geweſen ſeyn mag, kan man leicht erach-[43]ten; Alles ſtritte wieder einander, und Fauſt ſaß ohne alle Empfindung faſt ſchon halb entſeelet da, bis er wieder in etwas zu ſich ſelbſt kam, und faſt vor Kleinmüthigkeit vergehen wolte, daß ihm auch ſein bißher geweſener Geiſt Mephiſtophiles mit dieſen Worten auffmuntern muſte: Mein Fauſte, ſey doch nicht ſo kleinmüthig, daß du von hinnen fahren muſt, gedencke doch, ob du gleich deinen Leib verliehreſt, iſts doch noch lang dahin, ehe du vor dem Gerichte GOttes erſcheinen wirſt; du muſt doch ohne diß ſterben, es ſey über kurtz oder lange, und ob du ſchon etliche hundert Jahr, ſo es möglich wäre, noch lebteſt, ſo würde dieſes groſſe Alter dich doch nicht der Verdammnüß entziehen. Stirbſt du gleich als ein Verdammter, du biſt es nicht alleine, auch nicht der erſte. Gedencke an die Heyden, Türcken und alle Gottloſen, die in gleicher Verdammnüß mit dir ſeyn, und zu dir kommen werden. Sey behertzt und unverzagt, und erwege die Verheiſſung unſers Chriſten, der dir verſprochen, daß du nicht, wie andere Verdammten leiden ſolleſt.

O! ungewiſſer Troſt, und gleichwol biſt du vermögend Fauſten in eine gantz andere Forme zu gießen, und ihn wiederum gantz freudig zu machen. Als welcher des Morgens früh

den Magistrum nebſt etlichen Studiosis, ſo ſeine vertrauteſten Freunde geweſen, auff das Dorff Rimlich invitiren ließ, und ſie daſelbſt herrlich tractirte, [44] und ſelbige bat, dieſe Nacht drauſſen zu pernoctiren, weil er ihnen nach der Abend-Mahlzeit was Geheimes zu referiren hätte; Worein ſie gewilliget, und mit groſſer Beſtürtzung anhören müſſen: Daß er zwar von Jugend auff mit einem herrlichen Ingenio begabt, aber damit nicht zu frieden geweſen, ſondern viel höher ſteigen und andere übertreffen wollen, weswegen er ſich auff die ſchwartze Kunſt gelegt, in welcher er mit der Zeit ſo hoch gekommen, daß er einen unter den allergelehrteſten Geiſtern erlanget. Jedoch ſolche Vermeſſenheit ſey ihm zu lauter Unglück ausgeſchlagen, und zu einen ſolchen Fall, daß er wie Lucifer aus dem Himmel verſtoſſen worden.

Denn als der Satan in allen willig geweſen, ſo hätte er auch gar leicht erhalten können, daß er ſich denſelben mit Leib und Seele auff die aller gotteslåſterlichſte Art verpfändet, welche 24. Jahr nun verlauffen, darum er dieſe Welt geſeegnen und den Ort der Qvaal betreten müſſe.

Worauff ſie ihm zwar wiederum neuen Troſt zuſprachen, aber vergeblich; Fauſt hatte ſich nunmehr drein ergeben, darum hielt er um nichts an, als daß ſie ſich über das Gepoltere im Hauſſe nicht entſetzen ſolten, er wäre bloß allein der Gefahr unterworffen, und nicht ſie; und daß ſie ſeinen Leib, wo ſie ihn finden würden, zur Erde beſtätigen laſſen möchten. Endlich nahm er [45] auff ewig von ihnen Abſchied, und hieß alle ſich an ſeinen Verderben ſpiegeln.

Um Mitternacht erhub ſich ein groſſer ungeſtümmer Wind, daß das Hauß gantz davor wanckte, und ſich niemand in Betten ſicher getrauete. In Fauſts Stube aber hörte man ein greuliches Ziſchen und Pfeiffen, als ob lauter Schlangen und Ottern zu gegen wären, wie auch grauſames Schlagen, Stoſſen, Hin- und wiederwerffen. Fauſten hingegen hörte man Zeter und Mordio ſchreyen. Früh Morgens ſahe man Tiſch, Wände und Bäncke mit Blut und Gehirne beſudelt, und auff der Erden die Zähne liegen; Den Cörper aber funden ſie auff einem Miſt-Hauffen, ſo nicht weit davon war, der gantz zerſchmettert,

und kein gantzes Glied mehr hatte. Uber welchen greulichen Anblick sie nicht wenig erstaunten und nunmehr bey sich zu Rathe giengen, wie seine letzte Bitte ohne Rumor möchte erfüllet werden; Worinnen ihnen der Wirth vor ein gut Trinck-Geld gar behülfflich war, und den Leib in Leinwand einneheten. Ja der Pfarr-Herr desselbigen Orts sperrete sich auch nicht lange, als man ihm einen Gold-Gülden in die Hand drückte, und zugleich weiß machte, daß der Todte ein frembder Studente sey, dem sie das Geleite gegeben, welchem aber wieder Verhoffen ein schneller Fluß betroffen, der ihm gleich seines Lebens beraubet; Und versprach noch darzu [46] den Schultheißen desselbigen Orts zu überreden, daß er es erlaubte. Welches auch Nachmittage werckstellig gemacht worden. Allein bey diesem Begräbnüß soll sich ein solcher entsetzlicher Sturm-Wind erhoben haben, daß die Leichen-Begleiter wohl schlüßen können, daß seine Fahrt höchst-unseelig gewesen. Wie denn auch nach dem Berichte des Famuli, Faustens bißherige Concubine und der mit ihr erzeugte Sohn Justus Faust sich bald darauff darvon gemacht, und das letzte Adieu mit diesen Worten gesagt: Nun ich gesegne dich, lieber Diener, ich fahre dahin, dieweil mein Vater todt ist, so hat meine Mutter hie kein Bleibens mehr, sie will auch darvon; darum so sey du der Erbe an meiner Statt, und wenn du die Kunst meines Vaters hast recht ergriffen, so mache dich von hier, halte die Kunst in Ehren, du wirst dadurch ein hohes Ansehen bekommen. Worauff sie vor seinen Augen verschwunden, und sich dahin begeben,

wo ihre und Faustens

Qvaal ohne

ENDE.

Deutsche Litteraturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts
begründet durch **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**
unter Mitwirkung von
F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

40/41

VON

DEUTSCHER

ART UND KUNST

EINIGE FLIEGENDE BLÄTTER

(1773)

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1892

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Einleitung V

Von Deutscher Art und Kunst.

I. Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker, von Herder 3

II. Shakespear, von Herder 51

Nachschrift (zu I.) 76

III. Von Deutscher Baukunst, von Goethe 81

IV. Versuch über die Gothische Baukunst. Aus dem Italienischen des Frisi 93

V. Deutsche Geschichte, von Möser 111

Einleitung.

„An Bode, der mir viel Gefälligkeiten erzeigt hat, hatte ich, da ich in Hamburg war, einen Aufsatz von ein paar Bogen über alte Lieder gegeben, der in den Gerstenbergischen Briefen hatte erscheinen sollen, und da die nun nicht erscheinen wollten, hats der theure Mann allein drucken lassen, was mich sehr geärgert, und wo ich nun genöthigt bin, ihm fremde Zusätze hinzuzuliefern, damit das nackte Ding nicht so jämmerlich erscheine. So kommt man an!“ So schreibt Herder etwa Anfangs 1773 an seinen Freund und Verleger Hartknoch in Riga, der am liebsten selbst ein neues Buch von ihm verlegt hätte und nicht müde wird den Säumenden zu bitten und zu drängen. (Aus Herders Nachlass 1, 45_2 nach R. Haym, Herder 1, 430_3 der Schluss des Von und an Herder 2, 38 unvollständig abbrechenden Briefes Nr. 12.) Berichtigen wir eine chronologische Ungenauigkeit und gedenken wir zu dem Liederaufsatz noch des zweiten über Shakespear, so haben wir in der angeführten Briefstelle in aller Kürze die Entstehungsgeschichte der Blätter „Von Deutscher Art und Kunst“.[1]

Ungenau ist es, wenn Herder an Bode, den er während seines kurzen zweimaligen Aufenthalts in

[1]) Vgl. Haym 1,425 ff. B. Suphan in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2 (1889), 446 ff. (beide von mir bereits benutzt in meiner Einleitung zu Herders Werken III 2 bei Kürschner, Deutsche National-Litteratur Bd. 76, 2, XXXVI ff.) und in seiner Herderausgabe 5, XVI ff.

Hamburg im März und April 1770 kennen lernte (Haym 1, 357 ff. 363_2), seinen Aufsatz schon damals gegeben haben will. Nichts desto weniger gab ihm Bode wirklich den Anstoss seine seit Jahren reifenden Gedanken über diese Dinge öffentlich auszusprechen und in der That waren Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ (Deutsche Litteraturdenkmale 29. 30 mit ausführlicher Einleitung von A. von Weilen), von welchen damals drei „Sammlungen“ (1766. 1767) vorlagen, zunächst bestimmt sie zu verkünden. Bode hatte diese 1768,69 von dem ursprünglichen Verleger Hansen übernommen (Haym 1, 427_1. Weilen CXXVI)[1], und es ist nur durchaus wahrscheinlich dass er Herder gleich in Hamburg dafür als Mitarbeiter zu gewinnen suchte. Eben so begreiflich ist es dass Herder sich dafür gewinnen liess. Abgesehen von ihrer zweifelnd ablehnenden Haltung gegen Ossian kamen die „Briefe“ seinen Anschauungen in mehr als einem Punkt entgegen. Ihr ausgesprochenes Bestreben kritischer Einseitigkeit und Engherzigkeit gegenüber den Gesichtskreis zu erweitern, ihr entschiedenes Eintreten für das Recht des Genies gegenüber der Kritik, der dichterischen Eigenart gegen schulmeisterliche Verbesserungsversuche wie die Ramlers in den „Liedern der Deutschen“, ihre bedingte, von Vorbehalten eingeschränkte Anerkennung der Litteraturbriefe und ihr Verhältnis zu Klopstock und Hamann, ihre Schätzung der Lyrik und ihr Versuch mit dem Wesen des Liedes ins Reine zu kommen, das alles konnte ihn ungeachtet gelegentlicher Bedenken gegen die Schreibart nur verwandt berühren und gab ihm mancherlei Anregung; mit ihrer „nordischen Denkart“ wohl zufrieden hoffte er schon 1766 von ihrem „skaldrischen Geschmack“ viel für die Bildung Deutschlands, und sein Handel mit Klotz, sein immer tiefer ein-

[1]) Bei Weilen ist Z. 6 statt Fragen doch wohl zu lesen: Erwegen.

dringendes Studium des Volkslieds und Shakespears konnte ihn Gerstenberg, den er auch als Dichter hochschätzte, nur näher bringen. Die Hinweisung der „Briefe“ auf nordische Dichtung (Kiämpe-Viser, Edda) und Mythologie gab seinem schon von Mallet angeregten Interesse dafür neue willkommene Nahrung, und in dem „Versuch über Shakespears Werke und Genie“ (Brief 14—18) war ihm, wiewohl den „Briefen“ sonst zum Drama als Gattung das rechte Verhältnis fehlt, der grosse englische Dichter „mehr erschienen als in so manchen Vorreden, Noten, Versuchen und Lobreden so mancher seiner Landsleute.“[1]

Gleichwohl brachte nicht nur das erste Stück der Fortsetzung der „Briefe“ (1770) noch keinen Beitrag Herders, es bedurfte überhaupt wiederholter Mahnung, bis dieser sein Versprechen einlöste. (Haym 1, 426 Anm., 21. Mai 1770; Von und an Herder 3, 282, 20. Juli 1771.) Die bekannten Misslichkeiten seiner Reise mit dem Prinzen von Holstein und seines Strassburger Aufenthaltes erklären sein Säumen zur Genüge. Erst im Sommer 1771 in Bückeburg legte er Hand an und Bode's Brief vom 20. Juli traf ihn bereits an der Arbeit. Er hatte spätestens Mitte Juli, wenn nicht schon Juni, zunächst „etwas über Shakespear gearbeitet“ — die erste Fassung des Shakespearaufsatzes in Form eines Sendschreibens an Gerstenberg, wovon noch die Rede sein wird —, fand es aber nicht mit dem Geist und Leben gerathen als ers anfangs zu denken glaubte; er liess es daher vorläufig liegen um „etwas über die Lieder alter Völker“ zu schreiben, und das, hoffte er, solle ihm mehr gelingen. (An Caroline, unvollständig ab-

[1]) Vgl. Weilen CVI ff. Nur würde ich noch öfter blosse Berührung annehmen (z. B. über Winckelmann), wo Weilen Einfluss Gerstenbergs zu sehen glaubt; dass dabei grosse Vorsicht nöthig ist gesteht er ja selbst zu.

gedruckt Aus Herders Nachlass 3, 81, vollständig Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. 2, 456 f.)[1]

Dieser zweite Aufsatz ist schwerlich früher als im Laufe des August begonnen. Denn erst am 4. sandte ihm Raspe die am 31. Mai (Weimar. Jahrbuch 3, 42) erbetene Sammlung Percy's, die „Dodslei'schen" Reliques, wie sie darin durchweg nach dem Verleger genannt werden,[2] aus Cassel zu. (Von und an Herder 3, 286. Rücksendung und Dank, 25. August 1772, Weimar. Jahrbuch 3, 43 f.) Dass Herder aber an die Ausarbeitung gegangen sein sollte, ehe er dieses für seinen Zweck so wichtige Buch zur Hand hatte, wäre selbst dann kaum glaublich, wenn man aus der Bitte an Raspe schliessen dürfte dass er es schon von Riga her aus eigenem genauerem Studium kannte und nicht bloss aus den darüber erschienenen Anzeigen, besonders den beiden Raspeschen in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften I (1765), 176 ff. und II (1766), 54 ff., deren zweite ihm auch den Urtext der schönen Rosamunde, der ersten von ihm aus jener Sammlung übersetzten Ballade, geboten hatte. (Vgl. Redlich in Suphans Herderausgabe 25, 675 zu 328_{27}.)

---

[1]) Auch hier gedenkt er Bode's, allerdings ohne ihn ausdrücklich zu nennen, sonst aber z. Th. wörtlich wie in der späteren Mittheilung an Hartknoch, und der Bestimmung beider Aufsätze für die „Briefe". Im Zeitansatz des undatierten Schreibens folgte ich früher Suphan, der es „etwa den 20. Juni 1771" setzt; seither hat Düntzer, Zur Goetheforschung S. 388*) zu Gunsten seiner alten Datierung „Mitte Juli" (wohl 20.) mancherlei beigebracht, was ich nicht so ohne weiteres von der Hand weisen möchte. Sichere Entscheidung ist allerdings unmöglich, so lange der Briefwechsel zerstückelt in einem lückenhaften Abdruck vorliegt, der nicht gestattet alle Beziehungen zu verfolgen.

[2]) Ebenso in der gleichzeitigen Recension über den „Versuch über Shakespears Genie und Schriften" (vgl. unten S. XVII) Werke 5, 315.

So gleich an dem ersten Wurf liess sich Herder aber auch bei diesem Aufsatz nicht genügen. Acht Grossquart-Seiten der ersten Aufzeichnung haben sich im Nachlass erhalten, und daraus hat Suphan nunmehr „alles Eigenthümliche und litterarisch oder wörtlich Beachtenswerte in der Form kritischer Noten“ seinem Texte beigefügt. (Werke 5, 159 ff.; vgl. S. 719 und 722 zu 163_9 und 203_{70} und Vorbericht XVII f. XXII.) Nach seinen Mittheilungen scheint die Umarbeitung allerdings wesentlich nur die Form berührt zu haben: Anordnung und Vertheilung des Stoffes weisen mannigfache Veränderungen auf, der Inhalt findet sich grösstentheils in der gedruckten Fassung wieder, und es ist daher der Schluss berechtigt, dass einzelne Blätter, bei denen weniger zu ändern war, in die Druckhandschrift hinüber genommen wurden und mit dieser untergiengen.[1]

Jedenfalls hat bei dieser Umarbeitung aber auch der Bestand der in die Darstellung eingeflochtenen Lieder einige Veränderung erfahren. Zwei jetzt im dritten und siebenten Briefe (Neudruck $9,_{15\ ff.}$ $23,_{2\ f.}$) nur genannte Stücke, die englische Ballade „Heinrich und Kathrine“ (Werke, Suphan, 25, 166 ff. 5, 719 zu 163_9) und das nordische „Beschwörungslied der Hervor“ (Werke 25, 211 ff.) sollten ursprünglich ganz mitgetheilt werden, letzteres besonders als Probe „vom fortgehenden Dramatischen der Handlung“, mit derselben vergleichenden Hinweisung auf ein im Motiv verwandtes Ossianisches Stück, das auch jetzt im vierten Briefe (Neudruck $12,_{21}$) als „Gespräch Gauls und Mornis“ erwähnte „Schwert des

[1]) Wie weit sich das handschriftlich Erhaltene mit dem Gedruckten deckt, lässt sich allerdings aus den Angaben des Herausgebers nicht entnehmen und die Belehrung zu S. 194_1 steht vereinzelt. Man wäre für mehr gewiss dankbar gewesen; denn auch in textkritischer Beziehung wüsste man hie und da gerne ganz sicher, ob eine Besserung auf handschriftlicher Grundlage beruht oder auf Vermuthung.

Strumon", wie später in der ältern Volksliedersammlung (Werke 25, 95), aber auch auf Shakespear, dessen Macbeth und Hamlet auf eben „diese nordische Glaubens-Dichtung" gebaut sei (Werke 5, 177_1. Vorbericht XVIII_1). Die Bemerkungen „über das Auslassen und Abkürzen des Artikels", jetzt ein Theil des zehnten Briefes (Neudruck $41,_{23}$—$42,_{19}$), ursprünglich als Nachschrift eben diesem Briefe angehängt, gaben Anlass als Beispiel die eigene Uebersetzung eines Liedchens aus Vanbrughs Komödie The provoked wife (Act II Sc. 2) mitzutheilen, mit der Warnung ja nicht Silben zu zählen, und sie der Nachbildung Kästners gegenüber zu stellen: diese sei mit aller ihrem Verfasser eignen „Regelmässigkeit und Eleganz" ein „schönes Liedchen, aber nicht Vanbrughs Liedchen im Ton seines Stücks, im Ton des Charakters, der es singet". (Werke 5, 195_1 f. Kästners Nachbildung aus dem 1. Th. der Vermischten Schriften sammt dem Urtext in dessen Poet. und Pros. Schönwissensch. Werken 2, 20 Nr. 11 unter dem Titel „Liebeserklärung".) Dafür aber muss in demselben Briefe „Kukuk und Nachtigall" ursprünglich gefehlt haben. Denn ausdrücklich redet Herder von zwei vorangehenden Stückchen; über diese kann aber kein Zweifel sein: das eine ist „Der süsse Schlaf", der nach Suphans bestimmtem Zeugnis (S. 192_1) in der ersten Niederschrift vorliegt, das andere das „Fabelliedchen", das zwar jetzt darin verloren, aber durch die daran geknüpften und uns glücklicher Weise geretteten Worte ebenso zweifellos bezeugt ist (S. 194_1). Eine andere Frage ist ob an dieser Stelle schon in der ersten Fassung das „Heidenröslein" oder, wie Redlich vermuthete, „Die Blüthe" stand (Werke 25, 438_2 und 680 f.). Ich selbst fand die Vermuthung früher ansprechend, Suphan lehnt sie jetzt (5, 721 zu 194_{37}) entschieden ab. Ein strenger Beweis dafür lässt sich allerdings nicht erbringen, und wenn man auch zugeben muss dass sich an die „Blüthe" die Betrachtungen über Elision des Artikels eben so gut

anknüpfen liessen als an das „Heidenröslein", so scheint doch auch an dieser Stelle nichts auf mehr als formale Aenderungen hinzudeuten und eine Vertauschung des als Beleg gewählten Liedes besonders nahe zu legen. Auf die weitern Fragen, die sich an diese beiden Lieder knüpfen, einzugehn ist hier nicht der Ort.

Die praktische Tendenz, die in der gedruckten Fassung wenigstens der letzte Brief verräth, kam in der ältern noch an einer andern Stelle zum Ausdruck. Anknüpfend an das Bedauern über die Vernachlässigung unserer „Provinziallieder" spricht der zehnte Brief schon im ersten Entwurf die Ueberzeugung aus, dass ihr „Rhythmus", ihr „dramatischer Gang" und ihre „Sprachherrlichkeit, nur etwas idealisirt", uns eine Liedergattung wiederbringen würden, die „ursprünglich deutsch ist, die unsern Vorfahren eigen gewesen, und von der unsre entnervte Chansonssänger und Nachtrillrer lustiger Romanzen kaum träumen" (190_1). Also auch die neumodische Romanze wird hier schon gestreift, die eben wieder im letzten Briefe den Anlass giebt auf „ältere deutsche Stücke" der Art hinzuweisen und anzudeuten was man von ihnen lernen könnte (202_3). Wohl möglich, dass eben solche Wiederholungen bei der Umarbeitung beseitigt und die Darstellung straffer zusammengefasst werden sollte.

Die „Nachschrift", die wir jetzt hinter dem Shakespeareaufsatz lesen, spricht Herders Freude über das Erscheinen der ersten echten Sammlung der Oden Klopstocks aus: der Wunsch einer solchen wird auch schon an einer dem Schluss des sechsten Briefes entsprechenden Stelle der ältern Fassung unsers Aufsatzes laut zugleich mit einer tadelnden Nebenbemerkung gegen die „so verstümmelten Handschriften und Abdrücke"[1],

[1]) Mit diesen „Abdrücken" ist jedenfalls auch auf die verunglückte Darmstädter Ausgabe und die allgemeiner zugängliche „elende Sammlung" Schubarts (Klopstocks

aus welchen sie leider die meisten allein kennen (176₂). Eine „Nachschrift des Herausgebers“ fehlte aber auch ursprünglich nicht. Allerdings nur wenige Zeilen: sie versprechen allen Ernstes eine Fortsetzung, die sich auf die Lieder der alten Völker allgemeiner ausbreiten und insonderheit die versprochne „Psychologie aus Ossian“ (vgl. Neudruck 14,₂₂) liefern soll (Suphan, Vorbericht XVIII). Als Herder später wieder eine „Nachschrift“ schrieb, waren diese Pläne bereits fallen gelassen.

Die „Einkleidung des Briefwechsels“, von der er in eben dieser spätern Nachschrift selbst nicht allzu befriedigt erscheint, ist offenbar den Gerstenbergischen „Briefen“ zu Liebe gewählt worden, für die der Aufsatz bestimmt war. Dass es diesem aber ähnlich ergangen sei wie dem Sendschreiben über Shakespear und dass „was zunächst als persönliche Kontroverse mit Gerstenberg gedacht“ gewesen, schon im Hinblick auf die Art der Veröffentlichung, zum grossen Theile weichen musste (Weilen Einleitung zu den „Briefen“ CXVIII), dafür hat weder der Nachlass irgend eine Bestätigung gebracht, noch ist es an sich wahrscheinlich.[1]

Im September 1771 wurde der Aufsatz an Bode geschickt, der am 17. dafür dankt und für den Fall dass Gerstenberg hartnäckig schwiege noch um einen weitern Beitrag zum zweiten Stück der Fortsetzung bittet (Von und an Herder 3, 283). Dank und Bitte

---

kleine poet. und pros. Werke, Frankf. und Leipz. 1771) gezielt. Ueber jene hält er schon im Frühjahr 1771 seiner Braut und Merck gegenüber mit seinem Urtheil nicht zurück (Lebensbild III, 364. 365 f.), gegen diese richtet er später in der Recension der Hamburger Ausgabe (Werke 5, 360) wegen ihrer Fehlerhaftigkeit seinen Tadel.

[1]) Ob bei dem fingierten Adressaten überhaupt an eine bestimmte Persönlichkeit zu denken ist, halte ich für sehr fraglich; wenn aber ja, so würde Merck, an den Haym (1, 443) dachte, immerhin besser dazu passen als Gerstenberg, gegen den bei näherem Zusehen doch gar manches ernste Bedenken sich erhebt.

wurde am 26. Oktober wiederholt (Haym 1, 426 Anm.): vorläufig ohne Erfolg. Auch Goethe, der von beiden Aufsätzen, dem über die Lieder und Shakespear, wusste und sich den letzten womöglich zum 14. Oktober erbat (Werke, Weimar, IV 2, 3, 6 ff.; 5, 1; 4, 27), hatte sich bescheiden müssen. Shakespear „lag noch“ lange über den September hinaus (Erinnerungen, Taschenausg. 1, 207 Nr. 7, lückenhaft und irrig in den Juli statt September gesetzt; vgl. Aus Herders Nachlass 3, 99_2 und Suphan Vierteljahrschrift 2, 460), und noch im Februar 1772 versichert Herder seinem Freunde Hartknoch, ausser einigen Beiträgen zu Nicolais Bibliothek und der „Skaldenabhandlung in den Merkwürdigkeiten der Litteratur“ nichts geschrieben zu haben (Von und an Herder 2, 22). Damals rechnete er also noch auf das Zustandekommen des zweiten Stücks der Fortsetzung, worin seine Abhandlung erscheinen sollte. Aus der Meldung an denselben Freund vom Anfang 1773 aber hörten wir bereits dass dieses Stück nicht mehr zustande kam und Bode den Aufsatz allein abdrucken liess. In der That fand sich im Nachlass Herders noch ein Exemplar dieses Einzeldruckes (Werke 5, XIX.). Er trägt unter dem Titel „Auszug aus einem Briefwechsel“ u. s. w. und dem Maiblumenstengel als Vignette den Druckvermerk „Hamburg 1773. Bey Bode.“ Er ist also, vordatiert, aus dem Spätjahr 1772. Auf dem letzten Blatt (E_3) steht aber noch als Custos in Schwabacher Schrift die Silbe „Nach-“.

Die „Nachschrift“, die jetzt hinter dem Shakespearaufsatz steht, ist also nicht, wie man früher wohl vermuthen durfte (Haym 1, 426, dem auch ich mich anschloss, ebenso Düntzer, Zur Goetheforschung 116 Anm.), erst nach diesem eingesandt worden und dadurch an ihre Stelle gerathen; sie gieng ihm vielmehr voran und sollte ursprünglich ihren richtigen Platz einnehmen. Veranlasst ist sie, wie sie selbst bezeugt, durch die Hamburger Ausgabe der Oden Klopstocks. Diese er-

schien im October 1771 und gieng Herder alsbald von zwei Seiten zu: durch Bode selbst, der sie ihm schon mit dem ersten Dank für den Ossianbeitrag ankündigte (oben S. XII; vgl. Bodes Brief vom 20. November Von und an Herder 3, 284) und durch Nicolai, der sich darüber besonders dringend eine Recension erbat (Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai S. 65). Seine Briefe aus dieser Zeit ergehen sich wiederholt in der Bewunderung dieser Erscheinung (Aus Herders Nachlass 3, 141 f., wohl tiefer in den November herabzurücken; Weinhold, Boie 169; Wagner, Briefe an Merck Darmstadt 1835, S. 26, irrig in den Juli 1771 gesetzt) und auch eine poetische Huldigung hat sie ihm entlockt (Werke 29, 350). Aber erst beträchtlich später kann die „Nachschrift" entstanden sein. Zwar die Note Herders (Neudruck 77,35 f.), wonach ihm der Ossianaufsatz selbst „Jahre vorher entkommen" wäre, ist nicht wörtlich zu nehmen und zur Zeitbestimmung unbrauchbar. Aber die einleitenden Worte der „Nachschrift" selbst bezeugen durch die Verbesserung des Druckfehlers Philologie auf S. 18 (Neudruck 14,22), dass Herder, als er sie schrieb, mindestens Bogen A und B des Druckes bereits vor sich hatte, und führen uns also tief in das Jahr 1772 hinein.[1] Auch die Recension der Oden für Nicolai (Werke 5, 350 ff.) wurde erst am 23. November dieses Jahres eingesendet (Hoffmann, Briefwechsel 87 Nr. 17).

Erst nach wiederholten Anläufen gewann der Shakespearaufsatz seine endgiltige Gestalt. Zwei handschriftlich erhaltene Fassungen giengen der in unsern Blättern

---

[1]) Vgl. auch Düntzer zur Goetheforschung S. 116 Anm., der aber die Folgerung aus der Beobachtung auch noch auf den Shakespearaufsatz ausdehnt. Ohne nähere Begründung setzt Suphan Werke 5, XVIII die Nachschrift „geraume Zeit später als das Ossian-Stück selbst".

von Deutscher Art und Kunst gedruckten voran, und ausserdem fanden sich im Nachlass noch zwei Bruchstücke von Abhandlungen: eins auf einem zur Hälfte abgerissenen Quartblatt unter dem Titel „Zweierlei Drama“, das andere Blätter eines Versuchs mit reichlich eingeflochtenen eigenen Uebersetzungsproben. Die erste vollständige Fassung unseres Aufsatzes, das Sendschreiben an Gerstenberg, und das erstgenannte Fragment hat Suphan schon in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 449 ff. und 458 f. mitgetheilt; jetzt ist alles vereinigt in seiner Ausgabe der Werke 5, 232 ff. hinter der letzten Gestalt des Shakespearaufsatzes zu lesen und namentlich das Verhältnis der beiden ältern Fassungen bequem zu überblicken.

Sind die beiden Bruchstücke „zeitlich nicht fester einzuordnen“ (Suphan, Werke 5, XIX), so lassen sich die vollständigen Bearbeitungen ziemlich sicher bestimmen.

Dass die erste Fassung, das schon mehrfach erwähnte Sendschreiben, wirklich jenes im Sommer 1771 geschriebene und wieder zurückgelegte „Etwas über Shakespear“ ist, wovon Herder seiner Braut berichtet, und nicht etwa älter sein kann, steht durch Suphans Ausführungen in der Vierteljahrschrift fest. Unmittelbar an Gerstenberg sich wendend knüpft dieser erste Entwurf innerlich und äusserlich an dessen Versuch über Shakespear in den „Briefen“, zunächst an die Eintheilung seiner Dramen nach Polonius an, bemerkt dann wie die Bühne mit jedem ihrer Hauptgenies sich verändert habe, und kommt nach einer Charakteristik der Alten und der Franzosen auf Shakespear, dessen Stücke nicht Dramen sondern „Geschichte“ seien, „so voll, so ganz, so lebendig, wie sie im grossen Zusammenlauf der Weltbegebenheiten nur geschehen kann“. Vor diesem Hauptzug tritt aller Unterschied, auch zwischen Trauer- und Lustspiel, zurück. Auf solche Stücke wie sie nun charakterisirt werden finden aristotelische und fran-

zösische Regeln, von denen schon Gerstenberg den Dichter losgezählt hatte, selbstverständlich keine Anwendung und es gibt daher auch nichts zu entschuldigen. Mit dem Versprechen das in Bezug auf die Veränderung des Orts „nächstens“ zu zeigen bricht die Darstellung vorläufig ab. Fast könnte man glauben, es sei auf eine Reihe von Briefen abgesehen gewesen, wie Gerstenbergs „Versuch“ auch deren fünf umfasst.[1] Mehrfach, in der Ablehnung der Eintheilung nach Polonius, der Charakteristik des Aeschylus, der Franzosen und besonders Shakespears lesen wir schon dieselben Gedanken, vielfach auch dieselben Worte wie an den entsprechenden Stellen der letzten Fassung (Neudruck 74,28—76,2; 56,10–12; 59,32 ff.; 64,25—67,20) und in solchen gehobeneren Stellen wie die letzte kündigt sich schon jener den Leser unwiderstehlich mit fortreissende Sturm- und Drang-Stil an, der sonst dieser und auch der zweiten Bearbeitung noch nicht durchaus eignet.

Für die Zeitbestimmung dieser letzten hat Suphan mit Recht besonders die Weglassung des Namens seines alten am 31. December 1771 verstorbenen Gegners Klotz in der Stelle über die Geschichte des griechischen Drama herangezogen: sie rückt dadurch schon in das Jahr 1772 herab. Die Form des Sendschreibens ist fallen gelassen und damit auch das Lob des Dichters Gerstenberg, das mittlerweile in den „Briefwechsel über Ossian“ übergegangen war. Nicht aber die ausdrückliche Bezugnahme auf dessen Shakespear-Briefe. Auch der Ausgangspunkt ist derselbe geblieben und überhaupt nimmt die zweite Bearbeitung mit dem Inhalt auch den Wortlaut der ersten, allerdings nicht ohne mannigfache Veränderungen, herüber, führt aber auch die Untersuchung ein gut Stück weiter. Der Tadel Warburtons wegen des oft falschen Gebrauchs, den Shakespear von seinen

[1]) Allerdings vgl. den ähnlichen Schluss der zweiten Fassung Werke 5, 252 (unten S. XIX).

geschichtlichen und novellistischen Quellen mache, als ob es dabei auf historische und philologische Richtigkeit ankomme, und der Irrtum der Mrs. Elisabeth Montagu in ihrem 1771 von Eschenburg übersetzten, von Herder im Spätsommer für Nicolai recensierten „Versuch über Shakespears Genie und Schriften“ (vgl. Herders Werke, Suphan, 5, 312 ff.), als habe dieser seine historischen Dramen „als blosse Geschichten aufs Theater gebracht, als Begebenheiten, bei denen es der Nation um Wahrheit zu thun wäre,“ geben dazu die Anknüpfung (vgl. Neudruck 74,19 ff.). Jenem wird der strenge ursächliche Zusammenhang bei Shakespear entgegengehalten, kraft dessen „der getäusche Leser gleichsam das Gesetz der Fatalität empfindet (vgl. Neudruck 68,6), nach so vorherbestimmten Ursachen auf den Erfolg schwören möchte, dass er so geschehen musste“; diese auf das bei uns Deutschen genugsam ins Licht gesetzte Verhältnis zwischen Drama und Geschichte verwiesen. Allerdings also hat Shakespear „Geschichte, aber nicht als Geschichte aufs Theater gebracht“, sondern — nun als „dramatische Geschichte.“ Um das zu erläutern geht Herder auf die Entstehung „historischer Illusion“ ein. Um „über irgend einen Erfolg zu philosophieren“, ihn aus seinen Ursachen einigermassen zu erklären, sei schon „eine Art von dramatischer Vorstellung in der Seele“ nöthig: dies geschieht, indem wir alle unwesentlichen Umstände weglassen, „uns aber jede der thätigen Triebfedern wirksam gedenken, und so ein Ganzes der Succession bilden“. Das gilt für den „abergläubischen Haufen“, der „in den Wolken des Himmels Schlachtordnungen und feurige Heere“ sieht, wie für den „Virtuosen der Geschichte“, der sich „nur mit dem Auge des Verstandes und nicht der getäuschten Einbildung“ ein „dramatisches Ganze seiner Begebenheiten“ aufsucht, und „der wahre Geschichtschreiber bringts in seinen Vortrag.“ Aber viel mehr als dieser hat der dramatische Dichter zu leisten: da gilt es aus Geschichte

„Dialog zu machen, zum Dialog Charaktere, aus vollen Charakteren Handlung, aus dieser dramatische Vorstellung zu machen.“ Und daraus wird offenbar, wie viel die Geschichtschreiber von Shakespear lernen könnten, um auch „in der Geschichte Menschen wirkend zu sehen, und wirkend zu machen.“ „Shakespear also“ — das ist die Summe der bisherigen Untersuchung — „hat noch kein Gesetz, als das Ganze einer Begebenheit mit allen seinen wesentlichen Charakteren, Ursachen, Incidenzen und Hauptfolgen auf die Bühne zu bringen.“ Ob er manchmal Begebenheiten hinaufgebracht, die mehr in die Geschichte als auf die Bühne gehören, wie weit der Zeitgeschmack auf ihn gewirkt, sind dagegen Nebenfragen: „er ist ein Maler der Geschichte zur höchsten theatralischen Illusion.“ In diesen Sätzen, die wichtige Gesetze der historischen und dramatischen Kunst streifen, ja auf die Analogien aber auch auf die feinen Grenzen wissenschaftlichen und dichterischen Schaffens überhaupt hindeuten, liegt der wesentlichste Fortschritt und die Bedeutung, welche diese Bearbeitung vor der ersten voraus hat und in diesem Punkte sogar neben der dritten behauptet. Im Folgenden kommt Herder auf den schon am Schluss der ersten Fassung (er ist in der zweiten entfallen) kurz skizzierten „Unterschied der Shakespearschen von der griechischen Tragödie“. Beidemale — die zweite Bearbeitung ist hierin über den ersten Entwurf nicht hinausgekommen — sucht er ihn unter anderm auch in der Wirkung: „dort (in der griechischen Tragödie) bearbeitete sich alles nur Einen Affect, Schrecken und Mitleid zu erregen, und dadurch, wie Lessing den Aristoteles vortrefflich erklärt, diesen Affect gehörig zu stimmen; hier können hundert Leidenschaften in einander wirken, jede an ihrem Ort, und zu ihrer Zeit ganz gefühlt werden, wenn das Gemälde der Begebenheit sie in seinen Theilen hervorbringen mag.“ Eine Unklarheit über Mittel und Zweck tragischer Darstellung, die trotz der Berufung auf Lessing und Ari-

stoteles noch nicht durchgedrungen ist zu der Lessingschen Einsicht, wie sie uns in der letzten Gestalt, einen Hauptfortschritt derselben bezeichnend, z. Th. in Youngscher Formulierung entgegentritt: „aus dem entgegengesetztesten Stoff, und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung“: „Furcht und Mitleid“; Shakespear der „neue Sophokles“, „Sophokles Bruder“ (Neudruck 63,27 ff.; 64,14; 70,30; vgl. auch 63,8 f.; 66,4). Dagegen erfüllt die zweite Fassung wirklich das am Schluss der ersten gegebene Versprechen und versucht die Behandlung von Ort und Zeit ins rechte Licht zu setzen, und damit man gegen die erste „die Griechen doch ja nicht zur Unzeit anführe“, die Einheit des Ortes bei diesen aus der Entstehung ihrer Tragödie zu erklären, nicht ohne einen Seitenhieb gegen „die seligen Franzosen, diese grosse Dramaturgen, die fast jede Regel der Griechen missverstanden und falsch angewandt“ haben. Und in diesen Abschnitten lesen wir nun wieder zum Theil schon dieselben Gedanken und Worte wie an den entsprechenden Stellen der Druckgestalt (Neudruck 68,12 — 70,29; 71,9 ff. und Abschn. 6 S. 71,18—74,7); auch sonst fehlt es nicht an solchen Anklängen (vgl. Neudruck 74,8—26; 64,10–13; 27–29), auch nicht am Schluss, der nach einem kurzen Rückblick einen „eignen neuen Aristoteles“ für das Drama Shakespears fordert (vgl. Neudruck 64,13 ff.). Es selbst zu werden fehlt es ihm auch diesmal weniger vielleicht an Lust und Ausdauer als an dem vollkommen richtigen Verhältnis zu specifisch dramatischer Composition. Die Aufgabe, zu entwickeln wie Shakespear alle Auftritte seiner Begebenheit in der Seele des Zuschauers zur Einheit verknüpft, verspart er „für ein andermal“ und begnügt sich, wenn er „mit dem Jetzigen doch nur den Gesichtspunkt festgestellt hätte, in dem Shakespear allein gelesen werden kann.“

Auch in der letzten Bearbeitung hat er dies nicht nachgeholt. Auch sie also in gewissem Sinne ein Herder-

sches „Fragment“, dem wie er selbst bekennt „das Herz“ der Untersuchung fehlt. Erst am Abend seines Lebens brachte noch die „Adrastea“ eine Ergänzung, in der aber von dem „entscheidenden Schicksal“ und der Katharsis gehandelt wird (Werke 23, 346 ff. besonders 362 ff.). Alte Bausteine aus den beiden frühern Fassungen sind wie erwähnt in der dritten benützt, aber nicht nur sie sind mehr oder weniger zubehauen, der ganze Aufbau ist ein anderer geworden, er ist geradezu umgekehrt. Das äussere Zeichen der Abhängigkeit von Gerstenberg, die Anknüpfung an seinen „Versuch“ ist beseitigt und die einzige stehen gebliebene Beziehung darauf als Nebensache ans Ende gerückt. An der Spitze steht, womit die zweite Bearbeitung schloss, der Wunsch einen neuen Gesichtspunkt der Betrachtung zu weisen. Allerdings noch immer der Gerstenbergische Gesichtspunkt, aber erst jetzt folgerichtig durchgeführt und ergiebig geworden, bereichert und vertieft durch historische Begründung, ergänzt und berichtigt durch Lessing, der aber auch seinerseits ergänzt und berichtigt wird, und so hinausweisend über beide zu neuer fruchtbringender Betrachtung: durch all das aber auch kein fremder Gedanke mehr, sondern volles geistiges Eigentum Herders.

Diese letzte Bearbeitung rückt Suphan, der bereits früher (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 459 f.) bemerkte, sie sei schon aus formalen Gründen nicht vor Mitte 1772 anzusetzen, jetzt noch weiter in den Anfang 1773 herab („nicht vor Januar 1773“ Werke 5, XIX). Offenbar mit Rücksicht auf jenen Einzeldruck des „Briefwechsels über Ossian“ und den Brief an Hartknoch vom Januar 1773, dessen Schweigen über „Shakespear“ doch im Zusammenhang mit allen andern ermittelten Thatsachen am natürlichsten dahin gedeutet wird, dass dieser Aufsatz damals noch nicht gedruckt war. Und dafür spricht auch die Beziehung des Schlusses auf Goethes „Baukunst“ (vgl. Düntzer, Zur Goetheforschung

427). Schwierigkeit könnte nur Goethes Dank vom 5. December 1772 (Werke, Weimar, IV 2, 42, 13) für den „Segenswunsch überbracht von Ossian“ bereiten, wenn damit nothwendig der Schluss des Shakespearaufsatzes gemeint sein müsste. (Düntzer zur ersten Veröffentlichung, Aus Herders Nachlass 1, 44_2, dem ich mich früher anschloss.) Leider sind uns Herders Briefe, deren Goethe dabei erwähnt und die allein sichern Aufschluss geben könnten, verloren. Allein dass dieser merkwürdigerweise statt Shakespears Ossian nennt, und man also jedenfalls eine Ungenauigkeit des Ausdrucks oder ein Flüchtigkeitsversehen annehmen müsste, scheint doch selbst wieder eher darauf zu deuten, dass ihm der Shakespearaufsatz und sein Schluss damals noch nicht vorlag und also — was jetzt auch Düntzer, Zur Goetheforschung 428*) offen lässt — für den „Segenswunsch“ eine andere Beziehung zu suchen ist; ja es ist überhaupt fraglich, ob unter dessen Ueberbringer Ossian Herders Aufsatz zu verstehn sei, wiewohl das Briefdatum zu dem Einzeldruck der Ossianabhandlung stimmen würde.

Ein Satz der dritten Bearbeitung des „Shakespear“ (Neudruck $55,_{4-6}$) über den Unterschied zwischen dem griechischen Drama des Sophokles und dem englischen Shakespears sollte auch in dem Bruchstück „Zweierlei Drama“ ausgeführt werden (Suphan, Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. 2, 459; Herders Werke 5, XIX). Es setzt ein mit einer kurzen Charakteristik des Dramas der Griechen und bricht ab in dem Hinweis, wie die Zeit und die Welt, in der sie lebten, der Beförderung dieses Werks ausserordentlich zu statten kommen musste. Suphan spricht von einem „eigenen Kapitel“, zu dem hier „ausgestaltet werden sollte was in den Blättern von Deutscher Art und Kunst die erste Partie der Abhandlung bildet“. Möglich; aber von jener Gegenüberstellung der beiden Gattungen von Drama aus, der offenbar auch geschichtliche Begründung nicht fehlen sollte, liess sich

auch wohl das ganze Shakespear-Thema behandeln; und dass das Bruchstück von solcher geschichtlich begründeter Gegenüberstellung ausgeht, rückt es der letzten Bearbeitung nahe. Es könnte leicht der erste nicht weiter geführte Ansatz zu dieser sein.

Einen ganz anderen Charakter weisen uns die Blätter mit eingelegten Uebersetzungsproben aus Macbeth (Dolchscene), Hamlet („Seyn oder nicht mehr seyn") und Lear („Ihr seht mich hier, ihr Götter" aus der letzten Scene des II., und Lear in Sturm und Gewitter: „Grimm' immer fort! Spei Feur! ström Regengüsse" aus der 2. Scene des III. Aktes). Hier handelt es sich augenscheinlich nicht so sehr um Shakespear selbst als um die Fähigkeit der deutschen Sprache zu dessen Uebersetzung, wie im zweiten Buch der ältern Volksliedersammlung von 1774. (Werke 25, 33 ff.: „Wäre Shakespear unübersetzbar?" Vgl. 5, 257, Z. 20 f., ausserdem 5, 255, Z. 9 ff. und 25, 35*.) Und nicht nur die Uebersetzungsproben selbst kehren wieder, auch das Herder von den „Fragmenten" her geläufige Versteckspiel mit dem Freunde, von dem sie herrühren sollen, ist hier wie dort schon da (5, 255, Z. 20; vgl. 25, 33*). Es ist mir doch fraglich, ob diese Blätter mit unserer Shakespearabhandlung überhaupt etwas zu thun haben[1] als ein geplantes Seitenstück zum Ossianaufsatz und ob sie für ein gewisses Schwanken in der Formgebung angeführt werden dürfen (Suphan, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 447 f. 461; Herders Werke 5, XIX). Ihre Verwertung und letzte Gestalt haben sie jedenfalls erst in dem genannten Buche der ältern Volksliedersammlung gefunden, das aber bekanntlich auch zu Herders Lebzeiten nicht ans Licht treten sollte. Anregung mag aller-

[1]) Allerdings streift auch dieser gleich im 1. Abschnitt (Neudruck 53,18 f.) die Frage der Uebersetzbarkeit und in sofern soll natürlich nicht jeder Zusammenhang überhaupt bezweifelt werden.

dings auch hier Gerstenberg mit gegeben haben, der in seinem letzten Briefe über Shakespear (Weilens Neudruck 164,34 ff.) aus Wielands Klage über die gehäuften O-Reime in dem Liedchen Ariels gefolgert hatte, „dass Shakespear, wenn er viele dergleichen Schwierigkeiten hat, unübersetzlich sei". Doch steht er mit diesem Urtheil nicht allein (vgl. Weilens Neudruck 109,31) und Redlich hat (Herders Werke 25, 659 zu 33) bereits auf ähnliche Behauptungen Nicolais in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (I, 300. XI, 51 ff.) verwiesen. Herder ist nicht geneigt jene Folgerung zuzugeben. (Vgl. die schon von Redlich angeführten Aeusserungen in Recensionen für die Allgemeine Deutsche Bibliothek, jetzt Werke 5, 311. 316.) Im Ossianaufsatz (Neudruck S. 8 f.) fordert er, wie schon Weilen (Einleitung CXIX) angemerkt hat, den Tadler Wielands selbst aus Anlass des Liedes „Come away, come away, death!" in die Schranken. Nun versucht er aus eigenen Mitteln den Gegenbeweis. Für sich im Stillen hat er die Probe ja längst und wiederholt seit seinen Rigaer Tagen durch Uebersetzung einzelner Lieder, Monologe, Scenen, ja ganzer Akte gemacht und er brauchte aus diesem reichen Vorrath, über dessen Ausdehnung uns die erhaltenen Blätter jenes Versuches selbst eine schätzenswerte Andeutung geben, nur eine sichtende Auswahl zu treffen. (Lebensbild III, 229. 231 f.; vgl. damit die Proben in dem Fragment und im 2. Buch der Volkslieder von 1774. Vierteljahrschrift 2, 448 wo schon die Stelle aus dem Fragment, Werke 5, 257, Z. 18 ff. ausgehoben ist: „Mir fällt eben der ganze dritte Akt des Königs Lear in die Hände" u. s. w.)

Während aber dieser Versuch, wenn er überhaupt je für Bode bestimmt war, im Pulte blieb, wurde die dritte Bearbeitung der Shakespearabhandlung wie es scheint zugleich mit den „fremden Zusätzen" an den Hamburger Freund zum Druck gesandt, und durch sie ist die „Nachschrift" zum Ossianaufsatz von ihrer richtigen und ihr ursprünglich bestimmten Stelle an das Ende

der Beiträge Herders zurückgeschoben worden, und auch dessen Beschwerde half darin nichts gegen die Nachlässigkeit des Druckers und die Scheu des Verlegers vor den Kosten, die das Umdrucken mehrerer Bogen verursacht hätte.[1]

Gegenüber dieser urkundlichen Entstehungsgeschichte der Herderschen Aufsätze sind die öffentlichen und brieflichen Aeusserungen des Verfassers, worin er sie, insbesonders den ersten, für „alt, im Fluge, unter ewigen Absätzen der Reise geschrieben“ erklärt, nicht aufrecht zu halten, wenn man sie wörtlich verstehen sollte. (Vgl. ausser der schon erwähnten Note, Neudruck 77,$_{35}$ f., noch 59,$_{23}$ „neulich“; Briefwechsel mit Nicolai, Hoffmann, S. 94; Briefe an Hamann, Hoffmann, 77, 30 f.; auch die eingangs angeführte Briefstelle an Hartknoch gehört hieher.) Es sind das zum einen Theil offenbare Verlegenheitswendungen, bei denen die Absicht kaum zu verkennen ist. In einem gewissen Sinn bestehen aber diese Aeusserungen sogar wirklich zu Recht und wollen nur richtig verstanden sein (vgl. Suphan, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2,461 f.). Vorbereitet war er zu diesen Arbeiten seit lange und

---

[1]) Bode entschuldigte sich am 19. Mai 1773 wegen des Uebelstandes, „dass die Ordnung der Stücke nicht völlig so ist“ wie Herder es vorgeschrieben hatte, damit dass er „sonst hätte vier statt einem Bogen umdrucken müssen“. Von und an Herder 3, 285. Das ist wohl auf Bogen H zu beziehen, auf dem also ursprünglich (S. 113) der Schluss des „Shakespear“ und (S. 115 ff.) der grösste Teil des Goetheschen Aufsatzes, der im ganzen 9 Blätter einnimmt (jetzt H_4—J_4), gestanden haben müsste. Mit dem Umdrucken der „vier ersten Blätter von Bogen H“, wie Suphan Werke 5, XXI$_2$ erklärt, wäre es nicht gethan gewesen. Um die „Nachschrift“ unmittelbar hinter dem „Briefwechsel“ anzubringen, hätten noch Bogen F und G und, da der Shakespearaufsatz auf Blatt E_4 (S. 69) beginnt, auch noch Bogen E, also richtig vier Bogen umgedruckt werden müssen.

die Ideen dazu lagen in der That seit Jahren in seiner Seele. Seit er von Hamann gelernt dass Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes sei und wie die eintönige Cadenz eines lettischen Liedchens zur Erklärung des Homerischen Hexameters verwertet werden könne (Hamanns Schriften, Roth, 2, 258. 304 ff.), seit er unter dessen Anleitung in Shakespear eingeführt wurde und den Hamlet zu übersetzen begonnen hatte (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 448), verlor er diese Dinge nicht wieder aus den Augen. Eine „Geschichte des lyrischen Gesanges“ gehörte zu seinen ältesten Arbeitsplänen (Werke 1, 465$_{198}$ und Anm. S. 547. 25, 545$_{314}$); bald tritt ihm Homer unter den Gesichtspunkt der Naturpoesie; Ossian aber, der sich jetzt (Neudruck 30,$_{23}$) neben jenen als Vertreter derselben stellt und eben als solcher Ausgangspunkt seiner Herzensergiessungen über „Lieder alter Völker“ wird, eben dieser Ossian, dessen „Authenticität“ er sich nicht antasten liess, steht nicht nur schon vordem als dritter neben Homer und Shakespear, wenn er die grössten Dichter aller Zeiten nennen will (Werke 4, 284): ihn und den Sterbegesang Regner Lodbrogs, den er schon seit 1765 aus Mallets Geschichte Dänemarks kannte und hochschätzte, hatte er längst den Vertretern eines einseitig klassischen Geschmacks entgegen gehalten (Werke 1, 75. 432$_{135}$; vgl. 2, 159. 186), und bald war dazu aus Gerstenbergs „Briefen“ Assbiorn Prude und aus Schröters Geschichte von Amerika der Eskimaux getreten (Werke 3, 24 ff.). Mit dem Lettischen hatte Herder 1766 angefangen sich zu beschäftigen, und Harders Aufsätze in den Rigischen Gelehrten Beiträgen 1764 („Untersuchung des Gottesdienstes, der Wissenschaften, Handwerke, Regierungsarten und Sitten der alten Letten, aus ihrer Sprache“), die ihm dazu Anregung gaben, liegen noch in einem Auszug seinen Angaben über lettische Lieder in den „Volksliedern“ (Werke 25, 91. 393 ff.) zu Grunde (Suphan, Zeitschrift für deutsche Philologie 6, 50 f.); und wenn das esthnische

Liedchen „Jörru“ in den Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen 1764 auch nicht von Herder mitgetheilt ist (Suphan, Zeitschr. für deutsche Philologie 3, 466; Hayms Zweifel Im neuen Reich 1874 I, 417), unvergessen blieb es und fand auch in den „Volksliedern“ (Werke 25, 91 f. 391) eine Stelle. Denn den Gesichtskreis recht weit zu ziehn, nicht bloss vom klassischen Süden zu den verschiedenen Völkern im Norden Europas, auch nach Osten zu Hebräern und Arabern, nach dem Westen zu den wilden Völkern Amerikas den Blick zu richten lag ganz in seinem allen Nationen und Zeiten gerecht werdenden Sinn für Individualität und Geschichte, und Reisebeschreibungen sind ihm daher stets erwünschte Quellen der Belehrung. Aber nicht genug dass er kennen zu lernen sucht was andre an solchen Stücken bekannt machen und es zur Berichtigung und Erweiterung des Geschmackes zu verwerten bemüht ist, längst hat er auch, schon bei seinem ersten erfolgreichen Auftreten in der zweiten Fragmentensammlung, gemahnt, „jeder nach seinen Kräften sorgsam zu sein und sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen“, und die Umarbeitung dieser selben Fragmentensammlung hatte wieder von Liedern, „Nationalliedern, Kriegsgesängen, dem Liede der alten Deutschen“, handeln sollen (Werke 1, 266. 2, 375 zu 183). Von jeher kam aber dazu die Gewohnheit solche Lieblingsdichter und Lieder sich durch eigene Uebersetzungsversuche anzueignen, und sein dadurch ungemein vertieftes Verständnis für Geist und Form und Ton solcher Dichtungen macht ihn zu einem schwer zu befriedigenden Beurtheiler der Leistungen anderer. Ueber den Denisschen Ossian spricht er schon 1769 in der Recension des ersten Bandes bei Nicolai (Werke 4, 320 ff.) mit derselben bedingten Anerkennung und denselben Vorbehalten wegen des Versmasses und des dadurch veränderten Tones und Charakters wie 1771 in der Beurtheilung des zweiten und dritten Bandes (Werke 5, 322 ff.) und im „Briefwechsel“, und er kann hier (Neu-

druck 6,23 f.) auf seine ältere Recension, allerdings nach Gewohnheit wie auf ein fremdes Urtheil, verweisen: in dieser selbst aber durfte er sich dabei auf eigene Versuche berufen (325; vgl. 25, 679 f. zu 423 ff. und 539; 686 zu 549). Auf der Seereise nach Nantes hat er allerdings schwerlich Skalden und Ossian Angesichts des Schauplatzes ihrer Lieder gelesen (Neudruck 14,28 ff.; vgl. dagegen die Klage über Büchermangel, an Hartknoch Lebensbild II, 15), und auch sein Plan in Kopenhagen „Gerstenberg aufzusuchen, mit ihm die Barden und Skalder zu singen" u. s. w. und „alsdenn da über die Skalden zu schreiben" (Journal der Reise, Werke 4, 434 f.) ward zu nichts; aber unläugbar hat diese Reise die Eindrücke früherer Lectüre in seiner Seele vertieft und ihnen erhöhtes Leben gegeben (vgl. Journal 406); aus den Augen verloren hat er jedenfalls diese Gegenstände während der ganzen Reise nicht, und für sein Urtheil über das klassische Drama der Franzosen konnte nichts wichtiger und wertvoller sein als die eigne Anschauung ihres Nationalcharakters und ihrer Bühne (Journal 479 ff.; vgl. schon 413 ff. 430. 432 f.); nicht an ihm aber lag es, wenn der ernstliche Gedanke auch noch England zu besuchen (Hoffmann, Briefe an Hamann 64, 2; Lebensbild II 69. 79. 87. 129; vgl. auch den Brief an Merck, 28. October 1770, Lebensbild III, 230 f.) nicht verwirklicht wurde. Nach seiner Rückkehr aber während der Leidenszeit in Strassburg nimmt er diese alten Lieblingsbeschäftigungen zu seinem Troste wieder vor, sucht, soweit sie nicht in Riga geblieben, aus seinen Papieren Lieder zusammen und sendet sie an Merck und Caroline (vgl. den eben angeführten Brief an Merck und den Briefwechsel mit seiner Braut im III. Bande des Lebensbildes), führt diese in Ossian[1]

[1]) Lebensbild III, 142. 152 (Mingala, Denis 2, 217 f. Anm.). 237. 242 ff. (Uthal und Ninathoma, Denis 3, 167 ff. Bragela und Cuchullin, Denis 3, 36 ff. Fingal und Roskrana, Denis 2, 74 f. 67 f. Anm.) 308. 327 f.

und Shakespear ein, dessen Worte ihm unwillkürlich in die Feder fliessen, wenn er seine Lage ausspricht, über den er ihr „Schulmeister“ werden will, denn er hat ihn „nicht gelesen, sondern (und dieses Wort unterstreicht er recht) studiert“. (Lebensbild III, 252. 239. Mehr bei Minor und Sauer, Studien zu Goethephilologie S. 239 ff.) Und so ist denn auch nicht daran zu zweifeln, dass wessen sein Herz so voll war auch sein Mund in den Gesprächen mit Goethe gelegentlich überfloss, dass er ihn nicht bloss die Dichtkunst als eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer ansehn lehrte und ihn mit Erfolg antrieb die Ueberlieferungen der Volkspoesie im Elsass aufzusuchen, sondern auch nicht unterlassen haben wird über Shakespear zu rhapsodieren.[1] Und während Goethe, nach Frankfurt zurückgekehrt, die für ihn aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehaschten Lieder sendet und ihm weiter über Shakespear und den gälischen Urtext des Ossian schreibt zum Beweise, „wie er sich mit ihm, für ihn eine Zeit her be-

[1]) Vgl. Minor und Sauer, Studien zur Goethephilologie 244 ff. Suphan in der Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. 2, 463 f. und in seinem mir im Augenblick fehlenden Vortrag, Deutsche Rundschau XV (60) 409 ff. Dagegen Düntzer, Zur Goetheforschung 380 ff. (vgl. auch 77 ff.). In dessen Händel mit andern mich zu mischen fühle ich keinen Beruf, würde hier auch zu weit führen. Wenn er aber S. 427 die Stelle aus dem Schluss des „Shakespear“ Neudr. 76,17 f. eine „Floskel“ nennt, über die Goethe stutzen musste, „da dies mit der Wirklichkeit in schreiendem Gegensatz stand“, eine „Hamannische Verkleidung, ... innerlich unwahrer als diejenige, deren Goethe sich auch eben bedient hatte“ (vgl. S. 402), so steht das ungefähr auf derselben Höhe der Auffassung, wie die Befürchtung S. 420, hinter Herders längerem Schweigen gegen Goethe stecke „wohl ein bischen Neid auf den mit Gütern gesegneten Frankfurter Patricier, dem zu allen äusseren Gütern auch eine so hohe dichterische Begabung verliehen war“. So kenne ich allerdings Herder nicht, und mir bleibt die „Floskel“ ein Zeugniss.

schäftigt habe, und dass er keiner von den letzten sei, für die er schreibe“ (Werke, Weimar, IV, 2, 1 ff. Nr. 80. 81. Aus Herders Nachlass 1, 153 ff. Deutsche Litteraturdenkmale N. 14), setzt Herder von Bückeburg aus, wo er nun in den Reliques „lebt“, seine Sendungen an Caroline fort, die alles sorgsam in das „Silberne Buch“ einträgt.[1] So können wir durch Jahre her diese Beschäftigungen verfolgen bis zu den Tagen, da die beiden Aufsätze geschrieben wurden. Es sind zwar keine alten Arbeiten, die er nur neu vorzunehmen und durchzusehn braucht, aber alte langsam gereifte Gedanken, die jetzt ihre litterarische Form gewinnen um Gemeingut aller zu werden.

Und so ist es auch kein Zufall, dass die Aufforderung zu Beiträgen für die „Merkwürdigkeiten“ ihn gerade zur Wahl dieser Vorwürfe veranlasst. Nicht mit Rücksicht auf diese Zeitschrift: denn sie hatte bereits über beides gehandelt und ihn über nordische Dichtung auf echtere Quellen als Mallet hingewiesen, aus

---

[1]) Wagner, Briefe an und von Merck, 1838, S. 31. Aus Herders Nachlass 3, 95. 102. 111. 205. Erinnerungen 1, 219 Nr. 17. Von den im „Briefwechsel über Ossian“ mitgetheilten oder erwähnten Stücken sendet Herder an Merck und Caroline seit October 1770: Come away (28. October 1770 Lebensbild III, 230), Rosamund (November 1770 Lebensbild III, 276. 280; vgl. Werke 25, 657 zu 13 und 135), das Lied eines Lappländers und Heinrich und Kathrine (Januar 1771 Lebensbild III 311 f. 313 f. 317 ff.), Wilhelms Geist und Weg der Liebe (Sommer 1771 zusammen mit dem „Wiegenlied einer unglücklichen Mutter“ und der „Todtenglocke“, Aus Herders Nachlass 3, 95. 102 f.). „Edward“ erhält sie Anfang März 1772 durch Goethe (Aus Herders Nachlass 3, 196; ebenso lernt sie etwas später „Wohl unter grünem Laubesdach“ aus Shakespears As You like it durch diesen kennen, ebenda 226; vgl. Werke 25, 253). Im „Silbernen Buch“ steht ausser diesen u. a. noch die Peruanische Serenate, Kukuk und Nachtigall und das Grönländische Todtenlied (Nachweis Werke, Bd. 25 bei den einzelnen Liedern und 29, VII ff. Anm.)

denen zu schöpfen er in der nothgedrungenen Strassburger Musse ernstlich beginnt (Suphan, Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. 3, 504). Ebensowenig subjectiv mit Rücksicht auf seine eignen Neigungen. Beide Stoffe liegen ihm lange genug nahe und sind, wie auch noch die ältere Volksliedersammlung zeigt, in seinem Geiste eng verbunden: nicht allein durch die Lieder, die er bei Shakespear findet, auch durch die lyrische Grundstimmung, mit der er wie an andere dramatische Dichtungen so auch insbesonders an Shakespear herantritt, der „Hauptempfindung" eines jeden Stückes nachgeht und, indem er sich feinfühlig in diese versenkt und darin schwelgt, mehr als billig die Bühne, für die sie geschrieben sind, aus den Augen lässt.

Ueber Herders Verhältnis zu seinen Vorgängern will ich ebenso wenig anderswo schon Gesagtes wiederholen als über die Bedeutung dieser beiden Aufsätze[1], die wir vor allem in der verjüngenden, zu Natur und Leben zurückführenden Wirkung auf unsere Litteratur, insbesonders auf Dichter wie Bürger und namentlich Goethe und dessen Kreis, nicht minder aber in der bis heute noch fortwirkenden fruchtbaren Anregung, welche die Wissenschaft davon empfieng, dankbar erkennen. Auch die nicht ausbleibende Gegenwirkung eines Nicolai u. a.[2],

---

[1]) Vgl. ausser Hayms grundlegender Darstellung, meiner S. V$_1$ erwähnten Einleitung und den S. XXVIII$_1$, aufgeführten Arbeiten noch besonders über das Interesse für Volkspoesie E. Schmidt, Charakteristiken 199 ff. 234 ff.; über Gerstenberg und die ältere, auch ausländische Shakespear-Kritik Weilens Einleitung zu seinem Neudruck der „Briefe" bes. S. VIII ff. (nur ist es mir doch zweifelhaft, ob in Home's Buch trotz seiner mit Recht betonten Bedeutung wirklich schon „die ersten Keime des Herderschen Shakespear-Aufsatzes zu suchen" seien S. XXIX) und CXIV ff.; endlich über die jüngere Generation noch Sauer, Stürmer und Dränger I (Kürschner, Deutsche Nat.-Litter. Bd. 79), 38 ff.

[2]) Nicolais private Aeusserungen bei Hoffmann, Briefwechsel S. 98. 101. 102 f. Freuden Werthers bei Minor,

die leider den Verfasser kränken, ja ihm fast die Lust an seinen „Volksliedern“ verleiden konnte, gegen die gesunde Kraft seiner Gedanken und ihre Wirkung aber glücklicher Weise ohnmächtig blieb, ist bekannt genug, um ihr nicht mehr als eine kurze Hinweisung widmen zu müssen.

Den besprochenen Aufsätzen Herders selbst folgen drei „fremde Stücke“, von denen mindestens zwei (III und V) bereits früher gedruckt waren.

Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (ein Bogen in 8°) war im November 1772 ohne Angabe des Druckorts in Frankfurt a. M. mit der Jahreszahl 1773 (wie in den Blättern von Deutscher Art und Kunst) erschienen (Goethe an Kestner, 13. und 14. November 1772, Werke, Weimar, IV 2, 37, 1 f.; 38, 1. Hirzels Verzeichnis S. 10). Derselbe schon erwähnte Zettel vom 5. December, der Herder Goethes Dank für den „Segenswunsch“ überbrachte, sprach ihm auch dessen Herzensfreude über seinen „Antheil an Erwinen“ aus (Werke, Weimar, IV 2, 43, 6 f.). Eindrücke der Gothik haben schon auf Herders frühe Jugend gewirkt (Werke 29, 231 oben; 1,484$_{236}$*. Haym 1, 4) und in einer bekannten Stelle des Reisejournals (Werke 4, 438) gibt er sich selbst Rechenschaft von dem Zuge seiner Seele zum „Gothischen Grossen.“ Aber ein Kunstbekenntnis in Goethes Sinn ist das nicht; denn nicht genug, dass er in demselben Zusammenhang von einer „unglücklichen verzogenen Natur“ und weiterhin (S. 456) von „gothischen Fratzen“ redet, an einer dritten Stelle (479) urtheilt er über gothische Baukunst entschieden abfällig,

---

Lessings Jugendfreunde (Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 72) 379, 32. Der „Feyne, kleine Almanach“ eröffnet jetzt die 1. Reihe der Berliner Neudrucke (Nr. 1 und 2). Schlözers Angriff Haym 1, 607. Auch Sulzer war verstimmt: Bodemann, J. G. Zimmermann S. 230 f. Aus Herders Nachlass 2, 344.

und noch um dieselbe Zeit herum, da er Goethes Aufsatz in sein Büchlein aufnimmt, ja in diesem selbst (Neudruck 49, 25 f. 79, 14 f.) gebraucht er das Wort „gothisch“ öfter mit jenem mehr oder weniger tadelnden Nebenbegriff des Zeitgeschmackes, den Goethe bekämpft.[1] Was ihn an dessen Aufsatz verwandt berührte und anzog, war wohl mehr die ehrliche begeisterte Hingebung, die „deutsche Stärke“, durch die es ihm auch der „Götz“ angethan hatte (Aus Herders Nachlass 3, 302 Nr. 72; vgl. diesen Neudruck 76, 21 f.), und das lebendige Nationalgefühl, das aus seinen eignen Aufsätzen, namentlich dem über Shakespear eben so laut und nachdrücklich gegen die selbstbewusten Nachbarn sprach. War es ihm doch selbst ganz ähnlich ergangen wie dem jüngern Freunde: auch er war sich gerade in der unmittelbaren Berührung mit dem fremden Volksthum des Gegensatzes dazu und seines deutschen Wesens nur um so lebhafter bewusst geworden. Sich mit Goethes Kunstanschauung ohne weiters als eins zu bekennen war aber seine Meinung nicht, als er dessen Aufsatz aufnahm. Nicolai gegenüber erklärt er, indem er zugleich zum Beweis, dass „der Verfasser ein Kopf sei“, auf den „Götz“ hinweist, über die „Baukunst“ ausdrücklich, sie solle kein Meisterstück sein, sondern nur „Zeichen, dem wiedersprochen werde, damit man mehr werden könne“ (Briefwechsel, Hoffmann, S. 102 Nr. 21). Und das ist

---

[1]) Vgl. Werke 5, 245 Z. 24 f. (2. Bearbeitung des „Shakespear“). 359 Z. 8 ff.: „oder die Kunst wird wieder Gothisch d. i. es werden da Glieder angebracht, wo keine seyn dürfen, Glieder verwickelt, wo der Fortgang des Auges eine gelinde Succession foderte: auf eine oder die andre Weise erliegt das Ganze unter seinen Theilen.“ 360 Z. 9 f. (beide Stellen aus der Recension über Klopstocks Oden; vgl. Briefwechsel mit Nicolai, Hoffmann, S. 87 Nr. 17 v. 23. November 1772). 701 Z. 17 ff. und 713 Z. 30 f. (Caroli M. progenies). Ich gebe was ich gerade habe und so mögen sich leicht noch andre Stellen finden.

keine blosse Redensart. Denn in eben diesem Sinne hat er ja doch wirklich Goethes begeistertem Hymnus die ruhig nüchternen Erwägungen eines italienischen Mathematikers gegenüber gestellt, der die Gothik wesentlich vom technischen Standpunkt bekämpft. Dieser Gegensatz soll nach echt Herderscher Weise anregend wirken. Seinen eigenen Standpunkt bezeichnet die Note zu Goethes Aufsatz (Neudruck S. 92), zu der Herder sich Hamann gegenüber (Hoffmann S. 78, 25) ausdrücklich bekennt. Sein historischer Blick sieht auch hier worauf es ankäme und was noch fehlte: eine die umstrittene Kunstform aus Ort- und Zeitverhältnissen, also historisch entwickelnde und auf dieser gesicherten Grundlage ästhetisch würdigende Untersuchung. Also dasselbe was er auf anderm Gebiete nach Gerstenberg soeben selbst für Shakespear zu leisten versuchte.

Merkwürdiger Weise gehört der am 13. April 1728 (1727?) in Mailand geborene Verfasser des zweiten Aufsatzes über Gothik (IV), Paolo Frisi, einer selbst aus Strassburg stammenden Familie (Fries oder Friss) an. Er trat fünfzehnjährig in die Congregation der Barnabiten ein und studierte, schon begeistert für Geometrie, in Pavia Theologie, ohne aber der Mathematik zu entsagen. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er 1751 durch die Disquisitio mathematica in causam physicam figurae et magnitudinis telluris nostrae. Von seinen Ordensobern und den Jesuiten hatte er wegen seiner Hinneigung zur modernen Litteratur und seiner Bekämpfung des Glaubens an Zauberei und Hexenwesen manches zu leiden; er behauptete sich aber siegreich durch seine Gelehrsamkeit, welche die Aufmerksamkeit auswärtiger Akademien wie der Pariser, Berliner u. a. auf ihn lenkte, ihn mit fremden Gelehrten, darunter auch den französischen Encyklopädisten, in Verbindung brachte und ihm die Gunst hoher Herrn, so des Grossherzogs von Toscana, Erzherzog Leopold, und zuletzt auch den Schutz des Papstes errang. Sein weitver-

breitetes Ansehn zeigte sich am glänzendsten auf einer grössern 1766 unternommenen Reise, die ihn nach Frankreich und England, 1768 auch nach Wien führte. Er wirkte an verschiedenen Orten als Professor der Philosophie und Mathematik, namentlich in Mailand, wo er auch am 22. November 1784 starb. (Biographie univers. 15, 205. Ersch und Gruber Sect. I. 50, 244 ff. Poggendorff, Biogr. Lexicon.)

Von seinen Werken geht uns hier nur sein „Saggio sopra l'architettura gotica", Livorno, Coltellini, 1766 an. Die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften wies im 1. Stück des IV. Bandes (1767. S. 181) in einer kurzen Notiz, worin der Name des ungenannten Verfassers Frizi geschrieben wird, rühmend auf die kleine Schrift hin[1]. Heute scheint sie, mindestens in Oesterreich und Deutschland, eine Seltenheit zu sein; ich habe mich wenigstens an verschiedenen Orten (in Prag, Wien, Berlin, Dresden, Göttingen, Leipzig, München und Weimar) vergebens darnach umgesehen und erst während des Druckes erhielt ich durch Herrn Professor Fr. Novati in Mailand Kunde, dass die dortige Ambrosiana und die Nationalbibliothek in Florenz das Werkchen besitzen. Ich konnte daher die von Herder aufgenommene Uebersetzung nicht selbst mit dem Urtext vergleichen und mir über sie kein eigenes Urtheil bilden; doch war der Präfect der Ambrosiana, Herr Abate Dr. Ant. Ceriani und Herr Prof. Novati selbst so gütig, eine Anzahl Stellen für mich nachzusehen, und darnach scheint sie allerdings nicht gerade ein vollwertiger Ersatz für das Original zu sein. Von wem sie herrührt ist unbekannt. Auch ob sie nicht vielleicht ebenso wie die Aufsätze III und V schon früher irgendwo gedruckt war konnte ich nicht ermitteln.

Der Aufsatz Goethes ist durch die Aufnahme in unsere Blätter von Deutscher Art und Kunst, wie es

[1]) G. Witkowski war so freundlich, mich auf diese Notiz aufmerksam zu machen.

scheint, weiter verbreitet worden als durch den ursprünglichen Einzeldruck. Nicht nur der Himburgische Nachdruck von Goethes Schriften wiederholte im vierten Bande (1779. S. 95) den Text nach unserm Druck, auch der von L. Geiger (Goethe-Jahrbuch 7, 296) nachgewiesene Wiederabdruck bei Gottfried Huth, Allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst. Ersten Bandes, erster Theil. Weimar, 1789. S, 84^{e}—91 hat keine andere Quelle. Nicht nur der Text lässt darüber keinen Zweifel offen, der Herausgeber sagt es S. 84^{d} ausdrücklich selbst in der von Geiger gerade weggelassenen Stelle[1] aus dem „Zweiten Zusatz“ zu Weinligs[2] Aufsatz.

Aber auch Huths „Erster Zusatz“ (S. 84—84^{c}) stammt aus den Blättern von Deutscher Art und Kunst und ist, abgesehen von den sechs einleitenden Zeilen, nichts anders als eine längere „aus dem Italiänischen des Frisi“ (Neudruck 106,15 „Der einzige“ — 108,23) ausgehobene Stelle[3] zu einer Bemerkung Weinligs über Cäsar Cäsarini und den Mailänder Dom. Aus einer kleinen Auslassung, gelegentlichen Aenderungen und verbesserten (aber auch neuen) Druckfehlern darf man, wie

---

[1]) Ich trage sie hier nach: „Der Münster in Strassburg, dieses grosse und erhabene Gebäude, veranlasste ihn im Jahre 1773; er steht in den fliegenden Blättern deutscher Art und Kunst, Hamburg 1773, und wird schwerlich von vielen itzigen Baumeistern gekannt und dort noch gelesen werden: gleichwol wäre Schade, wenn er sich so ganz, für den Bauverständigen ungenutzt verlöre. Der Verf.“ u. s. w.

[2]) So, nicht Weinling, wie bei Geiger gedruckt ist, lautet der Name. Sonst ist der Abdruck, einige unwesentliche Kleinigkeiten abgerechnet, zuverlässig.

[3]) Das sind auch die „hier so eben mitgetheilten, ungünstigen Urtheile“, denen Goethes Aufsatz „fast als ein Gegenstück“ gegenüber steht wie in den Blättern von Deutscher Art und Kunst selbst. Weinligs Aeusserungen „Ueber Gothische Bauart“ (S. 80—84, ausgehoben aus dessen „vier und dreissigsten Briefe über Rom“) sind mit geringen Einschränkungen vielmehr der Gothik günstig wie die Bemerkungen Huths dazu.

die gleiche Behandlung des Goetheschen Textes lehrt, nicht folgern, dass Huth etwa unmittelbar „aus den Italiänischen“ übersetzt habe; die Übereinstimmung im Ganzen, ja selbst ein gemeinsamer Druckfehler (106,30 Padua statt Pavia) schliessen eine solche Annahme vielmehr aus.

Noch um etliche Jahre länger als Goethes Aufsatz war das fünfte Stück über „Deutsche Geschichte“ von Möser bereits gedruckt. Es ist ein Ausschnitt aus der Vorrede (*4 Rs. — **4 Vs.) zur ersten Ausgabe des ersten Bandes der Osnabrückischen Geschichte, die unter dem Titel „Osnabrückische Geschichte allgemeine Einleitung“ 1768 in Osnabrück erschienen war, aber nur in zweihundert Exemplaren, so dass das Buch schon 1776 eine Seltenheit geworden war[1] (Mösers Sämmtl. Werke, herausg. von Abeken X, 162. Vgl. 140 und Stüves Vorrede zum 3. Th., Abeken VII 2, XI ff.).

Bisher hatte Herder sich nur einmal in einem der zurückgelegten Fragmentenstücke als Gesinnungsgenosse in der Vertheidigung des Harlequin auf Möser bezogen (Herders Werke 2, 224). Von einer persönlichen Annäherung ist weder vor noch seit dem Bückeburger Aufenthalt Herders, der ihn dem verehrten Manne doch räumlich so nahe brachte, etwas bekannt.

Geschichte, und insbesonders deutsche Geschichte, das ist ein Thema, das Herder selbst schon beschäftigt hatte. Nicht zu reden von dem Jugendplan eines historischen Versuchs über das 15. und 16. Jahrhundert (Lebensbild I 2, 361), über Geschichte hätte ein Fragmentenbändchen handeln sollen und in dem handschrift-

---

[1]) Die Gesammtausgabe gibt davon bekanntlich nur die wesentlich veränderte zweite Ausgabe von 1780 wieder. Der von J. Grimm (Kleinere Schriften 5, 345 f.) schon vor vielen Jahren ausgesprochene Wunsch nach einem Neudruck der ersten Ausgabe ist meines Wissens noch immer unerfüllt.

lichen Wäldchen über Winckelmann beschäftigt ihn wirklich die Methode der Geschichtschreibung (Werke 4, 201 ff.). Der schon darin zu Tage tretende Gegensatz zu Hausen und Klotz und der von diesen vertretenen schönrednerischen Geschichtschreibung à la grecque oder à la française mit ihren historischen Portraits und ihrem oberflächlichen Vernünfteln hatte ihm wieder im dritten Wäldchen Veranlassung gegeben besonders über die deutsche Reichsgeschichte zu handeln und mit Rücksicht auf die eigenartige Entwickelung derselben auch einer eigenartigen, urkundlich strengen Darstellung der „werdenden Verfassung" des Reiches mit ihren mannigfach herausbildeten Rechten und Hoheitszeichen das Wort zu reden (Werke 3, 462 ff.; vgl. 453 ff.).

Als Herder dies schrieb, war auch Mösers Buch bereits erschienen, aber ich wüsste nicht, dass sich eines der zweihundert Exemplare zu ihm nach Livland verirrt hätte. Wenn er jetzt fünf Jahre später daraus einige Blätter auswählt, die den Plan einer Geschichte Deutschlands nach einem neuen Gesichtspunkt darlegen und also der Wissenschaft eine noch ungelöste Aufgabe stellen, zu deren Lösung der Verfasser allerdings sogleich selbst seinen Beitrag liefert, so ist nicht nur ein solches Aufgabenstellen überhaupt ganz in dem anregungslustigen Sinne Herders, es ist auch die Verwandtschaft der Geschichtsauffassung nicht zu verkennen: das wäre in der That, wie er selbst es gefordert, „keine blosse Fürsten- noch Kaiser- noch Papstgeschichte, sondern eine Historie Deutscher Nation" (Werke 3, 470). Sehr begreiflich daher, dass wirklich eine Herdersche Recension in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1772 Möser gelegentlich als den „Verfasser der ersten Deutschen Geschichte, mit Deutschem Kopf und Herzen," rühmt (Werke 5, 347). Und dieses Lob und die Aufnahme jenes Ausschnittes aus der Vorrede in das eigene Büchlein ist nicht das einzige Zeugnis seiner Schätzung des Möserschen Werkes. Wie er unmittelbar darnach in den „Provinzialblättern",

Werke 7, 293 (vgl. 180). 297 ff., zur Beleuchtung des Ursprungs und der Stellung des Priesterthums in alter Zeit an Paragraphe daraus anknüpft, darauf hat Haym (1, 579. 580. 594) schon hingewiesen. Und dieser selbe Punkt veranlasst auch in der Preisschrift über die christlichen Bischöfe, Werke 5, 680*), die erste Verweisung auf Möser. Aber diese historische Abhandlung, der wir auch gleich die lateinisch geschriebene über die Karolinger (Werke 5, 699 ff.; vgl. zu beiden Vorbericht XXIX ff. Haym 1, 661 ff.) gesellen dürfen, beweist überhaupt nicht bloss durch gelegentliche Citate, sondern vielmehr durch die ganze Auffassung bis zur Aneignung gewisser rechtsgeschichtlicher Begriffe und Ausdrücke, wie Wehr, Wehre, den Einfluss Mösers; ja an einer später gestrichenen, in Herders eigener Handschrift aber noch erhaltenen Stelle jener Preisschrift (697_1) bekennt er selbst ausdrücklich, dass er Möser und Strube (demselben Strube, den Möser am Schluss des ausgehobenen Abschnittes, Neudruck $123,_{19\ ff.}$ mit so viel Achtung nennt) „das Beste etwa der Grundsätze dieser Abhandlung zu danken habe“, und er war bereit, zwischen „beide Deutsche Männer den Kranz, wenn er ihm ertheilt würde, willig zu theilen“.[1]

Nur auf einen oder höchstens zwei Beiträge zu einer geschätzten Zeitschrift, nicht auf ein selbständiges Büchlein war es abgesehn, als Herder die Feder ansetzte. Mehr oder weniger zufällig, halb durch äussere Nöthigung, halb durch persönliche, aber auch nicht ganz ohne innere sachliche Beziehung haben sich die fünf Aufsätze zusammen gefunden unter dem gemeinsamen zweifellos von Herder gewählten Titel „Von Deutscher Art und Kunst“ (vgl. Werke 5, XX; oben

---

[1]) Zwanzig Jahre später gedenkt er Mösers in der vierten Sammlung der Humanitätsbriefe (Werke 17, 259_{171}) um der Patriotischen Phantasien willen.

S. XXXII. XXXVII und Neudruck 22,1; 50,2 f.). Er ist bezeichnend, nicht nur für den Hauptverfasser und Herausgeber, und nicht ganz ohne Grund haben sich daher briefliche und öffentliche Aesserungen in freundlichem und feindlichem Sinne an ihn gehalten[1]. Er

---

[1]) Vgl. die S. XXX. Anm. 2 angeführten Briefstellen Nicolais und von den fünf mir z. Th. durch E. Kühnemanns freundliche Bemühungen bekannten Anzeigen folgende drei: 1) die in Schirachs Magazin der deutschen Critik, zweyten Bandes zweyter Theil (Halle 1773) S. 151—161. — 2) in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahr 1773 S. 529—531. — 3) im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774 (Leipzig) S. 6 f. Von diesen ist die 1. entschieden abfällig und ohne Verständnis; nur einige alte Lieder und etwa noch eine oder die andre Bemerkung finden halbwegs Gnade vor den Augen dieses Recensenten; „Wilhelms Geist" theilt er ganz mit. Die 2. zeigt wie vollständig anders Geist und Haltung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen in kurzer Zeit geworden ist, und auch sie ist trotz einiges z. Th. recht zweifelhaften Lobes weit entfernt die wahre Bedeutung der neuen Erscheinung zu ahnen; ausdrücklich werden die „Ausfälle" auf Gellert, Weisse, Löwen und Schiebeler weggewünscht. Günstig ist die 3., aber im Ganzen auch laues Lob ohne tieferes Verständnis (zur Erläuterung aller ursprünglichen Poesie viel Neues und Gutes; der Shakespearaufsatz „eine sehr angenehme Beylage zu dem, was die Schleswiger Litteraturbriefe über das Eigenthümliche dieses grossen Britten gesagt haben). Der Bedeutung des Buches wirklich gerecht zu werden suchen nur eine 4. und 5. Anzeige: die ganz kurze im Teutschen Merkur, 1773 IV, 273 (von Chr. H. Schmid in Giessen) und — wieder eine kleine Ueberraschung wie die 2. — noch mehr die eingehendere im Anhang zu dem 13. bis 24. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek (1777) S. 1169—1174 (unterzeichnet Ta.). Unter allen fünf ist diese späteste Recension die anerkennendste und verständnisvollste. Gleich Eingangs kündigt sie „diess Buch" als „ein wichtiges Werk" an, „welches dienen kann, die Natur und die Schützung (l. Schätzung?) derselben, in ihr gehöriges Recht einzusetzen." Der Verfasser habe dem Genius zweier „der grössten Söhne der Natur", ihres „wahrsten Abdrucks", Ossian und Shakespear „die tiefsten Geheimnisse abgefragt. Und so spricht er auch, in hoher Entzückung, oft nur

ist ein Programm für die nächste Zukunft. Klassisch-französich war die Kunstanschauung, überhaupt die Bildungsrichtung der ablaufenden Zeit gewesen: deutsch in Denken und Fühlen sollte die neue sein. Und hatte sich jene in nüchterner Aufklärung einseitig an den

---

Worte und Ausdrücke hinwerfend, kühn, feurig, treffend, dem französirenden Theil des Publicums freylich Thorheit und Aergerniss.“ So ist dieser Recensent der einzige, der auch dem Stil gerecht wird, an dem, abgesehen von dem Almanach, der darüber schweigt, alle mehr oder weniger Anstoss nehmen, besonders laut und höhnend über den „Schwall von Metaphern und Herderianism“, die „magische Schreibart“, die Vorliebe für „ausländische Brocken“ das Magazin. Jenem Eingang folgen in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sehr genaue Auszüge der Aufsätze Herders. Am Schluss des ersten, der auch namentlich die „vortreflichen“ Lieder und die „Uebersetzungen aus der Edda“ (mit Hinweisung auf Grays englische Uebersetzung, deren auch die Frankfurter Gelehrten Anzeigen gedenken) lobend hervorhebt, wird dem Verfasser gedankt, „dass er die wahre Natur des Volksgesanges bestimmt hat! die wahre: denn sonst würden Gedichte, die das zeigen was der Verfasser lehrt, nicht so ungemein tiefen Eindruck machen“. Zum Beleg dafür freut sich der Recensent neuere Gedichte wie Klopstocks „Auf Moos, am luftigen Bach“, Bürgers Lenore (mit grossem Lobe) und „Goethens simpels Lied“: „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ nennen zu können. Ebenso wird die Abhandlung über Shakespear als das Beste gerühmt, was über ihn, auch bei den Britten, vorhanden sei. Nur gegen das Urtheil der „Nachschrift“ über Ramler, dessen sich auch das Magazin angenommen hatte, beruft sich der Recensent auf die Tonkünstler und besonders auf Grauns, Agricolas und Telemanns Compositionen. Es entspricht der Bedeutung der Sache, wenn diese wie die andern Beurtheilungen sich vorzugsweise an die Beiträge Herders halten, auf dessen Art auch Schirachs Magazin und die Frankfurter Gelehrten Anzeigen mehr oder weniger deutlich hinweisen, und die drei weitern Aufsätze (der Almanach gar nur den Goetheschen) nur kurz und nebenher behandeln; nur die Frankfurter Gelehrten Anzeigen spielen den Möserschen als „wichtiger“ gegen „das ganze übrige Buch“ aus.

Verstand gewendet und in blutlosen Abstractionen gelebt, so sollte diese nicht mehr bloss „denken und grübeln“, sondern „sehen und fühlen“ und die lebendige Welt in ihrer warmen sinnlichen Gegenwart umfassen, überhaupt in ihr der ganze Mensch mit allen seinen Kräften zu seinem Recht kommen.

So waren die Blätter von Deutscher Art und Kunst, als sie im Mai 1773 (Von und an Herder 3, 285. Weimar. Jahrbuch 3, 50. Aus Herders Nachlass, 1, 202 ff. = Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 249 ff. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger 1, 113 Nr. 81), sonst in ihrer Ausstattung vernachlässigt, mit dem Maiglöckchenstengel, dem Geschäfts- und Freimaurerzeichen Bodes (Suphan, Werke 5, XXI), auf dem Titelblatt ans Licht traten, doch äusserlich wie innerlich eine echte Frühlingserscheinung der deutschen Litteratur. Mochten sie den einseitigen, überholten Vertretern der alten Zeit, den einen ein Aergernis, den andern eine Thorheit sein: dem jüngern Geschlecht wurden sie ein wegzeigender Hinweis auf ein vielleicht einmal dagewesenes, der Gegenwart jedenfalls verlorenes Ideal, das von vielen kaum geahnt und noch weniger verstanden erst noch der Verwirklichung harrte, nicht nur in der Dichtung sondern im gesammten geistigen Leben unseres Volkes.

Um dieser ihrer Bedeutung willen durften sie auch als Ganzes in ihrem ursprünglichen Zusammenhange in dieser Sammlung Deutscher Litteraturdenkmale nicht fehlen.

Das Aeussere des Originaldruckes entspricht der Bedeutung des Inhalts sehr wenig. Zwar fehlt es ausser der Maiblumen-Vignette auf dem Titelblatt auch sonst nicht an allerlei typographischen Verzierungen am obern Rande der Seiten und am Schluss der einzelnen Aufsätze wie der Abschnitte in I und II. Sie würden aber, auch wenn sie höheren Anforderungen genügen könnten, noch lange keinen Ersatz bieten für das schlechte Papier, die mehrfach bis zur Unkenntlichkeit schlecht ausge-

drückten Typen, die Raumknickerei, die sich nicht nur vereinzelt mit Abkürzungsstrichen für n und m behilft sondern zweimal, S. 117 f. (Neudruck 79,26 „von Kana“ — 80,25) und 182 (Neudruck 123,3 ff.), das erste mal sogar innerhalb einer Seite, plötzlich ohne innern Anlass mit kleineren Lettern einsetzt, und die Nachlässigkeit des Satzes.

Abgesehen von solchen Aeusserlichkeiten und der von mir beigefügten Zählung der Briefe in I und der Abschnitte in II und III gibt der Neudruck, der keine kritische Ausgabe sein will, das Original geflissentlich möglichst treu wieder. Auf Regelung der vielfach schwankenden Orthographie wurde grundsätzlich verzichtet, die Interpunction nur in seltenen Fällen nach den Forderungen des Sinnes und dem sonstigen Brauch des Originaldruckes selbst geändert. Ueber die Verbesserung der zweifellosen Druckfehler, die zahlreich genug sind, ist im folgenden Rechenschaft gegeben und bei dieser Gelegenheit sind Verbesserungen, die zwar entschieden beachtenswert aber doch nicht so zwingend schienen um sie in den Text aufzunehmen, wenigstens hier angemerkt[1], in einigen Fällen auch mein Festhalten an der Ueberlieferung kurz begründet. Unerwähnt bleiben in dieser Rechenschaft in der Regel unmögliche Wortbilder, umgekehrte und abgesprungene

[1]) In den beiden Aufsätzen Herders hat schon meine Ausgabe in Kürschners Deutscher National-Litteratur eine Anzahl bis dahin geduldeter oder übel geheilter Verderbnisse beseitigt. Wie nicht anders zu erwarten war, traf ich in der Mehrzahl dieser Fälle mit Suphans Ausgabe zusammen und solche Stellen, ebenso die wenigen brauchbaren Verbesserungen unserer Vorgänger, die ich schon dort namhaft gemacht habe, lasse ich hier unbezeichnet; was ich dagegen erst Suphan zu entnehmen hatte, ist in der Regel (unerheblichere Kleinigkeiten ausgenommen) als sein Eigentum ersichtlich gemacht. Uebrigens konnte es nicht in meiner Absicht liegen alle Abweichungen seines Textes hier anzumerken.

Buchstaben, über deren Verbesserung jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Für die Aufsätze III und V wurden nicht nur die ersten dem Wiederabdruck in den Blättern von Deutscher Art und Kunst zu Grunde liegenden, sondern auch spätere Ausgaben, namentlich so weit sie von den Verfassern selbst herrühren, verglichen, aber selbstverständlich nur rein zufällige, auf Nachlässigkeit beruhende Abweichungen von den Vorlagen darnach gebessert, Sprachformen, Orthographie und gleichgiltige Fälle der Interpunction dagegen auch hier grundsätzlich unberührt gelassen.

I. Briefwechsel über Ossian.

5,11 fæce] faca
6,20 Epopöiſt] Epopäiſt
8, 9 Knitters] Knitlers
11 silly sooth] sitly soath
12 dallies] daillies
29 Corpse] Corps
9, 3 auf die Wachtel] die fehlt
10, 1 Macferſon, Macferlan] Macferſon Macferlan
25 vom lyriſchen] von lyriſchen
34 den] die Suphan: aber vgl. 35,28 f. 36,1 f.
11,14 f. Peringſkiöld] Periſtiold (ich lasse es dahingestellt, ob Herder nicht vielleicht Peringſkiold schrieb)
12,12 Regner] Reyner
29 vor] von
13, 8 Roger] lies Rogers (? vgl. jetzt auch Redlich, Herders Werke, Suphan, 5, 719 zu 16616, der auf Bd. 13, 242 verweist)
21 laſſe] laſſen
14, 2 Kunſtwerke] Kunſtworte
22 Pſychologie] Philologie vgl. 77,6
15,14 Zauberaſe] Zauberoſe diese von mir (nach Gylfaginning 1 und Ynglingasaga 6) und

Suphan (nach Herders Eddaexcerpten, Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. 3, 503 ff., vgl. Herders Werke 5, 720 zu 169 19) ziemlich gleichzeitig gebrachte Verbesserung ist so gut wie urkundlich bestätigt[1]

15, 18 Haupte„, über] Haupte„ über

18, 9 Flechte Sehnen] Flechſen Sehnen fragt Suphan mit Verweisung auf Werke 25, 93. 406: aber in der ältesten Fassung (1771) steht doch Flechten von Sehnen, in der jüngsten (1779) gewundne Flechten

Zwischen Z. 8 und 9 steht in den 3 andern Fassungen noch: Und wollteſt du mir auch entfliehn — ich holte dich bald (ſchnell 1779) ein! (ſchnell holt ich dich ein. 1774)

19, 5. 20, 9 kein Strophenabsatz

21, 7 Sylbenmaaſſen] Sylbenmaaſſe

10 Herr] Herrn Suphan: aber vgl. über die flexionslose Form vor Eigennamen Grimm, Deutsch. Wörterb. IV 2, 1134 (9 *f* vgl. *c*, wornach die Beschränkung auf flectirte Eigennamen zu eng scheint)

---

[1]) Dass Herder neben der Edda des Resenius auch die lateinische Uebersetzung der Ynglingasaga in Peringskiölds Ausgabe der Heimskringla benützt haben muss, zeigt die Wiedergabe des „Bragas Lieds“: aus den lateinischen Hexametern des Resenius bleibt „der stärkste Platzregen“ allerdings „unbegreiflich“; aus der von mir schon früher zu der Stelle angeführten Prosaübersetzung bei Peringskiöld (ad instar impetuosissimi imbris) erklärt er sich eben so leicht wie die acht „Sterne“ (stellulas, bei Resenius lunas) und auch sonst stimmt alles fasst Wort für Wort. Die erste Bekanntschaft mit dem Mythus von Gylfe und Gefion, aber ohne die Strophe Brages, und damit zugleich die Anregung die Quellen selbst aufzusuchen verdankt Herder wahrscheinlich dem 21. „Briefe über Merkwürdigkeiten“ (Weilens Neudr. 247, 10 ff.: die Stelle aus Gylfaginning im Urtext mit deutscher Uebersetzung). Mallet übergieng diese Geschichte.

22, 7 ſchreiben] ſchrieben Suphan: aber vgl. 68,3 f. 72,31 ff.
25 Anmerkung] Anmerkungen
27 den] dem

23,10 Aerugo] Alengo (vgl. 35,13)

25,15. 34 ruhn!„] ruhn!
16 ruh nicht] ruh, nicht (ruhe nicht Suphan, desgleichen 37 laß] laße beidemale ohne Bemerkung, wahrscheinlich nach der ersten Niederschrift, aus der zu 23,17 die Variante und ſchwang ſich auf angemerkt ist. Vgl. 25,1. 35 und 3. 18)

26,10 Höchſter.„] Höchſter
26 beginnt!„] beginnt!

27,12 Schwerdtern] Schwerdter
35 Gudr, Gondula!] Qudr, Qondula!

29,24 wollen, ſinnlich] wollen ſinnlich

31, 2 Andringlichkeit. —] Andringlichkeit — Suphan: nach der ersten Niederschrift? Sonst können Lebhaftigkeit und Wahrheit und Andringlichkeit doch Object zu verlohr (30,37) sein
35 mindeſten] min- am Ende der Zeile, der Rest des Wortes fehlt

32,24 Schreiberin] Schreiberey
28 ganz vollendete zweimal: am Schluss der Zeile und am Anfang der folgenden wiederholt

33,12 impromptu] improptns
35 die gute] die fehlt

34,16 Worte] Wort
18 bey der Nacht] der fehlt
26 nicht,„] nicht,

35, 5 volkmäßiger] Volksmäſſiger Suphan (vgl. 36, 40. 37, 1)
10 Sagen] Sager
13 Aerugo] Aerago

35,18 Iſts Vater] Iſts, Vater (von Suphan bewahrt, aber vgl. die Fassung von 1771 Werke 25, 524_1)
21 an!„] an!
35,33 und 36,22 mir!„] mir!
36,14 Ruh!„] Ruh!
37,33 Dodsleiſchen] Dodsleien
oder] aber Suphan
38, 4 bitten] bitte
17 trügen] trugen
23 rümpfen (= 1. Niederschrift Werke 5, 191_2)] rumpfen
39, 4 an] gen Suphan („verbessert aus erster Niederschrift und Bd. 25, 243“)
40, 4 kein Strophenabsatz
21 Wohlberedtheit„ in] Wohlberedt= | „heit (Zeilenabtheilung) im das („) mit Suphan schon hier zu setzen scheint das Fehlen des Zeichens zu Anfang der 2 folgenden Zeilen zu empfehlen; dem Sinne nach würde ich es lieber erst nach freylich = = = (Z. 23) setzen
41, 1 iſt fehlt
37 mit] weit Suphan
43,21 vollen] volles
24 Angeſicht, und] Angeſicht und vgl. Werke 25, 397_{93}
44,33 nicht] nichts
45, 3 ihrem] ihren
7 jener] jenem von Suphan bewahrt: aber worauf soll sich das Pronomen beziehen als auf die Einbildung (Z. 6)?
27 ſiegen] ſingen
35 Riegel] lies Siegel wie in den andern Fassungen, Werke 25, 359? (Auch die englische Vorlage hat verschiedene Reimwörter)
36 Findt] Find
47,33 Werk Suphan mit Verweisung auf $14,_2$] Wort (vgl. den umgekehrten Fehler Werke $5, 379_1$)

48, 6 ſchreyen] bei Luther: ſchweigen
20 unſre] unſrer Suphan
49, 29 ihnen] ihren
33 Skalden, Romanzen] Skalden Romanzen

II. Shakespear.[1]

53, 4 einem] einen
23 f. Trauerſpieler] lies Trauerſpieldichter (?)
54, 20 da] daß Suphan
22 einem] einen
55, 14 den Impromptus] dem Impromptus (Suphan: dem Impromptu) ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον Aristoteles Poetik C. 4 (p. 1449 *a* 11)
56, 17 Philoktet, Ajax] Philoktet Ajax
24 Natur!„] Natur!
57, 12 Vielem] Vielen
16 umzutauſchen] umzutäuſchen (?) Suphan; vielleicht zu umtäuſchen (?)
30 ihn] ihm
33 dieſer] dieſe
58, 2 konnte.] vgl. zu 76, 26
8 „keine] „in keine (Suphan vermuthet „nie keine)
61, 17 zweyſtündigen] zweyſtändigen
19 gleich„] das („) ist an dieser Stelle jedenfalls sehr verdächtig, aber schwerlich mit Sicherheit anderswo anzubringen: Suphan schreibt gleich = und setzt („) nach war? (Z. 21)
62, 18 Nationalvorurtheilen] Nationalvorurtheile
64, 28 Eräugniſſes, einer] Eräugniſſes einer
34 Menſcharten] Menſchenarten Suphan
65, 4 f. Vorſehung der] Vorſehung, der Suphan mit der Taschenausgabe der Vulgata und Düntzer; ich halte es mindestens nicht für ausgeschlossen dass der Welt zu beiden voran-

[1]) Die 1. und 2. Fassung des Aufsatzes (vgl. oben S. XV ff.) ist mit *a* und *b* bezeichnet.

gehenden Substantivis zu beziehen ist: vgl. 66,28; 71,7. 14; 76,1; 68,11 und aus *b* Werke 5, 248 Z. 1 v. u. und 249 Z. 16

65,28 bloſſem (= *ab* Werke 5, 239)] blaſſem

34 Strahle Hoffnung] Strale der Hoffnung Suphan, offenbar nach *ab* Werke 5, 239 f.

66,16 rufet, alle] rufet alle

17 dahin eingedichtet] dahinein gedichtet Suphan; Herder schrieb vielleicht dahin ein gedichtet wie Werke 25, 83 Z. 2 ſich dahin ein zu ſetzen; vgl. aber auch 72,6 f. und an Nicolai, bei Hoffmann, Briefwechsel 63 Z. 4: daß er meiſtens am Ende dahin auskommt

18 fortwickelnd] fortentwickelnd (?) Suphan

22 Umſtände, ſelbſt] Umſtände ſelbſt

68,20 nichts — 22 miſchen] Eine eigentliche Besserung ist hier nicht möglich; man kann nur zur Erläuterung *b* heranziehen (Werke 5, 247 Z. 4 ff.): Und wie hat Shakeſpear dazu die Örter idealiſiirt. Welch ein Auftritt der Hexen bei Macbeth auf der Haide, unter Blitz und Donner! Nun der blutige Mann mit der Nachricht von Macbeths Thaten, und die Botſchaft des Königes an ihn mit dem Than von Kawdor! Die Scene bricht wieder; die Haide! der prophetiſche Gruß der Hexen, nun die Ankunft der Königlichen Bothſchaft — verlege man die Scene wie man wolle, ob Hexe und Prophezeiung mit allen ihren ſchauderhaften Begleitungen Eindruck machen werde!

69, 5 f. Nachtwanderin] Nachtwandrerin *b*

24 Umſtande] Umſtände

33 Horaz, Ophelia] Horaz Ophelia

70, 1 hat Shakeſpear] hat kein Shakeſpear (?) Suphan; vgl. Werke 5, 248 Z. 15. 406 Z. 4 ff. Neudruck 77, 22 f.

71, 16 Fliegen] Fligen.

72, 4 Spielewerke] Spielwerke Suphan mit der Taschenausgabe der Vulgata und Düntzer; aber die Bildung ist nicht nur an sich von Alters her unverwerflich (vgl. Lexer 2, 1093 spileman, Schiller-Lübben Mittelniederd. Wörterb. 4, 312 ff. verschiedene Composita mit spel-, spil-) und lässt sich sogar aus einer zeitlich gar nicht so fern stehenden süddeutschen Quelle, dem von Laistner besprochenen Münchener Faustspiel aus dem vorigen Jahrhundert (im Prologus, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 22. December 1882 Nr. 356 Sp. 5249 a) belegen, sie scheint auch durch analoge Bildungen bei Herder selbst wie Lobesprüche (Wagner, Briefe an Merck, 1835, S. 14, 28. October 1770)[1], Grabesstimme (1. Niederschrift des Ossianaufsatzes Werke 5, 177_1 Z. 8 v. u.) Triebefedern (*a* Werke 5, 240 Z. 4) hinlänglich geschützt.

9 Savoyarde] Savogarde

73, 2 Dichterwelt, nur] Dichterwelt nur

74, 20 gezeihet] lies gezeiget wie Werke 3, 7_8; 10_{11}. 5, 419 Z. 11

23 ihn] ihr

31 grauem] grauen

32 lak] ebenso *ab*, daher unterblieb die Besserung: lack (vgl. zu 75, 24; 26)

34 2te] 3te

---

[1]) Nicht verschweigen möchte ich, dass mir bei diesem Beispiele der Verdacht eines Druckfehlers nicht ganz ausgeschlossen scheint; es steht nämlich bei Wagner di (so!) größten Lobesprüche, und es könnte sich das im Artikel ausgefallene e in das letzte Wort verirrt haben. Der Wiederabdruck im Lebensbild III, 230 (die größten Lobesprüche) hat in dieser Frage selbstverständlich keine Gewähr.

75, 2 Als] Alt

15 aus Mund in Hand] aus Hand in Mund Suphan; mir scheint die umgekehrte Stellung beabsichtigt: keiner hat mehr zu sprechen als unmittelbar zur Handlung nöthig ist, oder wie es in *ab* heisst (Werke 5, 233): Jeder noch ganze Mensch in allen seinen Stücken hat blos Charakteristisch-Individuell (blos nach seinem Individualcharakter *b*) zu denken, [und *b*] zu sprechen, und durch beides vielmehr (nur *b*) zu handeln. Vgl. die Formeln „mit Mund und Hand (Händen)“, d. i. mit Wort und That, „danken“, eines „Hand und Mund sein“, für ihn handeln und reden, u. ä. Deutsches Wörterb. IV 2, 339 (7*a*)

25 Pastorell, und Pastorical-] ebenso *ab*

27 Calls] ebenso *b*; daher unterblieb auch hier die Besserung wie 74, 32

76, 26 f. vermag. —] Zur Interpunction vgl. an Caroline 27. August 1770, Lebensbild III, 60, wo im Abdruck kein Fehler vorzuliegen scheint; übrigens muss 23 (Und solltest) ff. nicht unbedingt Vordersatz zu 27 ff. sein und könnte sich wohl auch an den vorausgehenden Satz anschliessen

Nachschrift.

76, 32 Unrede Suphan] Unrede

77, 33 würde. Am] würde; am Suphan

78, 33 enthüllen Suphan] umhüllen

36 oder —„] oder —

III. Von deutscher Baukunst.[1]

Die Abweichungen von dem ersten Druck sind überhaupt nicht zahlreich, auch Orthographie und Inter-

[1]) Theils durch die zuvorkommende Gefälligkeit G. Witkowskis, der mir seine Vergleichungen bereitwillig mit-

punction stimmen auffallend überein. Von jenen ist 85,28 heutigen statt heurigen (*EKC*) eher eine beabsichtigte Aenderung als ein zufälliger Druckfehler. Auch 85,34 musste Hütern, was übrigens keineswegs sinnlos ist und zu *E* stimmt, mit Bernays bewahrt werden, wiewohl es in *KC* in Hütten (eine naheliegende, schon von *H* vorweg genommene Besserung) geändert wurde, ebenso an derselben Stelle die erst in *C* beseitigte Form Forſt (Firſt *C*) die nach dem Deutschen Wörterb. III, 1677 noch heute

---

theilte, theils aus eigener Einsichtnahme (ausgenommen *E* und *h*) kenne ich ausser unserm auch sämmtliche übrige zu Goethes Lebzeiten erschienene Drucke: *E*, der Einzeldruck (1772). Der Abdruck bei Bernays-Hirzel, Der junge Goethe 2, 204 ff. ist genau; nur der Vergleichung mit unserm Druck zu Liebe verzeichne ich die wenigen Abweichungen: 204,8 Landsleute, mir 205,25 Alten, den 206,23 Menſchen, einzelne 24 erſte aus 207,1 Babylon, mit 21 Wuchs, an 32 auf 208,8 Vermannigfaltige 19 Rubrick 24 geſcheider 25 hies 209,23 Maßen 24 Stadt. 28 antwortet und 210,11 f. Morgendufftglanz 26 können, das 211,32 f. Stoff ihm 212,24 herabſtoſſen. — *h*, der Himburgsche, und *H*, der Huthsche Nachdruck, geben unsern Druck mit seinen zwei eigenthümlich-charakteristischen Lesarten und einer Lücke (Neudruck 84,3; 85,28 und 90,24 f s. o. und S. LII) wieder, *h*, dessen Abweichungen meist die Orthographie, hie und da die Wortzusammensetzung und Interpunction betreffen, genauer als *H*; dieser ändert öfter willkürlich, theils aus sprachlichen Neigungen (Vorliebe für volle Formen, Abneigung gegen Artikelanlehnung und dgl.), theils aus Anstandsbedenken (Neudruck 85,10 zur Unſauberkeit) oder des Sinnes halber, noch öfter aber aus Flüchtigkeit; trotz alle dem bleiben Uebereinstimmungen genug um auch ohne die ausdrückliche Angabe des Herausgebers die Vorlage erkennen zu lassen. In der weitern Geschichte des Textes spielt weder diese selbst noch einer der beiden Nachdrucke *hH* eine Rolle und gelegentliche Uebereinstimmungen mit den folgenden echten Drucken sind zufällig. — *K*, Kunst und Alterthum IV 3 (1824), 12 ff. beruht auf *E* und ist wieder die Grundlage von *C*, der Ausgabe letzter Hand Bd. 39 (1830), Taschenausgabe S. 339 ff., grössere Octavausgabe, deren Abweichungen ganz gering sind und hier nicht in Betracht kommen, S. 341 ff.

in der Wetterau lebendig ist. Die Aenderung empfindſame (*KC*) für erfindſame 85,25 ist, wenn nicht geradezu ein in *C* übersehener Druckfehler von *K*, jedenfalls keine glückliche Besserung. Zu berichtigen blieben demnach nur noch folgende zweifellose Druckversehen:

84, 3 Werken *EKC*] Wolken
90,24 f. der Künſtler — iſt fehlt, ergänzt aus *EKC*
92,11 ſey„„] ſey„

IV. Frisi's Versuch über die gothische Baukunst.

96,36 di] lies: dei (= Frisi) oder: de' (?) Aber auf dem gestochenen Titelblatt der Bologneser Ausgabe des Vasari von 1648 steht auch: di (auf dem gedruckten: de')
98, 2 Stütze (imposta = 3 und 5)] Spitze
7 verhalten (saranno)] erhalten
100,21 Brunelleſchi (= Frisi)] Brunelliſchi
25 Brunelleſchi's (= Frisi)] Brunelliſchi's
32 verſtärke. Die] verſtärke, Die
102,27 nach den] lies nach dem (?) Aber nach dem Deutsch. Wörterb. VII, 16 (III, 2) ist auch der Accusativ nicht ganz ausgeschlossen
103,31 kann] kan
104, 6 erſetze] lies erſetzen (?) Immer bleibt doch in der folgenden Zeile (kann) eine sprachliche Nachlässigkeit des Uebersetzers anzuerkennen
106,20 Yogen] Frisi: logge Darnach entfällt die nahe liegende Besserung Huths Bogen
30 Pavia (= Frisi)] Padua vgl. 96,29; 33
107, 2 Kirche Baricefala] Frisi und Casare Cesariano (nicht Cesarini, wie Frisi schreibt): sacra ede Baricefala. Am Text ist also nichts zu ändern wiewohl es allerdings eine Kirche dieses Namens in Maitandnie gab; es bleibt

demnach nichts andres übrig als mit Novati anzunehmen, dass der Uebersetzer das von Cesariano als Adjectiv gebrauchte Wort Baricephala (er meint mit seiner „sacra aede Baricephala“ keine andere Kirche als den Mailänder Dom) für einen Eigennamen genommen habe

107,14 Scamozzi (= Frisi)] Stamozzi

108,17 Vanvitelli (= Frisi)] Vanritelli

31 Martiniere (= Frisi)] Nartiniere

33 Schweitzers] Frisi: Svezzese (Schweden), was der Uebersetzer aber mit Svizzero verwechselte

V. Deutsche Geschichte. [1]

Die Abweichungen vom Originaldruck in Aeusserlichkeiten der Druckeinrichtung, Orthographie, Wortformen und Interpunction sind hier zahlreicher als bei III, und gewisse Eigenheiten der Möserschen Vorlage erklären dies. Geschont wurden sonst noch selbstverständlich die wirklichen Verbesserungen von Druckfehlern, die noch dazu durch die zweite Ausgabe von Möser selbst bestätigt werden, und ausserdem einige geringere Abweichungen, die den Sinn nicht tiefer berühren, wiewohl eine besondere Absicht dabei nicht zu erkennen ist: diese letztern begnügte ich mich im folgenden Verzeichnis anzumerken.

114,25 f. Geiſtlichen, Bedienten *AB*] geiſtlichen Bedienten

[1]) Zu Rathe gezogen wurde ausser der ersten (*A*) auch die zweite Ausgabe (*B*, Berlin und Stettin 1780) des 1. Bandes der „Osnabrückischen Geschichte“, worin die Vorrede zur ersten Ausgabe mit nicht sehr erheblichen Veränderungen wiederholt ist. Nach *B* ist sie, im Aeusserlichen z. Th. etwas modernisiert. in Abekens Gesammtausgabe, Bd. VI, wieder abgedruckt, der von Herder ausgehobene Abschnitt S. IX—XXIII.

115, 10 dem *AB*] den
11 f. Controlle, Commiſſariat *A*] Controlle. Commiſſariat (in *B* noch deutlicher verlohr ſein Amt; und Controlle, Commiſſariat u. s. w.)
16 dominio *AB*] domino

116, 34 Heeren *AB*] Herren

117, 3 Herr *AB*] Heer
10 erforderte] erfordere *AB*
22 der (*AB*) Geldreichthum] das Geldreichthum

118, 28 Kaiſer hatte (*AB*) zu] hatte fehlt

119, 3 die Vollmacht dazu *AB*] dazu fehlt
9 in ihrem Lande] in ihren Landen *AB*

120, 7 f. für die *AB*] für den

121, 12 ward *AB*] war
21 welchen Abeken] welcher (= *AB*)
23 erfordert] gefordert *AB*

122, 6 f. Hauptwerke *AB*] Hauptzwecke
7 ungemahlt und ungeſchnitzt *AB*] ungemahlt und ungeſchnitzt
9 auch ein *AB*] auch fehlt

123, 4 reichen *AB*] reinen
20 Gelehrſamkeit = *A*] Rechtsgelehrſamkeit *B*
24 den (dem *B*) Namen der *AB*] Namen der fehlt

Ich kann meine Einleitung nicht schliessen, ohne zugleich für mannigfache Förderung, sei es durch Büchersendungen, sei es durch sonstige Mittheilungen und Auskünfte, wärmstens zu danken. Mein Dank gebürt vor allen der Direction der Wiener Hofbibliothek, die mir den Originaldruck mit nicht genug zu rühmender Liberalität zur Verfügung stellte, ferner den Directionen der K. Hof- und Staatsbibliothek in München und Dresden und der Grossherz. Bibliothek in Weimar, desgleichen den Herrn Custos Dr. A. Göldlin von Tiefenau und Hofrath Prof. Dr. A. Mussafia in Wien, Prof. Dr.

M. Heyne in Göttingen, Prof. Dr. Fr. Muncker in München und ganz besonders den vier schon bei Gelegenheit genannten Herrn Dr. E. Kühnemann in Berlin, Dr. G. Witkowski in Leipzig, Prof. Fr. Novati und Ab. Dr. A. Ceriani, Praefect der Ambrosiana, in Mailand.

H. Lambel.

Von

Deutſcher Art und Kunſt.

Einige fliegende Blätter.

Hamburg, 1773.

Bey Bode.

I.

Auszug

aus einem

Briefwechsel

über

Ossian

und die

Lieder alter Völker.

beweisen: ich muß also meine Behauptung nur, wie ein türkischer Mufti, sein Fetwa hinsetzen, und hier der Name des Mufti . . .

---

2 . . . Meine Gründe gegen den deutschen Ossian sind nicht blos, wie Sie gütigst wähnen, Eigensinn gegen den deutschen Hexameter überhaupt: denn was trauen Sie mir für Empfindung, für Ton und Harmonie der Seele zu, wenn ich z. E. den Kleistischen, den Klopstockischen Hexameter nicht fühlen sollte? aber freylich, weil Sie doch Einmal selbst darauf gekommen sind, der Kopstockische Hexameter bey Ossian? freylich auch hinc illæ lacrimæ! Hätte der Herr D. die eigentliche Manier Ossians nur etwas auch mit dem innern Ihre überlegt — Ossian [5] so kurz, stark, männlich, abgebrochen in Bildern und Empfindungen — Klopstocks Manier, so ausmalend, so vortreflich, Empfindungen ganz ausströmen, und wie sie Wellen schlagen, sich legen und wiederkommen, auch die Worte, die Sprachfügungen ergiessen zu lassen — welch ein Unterschied? und was ist nun ein Ossian in Klopstocks Hexameter? in Klopstocks Manier? Fast kenne ich keine zwo verschiednere, auch Ossian schon würklich wie Epopöi ist betrachtet.

Aber das ist er nun nicht, und sehen Sie, das wollte ich Ihnen nur sagen, von jenem hat schon, wie mich dünkt, eine Kritische Bibliothek geredet, und das geht mich nichts an. Ihnen wollte ich nur in Erinnerung bringen, daß Ossians Gedichte Lieder, Lieder des Volks, Lieder eines ungebildeten sinnlichen Volks sind, die sich so lange im Munde der väterlichen Tradition haben fortsingen können — sind sie das in unsrer schönen epischen Gestalt gewesen? haben sies seyn können? — mein Freund, wenn ich mich zuerst gegen Ihre zweifelnde Halsstarrigkeit gegen die Ursprünglichkeit Ossians auf Nichts so sehr, als auf inneres Zeugniß, auf den Geist des Werks selbst berief, der uns mit weissagender Stimme zusagte: „so etwas kann Macpherson unmöglich gedichtet haben! so was läßt sich in [6] unserm Jahrhunderte nicht dichten!„

mit eben dem innern Zeugniß rufe ich jetzt eben so laut: „das läßt sich wahrhaftig nicht singen! in solchem Ton von einem wilden Bergvolke wahrhaftig nicht fortsingen und erhalten! folglich ists nicht Ossian, der da sang, der so lange fortgesungen wurde!„ Was sagen Sie zu meinem innern Beweise? — nächstens fülle ich Ihnen vielleicht damit Seiten!

... So eigensinnig für Ihren deutschen Ossian hätte ich Sie doch nicht geglaubt! Es mir durch Zergliederungen und einzelne Vergleichungen abzwingen zu wollen, „daß er gewiß so gut, als der Englische sey!„ In Sachen der bloßen, schnellen Empfindung, was läßt sich da nicht aus zergliedern? was nicht durch ein grübelndes Zerlegen heraus beweisen, was — wenigstens die vorige schnelle Empfindung gewiß nicht ist. Haben Sie es wohl diesmal bedacht, was Sie so oft, oft, und täglich fühlen, „was die Auslassung „Eines, der Zusatz eines andern, die Umschreibung und Wiederholung eines dritten Worts; was mir andrer Accent, Blick, „Stimme der Rede durchaus für anderen Ton geben könne?„ Ich will den Sinn noch immer [7] bleiben lassen; aber Ton? Farbe? die schnelleste Empfindung von Eigenheit des Orts, des Zwecks? — Und beruht nicht auf diesen alle Schönheit eines Gedichts, aller Geist und Kraft der Rede? — Ihnen also immer zugegeben, daß unser Ossian, als ein poetisches Werk so gut, ja besser, als der Englische sey — eben weil er ein so schönes poetisches Werk ist, so ist er der alte Barde, Ossian, nicht mehr; das will ich ja eben sagen?

Nehmen Sie doch Eins der alten Lieder, die in Shakespear, oder in den englischen Sammlungen dieser Art vorkommen, und entkleiden Sies von allem Lyrischen des Wohlklanges, des Reims, der Wortsetzung, des dunkeln Ganges der Melodie: lassen Sie ihm blos den Sinn, so so, und auf solche und solche Weise in eine andre Sprache übertragen; ists nicht, als wenn Sie die Noten in einer Melodie von Pergolese, oder die Lettern auf einer Blattseite umwürfen? wo bliebe der Sinn der Seite? wo bliebe Pergolese? Mir fällt

eben das Liedchen aus Shakeſpears Twelfth-Night in die Hände, bey welchem der Liebeſiedje Herzog von hinnen ſcheiden will: —

that old and antik song
Me thought it did relieve my passion much —
[8] *More than light airs and recollected terms*
Of these most brisk and giddy paced times
— — it is old and plain
The Spinsters and the Knitters in the Sun
And the free Maids that weave their Thread with Bones
Do use to chant it: it is silly sooth
And dallies with the innocence of Love
Like the old Age —

Nun, werden Sie bey ſolchem Lobe nicht ſo begierig, wie der verliebte Ritter ſelbſt? Auf! überſetzen Sies flugs in Deniſchje Hexameter:

Song.

Come away, come away, death!
And in sad cypress let me be laid!
Fly away, fly away, breath!
I am slain by a fair cruel Maid!
My Shrowd of white stuck all with yew
Oh prepare it
My Part of death, no one so true
Did share it!
Not a Flow'r, not a Flow'r sweet
On my black Coffin let there be strown
Not a Friend, not a Friend greet
My poor Corpse, where my Bones shall be thrown.
A thousand thousand Sighs to save
Lay me o where
True Lover never find my Grave
To weep there.

[9] Der ſollte nicht mein Freund ſeyn, der bey dieſem ſo einfältigen, Nichtsſagenden Liede, inſonderheit lebendig geſungen, nichts mit fühlte! Indeſſen, wenn es überſetzt würde (Wieland hat es, ſo wie die Meiſten dieſer Art, nicht überſetzt!) wenn der Einige faſt, dem ich hiezu Biegſamkeit zutraue, der

Sänger des Skaldengeſanges und der Grabſchrift Aſpaſiens, und des griechiſchen Schnitterliedchens und der ſüſſen Nänie auf die Wachtel und das Schnittermädchen des Himmels, und auf die Herzensangſt jenes guten Pfarrers — wenn dieſer Dichter, der ſo Mancherley, und dies Mancherley ſo vortreflich ſeyn kann, es überſetzte, wie anders erhält er den Abdruck der innern Empfindung, als durch den Abdruck des Aeuſſern, des Sinnlichen, in Form, Klang, Ton, Melodie, alles des Dunklen, Unnennbaren, was uns mit dem Geſange ſtromweiſe in die Seele flieſſet. Schlagen Sie die Dodslei'ſchen Reliques of ancient Poetry auf, von Einem Ende zum Andern; überſetzen Sie was und wie ſchön Sie es wollen, aber auſſer dem Ton des Geſanges, und ſehen Sie denn, was Sie haben werden!

Sie kennen doch die liebe, ſüſſe Romanze, von der ich mich wundere, daß ſie ſich in den [10] Dodsleiſchen Reliques nicht finde: Heinrich und Kathrine

In ancient times in Britain Isle
Lord Henry was well knowne —

ein engliſcher Schulrector, ſeines Namens Samuel Biſhop, hat gewiſſe Ferias poeticas gefeyret: i. e. Carmina Anglicana Elegiaci plerumque argumenti (ich ſchreibe Ihnen den verdienſtvollen Titel) latine reddita geſchrieben, und in dieſen Carminibus Anglicanis latine redditis iſt auch unſre Romanze Elegiaci argumenti, und alſo auch Elegiaco versu, ſchön ſkandirt und phraſeologiſirt, die ſich alſo anhebt:

Anglicos inter proceres innotuit olim
Henricus priscæ nobilitatis honos!

und wo iſt nun die Romanze? — Daß es mit Oſſian kaum anders ſey, ſehen Sie nur einmal die ſchöne Macferlanſche Ueberſetzung von Temora. Der Verf. ſelbſt ein Schotte? der Oſſian ſingen gehört? ihn doch alſo fühlen muß? Sehen Sie nun, was unter den Händen des guten, flinken Lateiners aus der rührenden Stelle geworden iſt, da Oſcar fällt, und der Dichter plötzlich abbrechend, ſich an ſeine Geliebte wendet — In der N. Bibl. der ſch. W. Band 9. St. 2. S. 344.

sind die Uebersetzungen aus Mac=[11]ferson, Macferlan, und Denis neben einander. Sie können nachschlagen und sehen! . . .

---

4 . . . Ihre Einwürfe sind sonderbar. Bey alten Gothischen Gesängen, wie Sie sie zu nennen belieben, bey Reimgedichten, Romanzen, Sonnets und dergleichen schon künstlichen oder gar gekünstelten Stanzen, geben Sie mir nach; aber bey alten ungekünstelten Liedern, wilder, ungesitteter Völker — wilder ungesitteter Völker? ich kann ihre Stelle kaum ausschreiben. So gehörte ihr Ossian und sein edler, grosser Fingal so schlechthin zu einem wilden ungesitteten Volk? und wenn jener auch alles idealisirt hätte, wer so idealisiren konnte, und wem so idealisirt, dergleichen Bilder, dergleichen Geschichte, der Traum des Nachts, und das Vorbild des Tags, Gemüthserholung und beste Herzenslust seyn konnte; der war wildes Volk? Wohin man doch abgerathen kann, um nur seine Lieblingsmeinung zu retten.

Wissen Sie also, daß je wilder, d. i. je lebendiger, je freywirkender ein Volk ist, (denn mehr heißt dies Wort doch nicht!) desto wilder, d. i. desto lebendiger, freyer, sinnlicher, lyrisch [12] handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder seyn! Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letternart das Volk ist: desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht, und todte Lettern Verse seyn: vom lyrischen, vom lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Sylben, bey manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie, und von hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch= und Nationalliede gehören, und mit diesem verschwinden — davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wunderthätige Kraft ab, den diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb= und Lustgesang des Volks zu seyn! Das sind die

Pfeile dieſes wilden Apollo, womit er Herzen durchbohrt, und woran er Seelen und Gedächtniſſe heftet! Je länger ein Lied dauren ſoll, deſto ſtärker, deſto ſinnlicher müſſen dieſe Seelenerwecker ſeyn, daß ſie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen — wohin wendet ſich nun die Sache?

Ohne Zweifel waren die Skandinavier, wie ſie auch in Oſſian überall erſcheinen, ein wilde=[13]res rauheres Volk, als die weich idealiſirten Schotten: mir iſt von jenen kein Gedicht bekannt, wo ſanfte Empfindung ſtröme: ihr Tritt iſt ganz auf Felſen und Eis und gefrorner Erde, und in Abſicht auf ſolche Bearbeitung und Kultur iſt mir von ihnen kein Stück bekannt, das ſich mit den Oſſianſchen darinn vergleichen laſſe. Aber ſehen ſie einmal im Worm, im Bartholin, im Peringſkiöld, und Verel ihre Gedichte an — wie viel Sylbenmaaſſe! wie genau jedes unmittelbar durch den fühlbaren Takt des Ohrs beſtimmt! ähnliche Anfangsſylben mitten in den Verſen ſymmetriſch aufgezählt, gleichſam Loſungen zum Schlage des Takts, Anſchläge zum Tritt, zum Gange des Kriegsheers. Aehnliche Anfangsbuchſtaben zum Anſtoß, zum Schallen des Bardengeſanges in die Schilde! Diſticha und Verſe ſich entſprechend! Vokale gleich! Sylben Conſon — wahrhaftig eine Rythmik des Verſes, ſo künſtlich, ſo ſchnell, ſo genau, daß es uns Büchergelehrten ſchwer wird, ſie nur mit den Augen aufzufinden; aber denken Sie nicht, daß ſie jenen lebendigen Völkern, die ſie hörten und nicht laſen, von Jugend auf hörten und mit ſangen, und ihr ganzes Ohr darnach gebildet hatten, eben ſo ſchwer geweſen ſey. Nichts iſt ſtärker und ewiger, und ſchneller, und feiner, als Gewohnheit des Ohrs! Einmal tief gefaßt, wie [14] lange behält daſſelbe! In der Jugend, mit dem Stammlen der Sprache gefaßt, wie lebhaft kommt es zurück, und ſo ſchnell mit allen Erſcheinungen der lebendigen Welt verbunden, wie reich und mächtig kommt es wieder. Aus Muſik, Geſang und Rede könnt' ich Ihnen eine Menge ſonderbarer Phänomene anführen, wenn ich einmal pſychologiſiren wollte!

Denken Sie nicht, daß ich übertreibe. Unter 136 Rhythmus=

arten der Skalden, habe ich nur Einen, den Sangbaren, in Worm näher studirt (denn ihre eigentliche Prosodie, der zweite Theil der Edda ist meines Wissens noch nicht erschienen!) und was denken Sie, wenn in diesem Rythmus von 8 Reihen nicht blos 2 Districha, sondern in jedem Distichon 3 Anfangähnliche Buchstaben, 3 consone Wörter und Schälle, und diese in ihren Regionen wieder so metrisch bestimmt sind, daß die ganze Strophe gleichsam eine prosodische Runentextur geworden ist — und alles waren Schälle, Laute eines lebenden Gesanges, Wecker des Takts und der Erinnerung, alles klopfte, und stieß und schallte zusammen! — Machen Sie nun die Probe, und studiren Regner Lodbrogs Sterbegesang in den Runen des Worms, und lesen denn die feine, zierliche Uebersetzung, die wir davon im Deutschen, in ganz anderm Ton und ganz anderm Sylben-[15]maasse haben — der verzogenste Kupferstich von einem schönen Gemälde! Nun komme jemand und mache aus dem Schlachtgesang der Tyfen, aus dem Zaubergespräch Odins am Thor der Hölle, aus dem jüngsten Gericht der Eddagötter ein schönes Heldengedicht in Hexametern, oder schöne griechische Sylbenmaasse, wie Herr Denis aus dem Gespräch Gauls und Mornis, Fingals und Roskranen gemacht hat: aus Evind Skaldaspillers Trauerlied auf Hako eine Elegie im Ton der Rothschildsgräber — was würde Vater Odin und der alte Skaldaspiller sagen? — Daß sich nun diese Skaldische Rhytmik nicht auf Island und Skandinavien eingeschränkt, können sie aus Hickes, und andern; am neuesten noch in den Todslei'schen reliques aus der Vorabhandlung vor dem complaint of conscience (Th. 2. B. 3. S. 277.) sehen, wo aus dem Angelsächsischen dergleichen mehr als Eine Probe angeführt wird.

Aber noch mehr. Gehen Sie die Gedichte Ossians durch. Bey allen Gelegenheiten des Bardengesanges sind sie einem andern Volk so ähnlich, das noch jetzt auf der Erde lebet, singet, und Thaten thut; in deren Geschichte ich also ohne Vorurtheil und Wahn die Geschichte Ossians und seiner Väter mehr als Einmal lebendig erkannt habe. Es sind die fünf

Na=[16]tionen in Nordamerika: Sterbelied und Kriegsgesang, Schlacht= und Grablied, historische Lobgesänge auf die Väter und an die Väter — alles ist den Barden Ossians und den Wilden in Nordamerika gemein; der letzten Marter= und Rachelied nehme ich aus, dafür die sanften Kaledonier ihre Gesänge mit dem sanften Blut der Liebe färbten. Nun sehen Sie einmal, was alle Reisebeschreiber, Charlevoix und Lafiteau, Roger, und Cadwallader Colden vom Ton, vom Rythmus, von der Macht dieser Gesänge auch für Ohren der Fremdlinge sagen. Sehen Sie nach, wie viel nach allen Berichten darinn auf lebende Bewegung, Melodie, Zeichensprache und Pantomime ankömmt, und wenn nun Reisende, die die Schotten kannten, und mit den Amerikanern so lange gelebt hatten, Kapt. Timberlake z. B. die offenbare Aehnlichkeit der Gesänge beyder Nationen anerkannten — so schlieſſen Sie weiter. Bey Denis stehen wir steif und fest auf der Erde: hören etwa Sinn und Inhalt in einer, guter poetischer Sprache, aber nach der Analogie aller wilden Völker kein Laut, kein Ton, kein lebendiges Lüftchen von den Hügeln der Kaledonier, das uns hebe und schwinge, und den lebendigen Ton ihrer Lieder hören lasse: wir sitzen, wir lesen, wir kleben steif und fest an der Erde.

[17] Als eine Reise nach England noch in meiner Seele lebte — o Freund, Sie wissen nicht, wie sehr ich damals auch auf diese Schotten rechnete! Ein Blick, dachte ich, auf den öffentlichen Geist, und die Schaubühne, und das ganze lebende Schauspiel des englischen Volks, um im Ganzen die Ideen mir aufzuklären, die sich im Kopf eines Ausländers in Geschichte, Philosophie, Politik und Sonderbarkeiten dieser wunderbaren Nation, so dunkel und sonderbar zu bilden und zu verwirren pflegen. Alsdenn die gröſste Abwechselung des Schauspiels, zu den Schotten! zu Macferson! Da will ich die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in alle der Würkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studiren! eine Zeitlang ein alter Kaledonier werden — und denn nach England zurück, um die

Monumente ihrer Litteratur und ihre zusammengeschleppten Kunstwerke und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen — wie freute ich mich auf den Plan! und als Uebersetzer hätte ich gewiß auf andern Wegen ähnliche Schritte thun wollen, die jetzt — Denis nicht gethan hat! Für ihn ist selbst die Macphersonsche Probe der Ursprache ganz vergebens abgedruckt gewesen.

[18]

... Sie lachen über meinen Enthusiasmus für die Wilden beynahe so, wie Voltaire über Rousseau, daß ihm das Gehen auf Vieren so wohl gefiele: Glauben Sie nicht, daß ich deswegen unsre sittlichen und gesitteten Vorzüge, worinn es auch sey, verachte. Das menschliche Geschlecht ist zu einem Fortgange von Scenen, von Bildung, von Sitten bestimmt: wehe dem Menschen, dem die Scene mißfällt, in der er auftreten, handeln und sich verleben soll! Wehe aber auch dem Philosophen über Menschheit und Sitten, dem Seine Scene die Einzige ist, und der die Erste immer, auch als die Schlechteste, verkennet! Wenn alle mit zum Ganzen des fortgehenden Schauspiels gehören: so zeigt sich in jeder eine neue, sehr merkwürdige Seite der Menschheit — und nehmen Sie sich nur in Acht, daß ich Sie nicht nächstens mit einer Psychologie aus den Gedichten Ossians heimsuche. Die Ideen wenigstens dazu liegen tief und lebendig genug in meiner Seele, und sie würden manches Sonderbare lesen!

Für jetzt. Wissen Sie, warum ich ein solch Gefühl theils für Lieder der Wilden, theils für Ossian insonderheit habe? Ossian zuerst, habe ich in Situationen gelesen, wo ihn die [19] meisten, immer in bürgerlichen Geschäften, und Sitten und Vergnügen zerstreute Leser, als blos amusante, abgebrochene Lecture, kaum lesen können. Sie wissen das Abentheuer meiner Schiffahrt; aber nie können Sie sich die Würkung einer solchen, etwas langen Schiffahrt so denken, wie man sie fühlt. Auf Einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen der bürgerlichen Welt, aus dem

Lehnſtuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Geſellſchaften auf Einmal weggeworfen, ohne Zerſtreuungen, Bücherſäle, gelehrten und ungelehrten Zeitungen, über Einem Brette, auf ofnem allweiten Meere, in einem kleinen Staat von Menſchen, die ſtrengere Geſetze haben, als die Republik Lykurgus, mitten im Schauſpiel einer ganz andern, lebenden und webenden Natur, zwiſchen Abgrund und Himmel ſchwebend, täglich mit denſelben endloſen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue ferne Küſte, auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllet, an den Orten, da ſie geſchahen — hier die Klippen Olaus vorbey, von denen ſo viele Wundergeſchichte lauten — dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberaſe, mit ihren vier mächtigen Sternebeſtirnten Stieren abpflügte, „das [20] Meer ſchlug, wie Platzregen, in die Lüfte empor, „und wo ſich, ihren ſchweren Pflug ziehend, die Stiere „wandten, glänzten 8 Sterne vor ihrem Haupte„, über dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Vikinge mit Schwerdt und Liede auf ihren Roſſen des Erdegürtels (Schiffen) das Meer durchwandelten, jetzt von fern die Küſten vorbey, da Fingals Thaten geſchahen, und Oſſians Lieder Wehmuth ſangen, unter eben dem Weben der Luft, in der Welt, der Stille — glauben Sie, da laſſen ſich Skalden und Barden anders leſen, als neben dem Katheder des Profeſſors. Wood mit ſeinem Homer auf den Trümmern Troja's, und die Argonauten, Odyſſeen und Luſiaden unter wehendem Segel, unter raſſelndem Steuer: Die Geſchichte Uthals und Ninathoma im Anblick der Inſel, da ſie geſchahe; wenigſtens für mich ſinnlichen Menſchen haben ſolche ſinnliche Situationen ſo viel Würkung. Und das Gefühl der Nacht iſt noch in mir, da ich auf ſcheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer beſpült, und mit Mitternachtwind umſchauert, Fingal las und Morgen hofte . . . Verzeihen Sie es alſo wenigſtens einer alternden Einbildung, die ſich auf Eindrücke dieſer Art, als auf alte bekannte und innige Freunde ſtützet. —

[21] Aber auch das ist noch nicht eigentlich Genesis des Enthusiasmus, über welchen Sie mir Vorwürfe machen: denn sonst wäre er vielleicht nichts als individuelles Blendwerk, ein bloßes Meergespenst, das mir erscheinet. Wissen Sie also, daß ich selbst Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten, wilden Gesanges, Rhytmus, Tanzes, unter lebenden Völkern zu sehen, denen unsre Sitten noch nicht völlig Sprache und Lieder und Gebräuche haben nehmen können, um ihnen dafür etwas sehr Verstümmeltes oder Nichts zu geben. Wissen Sie also, daß, wenn ich einen solchen alten — — Gesang mit seinem wilden Gange gehört, ich fast immer, wie der französische Marcell gestanden: que de choses dans un menuet! oder vielmehr, was haben solche Völker durch Umtausch ihrer Gesänge gegen eine verstümmelte Menuet, und Reimleins, die dieser Menuet gleich sind, gewonnen? —

Sie kennen die beyden lettischen Liederchen, die Leßing in den Litteraturbriefen aus Ruhig anzog, und wissen, wie viel sinnlicher Rhythmus der Sprache in ihrem Wesen liegen mußte; lassen Sie mich itzt ein paar Peruanische aus Garcilasso di Vega ziehen, die ich nach Worten, Klang, und Rhythmus so viel möglich übertragen; Sie werden aber gleich selbst sehen, wie weit sie sich übertragen lassen.

[22] Das Erste ist die Serenate eines Liebhabers in der Abenddämmerung:

Schlummre, schlummr', o Mädchen,
Sanft in meine Lieder,
Mitternachts, o Mädchen,
Weck' ich dich schon wieder!

Was läßt sich seinem Mädchen mehr und süsser sagen? — Das andre ist ein bloßes Bild, eine Fiktion ihrer Mythologie von Donner und Blitz. In den Wolken ist eine Nymphe mit einem Wasserkruge in der Hand, bestellet, um zu gehöriger Zeit der Erde Regen zu geben. Unterläßt sies, läßt sie die Erde in Dürre schmachten, so kömmt ihr Bruder, zerschlägt ihren Krug, das giebt Blitz und Donner, und denn zugleich Regen. Wenn die Dichtung vom Ungewitter in der Dürre,

mit Regen begleitet, Ihnen als ſinnlich, als anſchauend gefällt: ſo hören ſie das Lied oder Gebet an ſie, wie Sie wollen:

Schöne Göttin,
Himmelstochter!
Mit dem vollen
Waſſerkruge,
Den dein Bruder
Jetzt zerſchmettert
Daß es wettert
Ungewitter,
Blitz und Donner!

[23] Schöne Göttin,
Königstochter!
Und nun träufelſt
Du uns Regen,
Milden Regen!
Doch oft ſtreueſt
Du auch Flocken
Und auch Schloſſen!
Denn ſo hat dir
Er der Weltgeiſt!
Er der Weltgott!
Virakocha!
Macht gegeben
Amt gegeben!

Als Weisheit habe ich das Liedchen nicht angeführt: denn Sie wiſſen, in welchem Ruf die dummen Peruaner ſtehen? ich rede von Symmetrie des Rhythmus, des Sangbaren, und da arbeitet meine Nachbildung dem Original ſo matt und ſchwach nach.

Sie kennen das Kleiſtiſche Lied eines Lappländers, und die Hand dieſes braven Mannes konnte für uns gewiß nicht anders, als verſchönern: aber wenn ich Ihnen nun den rohen Lappländer gäbe? — wenigſtens aus der dritten Hand, denn ich habe Scheffer nicht bey mir:

O Sonne, dein helleſter Schimmer beglänze den Orra-See!
Ich würde den Fichtengipfel erſteigen, könnt' ich ſchauen den Orra-See!

[24] Ich würd' ihn ersteigen, den Gipfel, meine Blumenfreundinn zu sehn!
Ich würd ihn bescheeren, ihm alle Zweige, seine grünen Zweige stümmeln —
Hätt' ich Flügel, zu dir zu fliegen, Flügel der Krähen
Dem Laufe der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orra-See!
Aber mir mangeln die Flügel! Enteflügel! Füsse der Ente!
Rudernde Füsse der Gänse, die mich zu dir bringen!
O du hast lange gewartet, so viel Tage! schöne Tage,
Du mit erquickenden Augen, mit deinem freundlichen Herzen! —
Was ist stärker, als Flechte Sehnen! als eisene, mächtige Ketten
So fesselt uns die Liebe, die Umschafferinn Sinns und Willens:
Denn der Wille des liebenden Jünglings ist Windesgang
Die Gedanken des Liebenden lange Gedanken!
Folgt ich ihnen allen, ich irrte vom rechten Weg' ab.
Drum bleibt mir Ein Entschluß, die sichre Bahn zu gehn!

Es ist, wie gesagt, aus der dritten Hand, dieses lappländische Lied — Aber noch immer, wie natürlich, wie sehnlich sinnet der junge, begehrende Lappländer, dem sein Weg zu lange wird, dem Alles, was er sieht, Sonne und Wipfel und Wolke und Krähe und Ruderfüsse [25] sich zum Orra-see, auf sein Mädchen beziehen muß! Der auf die Schnelle und Langsamkeit seines Weges, auf sein Hineilen der Seele, auf seine vorwandernde Gedanken, auf seine Lust, Richtsteige zu suchen, wie natürlich! wie sehnlich zurück kommt! Que de choses dans un menuet! und ich liefre Ihnen doch nur die stammlendsten, zerrissensten Reste.

Ein andres lappländisches Liebeslied an sein Rennthier wollte ich Ihnen auch mittheilen; aber es ist verworfen, und wer mag Zettel suchen? Dafür stehe hier ein altes, recht schauderhaftes Schottisches Lied, für das ich schon mehr stehen kann, weil ichs unmittelbar aus der Ursprache habe. Es ist ein Gespräch zwischen Mutter und Sohn, und soll im Schottischen mit der rührendsten Landmelodie begleitet seyn, der der Text so viel Raum gönnet:

Dein Schwerdt, wie ists von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwerdt, wie ists von Blut so roth
Und gehst so traurig da! — O!

Ich hab geſchlagen meinen Geyer todt
Mutter, Mutter!
Ich hab geſchlagen meinen Geyer todt,
Und das, das geht mir nah! — O!

Dein's Geyers Blut iſt nicht ſo roth!
Edward, Edward!
Dein's Geyers Blut iſt nicht ſo roth,
Mein Sohn, bekenn mir frey! — O!
[26] Ich hab geſchlagen mein Rothroß todt!
Mutter, Mutter!
Ich hab geſchlagen mein Rothroß todt!
Und's war ſo ſtolz und treu! O!

Dein Roß war alt und haſts nicht noth!
Edward, Edward,
Dein Roß war alt und haſts nicht noth,
Dich drückt ein ander Schmerz! O!
Ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
Ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Und das, das quält mein Herz! O!

Und was wirſt du nun an dir thun?
Edward, Edward!
Und was wirſt du nun an dir thun?
Mein Sohn, bekenn mir mehr! O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn!
Mutter, Mutter,
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn!
Will wandern über Meer! O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall,
Edward, Edward,
Und was ſoll werden dein Hof und Hall,
So herrlich ſonſt und ſchön! O!
Ach! immer ſtehs und ſink' und fall,
Mutter, Mutter,
Ach immer ſtehs und ſink' und fall,
Ich werd' es nimmer ſehn! O!

Und was soll werden dein Weib und Kind,
Edward, Edward?
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer — O!
Die Welt ist groß! laß sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
[27] Die Welt ist groß! laß sie betteln drinn,
Ich seh sie nimmermehr! — O!

Und was soll deine Mutter thun?
Edward, Edward!
Und was soll deine Mutter thun?
Mein Sohn, das sage mir! O!
Der Fluch der Hölle soll auf Euch ruhn,
Mutter, Mutter!
Der Fluch der Hölle soll auf Euch ruhn,
Denn ihr, ihr riethets mir! O.

Könnte der Brudermord Kains in einem Populärliede mit grausendern Zügen geschildert werden? und welche Würkung muß im lebendigen Rhytmus das Lied thun? und so, wie viele viele Lieder des Volks! Doch aus meinem Briefe soll kein Buch werden u. s. w.

---

6 ... Endlich werden Sie aufmerksam, und mahnen mich um mehrere solche Volkslieder; ich aber beweise nun wieder gegen Sie Eigensinn. Denn aus Ihrem vorletzten Briefe z. E. ist mir noch ein Einwurf auf dem Herzen. „Auch Herr D. habe ja so viel lyrische Stücke, und die so schön wären!„

Lyrische Stücke hat er, und schön sind sie; aber wie viel lyrische Stücke, und wodurch sind sie schön? Was ist das andre im Original, was bey ihm nicht lyrisch ist, der Grund des Ge=[28]dichts, auf dem seine Oden nur Blumen sind, ist das Hexameter? Und denn auch, wie? wodurch sind sie schön? Durch schöne Römische, Griechische Sylbenmaasse, und durch so schöne Anordnung in denselben, daß ich ja eben deswegen behauptet, sie seyn die schönen Bardenlieder Ossians nicht

mehr! Was macht Macpherſon faſt bey jedem ſolcher Stücke für Ausrüfe über das Wilde, oder Sanfte, oder Feierliche oder Kriegeriſche ihres Rhythmus, ihrer Melodien, ihrer Sylbenmaaſſe, das Seele des Geſangs ſey — nun muß ich aber bekennen, daß bey den meiſten Fällen ich weder Wahl, noch Veranlaſſung eben zu ſolchen Römiſchen und Griechiſchen Sylbenmaaſſen; ja wenn ich von den Geſängen der Wilden überhaupt Ton habe, nirgends Veranlaſſung zu Einem ſolcher Römiſchen und Griechiſchen Sylbenmaaſſe ſehe. Ich mag mit Herr D. nicht wetteifern; er hat ſo viel poetiſchen Styl und Sprache in ſeiner Gewalt; aber ich wolte Ein Stück bey ihm ſehen, das nicht in einem andern Sylbenmaaſſe eben ſo gut, das iſt, eben ſo geziert, erſcheinen ſollte, und manches iſt, ohne Umſchweif, übel gewählt.

Zur Probe davon ſehen Sie einmal den dritten Band durch. Da hat ihm, ich weiß nicht, welcher Kunſtrichter, den Rath gegeben, mehr des Skaldiſchen Sylbenmaaſſes zu gebrauchen, [29] und nun ſehen Sie, wie es der Ueberſetzer mißbraucht hat. Die vortrefliche, ſo vielſaitige Goldharfe, die unter der Hand des däniſchen Skalden allen Zauber- und Macht- und Leyer- und Wunderton hat annehmen können, ſo wie gegenſeitig den Ton der Liebe, der Freundſchaft, der Entzückung, iſt in den Händen des Ueberſetzers eine hölzerne Trommel mit zween Schlägen geworden. — Schade nur, daß eben dadurch die ſchönen Lieder von Selma und das ſüſſe Carrikthura verunſtaltet ſind. Im erſten Bande hat der Ueberſetzer gar eine Cantate in Reimen nach aller Form erfunden, und da ihm nun kaum zwey Reime gelingen, ſo ſinkt dies ganze Stück faſt unter die Kritik hinab.

Wie ganz anders hat Klopſtock auch hier z. E. in der Sprache gearbeitet! Der ſonſt ſo ausflieſſende ausſtrömende Dichter, wie kurz! wie ſtark und abgebrochen! wie altdeutſch hat er ſich in ſeiner Hermanns-Schlacht zu ſeyn beſtrebt! Welche Proſe gleicht da wohl ſeinem Hexameter! welch lyriſches Sylbenmaaß ſeinen ſonſt ſo ſtrömenden griechiſchen Sylbenmaaſſen! Wenn in ſeinem Bardit wenig Drama iſt: ſo iſt wenigſtens das Lyriſche im Bardit, und im Lyriſchen mindſtens

der Wortbau ſo Dramatiſch, ſo Deutſch! — Leſen Sie z. E. das edle, ſimple Stückchen:

Auf Mooſ', am luſtigen Bach ꝛc.

[30] und ſo viele, ja faſt alle andre, und dann zeigen Sie mir Etwas in dem Bardenton in Denis. Da nun Klopſtock ſelbſt ſich ſo ſehr hat verläugnen können, verändern müſſen — iſt dies Muß nicht eine groſſe Lehre? Sie ſchreiben mir neulich, da Sie Denis Sylbenmaaſſe prieſen, Ihnen ſey bey ſeinem Fingal und Roskrane Klopſtocks Hermann und Thuſnelde (in den Brem. Beytr.) eingefallen: deſto ſchlimmer, denn Klopſtocks neuerer Bardeton iſt wohl nicht ganz der in Hermann und Thuſnelde. Ich bins gewiß nicht allein, der dieſen veränderten, härtern Bardeton im neuern Klopſtock empfindet, und ohne mich in das Beſſre oder Schlechtre einzulaſſen, gehe ich gern mit den Jahren des Dichters, und mit der Natur fort, und bin ſtolz darauf das Deutſche Bardenmäßige in ſeinem

Was that dir Thor, dein Vaterland.

und in allen neuern Stücken, wo ſo viel kurzer, dramatiſcher Dialog und Wurf der Gedanken iſt, zu empfinden —

---

7 . . . Der Faden unſres Briefwechſels vervielfältigt ſich ſo, daß ich kaum mehr weiß, wo ich ihn angreifen ſoll, um ihn [31] fortzuführen — am beſten alſo, wo er mir in die Hände fällt.

Die Anmerkung, die Sie „über das Dramatiſche in den alten Liedern„ dieſer Art machen, iſt ſo nach meinem Sinn, daß ichs mir immer mit unter den Charakterſtücken der Alten gedacht habe, die wir Neuere ſo wenig erreichen, als ein todtes momentariſches Gemälde eine fortgehende, handelnde, lebendige Scene. Jenes ſind unſre Oden; dies die lyriſchen Stücke der Alten, inſonderheit wilder Völker. Alle Reden und Gedichte derſelben ſind Handlung: Leſen Sie z. E. im Charlevoix ſelbſt die unvorbereitete Kriegs- und Friedensrede des Eskimaux: es iſt alles in ihr Bild, Strophe,

Scene! Was für Handlung in Odins Höllenfahrt, im Webegesange der Walkyriur, im Beschwörungsliede der Hervor, und bey Ossian auf jeder Seite, in jedem Stücke! Damit Sie nun nicht wieder sagen, daß ich Ihnen viel nenne und nichts gebe: so mache ich mit Abtragung meiner Schuld den Anfang, und lege Ihnen, zumal ich jetzt zu schreiben, nicht mehr Zeit habe, ein paar der genannten bey. Ich hätte sie Ihnen so neu aufstutzen und idealisiren können: denn blieben sie ja aber nicht mehr, was sie jetzt sind, und eben am Aerugo der Bildsäule, am dun=[32]keln, einförmigen, nordischen Zauberton der Stücke, ist Ihnen und mir ja gelegen:

Odins Höllenfahrt.

Es erhub sich Odin
Der Menschen höchster!
Und nahm sein Roß
Und schwang sich aufs Roß
Und ritt hinunter
Zu der Höllen Thor.
Da kam ihm entgegen
Der Höllenhund!

Blutbespritzt
War seine Brust!
Mit offnem Rachen,
Und scharfem Gebiß
Und Wuth und Schaum.
Und riß den Rachen
Und bellt' entgegen
Dem Zaubervater
Und bellte lang!

Und fort ritt Odin
Und die Erd' erbebte.
Da kam er zum hohen
Höllenschloß,
Und ritt gen Aufgang
Zum Höllenthor,
Wo die Seherin
Im Grabe lag.

Und ſang der Weiſen
Todtenerweckenden
Gräbergeſang:
Und ſah' gen Norden
Und legte Runen
[33] Und beſchwur und fragt',
Und foderte Rede
Bis ſie zürnend endlich
Sich erhub und begann
Todtenſtimme:

„Wer iſt der Mann?
„Ich kenn' ihn nicht!
„Der meine Ruhe
„Zu ſtören beginnt!
„Ich lag mit Schnee
„Und Eis bedeckt,
„Und Regen beſloſſen
„Und Thau benetzt,
„Und lag ſo lang!„

Ein Wandrer bin ich,
Kriegersſohn.
Du ſollſt mir Kunde
Vom Höllenreich geben.
Ich will ſie dir geben
Aus meiner Welt!
Jener goldne Sitz
Wem iſt er bereitet?
Jenes goldne Bette
Für wen ſtehts da?

„Für Balder'n ſteht,
„Sieh her! der Trank,
„Der Honigtrank
„Und der Schild liegt drauf!
„Bald werden um ihn
„Die Götter trauren!
„Unwillig red' ich
„Nun laß mich ruhn!„

Noch ruhe nicht, Jungfrau!
Ich forſche weiter
[34] Und laſſe nicht ab,
Bis ich Alles weiß!
Sprich, wer wird Baldern
Den Tod bereiten?
Und Leben berauben
Odins Sohn?

„Hoder iſts,
„Der wird dem Bruder
„Den Tod bereiten
„Und Leben berauben
„Odins Sohn!
„Unwillig red' ich
„Nun laß mich ruhn!„

Noch ruh nicht, Jungfrau!
Ich forſche weiter,
Und laſſe nicht ab,
Bis ich Alles weiß!
Sprich, wer wird Hodern
Den Haß vergelten
Und Balders Mörder
Zum Grabe ſenden?

„In Weſten wird Rinda
„Dem Odin zu Nacht
„Einen Sohn gebären,
„Der kaum gebohren
„Wird Waffen tragen,
„Seine Hand nicht waſchen,
„Sein Haar nicht kämmen,
„Bis er Balders Mörder
„Zu Grabe gebracht.
„Unwillig red' ichs
„Nun laß mich ruhn!„

[35] Noch ruhe nicht, Jungfrau!
Ich forſche weiter,
Und laß nicht ab
Bis ich Alles weiß.

Wer ſind die Jungfraun,
Die ſtumm dort weinen
Und Himmel an werfen
Im Schmerz den Schley'r
Noch das ſprich mir
Eher ſollt du nicht ruhn!

„O du kein Wandrer,
„Wie ich erſt gewähnt!
„Du biſt Odin ſelbſt
„Der Menſchen Höchſter.„

Und du keine Weiſe
Propheten Jungfrau;
Keine Seherin!
Drey=Rieſen=Mutter
Vielmehr biſt du!

„Weg, Odin! wandre
„Nachheim! hinweg!
„Und rühme daheim,
„Daß Niemand der Menſchen
„Wie du's vermocht,
„Forſchen wird,
„Bis einſt der Arge
„Die Ketten bricht
„Und die Götter fallen
„Und die Welt zerfällt
„Und Nacht beginnt!„

[36]

Der Webegeſang der Walkyriur.

(Der Schickſalsgöttinnen, vor der Schlacht, zu des Grafen Randvers Tod, und des Königs Siege)

Umher wirds dunkel
Von Pfeilgewölken!
Sie breiten umher ſich
Wetterverkündend!
Es regnet Blut!
Auf! knüpfet an Spieſſe
Das Schickſalsgewebe

Blutrothen Einſchlags,
Ihr Todesſchweſtern
Zu Randvers Tod.

Sie weben Gewebe
Von Menſchendärmen!
Menſchenhäupter
Hängen ſie dran!
Bluttriefende Spieſſe
Schieſſen ſie durch
Und ſind mit Waffen
Und Pfeil gerüſtet
Und dichten mit Schwerdtern
Das Sieggarn veſt.

Sie kommen zu weben
Mit nackten Schwerdtern
Hild, Hiorthrimul,
Sangrida, Svipul,
Eh die Sonne ſinkt
Werden Schild: ſpalten
Und Panzer brechen
[37] Und Schwerdter treffen,
Daß die Helme tönen.

Wir weben, wir weben
Schlachtgewebe!
Dies Schwerdt trug einſt
Ein Königs Sohn!
Hinaus, hinaus
An die Schaaren hinan,
Wo unſre Freunde
In Waffen ſchon glühn!

Wir weben, wir weben
Schlachtgewebe!
Hinaus, hinaus
Zum König hinan!
Gudr, Gondula!
Da ſahen ſie ſchon
Schilde blutroth
Den König decken!

Wir weben, wir weben
Schlachtgewebe!
Hinaus, hinaus!
Wo die Waffen tönen
Und Helden fechten!
Wir wollen nicht fallen
Den König laſſen!
Die Valkyriur walten
Ueber Leben und Tod!

Es ſoll gebieten
Dem Erdenkreis
Dies Volk der Wüſte!
Mächtiger König
Ich verkünde dir
Es naht in Pfeilen
[38] Ein Tod heran!
Dein Feind iſt gefallen! —

Und Irrland wird
Trauer treffen,
Die ſeinen Söhnen
Nie ſchwinden wird!
Das Geweb' iſt gewebt!
Das Schlachtfeld fließt
Von rothem Blut!
Der Krieg wird wüten
Noch Länder hindurch!

Wie iſts nun ſchrecklich
Umherzuſchaun!
Blutwolken fliegen
In der Luft umher!
Ach! Kriegerblutes
Wird die Luft getüncht,
Eh unſre Stimmen
Erfüllt einſt ſind.

Singt all' ihr Schweſtern
Dem Könige Heil!
Und Siegeslieder!
Und Heil uns Schweſtern

Und unſerm Geſang'!
Und wer ſie hört
Die Schlachtgeſänge,
Der lern' und ſinge
Sie den Kriegern vor.

Und reiten auf Roſſen
In der Luft hinweg:
Mit nackten Schwerdtern
Hinweg von hier!

[39] ... Habe ich denn je meine ſkaldiſche Gedichte in Allem für Muſter neuerer Gedichte ausgeben wollen? Nichts weniger! ſie mögen ſo einförmig, ſo trocken ſeyn: andre Nationen ſie ſo ſehr übertreffen: ſie mögen für Nichts als Geſänge, nordiſcher Meiſterſänger oder Improviſatori gelten; was ich mit ihnen beweiſen will, beweiſen ſie. Der Geiſt, der ſie erfüllet, die rohe, einfältige, aber groſſe, zaubermäßige, feyerliche Art, die Tiefe des Eindrucks, den jedes ſo ſtarkgeſagte Wort macht, und der freye Wurf, mit dem der Eindruck gemacht wird — nur das wolte ich bey den alten Völkern, nicht als Seltenheit, als Muſter, ſondern als Natur anführen, und darüber alſo laſſen Sie mich reden. 8

Sie wiſſen aus Reiſebeſchreibungen, wie ſtark und feſt ſich immer die Wilden ausdrükken. Immer die Sache, die ſie ſagen wollen, ſinnlich, klar, lebendig anſchauend: den Zweck, zu dem ſie reden, unmittelbar und genau fühlend: nicht durch Schattenbegriffe, Halbideen und ſymboliſchen Letternverſtand (von dem ſie in keinem Worte ihrer Sprache, da ſie faſt keine abstracta haben, wiſſen) durch alle dies nicht zerſtreuet: noch minder durch Künſteleyen, ſklaviſche Erwartungen, furchtſamſchleichende Politik, und verwirrende Prämeditation verdorben — über alle dieſe Schwächungen des [40] Geiſtes ſeligunwiſſend, erfaſſen ſie den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte, und dies mit jenem. Sie ſchweigen entweder, oder reden im Moment des Intereſſe mit einer unvorbedachten Feſtigkeit, Sicherheit und Schönheit, die alle wohlſtudierte Europäer allezeit haben bewundern müſſen, und — müſſen

bleiben lassen. Unsre Pedanten, die alles vorher zusammen stoppeln, und auswendig lernen müssen, um alsdenn recht methodisch zu stammeln; unsre Schulmeister, Küster, Halbgelehrte: Apotheker, und alle, die den Gelehrten durchs Haus laufen, und nichts erbeuten, als daß sie endlich, wie Shakespear's Launcelots, Policeydiener, und Todtengräber uneigen, unbestimmt, und wie in der letzten Todesverwirrung sprechen — diese gelehrte Leute, was wären die gegen die Wilden? — Wer noch bey uns Spuren von dieser Festigkeit finden will, der suche sie ja nicht bey solchen; — unverdorbne Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverstande, mehr durch Thätigkeit, als Spekulation gebildet, die sind, wenn das, was ich anführete, Beredsamkeit ist, alsdenn die Einzigen und besten Redner unsrer Zeit.

In der alten Zeit aber waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die eben diese Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit [41] Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren wußten; und da sie also Seele und Mund in den festen Bund gebracht hatten, sich einander nicht zu verwirren, sondern zu unterstützen, beyzuhelfen: so entstanden daher jene für uns halbe Wunderwerke von ἀοιδοῖς, Sängern, Barden, Minstrels, wie die größten Dichter der ältesten Zeiten waren. Homers Rhapsodien und Ossians Lieder waren gleichsam impromptus, weil man damals noch von Nichts als impromptus der Rede wußte: dem letztern sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt; indessen doch gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte. In fremden Sprachen quälte man sich von Jugend auf Quantitäten von Sylben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen gibt: nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste, ein Genie, als Naturregeln anerkennet; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen — und endlich wurde Alles Falschheit, Schwäche, und Künsteley. Selbst jeder beste Kopf ward verwirret, und verlohr Festigkeit des Auges, und der Hand,

Sicherheit des Gedankens und des Ausdrucks: mithin die wahre Lebhaftigkeit [42] und Wahrheit und Andringlichkeit. — Alles ging verlohren. Die Dichtkunſt, die die ſtürmendſte, ſicherſte Tochter der menſchlichen Seele ſeyn ſollte, ward die ungewiſſeſte, lahmſte, wankendſte: die Gedichte fein oft corrigirte Knaben, und Schulexercitien. Und freylich, wenn das der Begriff unſrer Zeit iſt, ſo wollen wir auch in den alten Stücken immer mehr Kunſt als Natur bewundern, finden alſo in ihnen bald zu viel, bald zu wenig, nachdem uns der Kopf ſteht, und ſelten was in ihnen ſingt, den Geiſt der Natur. Ich bin gewiß, daß Homer und Oſſian, wenn ſie aufleben und ſich leſen, ſich rühmen hören ſollten, mehr als zu oft über das erſtaunen würden, was ihnen gegeben und genommen, angekünſtelt, und wiederum in ihnen nicht gefühlt wird.

Freylich ſind unſre Seelen heut zu Tage durch lange Generationen und Erziehung von Jugend auf anders gebildet. Wir ſehen und fühlen kaum mehr, ſondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zuſammenſtrom ſolcher Gegenſtände, ſolcher Empfindungen; ſondern erkünſteln uns entweder Thema, oder Art, das Thema zu behandeln, oder gar beydes — und haben uns das ſchon ſo lange, ſo oft, ſo von früh auf erkünſtelt, daß uns freylich jetzt kaum eine freye Ausbildung mehr [43] glücken würde, denn wie kann ein Lahmer gehen? Daher alſo auch, daß unſern meiſten neuen Gedichten, die Feſtigkeit, die Beſtimmtheit, der runde Contour ſo oft fehlet, den nur der erſte Hinwurf verleihet, und kein ſpäteres Nachzirkeln ertheilen kann. Einem Homer und Oſſian würden wir bey ſolchem poetiſchen Fleiß gewiß nicht anders vorkommen, als einem Raphael oder Apelles, der durch Einen Umriß ſich als Apelles zeigt, der ſchwachhändig, krizzelnde Lehrknabe — u. ſ. w.

... Als ob ich mit dem, was ich neulich vom erſten 9
Wurfe eines Gedichts gemeint, der Eilfertigkeit und Schmiererey unſrer jungen Dichterlinge, auch nur im mindeſten zu ſtatten kommen könnte? Denn was iſt doch bey ihnen für ein Fehler ſichtbarer, als eben die Unbeſtimmt-

heit, Unsicherheit der Gedanken und der Worte, daß sie nie wissen, was sie sagen wollen, oder sollen? — Weiß aber jemand das nicht, wie kann ers durch alle Korrektur lernen? Durch Schnitzeley kann da je ein Bratspieß zur marmornen Bildsäule Apolls werden?

Mich dünkt, nach der Lage unsrer gegenwärtigen Dichtkunst sind hierinn zwey Hauptfälle [44] möglich. Erkennet ein Dichter, daß die Seelenkräfte, die theils sein Gegenstand und seine Dichtungsart fodert, und die bey ihm herrschend sind, vorstellende, erkennende Kräfte sind: so muß er seinen Gegenstand und den Inhalt seines Gedichts in Gedanken so überlegen, so deutlich und klar fassen, wenden, und ordnen, daß ihm gleichsam alle Lettern schon in die Seele gegraben sind, und er gibt an seinem Gedichte nur den ganzen, redlichen Abdruck. Fodert sein Gedicht aber Ausströmung der Leidenschaft und der Empfindung, oder ist in seiner Seele diese Klasse von Kräften die würksamste, die geläufigste Triebfeder, ohne die er nicht arbeiten kann: so überläßt er sich dem Feuer der glücklichen Stunde, und schreibt und bezaubert. Im ersten Falle haben Milton, Haller, Kleist und andre gedichtet: sie sannen lang, ohne zu schreiben: sprachen sie aber, so wards und stand. Bey Milton wenige Verse, die er so Nächte durch gleichsam als Mosaische Arbeit in seiner Seele gebildet hatte, und frühe dann seiner Schreiberin sagte: Haller, dessen Gedichten mans gnug ansieht, wie ausgedacht und zusammendrängend sie sind: Leßing ist, glaub' ich, in seinen spätern Stükken der Dichtkunst auch in dieser Zahl — alle so lebendig, und in der Seele ganz vollendete Stücke nehmen sich, wenn nicht [45] durch ein Schnelles, so durch ein Tiefes und Beständiges des Eindrucks aus. Sie dauren, und die Seele findet bey jedem neuen wiederholten Eindruck gleichsam noch etwas Tiefers und Vollendetes, was sie anfangs nicht bemerkte. Von der zweiten Art muß z. E. Klopstock in den ausströmendsten Stellen seiner Gedichte seyn: Gleim, dessen Gedichte so viel Sichtbares vom Ersten Wurf haben: Jacobi, dessen Verse Nichts, als sanfte Unterhaltungen des Moments werden, und andre, die die Sache freylich nachher

bis zu jeder Nachläſſigkeit übertrieben haben. Rammler, glaube ich, ſucht beyde Arten zu verbinden, ob freylich gleich die Erſte, die Ausgedachte, bey ihm ungleich ſichtbarer iſt. Wieland ſucht ſie zu verbinden, ob er gleich immer doch mehr, aus dem Fach der Weltkenntniß ſeines Herzens zu ſchreiben ſcheint, Gerſtenberg zu verbinden — und überhaupt verbindet ſie in gewiſſem Maaſſe jeder glückliche Kopf: denn ſo entfernt beyde Arten im Anfange ſcheinen; ſo wenig Ein Genie ſich der Art des Andern aus dem Stegreife bemächtigen kann: ſo kommen ſie doch endlich beyde überein; lange und ſtark und lebendig gedacht, oder ſchnell und würkſam empfunden — im Punkt der Thätigkeit wird beydes impromptu, oder bekömmt die Feſtigkeit, Wahrheit, Lebhaftigkeit und [46] Sicherheit deſſelben, und das — nur das iſt, was ich ſagen wollte. Was lieſſen ſich aber auch nur aus dem für groſſe, reiche Wahrheiten der Erziehung, der Bildung, der Unterweiſung ziehen! Was lieſſen ſich überhaupt aus dieſer Proportion oder Disproportion des erkennenden und empfindenden Theils unſrer Seele für pſychologiſche und praktiſche Anmerkungen machen! — Aber Sie müſſen auf meine Pſychologie über Oſſian warten!

Ich bleibe hier in meinem Felde. Da die Gedichte der alten, und wilden Völker ſo ſehr aus unmittelbarer Gegenwart, aus unmittelbarer Begeiſterung der Sinne, und der Einbildung entſtehen, und doch ſo viel Würfe, ſo viel Sprünge haben: ſo hat mich dies längſt, aus vielen Wahrnehmungen, auf die Gedanken gebracht, die ich Ihnen hier zum freundſchaftlichen Gutachten mittheile. Zuerſt, ſolten alſo wohl für den ſinnlichen Verſtand, und die Einbildung, alſo für die Seele des Volks, die doch nur faſt ſinnlicher Verſtand und Einbildung iſt, dergleichen lebhafte Sprünge, Würfe, Wendungen, wie Sies nennen wollen, ſo eine fremde böhmiſche Sache ſeyn, als uns die Gelehrten und Kunſtrichter beybringen wollen? Sie wiſſen die Einwürfe, die man hier aus Klopſtocks Kirchenliedern, wie es immer gelautet hat, für die gute Sache des Chriſtlichen [47] Volks gemacht hat, laſſen ſie uns ſehen, was daran ſey?

Zuerſt muß ich Ihnen alſo, wenn es auf Erfahrung und Autorität ankommt, ſagen, daß Nichts in der Welt mehr Sprünge und kühne Würfe hat, als Lieder des Volks, und eben die Lieder des Volks haben deren am meiſten, die ſelbſt in ihrem Mittel gedacht, erſonnen, entſprungen und gebohren ſind, und die ſie daher mit ſo viel Aufwallung und Feuer ſingen, und zu ſingen nicht ablaſſen können. Mir iſt z. E. ein Jägerlied bekannt, das ich wohl unterlaſſen werde, Ihnen ganz mitzutheilen, weil ſich das Meiſte und Anziehendſte in ihm, auf lebendigen Ton und Melodie des Horns beziehet; aber bey allem Simpeln und Populären iſt kein Vers ohne Sprung und Wurf des Dialogs, der in einem neuen Gedichte gewiß Erſtaunen machte, und über den unſre lahme Kunſtrichter, als ſo unverſtändlich, kühn, dithyrambiſch ſchreyen würden. Ein Jäger hat Abends ſpät das Netz geſtellt, und bläßt alleweil bey der Nacht, (welche Worte die Jägerreſonanz ſind) mit ſeinem Horne das Wild aus dem Korn ins lange Holz: alleweil bey der Nacht begegnet ihm alſo von fern eine Jungfrau ſtolz, und da hebt ſich dieſer Dialog an:

[48] Wo aus? wo ein? du wildes Thier!
Alleweil bey der Nacht!
Ich bin ein Jäger, und fang dich ſchier, u. ſ. w.
„Biſt du ein Jäger, du fängſt mich nicht
Alleweil bey der Nacht!
„Mein' hohe Sprüng', die weißt du nicht,„ u. ſ. w.
Dein' hohe Sprüng', die weiß ich wohl,
Weiß wohl, wie ich ſie dir ſtellen ſoll. u. ſ. w.

Und ſehen Sie, plötzlich, ohne alle weitere Vorbereitung erhebt ſich die Frage:

Was hat ſie an ihrem rechten Arm?

und plötzlich, ohne weitere Vorbereitung die Antwort:

Nun bin ich gefangen, u. ſ. w.
Was hat ſie an ihrem linken Fuß?
„Nun weiß ich, daß ich ſterben muß!„

und ſo gehen die Würfe fort, und doch in einem ſo gemeinen, populären Jägerliede! und wer iſts, ders nicht verſtünde, der

nicht eben daher auf eine dunkle Weise, das lebendige Poetische empfände?

Alle alte Lieder sind meine Zeugen! Aus Lapp- und Eihland, Lettisch und Pohlnisch, und Schottisch und Deutsch, und die ich nur kenne, je älter, je volkmäßiger, je lebendiger; desto kühner, desto werfender. Wenn ihnen meine Skaldischen, und Lapp- und Schottländischen Lieder nicht genug sind, hören Sie einmal ein Andres, aus den Dodsleischen Reliques: ich wähle ein ganz gemeines, deren [49] wir unter unserm Volk gewiß hundert ähnliche, und wo nicht Lieder, doch Sagen haben. Es ist nichts in der Welt mehr, als Sweet Williams Ghost: und doch, wie wenig kann ich ihm in der Uebersetzung, seinen Aerugo, sein Feierliches Populäres lassen.

Zu Hannchens Thür, da kam ein Geist,
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt' am Schloß und kehrt' am Schloß
Und ächzte traurig nach.
„Ists Vater Philipp! der ist da?
Bists, Bruder! du, Johann?
„Oder ists Wilhelm, mein Bräutigam!
Aus Schottland kommen an!„
Dein Vater Philipp, der ists nicht!
Dein Bruder nicht, Johann!
Es ist Wilhelm, dein Bräutigam,
Aus Schottland kommen an!
Hör, süsses Hannchen, höre mich,
Hör' und willfahre mir!
Gib mir zurück mein Wort und Treu,
Das ich gegeben Dir!
„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht
Geb's nimmer wieder Dir!
„Bis du zu meiner Kammer kommst,
Mit Liebeskuß zu mir!„
Zu deiner Kammer soll ich ein,
Und bin kein Mensch nicht mehr?
Und küssen deinen Rosenmund?
So küß ich Tod dir her!
Nein süsses Hannchen, höre mich,
Hör' und willfahre mir.

Gib mir zurück mein Wort und Treu
Das ich gegeben Dir!
[50] „Dein Wort und Treu geb ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder Dir!
„Bis du mich führst zur Kirch' hinan
Mit Treuering dafür!„
Und an der Kirche lieg' ich schon
Und bin ein Todtenbein!
'S ist, süsses Hannchen, nur mein Geist,
Der hier zu dir kommt ein!
Ausstreckt sie ihre Liljenhand
Streckt bebend sie ihm zu:
„Da, Wilhelm, hast du Wort und Treu,
Und geh, und geh zur Ruh!„
Und schnell warf sie die Kleider an
Und ging dem Geiste nach,
Die ganze lange Winternacht
Ging sie dem Geiste nach.
„Ist, Wilhelm, Raum noch, dir zu Haupt,
Noch Raum zu Füssen dir?
„Ist Raum zu deiner Seite noch,
So gib, o gib ihn mir!„
Zu Haupt und Fuß ist mir nicht Raum
Kein Raum zur Seite mir!
Mein Sarg ist, süsses Hannchen, schmal
Das ich ihn gebe Dir!
Da kräht der Hahn! da schlug die Uhr!
Da brach der Morgen für!
„Ach, Hannchen, nun, nun kommt die Zeit,
Zu scheiden weg von Dir!„
Der Geist — und mehr, mehr sprach er nicht
Und seufzte traurig drein
Und schwand in Nacht und Dunkel hin
Und sie, sie stand allein!
„Bleib, treue Liebe! bleibe noch
Dein Mädchen rufet dich!„
Da brach ihr Blick! ihr Leib der sank,
Und ihre Wang' erblich! —

[51] Nun sagen Sie mir, was kühn geworfner, abgebrochner und doch natürlicher, gemeiner, volksmässiger seyn kann? Ich

ſage volksmäſſiger: denn was die Bräutigamsſitte betrift, leſen Sie die Gebräuche der Wilden, z. E. der Nordamerikaner; und das Koſtume der Erſcheinung, in ſeiner ganzen Natur, brauche ich Ihnen nicht zu erklären — künftig weiter!

... Sie glauben, daß auch wir Deutſchen wohl mehr ſolche Gedichte hätten, als ich mit der ſchottiſchen Romanze angeführet; ich glaube nicht allein, ſondern ich weiß es. In mehr als einer Provinz ſind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus, und Naivetät und Stärke der Sprache vielen derſelben gewiß nichts nachgeben würden; nur wer iſt der ſie ſammle? der ſich um ſie bekümmre? ſich um Lieder des Volks bekümmre? auf Straſſen, und Gaſſen und Fiſchmärkten? im ungelehrten Rundgeſange des Landvolks? um Lieder, die oft nicht ſkandirt, und oft ſchlecht gereimt ſind? wer wollte ſie ſammlen — wer für unſre Kritiker, die ja ſo gut Sylben zählen, und ſkandiren können, drucken laſſen? Lieber leſen wir, doch nur zum Zeitvertreib, unſre [52] neuere ſchöngedruckte Dichter — Laß die Franzoſen ihre alte Chansons ſammlen? Laß Engländer ihre alte Songs und Balladen und Romanzen in prächtigen Bänden herausgeben! Laß in Deutſchland etwa der Einzige Leſſing ſich um die Logaus und Scultetus und Bardengeſänge bekümmern! Unſre neuen Dichter ſind ja beſſer gedruckt und ſchöner zu leſen; allenfalls laſſen wir noch aus Opitz, Flemming, Gryphius Stücke abdrucken. — Der Reſt der ältern, der wahren Volksſtücke, mag mit der ſogenannten täglich verbreitetern Kultur ganz untergehen, wie ſchon ſolche Schätze untergegangen ſind — wir haben ja Methaphyſik und Dogmatiken und Akten — und träumen ruhig hin —

Und doch, glauben Sie nur, daß wenn wir noch in unſern Provinzialliedern, jeder in ſeiner Provinz nachſuchten, wir vielleicht noch Stücke zuſammen brächten, vielleicht die Hälfte der Dodsleiſchen Sammlung von Reliques, oder die derſelben beynahe an Werth gleich käme! Bey wie vielen Stücken dieſer Sammlung, inſonderheit den beſten ſchottiſchen

Stücken sind mir deutsche Sitten, deutsche Stücke beygefallen, die ich selbst zum Theil gehöret — haben Sie Freunde in Elsaß, in der Schweitz, in Franken, in Tyrol, in Schwaben, so bitten Sie — aber zuerst, daß sich diese Freunde [53] ja der Stücke nicht schämen; denn die dreusten Engländer haben sich z. E. nicht schämen wollen und dörfen. Selbst die Melodie des ihnen einmal angeführten: Come away, come away, death! erinnere ich mich einmal dunkel gehört zu haben, und noch nicht vor langer Zeit erinnere ich mich eines Bettlerliedes, das an Inhalt so gemischt und voll Sprünge war, und in seiner sehr lyrischen alten Melodie so traurig tönte. — Unter ihrem Jammer kam die Sängerin, eine Penia selbst, im halben Gebetston aufs Ende ihres Lebens, wenn sie der bittre Tod überwände, und ihr (ich glaube es ist Gewohnheit oder Ausdruck) die Füsse bände; endlich kämen 4 oder 6 Leute, die sie von Hause und Freunden weg, unter dem Schall der Todtenglocke, in ihr Grab trügen —

Und wenn die Glocke verliert ihren Ton
So haben meine Freunde vergessen mich schon! —

sagen Sie, ist der Zug nicht elegisch und rührend?

Da ich weiß, daß dieser Brief keinem von den eckeln Herren unsrer Zeit in die Hände kommen wird, die über einen veralteten Reim oder Ausdruck gleich rümpfen! Da ich weiß, daß Sie überall mit mir mehr Natur, als Kunst suchen: so trage ich kein Bedenken, Ihnen z. E. aus einer Sammlung schlechter Handwerkslieder, ein sehnend-trauriges Liebeslied hinzu-[54]setzen, das, wenn es ein Gleim, Ramler oder Gerstenberg nur etwas einlenkte, wie viele der Neuern überträfe! —

Der süsse Schlaf, der sonst stillt Alles wohl
Kann stillen nicht mein Herz mit Trauren voll,
Das schafft allein, die mich erfreuen soll!

Kein Speis', kein Trank, mir Lust, noch Nahrung geit,
Kein Kurzweil ist, die mir mein Herz erfreut,
Das schafft allein, die mir im Herzen leit!

Kein Gesellschaft ich nicht mehr besuchen mag,
Ganz einig sitz in Unmuth Nacht und Tag,
Das schafft allein, die ich im Herzen trag'.

In Zuversicht allein an ihr ich hang'
Und hoff, sie soll mich nicht verlassen lang,
Sonst fiel ich g'wiß ins bittern Todes Zwang.

Ist das Sylbenmaaß nicht schön, die Sprache nicht stark, der Ausdruck empfunden? Und, glauben Sie, so würden sich in jeder Art mehrere Stücke finden, wenn nur Menschen wären, die sie suchten!

Wir haben z. B. viele und vielerley neue Fabeln, was sagen Sie demohngeachtet aber zu einer solchen alten Fabel im alten Ausdruck und Ton:

Kukuk und Nachtigall.

Einmal in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigal
Eine Wett thäten anschlagen,
Zu singen um das Meisterstück,
[55] Wers gewönn' aus Kunst oder aus Glück
Dank sollt' er davon tragen.

Der Kukuk sprach: „so dirs gefällt
„— Hab der Sach einen Richter erwählt!„
Und thät den Esel nennen.
Denn weil der hat zwey Ohren groß,
So kann er hören desto baß
Und was recht ist, erkennen!

Als ihm die Sach nun ward erzählt, (vermuthlich vertalt)
Und er zu richten hat Gewalt,
Schuf er: sie solten singen!
Die Nachtigall sang lieblich aus;
Der Esel sprach: Du machst mirs kraus!
Ich kanns in Kopf nicht bringen.

Der Kukuk fing auch an und sang
Wie er denn pflegt zu singen:
Kukuk! Kukuk! — lacht fein darein!

Das gefiel dem Esel im Sinne sein.
Er sprach: in allen Rechten
Will ich ein Urtheil sprechen:

Hast wohl gesungen, Nachtigal,
Aber! — Kukuk! — singt gut Choral!
Und hält den Takt fein innen.
Das sprech' ich nach meinem hohen Verstand,
Und ob es gölt ein ganzes Land
So laß ichs dich gewinnen —

Was meinen Sie zu der Fabel? Nicht lieber zehn solche gemacht, als alle = = = sche? Lassen Sie mich die Moral nicht dazu setzen, sie ist schlechter gesagt, neuer, und wie vielerley Moral kann sich nicht jeder selbst daraus [56] ziehen, — in Theilen und im Ganzen! Die Herrn, die so bürgerlich feist wohlmeinend achten, daß jener Titel und dieser Kragen doch das Ding verstehen müßte —

Dieweil er hat zwey Ohren groß
So kann er freylich hören baß!

Die Herren, die aus Stumpfsinn, und Gedankenlosigkeit gleich über jeden etwas gedrängten oder lebhaften Styl schreyen, „ey nicht griechische Lauterkeit! Ciceronische Wohlberedtheit„ in ellenlangen Deutschlateinischen Perioden! so voll Anspielungen, voll Bilder, voll Gedanken — sonst aber freylich = = = kurz:

Der Esel sprach: du machst mirs kraus,
Ich kanns in Kopf nicht bringen —
Aber Kukuk singt gut Choral
Und hält den Tackt fein inne! —

Was liessen sich sonst noch vor Deutungen machen, wenn man etwas die Welt kennet? — Aber zu unserm Zweck: wie fest und tief erzählt! Ohne erzwungne Lustigkeit und doch wie lustig und stark und treffend in jedem Wort, in jeder Wendung! — Aller guten Dinge sind drey! und zu unsern Zeiten wird so viel von Liedern für Kinder gesprochen: wollen Sie ein älteres Deutsches hören? Es enthält zwar keine transcendente Weisheit und Moral, mit der die Kinder

zeitig genug überhäuft werden — es ist nichts als ein kindisches

[57] Fabelliedchen.

Es sah' ein Knab' ein Röslein stehn
Ein Röslein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön
Und blieb stehn, es anzusehen
Und stand in süssen Freuden.

Ich supplire diese Reihe nur aus dem Gedächtniß, und nun folgt das kindische Ritornell bey jeder Strophe:

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!
Der Knabe sprach: ich breche dich!
Röslein ꝛc.
Das Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich
Daß ichs nicht will leiden! Röslein ꝛc.
Jedoch der wilde Knabe brach,
Das Röslein ꝛc.
Das Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beym Genuß das Leiden! Röslein ꝛc.

Ist das nicht Kinderton? Und noch muß ich Ihnen Eine Aenderung des lebendigen Gesanges melden. Der Vorschlag thut bey den Liedern des Volks eine so grosse und gute Würkung, daß ich aus Deutschen und Englischen alten Stücken sehe, wie viel die Minstrels darauf gehalten: und der ist nun noch im Deutschen wie im Englischen in den Volksliedern meistens der dunkle Laut von the in beydem Geschlecht (de Knabe) 's statt das ('s Röß=[58]lein) und statt ein ein dunkles a, und was man noch immer in Liedern der Art mit ' ausdrücken könnte. Das Hauptwort bekommt auf solche Weise immer weit mehr poetische Substantialität und Persönlichkeit

' Knabe sprach
' Röslein sprach, u. s. w.

in den Liedern mit mehr Accent, und endlich lassen Sie mich

noch mit einer weitern Anmerkung hieraus schliessen. In schnellrollenden, gereimten komischen Sachen, und aus dem entgegen gesetztesten Grunde in den stärksten, heftigsten Stellen der tragischen Leidenschaft, dort insonderheit in leichtsinnigen Liedern, hier am meisten in den gedrungnen Blank-Versen haben Sie es da nicht oft bemerkt, wie schädlich es uns Deutschen sey, daß wir keine Elisionen haben, oder uns machen wollen? Unsre Vorfahren haben sie häufig und zu häufig gehabt: die Engländer mit ihren Artikeln, mit den Vokalen bey unbedeutenden Wörtern, Partikeln u. s. w. haben sie zur Regel gemacht: die innre Beschaffenheit beyder Sprachen ist in diesem Stücke ganz Einerley: uns quälen diese schleppende Artikel, Partikeln u. s. w. oft so sehr, und hindern den Gang des Sinns oder der Leidenschaft — aber wer unter uns wird zu elidiren wagen? Unsre Kunstrichter zählen ja Sylben, und können so gut skandiren! Sie [59] also, der kein Kunstrichter ist, erlauben Sie also in dergleichen Fällen mir wenigstens, mich freyherrlicher maassen des Zeichens (') bedienen zu können, nach bestem Belieben u. s. w.

---

11 . . . Und so führen Sie mich wieder auf meine abgebrochne Materie: „woher anscheinend einfältige Völker sich „an dergleichen kühne Sprünge und Wendungen haben ge„wöhnen können?„ Gewöhnen wäre immer das Leichteste zu erklären: denn wozu kann man sich nicht gewöhnen, wenn man nichts anders hat und kennet? Da wird uns im kurzen die Hütte zum Pallast, und der Fels zum ebnen Wege — aber darauf kommen? Es als eigne Natur so lieben können? Das ist die Frage, und die Antwort drauf sehr kurz: weil das in der That die Art der Einbildung ist, und sie auf keinem engern Wege je fortgehen kann.

Alle Gesänge solcher wilden Völker weben um daseyende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen!

Die Seele ſtellet ſie ſich vor! Das ſetzt Sprünge und Würfe! Es iſt kein [60] anderer Zuſammenhang unter den Theilen des Geſanges, als unter den Bäumen und Gebüſchen im Walde, unter den Felſen und Grotten in der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit ſelbſt. Wenn der Grönländer von ſeinem Seehundfange erzählt: ſo redet er nicht, ſondern mahlet mit Worten und Bewegungen, jeden Umſtand, jede Bewegung: denn alle ſind Theile vom Bilde in ſeiner Seele. Wenn er alſo auch ſeinem Verſtorbnen das Leichenlob und die Todtenklage hält, er lobt, er klagt nicht: er mahlt, und das Leben des Verſtorbnen ſelbſt, mit allen Würfen der Einbildung herbeygeriſſen, muß reden und bejammern. Ich entbreche mich nicht ein Fragment der Art hieher zu ſetzen; denn da es gewöhnlich iſt, Sprünge und Würfe ſolcher Stücke für Tollheiten der Morgenländiſchen Hitze, für Enthuſiasmus des Prophetengeiſtes, oder für ſchöne Kunſtſprünge der Ode auszugeben, und man aus dieſen eine ſo herrliche Webertheorie vom Plan und den Sprüngen der Ode recht regelmäßig ausgeſponnen hat: ſo möge hier ein kalter Grönländer faſt unterm Pol hervor, ohne Hitze und Prophetengeiſt und Odentheorie, aus dem vollen Bilde ſeiner Phantaſie reden. Alle Grabbegleiter und Freunde des Verſtorbnen ſitzen im Trauerhauſe, den Kopf zwiſchen die Hände, die Arme aufs Knie geſtützt: die Wei-[61]ber auf dem Angeſicht, und ſchluchzen und weinen in der Stille; und der Vater, Sohn oder nächſte Verwandte fängt mit heulender Stimme an:

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun „leer iſt! Deine Mutter bemühet ſich vergebens, dir die „Kleider zu trocknen!

„Siehe! meine Freude iſt ins Finſtre gegangen, und in „den Berg verkrochen.

„Ehedem ging ich des Abends aus, und freute mich: „ich ſtreckte meine Augen aus, und wartete auf dein Kommen.

„Siehe du kamſt! du kamſt muthig angerudert mit Jungen „und Alten.

„Du kamſt nie leer von der See: dein Kajack war ſtets „mit Seehunden oder Vögeln beladen.

„Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem „Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter „den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein „Stück.

„Du ſaheſt der Schaluppe rothen Wimpel von weiten, „und rufteſt: da kommt Lars (der Kaufmann.)

„Du lieſſt an den Strand und hieltſt das Vordertheil „der Schaluppe.

„Denn brachteſt du deine Seehunde hervor, von welchen „deine Mutter den Speck abnahm, und dafür bekamſt du „Hemde und Pfeileiſen.

[62] „Aber das iſt nun aus. Wenn ich an dich denke, „ſo brauſet mein Eingeweide.

„O daß ich weinen könnte, wie ihr andern: ſo könnte „ich doch meinen Schmerz lindern.

„Was ſoll ich mir wünſchen? Der Tod iſt mir nun „ſelbſt annehmlich worden, aber wer ſoll mein Weib und „meine übrigen kleinen Kinder verſorgen?

„Ich will noch eine Zeitlang leben: aber meine Freude „ſoll ſeyn in Enthaltung deſſen, was den Menſchen ſonſt ſo „lieb iſt.„ —

Der Grönländer befolgt die feinſten Geſetze vom Schweben der Elegie, die auch

— irrt, doch nicht verwirret! —

und von wem hat er ſie gelernet? Sollte es mit den Geſetzen der Ode, des Liedes nicht eben ſo ſeyn? und wenn ſie in der Natur der Einbildung liegen, wen ſind ſie nöthig zu lehren? wem unmöglich zu faſſen, der nur dieſelbe Einbildung hat? — Alle Geſänge des A. T., Lieder, Elegien, Orakelſtücke der Propheten ſind voll davon, und die ſollten doch kaum poetiſche Uebungen ſeyn. —

Selbſt einen allgemeinen Satz, eine abgezogne Wahrheit kann ein lebendiges Volk im Liede, im Geſange, nicht anders als auch ſo lebendig, und kühn behandeln: es weiß von der Lehrart und dem Gange eines dogmatiſchen Locus nicht, und es ſchläft gewiß ein, wenn es [63] denſelben geführt werden

ſoll. Sehen Sie z. E. in den mehr angeführten Dodsleiiſchen Reliques die alten moraliſchen Stücke an: My heart to me a kingdom is u. ſ. w. Sie brechen immer in ihrem lyriſchen Gange nur die Blumen ihrer Moral, und kommen, da hier kein ſichtbarer Gegenſtand, keine an einander hangende Geſchichte und Handlung der Einbildung und dem Gedächtniß vorſchwebet, jener immer durch Anwendung, dieſem durch Symmetrie, Refrain des Verſes und zehn andre Mittel zu ſtatten. Hören Sie einmal eine Probe der Art über den allgemeinen Satz: Der Liebe läßt ſich nicht widerſtehen! Wie würde ein neuer analytiſcher, dogmatiſcher Kopf den Satz ausgeführt haben, und nun der alte Sänger?

Ueber die Berge!
Ueber die Quellen!
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen
Unter Tiefen und Seen
In der Abgründe Steg
Ueber Felſen, über Höhen
Findt Liebe den Weg.

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feuerwurm nicht liegt!
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht!
Wo Mücken nicht fliegen,
Und ſchlüpfen hinweg,
[64] Kommt Liebe! Sie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor ſey nimmer
Zu fürchten das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind!
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Tagſtrahl hinweg.
Durch Schlöſſer und Riegel
Findt Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt!
Wenn Drache und Tyger
Gefällig sich neigt!
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub sich hinweg.
Aber Liebe wird siegen
Und finden sich Weg!

Konnte der Gedanke sinnlicher, mächtiger, stärker ausgeführt werden? Und mit welchem Fluge! mit welchem Wurfe von Bildern! Lassen Sie den dummsten Menschen das Lied dreymal hören: er wirds können, und mit Freude und Entzückung singen; sagen Sie ihm aber eben dieselbe Sache auf einförmige, dogmatische Art, in hübsch abgezählten Strophen, und seine Seele schläft.

Alle unsre alte Kirchenlieder sind voll dieser Würfe und Inversionen: keine aber fast mehr und mächtiger, als die von unserm Luther. Welche Klopstockische Wendung in seinen [65] Liedern kommt wohl den Transgressionen bey, die in seinem „Ein feste Burg ist unser Gott!„ „Gelobet seyst du Jesu Christ!„ „Christ lag in Todesbanden!„ und dergleichen vorkommen: und wie mächtig sind diese Uebergänge und Inversionen! Wahrhaftig nicht Nothfälle einer ungeschliffenen Muse, für die wir sie gütig annehmen: sie sind allen alten Liedern solcher Art, sie sind der ursprünglichen, unentnervten, freyen und männlichen Sprache besonders eigen: Die Einbildungskraft führet natürlich darauf, und das Volk, das mehr Sinne und Einbildung hat, als der studirende Gelehrte, fühlt sie, zumal von Jugend auf gelernt, und sich gleichsam nach ihnen gebildet, so innig und übereinstimmend, daß ich mich z. E. wie über zehn Thorheiten unsrer Liederverbesserung, so auch darüber wundern muß, wie sorgfältig man sie wegbannet, und dafür die schläfrigsten Zeilen, die erkünsteltsten Partikeln, die mattesten Reime hineinpropfet. Eben als wenn der grosse ehrwürdige Theil des Publicums, der Volk heißt, und für den doch die Gesänge castigirt werden, eine von den schönen Regeln fühle, nach denen man sie

caſtigiret! Und Lehren in trockner, ſchläfriger, dogmatiſcher Form, in einer Reihe todter, ſchlaftrunken, nickender Reime mehr fühlen, empfinden und behalten werde, als wo ihm durch [66] Bild und Feuer, Lehre und That auf Einmal in Herz und Seele geworfen wird.

Sie glauben doch nicht, daß ich hiemit eine Schutzſchrift etwa für die Klopſtockiſchen Lieder ſchreiben wolle? Ich glaube ſehr gerne, daß auch ſie nicht immer Lieder des Volks ſind, und daß ſie ſeltner ganze Gegenſtände, als kleine Züge aus dieſen Gegenſtänden, ſeltner ganze Pflichten, Thaten und Geſtalten des Herzens, als feine Nüancen, oft Mittelnüancen von Empfindungen beſingen, daß alſo ein ſehr ſympathetiſcher, und zu gewiſſen Vorſtellungen ſehr zugebildeter Charakter zum ganzen Sänger ſeiner Lieder gehöre. Aber dem ohngeachtet iſt das, was viele ſonſt gegen ihn ſagten, und noch mehr, was man ihm entgegen ſtellet, ſo trocken, ſo mager, ſo unkundig der menſchlichen Seele, daß ich immer wetten will, das kühnſte Klopſtockiſche Lied, voll Sprünge und Inverſionen, einem Kinde beygebracht, und von ihm einigemal lebendig geſungen, werde mehr für ihn ſeyn, und tiefer und ewiger in ihm bleiben, als der dogmatiſchte Locus von Liebe, wo ja keine Zwiſchenpartikel und Zwiſchengedanke ausgelaſſen iſt. — Mein Gott! wie trocken und dürre ſtellen ſich doch manche Leute die menſchliche Seele, die Seele eines Kindes vor! Und was für ein groſſes, treffliches Ideal wäre mir dieſelbe, wenn ich mich [67] je an Lieder dieſer Art verſuchte! Eine ganze jugendliche, kindliche Seele zu füllen, Geſänge in ſie zu legen, die, meiſtens die Einzigen, lebenslang in ihnen bleiben, und den Ton derſelben anſtimmen, und ihnen ewige Stimme zu Thaten und Ruhe, zu Tugenden und zum Troſte ſeyn ſoll, wie Kriegs- Helden- und Väterlieder in der Seele der alten, wilden Völker — welch ein Zweck! welch ein Werk! und wie viel wahrhafte Beſtrebungen zu ſolchem Werke haben wir denn? Reimgebetlein und Lehrverſe genug!

Wenn Luther über jene beyde wegen der Religion verbrannte anſtimmt:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen
Hier hilft kein Bach und Grub' und Grab,
Sie macht den Feind zu schanden!
Die er im Leben durch den Mord
Zu schreyen hat gezwungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit heller Stimm' und Zungen
Gar frölich lassen singen — —

oder wenn er schließt:

Die laß man liegen immerhin
Sie habens keinen Frommen!
Wir wollen danken Gott darinn
Sein Wort ist wieder kommen,
Der Sommer ist hart für der Thür
Der Winter ist vergangen.
Die Gartenblumen gehn herfür,
[68] Der das hat angefangen
Der wird es auch vollenden —

so wolte ich fragen, wie viele unsre neuern Liederdichter dergleichen Strophen, (ich sage nicht dem Inhalt, sondern der Art nach) gemacht haben? und wie viele haben Luthern verbessert?

---

12 . . . Auch Sie beklagens, daß die Romanze diese ursprünglich so edle und feyerliche Dichtart bey uns zu Nichts, als zum Niedrigkomischen und Abentheuerlichen gebraucht, oder vielmehr gemißbraucht werde — ich beklage es gewiß mit: denn wie wahrer, tiefer und daurender ist das Vergnügen, das eine sanfte oder rührende Romanze, des alten Englands oder der Provinzialen, und eine neuere Deutsche voll niedrigen abgebrauchten, pöbelhaften Spottes und Wortwitzes nachläßt. Aber noch sonderbarer ists, daß in dieser letzten Gestalt die Romanze uns fast nur bekannt geworden zu seyn scheint.

Gleim ſang ſeine Marianne ſo ſchön — ich ſage, er ſang ſie ſchön: denn eigentlich iſt das Stück Zug vor Zug eine alte Franzöſiſche Romanze, die Sie, (wenn Sie das noch nicht wiſſen,) wie mich dünkt, auch in dem neuen [69] choix des Romances anciennes & modernes finden werden — und ſo ſang man ihm nach. Seine beyden andern Stücke neigten ſich ins Komiſche; die Nachſinger ſtürzten ſich mit ganzem plumpen Leibe hinein, und ſo haben wir jetzt eine Menge des Zeugs, und Alle nach Einem Schlage, und alle in der uneigentlichſten Romanzenart, und faſt alle ſo gemein, ſo ſehr auf ein Einmaliges leſen — daß, nach weniger Zeit, wir faſt Nichts wieder, als die Gleimſchen übrig haben werden.

Dazu kommt nun noch das, daß die wenigen fremden, die überſetzt ſind, ſo ſchlecht überſetzt ſind, (ich führe Ihnen nur die ſchöne Roſemunde, und Alkanzor und Zaide an, welche letztere noch den Vorzug hat, zweymal elend überſetzt zu ſeyn) und da der Ton nun Einmal gegeben iſt: ſo ſingt man fort, und verfehlt alſo den ganzen Nutzen, den für unſer jetziges Zeitalter dieſe Dichtart haben könnte, nemlich unſre lyriſchen Geſänge, Oden, Lieder, und wie man ſie ſonſt nennt, etwas zu einfältigen, an einfachere Gegenſtände und edlere Behandlung derſelben zu gewöhnen, kurz uns von ſo manchem drückenden Schmuck zu befreyen, der uns jetzt faſt Geſetz geworden.

Sehen Sie einmal, in welcher gekünſtelten, überladnen, gothiſchen Manier die neuern ſogenannten Philoſophiſchen und Pinda-[70]riſchen Oden der Engländer ſind, die ihnen als Meiſterſtücke gelten! Von Gray, von Akenſide, von Maſon u. ſ. w. ob wohl in ihnen Sylbenmaaß, oder Innhalt, oder Einkleidung die mindſte Odenwürkung thun könne? Sehen Sie, in welche gekünſtelte horaziſche Manier wir Deutſche hie und da gefallen ſind — Oſſian, die Lieder der Wilden, der Skalden, Romanzen, Provinzialgedichte könnten uns auf beſſern Weg bringen, wenn wir aber auch hier nur mehr als Form, als Einkleidung, als Sprache lernen wolten. Zum Unglück aber fangen wir hiervon an, und bleiben hiebey ſtehen, und da wird wieder Nichts. — Irre ich mich, oder

iſts wahr, daß die ſchönſten lyriſchen Stücke, die wir ſchon jetzt haben, und längſt gehabt haben, ſchon mit dieſem männlichen, ſtarken, feſten deutſchen Ton übereinkommen, oder ſich ihm nähern — was wäre nicht alſo von der Aufweckung mehrerer ſolcher zu hoffen! —

II.

Shakeſpear.

[73] II.

Shakespear.

Wenn bey einem Manne mir jenes ungeheure Bild ein- 1
fällt: „hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen „Füssen, Sturm, Ungewitter und Brausen des Meers; aber „sein Haupt in den Strahlen des Himmels!„ so ists bey Shakespear! — Nur freylich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fusse seines Felsenthrones Haufen murmeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verläumden, übersetzen und lästern! — und die Er alle nicht höret!

Welche Bibliothek ist schon über für und wider ihn geschrieben! — die ich nun auf keine Weise zu vermehren Lust habe. Ich möchte es vielmehr gern, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es niemand mehr in den Sinn komme, über für und wider ihn zu schreiben: ihn weder zu entschuldigen, noch zu verläumden; aber zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen, und — wo [74] möglich! — uns Deutschen herzustellen. Trüge dies Blatt dazu etwas bey!

Die kühnsten Feinde Shakespears haben ihn — unter wie vielfachen Gestalten! beschuldigt und verspottet, daß er, wenn auch ein grosser Dichter, doch kein guter Schauspieldichter, und wenn auch dies, doch wahrlich kein so klassischer Trauerspieler sey, als Sophokles, Euripides, Korneille und Voltaire, die alles Höchste und Ganze dieser Kunst erschöpft. — Und die kühnsten Freunde Shakespears haben sich meistens nur begnüget, ihn hierüber zu entschuldigen, zu retten: seine Schönheiten nur immer mit Anstoß gegen die Regeln zu wägen, zu kompensiren; ihm als Angeklagten

das absolvo zu erreden, und denn ſein Groſſes deſto mehr zu vergöttern, je mehr ſie über Fehler die Achſel ziehen muſten. So ſtehet die Sache noch bey den neueſten Herausgebern und Kommentatoren über ihn — ich hoffe, dieſe Blätter ſollen den Geſichtspunkt verändern, daß ſein Bild in ein volleres Licht kommt.

Aber iſt die Hoffnung nicht zu kühn? gegen ſo viele, groſſe Leute, die ihn ſchon behandelt, zu anmaſſend? ich glaube nicht. Wenn ich zeige, daß man von beyden Seiten blos auf ein Vorurtheil, auf Wahn gebauet, der nichts iſt, wenn ich alſo nur eine Wolke von [75] den Augen zu nehmen, oder höchſtens das Bild beſſer zu ſtellen habe, ohne im mindeſten etwas im Auge oder im Bilde zu ändern: ſo kann vielleicht meine Zeit, oder ein Zufall gar ſchuld ſeyn, daß ich auf den Punkt getroffen, darauf ich den Leſer nun feſt halte, „hier ſtehe! oder du ſieheſt nichts als Karrikatur!„ Wenn wir den groſſen Knaul der Gelehrſamkeit denn nur immer auf- und abwinden ſolten, ohne je mit ihm weiter zu kommen — welches traurige Schickſal um dies hölliſche Weben!

---

2 Es iſt von Griechenland aus, da man die Wörter Drama, Tragödie, Komödie geerbet, und ſo wie die Lettern-kultur des menſchlichen Geſchlechts auf einem ſchmalen Striche des Erdbodens den Weg nur durch die Tradition genommen, ſo iſt in dem Schooſſe und mit der Sprache dieſer, natürlich auch ein gewiſſer Regelnvorrath überall mitgekommen, der von der Lehre unzertrennlich ſchien. Da die Bildung eines Kindes doch unmöglich durch Vernunft geſchehen kann und geſchieht; ſondern durch Anſehen, Eindruck, Göttlichkeit des Beyſpiels und der Gewohnheit: ſo ſind ganze Nationen in Allem, was ſie lernen, noch weit mehr Kinder. Der Kern würde ohne Schlaube nicht wach-[76]ſen, und ſie werden auch nie den Kern ohne Schlaube bekommen, ſelbſt wenn ſie von dieſer ganz keinen Gebrauch machen könnten. Es iſt der Fall mit dem griechiſchen und nordiſchen Drama.

In Griechenland entstand das Drama, wie es in Norden nicht entstehen konnte. In Griechenland wars, was es in Norden nicht seyn kann. In Norden ists also nicht und darf nicht seyn, was es in Griechenland gewesen. Also Sophokles Drama und Shakespears Drama sind zwey Dinge, die in gewissem Betracht kaum den Namen gemein haben. Ich glaube diese Sätze aus Griechenland selbst beweisen zu können, und eben dadurch die Natur des nordischen Drama, und des grösten Dramatisten in Norden, Shakespears sehr zu entziffern. Man wird Genese Einer Sache durch die Andre, aber zugleich Verwandlung sehen, daß sie gar nicht mehr Dieselbe bleibt.

Die griechische Tragödie entstand gleichsam aus Einem **3** Auftritt, aus den Impromptus des Dithyramben, des mimischen Tanzes, des Chors. Dieser bekam Zuwachs, Umschmelzung: Aeschylus brachte statt Einer handelnden Person zween auf die Bühne, erfand den Begriff der Hauptperson, und [77] verminderte das Chormässige. Sophokles fügte die dritte Person hinzu, erfand Bühne — aus solchem Ursprunge, aber spät, hob sich das griechische Trauerspiel zu seiner Grösse empor, ward Meisterstück des menschlichen Geistes, Gipfel der Dichtkunst, den Aristoteles so hoch ehret, und wir freylich nicht tief gnug in Sophokles und Euripides bewundern können.

Man siehet aber zugleich, daß aus diesem Ursprunge gewisse Dinge erklärlich werden, die man sonst, als todte Regeln angestaunet, erschrecklich verkennen müssen. Jene Simplicität der griechischen Fabel, jene Nüchternheit griechischer Sitten, jenes fort ausgehaltne Kothurnmässige des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunst und Zauberey so natürlich und wesentlich im Ursprunge griechischer Tragödie, daß diese ohne Veredlung zu alle Jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube, in der die Frucht wuchs.

Tretet in die Kindheit der damaligen Zeit zurück: Simplicität der Fabel lag würklich so sehr in dem, was Handlung der Vorzeit, der Republik, des Vaterlandes, der Religion, was Heldenhandlung hieß, daß der Dichter eher Mühe hatte, in [78] dieser einfältigen Grösse Theile zu entdecken, Anfang, Mittel und Ende dramatisch hineinzubringen, als sie gewaltsam zu sondern, zu verstümmeln, oder aus vielen, abgesonderten Begebenheiten Ein Ganzes zu kneten. Wer jemals Aeschylus oder Sophokles gelesen, müste das nie unbegreiflich finden. Im Ersten was ist die Tragödie als oft ein allegorisch-mythologisch-halb episches Gemälde, fast ohne Folge der Auftritte, der Geschichte, der Empfindungen, oder gar, wie die Alten sagten, nur noch Chor, dem einige Geschichte zwischengesetzt war — Konnte hier über Simplicität der Fabel die geringste Mühe und Kunst seyn? Und wars in den meisten Stücken des Sophokles anders? Sein Philoktet, Ajax, vertriebner Oedipus u. s. w. nähern sich noch immer so sehr dem Einartigen ihres Ursprunges, dem dramatischen Bilde mitten im Chor. Kein Zweifel! es ist Genesis der griechischen Bühne.

Nun sehe man, wie viel aus der simpeln Bemerkung folge. Nichts minder als: „das Künstliche ihrer Regeln war „— keine Kunst! war Natur!„ — Einheit der Fabel — war Einheit der Handlung, die vor ihnen lag; die nach ihren Zeit- Vaterlands- Religions- Sittenumständen, nicht anders als solch ein Eins seyn konnte. Einheit des Orts — [79] war Einheit des Orts; denn die Eine, kurze feierliche Handlung ging nur an Einem Ort, im Tempel, Pallast, gleichsam auf einem Markt des Vaterlandes vor: so wurde sie im Anfange, nur mimisch und erzählend nachgemacht und zwischengeschoben: so kamen endlich die Auftritte, die Scenen hinzu — aber alles natürlich noch Eine Scene. Wo der Chor Alles band, wo der Natur der Sache wegen Bühne nie leer bleiben konnte u. s. w. Und daß Einheit der Zeit nun hieraus folgte und natürlich mitging — welchem Kinde brauchte das bewiesen zu werden? Alle diese Dinge lagen damals in

der Natur, daß der Dichter mit alle seiner Kunst ohne sie nichts konnte!

Offenbar siehet man also auch: die Kunst der griechischen Dichter nahm ganz den entgegen gesetzten Weg, den man uns heut zu Tage aus ihnen zuschreyet. Jene simplificirten nicht, denke ich, sondern sie vervielfältigten: Aeschylus den Chor, Sophokles den Aeschylus, und man darf nur die künstlichsten Stücke des letztern, und sein grosses Meisterstück, den Oedipus in Thebe gegen den Prometheus, oder gegen die Nachrichten vom alten Dithyramb halten: so wird man die erstaunliche Kunst sehen, die ihm dahinein zu bringen gelang. Aber niemals Kunst aus Vielem ein Eins zu ma=[80]chen, sondern eigentlich aus Einem ein Vieles, ein schönes Labyrinth von Scenen, wo seine gröste Sorge blieb, an der verwickeltsten Stelle des Labyrinths seine Zuschauer mit dem Wahn des vorigen Einen umzutauschen, den Knäuel ihrer Empfindungen so sanft und allmählig los zu winden, als ob sie ihn noch immer ganz hätten, die vorige Dithyrambische Empfindung. Dazu zierte er ihnen die Scene aus, behielt ja die Chöre bey, und machte sie zu Ruheplätzen der Handlung, erhielt Alle mit jedem Wort im Anblick des Ganzen, in Erwartung, in Wahn des Werdens, des Schonhabens, (was der lehrreiche Euripides nachher sogleich, da die Bühne kaum gebildet war, wieder verabsäumte!) Kurz, er gab der Handlung (eine Sache, die man so erschrecklich mißverstehet) Gröſſe.

Und daß Aristoteles diese Kunst seines Genies in ihm zu schätzen wuste, und eben in Allem, fast das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müste Jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpunkte seiner Zeit gelesen. Eben daß er Thespis und Aeschylus verließ, und sich ganz an den vielfach dichtenden Sophokles hält, daß er eben von dieser seiner Neuerung ausging, in sie das [81] Wesen der neuen Dichtgattung zu setzen, daß es sein Lieblingsgedanke ward, nun einen neuen Homer zu entwickeln, und ihn so vortheilhaft mit dem Ersten zu vergleichen; daß er keinen unwesent=

lichen Umſtand vergaß, der nur in der Vorſtellung ſeinen Begriff der Gröſſe habenden Handlung unterſtützen konnte. — Alle das zeigt, daß der groſſe Mann auch im groſſen Sinn ſeiner Zeit philoſophirte, und nichts weniger, als an den verengernden kindiſchen Läppereyen ſchuld iſt, die man aus ihm ſpäter zum Papiergerüſte der Bühne machen wollen. Er hat offenbar, in ſeinem vortreflichen Kapitel vom Weſen der Fabel „keine andre Regeln gewußt und anerkannt, als „den Blick des Zuſchauers, Seele, Illuſion!„ und ſagt ausdrücklich, daß ſich ſonſt die Schranken ihrer Länge, mithin noch weniger Art oder Zeit und Raum des Baues durch keine Regeln beſtimmen laſſen. O wenn Ariſtoteles wieder auflebte, und den falſchen, widerſinnigen Gebrauch ſeiner Regeln bey Drama's ganz andrer Art ſähe. — Doch wir bleiben noch lieber bey der ſtillen, ruhigen Unterſuchung.

---

4 Wie ſich Alles in der Welt ändert: ſo muſte ſich auch die Natur ändern, die eigentlich das griechiſche Drama ſchuf. Welt=[82]verfaſſung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, ſelbſt Muſik, Ausdruck, Maas der Illuſion wandelte: und natürlich ſchwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zu der Bearbeitung, Anlaß zu dem Zwecke. Man konnte zwar das Uralte, oder gar von andern Nationen ein Fremdes herbey holen, und nach der gegebnen Manier bekleiden: das that Alles aber nicht die Würkung: folglich war in Allem auch nicht die Seele: folglich wars auch nicht (was ſollen wir mit Worten ſpielen?) das Ding mehr. Puppe, Nachbild, Affe, Statüe, in der nur noch der andächtigſte Kopf den Dämon finden konnte, der die Statüe belebte. Laſſet uns gleich (denn die Römer waren zu dumm, oder zu klug, oder zu wild und unmäſſig, um ein völlig gräciſirendes Theater zu errichten) zu den neuen Athenienſern Europens übergehen, und die Sache wird, dünkt mich, offenbar.

Alles was Puppe des griechiſchen Theaters iſt, kann ohne Zweifel kaum vollkommner gedacht und gemacht werden,

als es in Frankreich geworden. Ich will nicht blos an die ſogenannten Theaterregeln denken, die man dem guten Ariſtoteles beymißt, Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung, Bindung der Scenen, Wahrſcheinlichkeit [83] des Brettergerüſtes, u. ſ. w. ſondern würklich fragen, ob über das gleiſſende, klaſſiſche Ding, was die Korneille, Racine und Voltaire gegeben haben, über die Reihe ſchöner Auftritte, Geſpräche, Verſe und Reime, mit der Abmeſſung, dem Wohlſtande, dem Glanze — etwas in der Welt möglich ſey? Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes zweifelt nicht bloß daran, ſondern alle Verehrer Voltairs und der Franzoſen, zumal dieſe edlen Athenienſer ſelbſt, werden es geradezu läugnen — habens ja auch ſchon gnug gethan, thuns und werdens thun, „über das geht nichts! das kann nicht übertroffen werden!„ Und in den Geſichtspunkt des Uebereinkommniſſes geſtellt, die Puppe aufs Bretterngerüſte geſetzt — haben ſie recht, und müſſens von Tag zu Tage je mehr man ſich in das Gleiſſende vernarrt, und es nachäffet, in allen Ländern Europens mehr bekommen!

Bey alle dem iſts aber doch ein drückendes unwiderſtrebliches Gefühl „das iſt keine griechiſche Tragödie! von Zweck, Würkung, Art, Weſen kein griechiſches Drama!„ und der partheyiſchte Verehrer der Franzoſen kann, wenn er Griechen gefühlt hat, das nicht läugnen. Ich wills gar nicht Einmal unterſuchen „ob ſie auch ihren Ariſtoteles den Regeln nach [84] ſo beobachten, wie ſies vorgeben, wo Leſſing gegen die lauteſten Anmaaſſungen neulich ſchreckliche Zweifel erregt hat.„ Das Alles aber auch zugegeben, Drama iſt nicht daſſelbe, warum? weil im Innern nichts von ihm Daſſelbe mit Jenem iſt, nicht Handlung, Sitten, Sprache, Zweck, nichts — und was hülfe alſo alles Aeuſſere ſo genau erhaltne Einerley? Glaubt denn wohl jemand, daß Ein Held des groſſen Corneille ein römiſcher oder franzöſiſcher Held ſey? Spaniſch-Seneka'ſche Helden! galante Helden, abentheurlich tapfere, großmüthige, verliebte, grauſame Helden alſo dramatiſche Fiktionen, die auſſer dem Theater Narren heiſſen würden, und wenigſtens

für Frankreich ſchon damals halb ſo fremde waren, als ſies jetzt bey den meiſten Stücken ganz ſind — das ſind ſie. Racine ſpricht die Sprache der Empfindung — allerdings nach dieſem Einen zugegebnen Uebereinkommniſſe iſt nichts über ihn; aber auſſer dem auch — wüſte ich nicht, wo Eine Empfindung ſo ſpräche? Es ſind Gemälde der Empfindung von dritter fremder Hand; nie aber oder ſelten die unmittelbaren, erſten, ungeſchminkten Regungen, wie ſie Worte ſuchen und endlich finden. Der ſchöne Voltärſche Vers, ſein Zuſchnitt, Inhalt, Bilderwirthſchaft, Glanz, Witz, Philoſophie — [85] iſt er nicht ein ſchöner Vers? Allerdings! der ſchönſte, den man ſich vielleicht denken kann, und wenn ich ein Franzoſe wäre, würde ich verzweifeln, hinter Voltär Einen Vers zu machen — aber ſchön oder nicht ſchön, kein Theatervers! für Handlung, Sprache, Sitten, Leidenſchaften, Zweck eines (anders als Franzöſiſchen) Drama, ewige Schulchrie, Lüge und Galimathias. Endlich Zweck des Allen? durchaus kein griechiſcher, kein tragiſcher Zweck! Ein ſchönes Stück, wenn es auch eine ſchöne Handlung wäre, auf die Bühne zu bringen! eine Reihe artiger, wohlgekleideter Herrn und Dames ſchöne Reden, auch die ſchönſte und nützlichſte Philoſophie in ſchönen Verſen vortragen zu laſſen! ſie alleſamt auch in eine Geſchichte dichten, die einen Wahn der Vorſtellung giebt, und alſo die Aufmerkſamkeit mit ſich fortzieht! endlich das alles auch durch eine Anzahl wohlgeübter Herrn und Dames vorſtellen laſſen, die würklich viel auf Deklamation, Stelzengang der Sentenzen und Auſſenwerke der Empfindung, Beyfall und Wohlgefallen anwenden — das Alles können vortrefliche und die beſten Zwecke zu einer lebendigen Lecture, zur Uebung im Ausdruck, Stellung und Wohlſtande, zum Gemälde guter oder gar heroiſcher Sitten, und endlich gar eine völlige Akademie der [86] Nationalweißheit und Decence im Leben und Sterben werden, (alle Nebenzwecke übergangen) ſchön! bildend! lehrreich! vortreflich! durchaus aber weder Hand noch Fuß vom Zweck des griechiſchen Theaters.

Und welches war der Zweck? Ariſtoteles hats geſagt, und man hat gnug darüber geſtritten — nichts mehr und

minder, als eine gewiſſe Erſchütterung des Herzens, die Erregung der Seele in gewiſſem Maaß und von gewiſſen Seiten, kurz! eine Gattung Illuſion, die wahrhaftig! noch kein franzöſiſches Stück zuwege gebracht hat, oder zuwege bringen wird. Und folglich (es heiſſe ſo herrlich und nützlich, wie es wolle) griechiſches Drama iſts nicht! Trauerſpiel des Sophokles iſts nicht. Als Puppe ihm noch ſo gleich; der Puppe fehlt Geiſt, Leben, Natur, Wahrheit — mithin alle Elemente der Rührung — mithin Zweck und Erreichung des Zwecks — iſts alſo daſſelbe Ding mehr?

Hiemit würde noch nichts über Werth und Unwerth entſchieden, es wäre nur blos von Verſchiedenheit die Rede, die ich mit dem Vorigen ganz auſſer Zweifel geſetzt glaube. Und nun gebe ichs jedem anheim, es ſelbſt auszumachen, „ob eine Kopirung fremder Zeiten, Sitten und Handlungen in Halb-[87]wahrheit, mit dem köſtlichen Zwecke, ſie der zweyſtündigen Vorſtellung auf einem Bretterngerüſte fähig und ähnlich zu machen, wohl einer Nachbildung gleich„ oder übergeſchätzt werden könne, die in gewiſſem Betracht die höchſte Nationalnatur war? ob eine Dichtung, deren Ganzes eigentlich (und da wird ſich jeder Franzoſe winden oder vorbey ſingen müſſen) gar keinen Zweck hat — das Gute iſt nach dem Bekänntniß der beſten Philoſophen nur eine Nachleſe im Detail — ob die einer Landesanſtalt gleichgeſchätzt werden kann, wo in jedem kleinen Umſtande Würkung, höchſte, ſchwerſte Bildung lag? Ob endlich nicht eine Zeit kommen müſte, da man, wie die meiſten und künſtlichſten Stücke Corneillens ſchon vergeſſen ſind, Krebillon und Voltaire mit der Bewundrung anſehen wird, mit der man jetzt die Aſträa des Hrn. von Urfe, und alle Clelien und Aſpaſien der Ritterzeit anſieht, „voll Kopf und Weisheit! voll Erfindung „und Arbeit! es wäre aus ihnen ſo viel! viel zu lernen — aber „Schade! daß es in der Aſträa und Klelia iſt.„ Das Ganze ihrer Kunſt iſt ohne Natur! iſt abentheuerlich! iſt eckel! — Glücklich wenn wir im Geſchmack der Wahrheit ſchon an der Zeit wären! Das ganze franzöſiſche Drama

hätte sich in eine Samm=[88]lung schöner Verse, Sentenzen, Sentimens verwandelt — aber der grosse Sophokles stehet noch, wie er ist!

---

5 Lasset uns also ein Volk setzen, das aus Umständen, die wir nicht untersuchen mögen, Lust hätte, sich statt nachzuäffen und mit der Wallnußschaale davon zu laufen, selbst lieber, sein Drama zu erfinden: so ists, dünkt mich, wieder erste Frage: wenn? wo? unter welchen Umständen? woraus solls das thun? und es braucht keines Beweises, daß die Erfindung nichts als Resultat dieser Fragen seyn wird und seyn kann. Holt es sein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her: so kanns auch nichts Chormässiges Dithyrambisches haben. Läge ihm keine solche Simplicität von Faktis der Geschichte, Tradition, Häußlichen, und Staats= und Religionsbeziehungen vor — natürlich kanns nichts von Alle dem haben. — Es wird sich, wo möglich, sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen, und Liebhabereyen, wenn auch aus Fastnachts= und Marionettenspiel (eben, wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden — und das Erfundne wird Drama seyn, wenn es [89] bey diesem Volk dramatischen Zweck erreicht. Man sieht, wir sind bey den

toto divisis ab orbe Britannis

und ihrem grossen Shakespear.

Daß da, und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein pullulus Aristotelis läugnen, und hier und da also griechisches Drama zu fodern, daß es natürlich (wir reden von keiner Nachäffung) entstehe, ist ärger, als daß ein Schaaf Löwen gebären solle. Es wird allein erste und letzte Frage: „wie ist der Boden? worauf ist er zubereitet? „was ist in ihn gesäet? was sollte er tragen können?„ — und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geschichte, Tradition, Sitten, Religion, Geist der Zeit, des Volks, der

Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leſer kenne beyde Zeiten viel oder wenig, ſo wird er doch keinen Augenblick verwechſeln, was nichts Aehnliches hat. Und wenn nun in dieſer glücklich oder unglücklich veränderten Zeit, es eben Ein Alter, Ein Genie gäbe, daß aus ſeinem Stoff ſo natürlich, groß, und original eine dramatiſche Schöpfung zöge, als die Griechen aus dem Ihren — und dieſe Schöpfung eben auf den verſchiedenſten Wegen dieſelbe Abſicht erreichte, wenigſtens an ſich ein weit vielfach Einfältiger und Einfachvielfältiger — alſo [90] (nach aller methaphyſiſchen Definition) ein vollkommenes Ganzes wäre — was für ein Thor, der nun vergliche und gar verdammte, weil dies Zweyte nicht das Erſte ſey? Und alle ſein Weſen, Tugend und Vollkommenheit beruht ja darauf, daß es nicht das Erſte iſt: daß aus dem Boden der Zeit, eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakeſpear fand vor und um ſich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandsſitten, Thaten, Neigungen und Geſchichtstraditionen, die das griechiſche Drama bildete, und da alſo nach dem Erſten metaphyſiſchen Weisheitsſatze aus Nichts Nichts wird, ſo wäre Philoſophen überlaſſen, nicht blos kein Griechiſches, ſondern wenns auſſerdem Nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden, und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaaſſen mehr iſt, als Philoſophie, und Schöpfer ein ander Ding, als Zergliederer: ſo wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegen geſetzteſten Stoff, und in der verſchiedenſten Bearbeitung dieſelbe Würkung hervor zu rufen, Furcht und Mitleid! und beyde in einem Grade, wie jener Erſte Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht! — Glücklicher Götterſohn über ſein Unternehmen! Eben das Neue, [91] Erſte, ganz Verſchiedne zeigt die Urkraft ſeines Berufs.

Shakeſpear fand keinen Chor vor ſich; aber wohl Staats- und Marionettenſpiele — wohl! er bildete alſo aus dieſen Staats- und Marionettenſpielen, dem ſo ſchlechten Leim! das herrliche Geſchöpf, das da vor uns ſteht und lebt! Er fand

keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das Verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (evenement) grosses Eräugniß nennen wollen — o Aristoteles, wenn du erschienest, wie würdest du den neuen Sophokles homerisiren! würdest so eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt seine Landsleute, Home und Hurd, Pope und John-[92]son noch nicht gedichtet haben! Würdest dich freuen, von Jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwey Punkten des Dreyecks Linien ziehen zu können, die sich oben in Einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdest zu Sophokles sagen: mahle das heilige Blatt dieses Altars! und du o nordischer Barde alle Seiten und Wände dieses Tempels in dein unsterbliches Fresko!

Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren: denn ich bin Shakespear näher als dem Griechen. Wenn bey diesem das Eine einer Handlung herrscht: so arbeitet Jener auf das Ganze eines Eräugnisses, einer Begebenheit. Wenn bey Jenem Ein Ton der Charaktere herrschet, so bey diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur fähig und nöthig sind, den Hauptklang seines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem Eine singende feine Sprache, wie in einem höhern Aether thönet, so spricht dieser die Sprache aller Alter, Menschen und Menscharten, ist Dollmetscher der Natur in all' ihren Zungen — und auf so verschiedenen Wegen beyde Vertraute Einer Gottheit? — Und wenn jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und

bildet, ſo [93] lehrt, rührt und bildet Shakeſpear nordiſche Menſchen! Mir iſt, wenn ich ihn leſe, Theater, Akteur, Couliſſe verſchwunden! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorſehung der Welt! — einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verſchiedenartigſten und abgetrennteſt handelnden Maſchinen, alle — was wir in der Hand des Weltſchöpfers ſind — unwiſſende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatraliſchen Bildes, Einer Gröſſe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überſchauet. Wer kann ſich einen gröſſern Dichter der nordiſchen Menſchheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauſchen, ſo tritt vor ſeine Bühne. Die Auftritte der Natur rükken vor und ab; würken in einander ſo diſparat ſie ſcheinen; bringen ſich hervor, und zerſtöhren ſich, damit die Abſicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung geſellet zu haben ſchien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear der raſche, warme, edelſchwache Greis, wie er da vor ſeiner Landcharte ſteht, und Kronen wegſchenkt und Länder zerreißt, — in der [94] Erſten Scene der Erſcheinung trägt ſchon allen Saamen ſeiner Schickſale zur Ernte der dunkelſten Zukunft in ſich. Siehe! der gutherzige Verſchwender, der raſche Unbarmherzige, der kindiſche Vater wird es bald ſeyn auch in den Vorhöfen ſeiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, ſchwärmend, ſegnend, — ach, Gott! und Wahnſinn ahndend. Wirds ſeyn bald mit bloſſem Scheitel unter Donner und Blitz, zur unterſten Klaſſe von Menſchen herabgeſtürzt, mit einem Narren und in der Höle eines tollen Bettlers Wahnſinn gleichſam pochend vom Himmel herab. — Und nun iſt wie ers iſt, in der ganzen leichten Majeſtät ſeines Elends und Verlaſſens; und nun zu ſich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle Hoffnung, damit dieſe auf ewig, ewig erlöſche! Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf ſeinen Armen! auf ihrem Leichnam ſterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachſterbend

— Gott! welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und alle nicht blos Eine Geschichte — Helden und Staatsaktion, wenn du willt! von Einem Anfange zu Einem Ende, nach der strengsten Regel deines Aristoteles; sondern tritt näher, und fühle den Menschengeist, der auch jede Person [95] und Alter und Charakter und Nebending in das Gemälde ordnete. Zween alte Väter und alle ihre so verschiedne Kinder! Des Einen Sohn gegen einen betrognen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigsten Vater scheuslich undankbar und abscheulich glücklich. Der gegen seine Töchter! diese gegen ihn! ihre Gemal, Freyer und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloster am Arm seines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu den Füssen seiner vertriebnen Tochter! und nun der Augenblick der Wegscheide des Glücks, da Gloster unter seinem Baume stirbt, und die Trompete rufet, alle Nebenumstände, Triebfedern, Charactere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen sich fortwickelnd — zu einem Vater- und Kinder- Königs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zusammen geordnet, wo doch überall bey den Disparatsten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände, selbst möchte ich sagen, die heidnische Schicksals- und Sternenphilosophie, die durchweg herrschet, so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wäre kein Drama? Shakespear [96] kein dramatischer Dichter? Der hundert Auftritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllet, und nicht Aufmerksamkeit; Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt — wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, „die Grösse des lebendigen Geschöpfs darf nur „mit Einem Blick übersehen werden können„ — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgefühlt und geendet! — Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur; aber

der Schöpfer giebt uns Auge und Gesichtspunkt, so groß und tief zu sehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welch ein Ganzes! lebendige Geschichte der Entstehung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenschaft dieses Edlen Unglückseligen! und in welcher Fülle, und Zusammenlauf der Räder zu Einem Werke! Wie dieser Jago, der Teufel in Menschengestalt, die Welt ansehn, und mit allen, die um ihn sind, spielen! und wie nun die Gruppe ein Cassio und Rodrich, Othello und Desdemone in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten seiner Höllenflamme, um ihn stehen muß, und jedes [97] ihm in den Wurf kommt, und er alles braucht, und Alles zum traurigen Ende eilet. — Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegen einander abwog, und Seelen und Charaktere gruppirte, und ihnen Anlässe, wo Jedes im Wahn des Freyen handelt, zuführt, und er sie alle mit diesem Wahne, als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, sann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort, wie Hülsen um den Kern immer mit gehen sollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und doch ist hierüber eben das helleste Geschrey. Fand Shakespear den Göttergriff Eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfassen; natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beytrügen. Ist wohl jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? und sind sies insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in allen Handlungen aufs Leben! Ists da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äussern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, [98] Existenz geben muß, und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wohl Einen Umstand des Lokals, des Wie? und Wo? und Wann? wegschneiden lassen, ohne daß die

ganze Vorſtellung ſeiner Seele litte? Da iſt nun Shakeſpear der gröſte Meiſter, eben weil er nur und immer Diener der Natur iſt. Wenn er die Begebenheiten ſeines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen ſich jedesmal Oerter und Zeiten ſo mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet ſich, wie durch ein Geſetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl der Handlung, die kräftigſte, die idealſte iſt; wo die ſonderbarſten, kühnſten Umſtände am meiſten den Trug der Wahrheit unterſtützen, wo Zeit- und Ortwechſel, über die der Dichter ſchaltet, am lauteſten rufen: „hier iſt kein Dichter! iſt Schöpfer! iſt Geſchichte der Welt!„

Als z. E. der Dichter den ſchrecklichen Königsmord, Trauerſpiel Macbeth genannt, als Faktum der Schöpfung in ſeiner Seele wälzte — biſt du, mein lieber Leſer, ſo blöde geweſen, nun in keiner Scene, Scene und Ort mit zu fühlen — wehe Shakeſpear, dem verwelkten Blatte in deiner Hand. So haſt du nichts von der Eröfnung durch die Zauberinnen auf der Haide unter Blitz und Donner! [99] nichts nun vom blutigen Manne mit Macbeths Thaten zur Bothſchaft des Königes an ihn, nichts wider die Scene zu brechen, und den prophetiſchen Zaubergeiſt zu eröfnen, und die vorige Bothſchaft nun mit dieſem Gruſſe in ſeinem Haupt zu miſchen — gefühlt! Nicht ſein Weib mit jener Abſchrift des Schickſalsbriefes in ihrem Schloſſe wandern ſehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! Nicht mit dem ſtillen Könige noch zu guter letzt die Abendluft ſo ſanft gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe ſo ſicher niſtet, aber du o König — das iſt im unſichtbaren Werk! — dich deiner Mördergrube näherſt. Das Haus in unruhiger, gaſtlicher Zubereitung, und Macbeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtſcene Bankos mit Fackel und Schwerdt! Der Dolch! der ſchauerliche Dolch der Viſion! Glocke — kaum iſts geſchehen und das Pochen an der Thür! — Die Entdekkung, Verſammlung — man trabe alle Oerter und Zeiten durch, wo das zu der Abſicht, in der Schöpfung, anders als da und ſo geſchehen könnte. Die Mordſcene Bankos im Walde; das Nachtgaſtmahl und Bankos Geiſt — nun wieder

die Hexenhaide (denn seine erschreckliche Schicksalsthat ist zu Ende!) Nun Zauberhöle, Beschwörung, Prophe=[100]zeyung, Wuth und Verzweiflung! Der Tod der Kinder Macdufs unter den Flügeln ihrer einsamen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nacht= wanderin im Schlosse, und die wunderbare Erfüllung der Prophezeyung — der heranziehende Wald — Macbeths Tod durch das Schwerdt eines Ungebohrnen — ich müßte alle, alle Scenen ausschreiben, um das idealisirte Lokal des un= nennbaren Ganzen, der Schicksals= Königsmords= und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück, bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst schein= barer Zwischenverwirrung, belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts sagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls, geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Lessing hat einige Umstände Hamlets in Ver= gleichung der Theaterkönigin Semiramis entwickelt — wie voll ist das ganze Drama dieses Lokalgeistes von Anfang, zu Ende. Schloßplatz und bittre Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erscheints! — Kann Jemand seyn, der nicht in jedem Wort und [101] Umstande Bereitung und Natur ahnde! So weiter. Alles Kostume der Geister er= schöpft! der Menschen zur Erscheinung erschöpft! Hahnkräh und Paukenschall, stummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Lokal! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet, und Hamlet vorbeyirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! und nun die andre Erscheinung! Er am Grabe seiner Ophelia! der rührende good Fellow in allen den Verbindungen mit Horaz, Ophelia, Laertes, Fortin= bras! das Jugendspiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird — wer da Einen Augenblick Bretterngerüste fühlt und sucht, und Eine Reihe gebundner artiger Gespräche auf ihm sucht, für

den hat Shakespear und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich doch Worte dazu, um die einzelne Hauptempfindung, die also jedes Stück beherrscht, und wie eine Weltseele durchströmt, zu bemerken. Wie es doch in Othello würklich mit zu dem Stücke gehört, so selbst das Nachtsuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seesturm, wie die brausende Leidenschaft Othellos, die so sehr verspottete Todesart, das Entkleiden unter dem [**102**] Sterbeliedchen und dem Windessausen, wie die Art der Sünde und Leidenschaft selbst — sein Eintritt, Rede aus Nachtlicht u. s. w. wäre es möglich, doch das in Worte zu fassen, wie das Alles zu Einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehöre — aber es ist nicht möglich. Kein elendes Farbengemälde läßt sich durch Worte beschreiben oder herstellen, und wie die Empfindung Einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umständen und Zaubereyen der Natur. Gehe, mein Leser, was du willt, Lear und die Richards, Cäsar und die Heinrichs, selbst Zauberstücke und Divertissements, insonderheit Romeo, das süsse Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumstande, und Ort und Traum und Dichtung — gehe es durch, versuche Etwas der Art wegzunehmen, zu tauschen, es gar auf ein französisches Bretterngerüste zu simplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüste verwandelt — schöner Tausch! schöne Wandlung! Nimm dieser Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze sie in die Luft: nimm diesem Menschen Ort, Zeit, individuelle Bestandheit — du hast ihm Othem und Seele genommen, und ist ein Bild vom Geschöpf.

[**103**] Eben da ist also Shakespear Sophokles Bruder, wo er ihm dem Anschein nach so unähnlich ist, um im Innern, ganz wie Er, zu seyn. Da alle Täuschung durch dies Urkündliche, Wahre, Schöpferische der Geschichte erreicht wird, und ohne sie nicht blos nicht erreicht würde, sondern kein Element mehr (oder ich hätte umsonst geschrieben) von Shakespears Drama und dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem grossen Geiste allein Körper:

alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinosa „Pan! Universum!„ heissen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete: Shakespear konnt ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenschicksal durch alle die Oerter und Zeiten wälzte, wo sie — nun, wo sie geschehen: und Gnade Gott, dem kurzweiligen Franzosen, der in Shakespears fünften Aufzug käme, um da die Rührung in der Quintessenz herunter zu schlucken. Bey manchen französischen Stükken mag dies wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater versificirt und in Scenen Schaugetragen wird; aber hier geht er eben [104] ganz leer aus. Da ist Weltbegebenheit schon vorbey: er sieht nur die letzte, schlechteste Folge, Menschen, wie Fliegen fallen: er geht hin und höhnt: Shakespear ist ihm Aergerniß und sein Drama die dummeste Thorheit.

Ueberhaupt wäre der ganze Knäuel von Ort- und Zeitquästionen längst aus seinem Gewirre gekommen, wenn ein philosophischer Kopf über das Drama sich die Mühe hätte nehmen wollen, auch hier zu fragen: „was denn Ort und „Zeit sey?„ Solls das Bretterngerüste, und der Zeitraum eines Divertissements au theatre seyn: so hat niemand in der Welt Einheit des Orts, Maaß der Zeit und der Scenen, als — die Franzosen. Die Griechen — bey ihrer hohen Täuschung, von der wir fast keinen Begriff haben — bey ihren Anstalten für das Oeffentliche der Bühne, bey ihrer rechten Tempelandacht vor derselben, haben an nichts weniger als das je gedacht. Wie muß die Täuschung eines Menschen seyn, der hinter jedem Auftritt nach seiner Uhr sehen will, ob auch So Was in So viel Zeit habe geschehen können? und dem es sodann Hauptelement der Herzensfreude würde, daß der Dichter ihn doch ja um keinen Augenblick betrogen, sondern auf [105] dem Gerüste nur eben so viel gezeigt hat, als er in der Zeit im Schneckengange seines Lebens sehen **6**

würde — welch ein Geſchöpf, dem das Hauptfreude wäre! und welch ein Dichter, der darauf als Hauptzweck arbeitete, und ſich denn mit dem Regelnkram brüſtete „wie artig habe ich nicht ſo viel und ſo viel ſchöne Spielewerke! auf den engen gegebnen Raum dieſer Brettergrube, theatre François genannt, und in den gegebnen Zeitraum der Viſite dahin eingeklemmt und eingepaßt! die Scenen filirt und enfilirt! alles genau geflickt und geheftet„ — elender Ceremonienmeiſter! Savoyarde des Theaters, nicht Schöpfer! Dichter! dramatiſcher Gott! Als ſolchem ſchlägt dir keine Uhr auf Thurm und Tempel, ſondern du haſt Raum und Zeitmaaſſe zu ſchaffen, und wenn du eine Welt hervorbringen kannſt, und die nicht anders, als in Raum und Zeit exſiſtiret, ſiehe, ſo iſt da im Innern dein Maaß von Friſt und Raum; dahin du alle Zuſchauer zaubern, daß du Allen aufdringen mußt, oder du biſt — was ich geſagt habe, nur nichts weniger, als dramatiſcher Dichter.

Sollte es denn jemand in der Welt brauchen demonſtrirt zu werden, daß Raum und Zeit eigentlich an ſich nichts, daß ſie die relativeſte Sache auf Daſeyn, Handlung, Lei-[106]denſchaft, Gedankenfolge und Maaß der Aufmerkſamkeit in oder auſſerhalb der Seele ſind? Haſt du denn, gutherziger Uhrſteller des Drama, nie Zeiten in deinem Leben gehabt, wo dir Stunden zu Augenblicken und Tage zu Stunden; Gegentheils aber auch Stunden zu Tagen, und Nachtwachen zu Jahren geworden ſind? Haſt du keine Situationen in deinem Leben gehabt, wo deine Seele Einmal ganz auſſer dir wohnte, hier in dieſem romantiſchen Zimmer deiner Geliebten, dort auf jener ſtarren Leiche, hier in dieſem Drückenden äuſſerer, beſchämender Noth — jetzt wieder über Welt und Zeit hinausflog, Räume und Weltgegenden überſpringet, alles um ſich vergaß, und im Himmel, in der Seele, im Herzen deſſen biſt, deſſen Exſiſtenz du nun empfindeſt? Und wenn das in deinem trägen, ſchläfrigen Wurm- und Baumleben möglich iſt, wo dich ja Wurzeln gnug am todten Boden deiner Stelle feſthalten, und jeder Kreis, den du ſchleppeſt, dir langſames Moment gnug iſt, deinen Wurmgang aus-

zumeſſen — nun denke dich Einen Augenblick in Eine andre, eine Dichterwelt, nur in einen Traum? Haſt du nie gefühlt, wie im Traum dir Ort und Zeit ſchwinden? was das alſo für unweſentliche Dinge, für Schatten gegen das was Hand=[107]lung, Würkung der Seele iſt, ſeyn müſſen? wie es blos an dieſer Seele liege, ſich Raum, Welt und Zeitmaaß zu ſchaffen, wie und wo ſie will? Und hätteſt du das nur Einmal in deinem Leben gefühlt, wäreſt nach Einer Viertheilſtunde erwacht, und der dunkle Reſt deiner Traumhandlungen hätte dich ſchwören gemacht, du habeſt Nächte hinweg geſchlafen, geträumt und gehandelt! — dürfte dir Mahomeds Traum, als Traum, noch Einen Augenblick ungereimt ſeyn! und wäre es nicht eben jedes Genies, jedes Dichters, und des dramatiſchen Dichters inſonderheit Erſte und Einzige Pflicht, dich in Einen ſolchen Traum zu ſetzen? Und nun denke, welche Welten du verwirreſt, wenn du dem Dichter deine Taſchenuhr, oder dein Viſitenzimmer vorzeigeſt, daß er dahin und darnach dich träumen lehre?

Im Gange ſeiner Begebenheit, im ordine successivorum und simultaneorum ſeiner Welt, da liegt ſein Raum und Zeit. Wie, und wo er dich hinreiſſe? wenn er dich nur dahin reißt, da iſt ſeine Welt. Wie ſchnell und langſam er die Zeiten folgen laſſe; er läßt ſie folgen; er drückt dir dieſe Folge ein: das iſt ſein Zeitmaaß — und wie iſt hier wieder Shakeſpear Meiſter! langſam und ſchwerfällig fangen ſeine Begebenheiten an, in ſei-[108]ner Natur wie in der Natur: denn er giebt dieſe nur im verjüngten Maaſſe. Wie mühevoll, ehe die Triebfedern in Gang kommen! je mehr aber, wie laufen die Scenen! wie kürzer die Reden und geflügelter die Seelen, die Leidenſchaft, die Handlung! und wie mächtig ſodann dieſes Laufen, das Hinſtreuen gewiſſer Worte, da niemand mehr Zeit hat. Endlich zuletzt, wenn er den Leſer ganz getäuſcht und im Abgrunde ſeiner Welt und Leidenſchaft verlohren ſieht, wie wird er kühn, was läßt er auf einander folgen! Lear ſtirbt nach Cordelia, und Kent nach Lear! es iſt gleichſam Ende ſeiner Welt, jüngſter Tag da, da Alles auf einander rollet und hinſtürzt, der Himmel eingewickelt

und die Berge fallen; das Maaß der Zeit ist hinweg. — Freylich wieder nicht für den lustigen, muntren Kaklogallinier, der mit heiler frischer Haut in den fünften Akt käme, um an der Uhr zu messen, wie viel da in welcher Zeit sterben? aber Gott, wenn das Kritik, Theater, Illusion seyn soll — was wäre denn Kritik? Illusion? Theater? was bedeuteten alle die leeren Wörter.

---

7 Nur finge eben das Herz meiner Untersuchung an, „wie? „auf welche Kunst und [109] Schöpferweise Shakespear „eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch „einem lebendigen Ganzen habe dichten können? Was für „Gesetze unsrer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in Jedem seiner Schritte und Kunstgriffe „liege?„ Welche Untersuchung! wie viel für unsern Geschichtbau, Philosophie der Menschenseelen und Drama. — Aber ich bin kein Mitglied aller unsrer historischen, philosophischen und schönkünstlichen Akademien, in denen man freylich an jedes Andre eher, als an so etwas denkt! Selbst Shakespears Landsleute denken nicht daran. Was haben ihm oft seine Kommentatoren für historische Fehler gezeihet! der fette Warburton z. E. welche historische Schönheiten Schuld gegeben! und noch der letzte Verfasser des Versuchs über ihn hat er wohl die Lieblingsidee, die ich bey ihm suchte: „wie hat Shakespear aus Romanzen und Novellen Drama „gedichtet?„ erreicht? Sie ist ihm wie dem Aristoteles dieses Brittischen Sophokles, dem Lord Home kaum eingefallen.

Also nur Einen Wink in die gewöhnlichen Klassifikationen in seinen Stücken. Noch neuerlich hat ein Schriftsteller,(*) der gewiß [110] seinen Shakespear ganz gefühlt hat, den Einfall gehabt, jenen ehrlichen Fischmonger von Hofmann, mit grauem Bart und Runzelgesicht, triefenden Augen und seinem plentiful lak of wit together with weak Hams,

(*) Briefe über Merkw. der Litter. 2te Samml.

das Kind Polonius zum Ariſtoteles des Dichters zu machen, und die Reihe von Als und Cals, die er in ſeinem Geſchwätz wegſprudelt, zur ernſten Claſſification aller Stücke vorzuſchlagen. Ich zweifle. Shakeſpear hat freylich die Tücke, leere locos communes, Moralen und Claſſificationen, die auf hundert Fälle angewandt, auf alle und keinen recht paſſen, am liebſten Kindern und Narren in den Mund zu legen; und eines neuen Stobæi und Florilegii, oder Cornu copiæ von Shakeſpears Weisheit, wie die Engländer theils ſchon haben und wir Deutſche Gottlob! neulich auch hätten haben ſollen — deren würde ſich ſolch ein Polonius, und Launcelot, Arlequin und Narr, blöder Richard, oder aufgeblaſner Ritterkönig am meiſten zu erfreuen haben, weil jeder ganze, geſunde Menſch bey ihm nie mehr zu ſprechen hat, als er aus Mund in Hand braucht, aber doch zweifle ich hier noch. Polonius ſoll hier wahrſcheinlich nur das alte Kind ſeyn, das Wolken für Kameele und Kameele für Baßgeigen anſieht, in ſeiner [111] Jugend auch einmal den Julius Cäſar geſpielt hat, und war ein guter Akteur, und ward von Brutus umgebracht, und wohl weiß

why Day is Day, Night Night and Time is Time

alſo auch hier einen Kreiſel theatraliſcher Worte drehet — wer wollte aber darauf bauen? oder was hätte man denn nun mit der Eintheilung? Tragedy, Comedy, History, Pastoral, Tragical-Historical, und Historical-Pastorell, und Pastorical-Comical und Comical-Historical-Pastoral, und wenn wir die Calls noch hundertmal miſchen, was hätten wir endlich? kein Stück wäre doch griechiſche Tragedy, Comedy und Pastoral, und ſollte es nicht ſeyn. Jedes Stück iſt History im weitſten Verſtande, die ſich nun freylich bald in Tragedy, Comedy, u. ſ. w. mehr oder weniger nuancirt. — Die Farben aber ſchweben da ſo ins Unendliche hin, und am Ende bleibt doch jedes Stück und muß bleiben, — was es iſt. Hiſtorie! Helden- und Staatsaktion zur Illuſion mittlerer Zeiten! oder (wenige eigentliche Plays und Divertissemens ausgenommen) ein völliges Gröſſe

habende Eräugniß einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals.

[112] Trauriger und wichtiger wird der Gedanke, daß auch dieser grosse Schöpfer von Geschichte und Weltseele immer mehr veralte! daß da Worte und Sitten und Gattungen der Zeitalter, wie ein Herbst von Blättern welken und absinken, wir schon jetzt aus diesen grossen Trümmern der Rittersnatur so weit heraus sind, daß selbst Garrik, der Wiedererwekker und Schutzengel auf seinem Grabe, so viel ändern, auslassen, verstümmeln muß, und bald vielleicht, da sich alles so sehr verwischt und anders wohin neiget, auch sein Drama der lebendigen Vorstellung ganz unfähig werden, und eine Trümmer von Kolossus, von Pyramide seyn wird, die Jeder anstaunet und keiner begreift. Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bey diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als Einmal umarmet, wo du noch den süssen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal **aus unsern Ritterzeiten** in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles deutsches Würken laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und solltest du alsdenn auch später sehen, wie unter deinem [113] Gebäude der Boden wankt, und der Pöbel umher still steht und gafft, oder höhnt, und die daurende Pyramide nicht alten aegyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag. — Dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen, und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen:

voluit! quiescit!

Nachschrift.

Ja Nachschrift! wo keine Schrift, wo lauter Umrede rings um das leider! halb erloschne und entstellte Schaustück der menschlichen Natur Ossian, ist, oder es höchstens ewige

Vorrede wird, zu dem was kommen will und kommen soll und nie kommt. Lassen Sie uns also, m. Fr., da die Sache einmal so liegt, dem klügern? oder blödern? Theil des Publikum wenigstens ein favete linguis ins Ohr lispeln, wie nichtig es mit Einkleidung des Briefwechsels, der versprochnen Psychologie Ossians, (wenn der Druckfehler anzumerken werth ist) die Fabelreise zu seinen Inseln völlig zu geschweigen, stehen müsse! wie untreu eine Skandinavische Uebersetzung [114] sey, wo der Autor nur aus Uebersetzung und höchstens Wortansicht translatirte, zumal endlich wie solch Geschwätz, ausser dem vielleicht, was es hie und da sage, so wenig Muster seyn könne und wolle, wie etwas der Art in der Welt zu sagen sey? Ueberhaupt schien damals die lyrische Natur, zu der auch Ossian gebrochne Endtöne liefert, dem Briefwechsler, noch so fernher zu tönen, daß er natürlich in die Mine des Lauschers fallen muste, der zu hören glaubt, wo andre vielleicht nichts hören, oder das sausende Kind der Lüfte.

Glücklich, daß er alle seinen kritischen Wahn- und Ahndungsglauben jetzt durch Eine Erscheinung(*) übertroffen sieht, der er mit Pindarischem Schwunge seinen Kranz zuwerfen wollte, wenn der Kranz nicht dahin verdorrte. Kein kritischer Schöpfeimer, und alle Fässer der Danaiden geben Wasser, wo kein Quell ist — und es ist und wird ewig allein jener wunderthätige Huf des Flügelrosses von Genie bleiben, der anschlägt und der siebenfache Quell strömet.

Siebenfacher Quell! Wenn deutsches Ohr noch mehr als Wortklanges und Sylbenbaues fähig ist! wenns kein Mährchen vom ersten April seyn und bleiben darf, daß die Göttin Harmonie

[115] —— des griechischen Himmels Kind —

noch Einmal mit der Asträa oder Uranischen Venus unser tiefes Cimmerien besuchen würde. Am meisten aber, wenn die volle, gesunde, blühende Weltjugend wieder hergestellt

(*) Oden, bey Bode 1771. Die vorigen Flicke vom Aufsatz waren Jahre vorher dem Verf. entkommen.

werden kann und soll, daß in Ode und Tischgebet, Kirchen- und Liebsgesange das Herz und kein Regelncodex, kein Horaz, Pindar oder Orbil statt unser, sprechen dürfe — eine Götter-erscheinung auf dem Blumengürtel der Grazien und Genien des menschlichen Geschlechts darf so wenig Aus- und Zurufs, als sie den Augen solcher Hinzugerufnen auch nur sichtbar seyn kann

— vulgus & arceo!

Allerdings wars nur immer, „lyrischen Stabs Ende!„ wie unsre Lehrbücher sich zeither mit Ode, Hymne, Psalm, Elegie, und womit nicht? getragen! — Gemälde zu liefern, ohne Subjekt, blos des künstlich angelegten und so wohl unterhaltnen Gesichtspunkts, Kompositionsgeistes, Kolorits und alles andern feinern Details wegen! Dies allein aus der Autorität Eines fremden Vorbildes zu lernen, bey dem doch hundert conventionelle Befremdnisse eben der Schleyer sind, in dem wirs zuerst und zuletzt sehen, es mit deutschem Kopf, Fleiß, Glück und Ehrlichkeit zu studiren, und sich ihm aufzuopfern; endlich gar den Wohlklang nur in Sylbenbau, Strophenbau, und [116] Regionen der Perioden Deklamation zu setzen, und Alles durch die Kunst zu heben,

— die wie die Flöte
tönet, oder —
über die Flöte sich hebt.

Aus Alle diesem muß nur immer ein Rembrand werden, und obgleich Rembrand ein grosser Meister — —

Heil uns, m. Fr. zu unserm — wie soll ich sagen? Guido, Correggio oder Raphael! Aber Engelgesichte hat er gemalt in Menschengestalt! Siehe dies Bild! welche Wahrheit! Leben! tiefe Seele! wie heben sich die Figuren von der Leinwand hervor, und sprechen (nicht mit uns! uns sehen sie nicht an! denn sie sind nicht für uns gemahlt!) aber unter sich, wie handeln, wie sprechen sie, und enthüllen uns Gesicht und Seele. Wehe, der hier ausruft: „das war noch „Einmal gesungen!„ sondern der es still fühlt, „das muß so empfunden gewesen seyn, oder —„

Ode! sie wird wieder, was sie war! Gefühl ganzer Situation des Lebens! Gespräch menschlichen Herzens — mit Gott! mit sich! mit der ganzen Natur.

Wohlklang! er wird was er war. Kein aufgezähltes Harmonienkunststück! Bewegung! Melodie des Herzens! Tanz! In Fehlern und Eigenheiten, wie ist ein Genie noch überall lehrend!

[117] Daß wir doch schon, m. Fr. eine Komposition „über den Allgegenwärtigen! die Frühlingsfeyer„ und dergl. hörten! oder vielmehr, daß diese Stücke der Musik schon Gepräge wiedergegeben hätten, was sie — ehedem gehabt hat, und nicht mehr hat. Lassen Sie mich um vom edlen Lobe abzukommen, mit Ein Zwey Wünschen hierüber schliessen.

Unser jetzige musikalische Poesienbau — welch ein Gothisches Gebäude! Wie fallen die Massen aus einander? Wo Verflössung? Uebergang? Fortleitung bis zum Taumel? bis zur Täuschung schönen Wahnsinnes? Wo endlich der feine Mittelpunkt, daß keine beyder Schwestern herrsche oder diene — ihr Pieriden und Kastalinnen, wo?

Unsre eigentliche Kirchenmusiken haben noch eine erbärmlichere Gestalt. Das Erste, das berühmteste von Allen, Ramlers Tod Jesu, als Werk des Genies, der Seele, des Herzens, auch nur des Menschenverstandes, (s. v. v.) welch ein Werk! Wer spricht? wer singt? erzählt sich Etwas in den Recitativen — so kalt! so scholastisch! als kaum jener Simon von Kana würde gethan haben, da er vom Felde kam, und vorbey zu streichen Lust hatte. Und nun zwischen inne in Arien, in Choral, in Chören — wer spricht? wer singt? auf Einmal eine nützliche Lehre aus der biblischen Geschichte gezogen, locus communis in der besten Gestalt! und dazu beynahe in allen Personen und Dichtungen des Lebens! und [118] von einer zur andern mit den sonderbarsten Sprüngen! Durchs Ganze kein Standpunkt! kein fortgehender Faden der Empfindung, des Plans, des Zwecks — R. Tod Jesu ist ein erbauliches, nützliches Werk, das ich in solchem Betracht tausendmal beneidet habe! Jede Arie ist fast ein schönes Ganze! Viele Recitative auch — aber als poetisches

Werk des Genies — für die Muſik! — Hr. R. hat ſelbſt ein viel zu feines Gefühl, als daß er das nicht weit inniger bemerke.

Seine Hirten bey der Krippe! Welche Poeſie für die Muſik? welch ein Plan? welch ein Ganzes? Das Vordere zu hinterſt, und es iſt faſt noch immer derſelbe Eindruck! Idylleneindruck, wo lauter Schäferbilder und Worte und von Anfang bis zu Ende kein Zug und Hauch einer Hirtenſeele iſt! bloß eine Maſke Jeſaias, Virgils und Pope in Schäferkleidern! — Und endlich Poeſie zur Muſik — wo im ganzen Stück nur Bilder, und keine Empfindung! Bilder für die Leinwand, (da die Lanze z. E. Zeilen hindurch in die Erde wurzelt, empor ſtrebt, ſteht, grünt, wird ein Palmbaum u. ſ. w.) durchaus nicht für den Tonſchöpfer! So weiterhin und was wäre von ſeiner Auferſtehung zu ſagen?

Und nun, wie bearbeiten unſre Tonkünſtler das Alles nach dem einmal hergebrachten Leiſten? Da doch eben der Urſprung dieſes Leiſtens, die Umſtände, unter welchen er entſtanden u. ſ. w. wo nicht Jedermann, ſo doch gewiß uns Deutſchen zurufen müſte: „nicht nachgeahmt, oder ihr „bleibt ewig hinten! und es wird ewig Schande ſeyn, einen „Münter an Metaſtaſio zu meſſen!„ Was das aber nun für eine Gattung Poeſie ſey, die wahre Mittelgattung zwiſchen Gemälde und Muſik! und was das für eine Gattung Muſik ſey, die über Poeſie nicht herrſchet — — —

III.

Von

Deutſcher Baukunſt.

D. M.
ERVINI A STEINBACH.

1773.

[121]

Von
Deutſcher Baukunſt.

D. M.
ERVINI A STEINBACH.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: *Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricæ Ecclesiæ Argentinensis*, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute, mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner, an der heiligen Stätte ergoſſen hätte; da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ichs vermögte. 1

[122] Was brauchts dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend

bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bey euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen, in eine deinem Thurm gleich schlankaufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch [123] mit Gaben dabey auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heil. Apostel aus den Wolken herab gelassen ward, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

*

2 Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbey. Kindereyen lallt der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine Dose a la Greque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der, seinem Grab entsteigende Genius der Alten, den deinen gefesselt, Welscher! Krochst an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linien von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstauntest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist; nothwendig und

wahr hätteſt du deine Plane [124] geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben, und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das ungehörige und unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloacken zu proſtituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun ſo alles ſeinen Gang, die Grille des Künſtlers dient dem Eigenſinne des Reichen, der Reiſebeſchreiber gafft, und unſre ſchöne Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Mährchen, Principien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und ächte Menſchen ermordet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beyſpiele ſind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen, einzelne Theile bearbeitet haben. Er iſt der erſte aus deſſen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganze zuſammen gewachſen, her-[125]vortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was ſoll uns das, du neufranzöſcher philoſophirender Kenner, daß der erſte zum Bedürfniß erfindſame Menſch, vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Aeſte und Moos drauf deckte? Daraus entſcheideſt du das gehörige unſrer heutigen Bedürfniſſe, eben als wenn du dein neues Babylon, mit einfältigem Patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgebohrne der Welt iſt. Zwey an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten und eine Stange queer über zum Forſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich, an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben, sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wärst du Prophet. Du sagst: Die Säule ist der erste, wesent-[126]liche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Gröſſe, wenn sie in Reihen da stehn! Nur hütet euch sie ungehörig zu brauchen; ihre Natur ist, freyzustehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs, an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Interkolumnia mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unsrer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschlieſſen, und wo ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben das gilt von unsern Palläſten und Kirchen. Wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie [127] gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, rings um, der Gegend verkündet, die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

* *

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkührlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem [128] gedrechselten, bunten, Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abentheuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!„ und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers. 3

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer, grosser Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und geniessen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu geniessen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen, und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe ge-[129]letzt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu geniessen und zu er-

kennen. Da offenbarte ſich mir, in leiſen Ahndungen, der Genius des groſſen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du, liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig, und ſiehſt du ſie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt. Nur ihre willkührlichen Gröſſen hab ich zum ſtimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und ſonſt nur Tagelocb war, wie, hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte! das all war nothwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſtern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehn ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theil-[130]nehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die groſſen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt, der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen, und gottgleich ſprechen kann, es iſt gut!

* * *

4 Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher

Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte gothiſch verkleinert. Da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können, das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt, da der Italiäner ſich keiner eignen [131] rühmen darf, vielweniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehen willſt, ſo erweis uns, daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben, wo ſich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthuſt, ein Homer ſey ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen wir dir gerne die Geſchichte kleiner gelungner und mißlungner Verſuche, und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente, in Ein lebendiges Ganze zuſammen ſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieſſe und ſchaue. Hüte dich, den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbey, daß du ſchaueſt ſein treffliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, geſell ich mich, der du bewegt da ſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des groſſen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht tren-[132]nen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelen, dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeyen entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr ſeyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchön iſt, und doch, ſo wahre, groſſe Kunſt, ja, oft wahrer und gröſſer, als die

Schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abentheuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seine Cocos, seine Federn, und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerey aus den willkührlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammen stimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum karakteristischen Ganzen.

[133] Diese karakteristische Kunst, ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit gebohren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bey Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Jemehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seeligen Melodien herumwälzt; jemehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstossen. Hier steht sein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, würkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi.

[134] * * * *

Und unser aevum? hat auf seinen Genius verziehen, hat seine Söhne umher geschickt, fremde Gewächse zu ihrem

Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unsrer Künstler, als er ersucht ward, zu einer alt deutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab ich gesehen ein Model fertigen, stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsre geschminkte Puppenmahler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner.

Und ihr selbst, trefliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genieſſen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seeligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und [135] wären's die Flügel der Morgenröthe, empor gehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend, wie der Löwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maaß seiner Kräfte zu handeln und zu genieſſen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug für Verhältnisse gebohren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hofnung fühlst; das muthige Geschrey des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäſſe anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher, die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genoſſen, und satt bist irrdischer Schönheit,

und werth biſt auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Buſen zu füh=[136]len, was den vergötterten Herkules neu gebahr; nimm ihn auf, himmliſche Schönheit, du Mittlerinn zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leit er die Seeligkeit der Götter auf die Erde.(*)

(*) Der folgende Aufſatz, der beynahe das Gegentheil und auf die entgegen geſetzteſte Weiſe behauptet, iſt beygerückt worden, um vielleicht zu einem dritten mittlern Anlaß zu geben: wo durch Data unterſucht werde, „wo? wann? und wie eigentlich gothiſche Baukunſt entſtanden? was in ihr nordiſches Bedürfniß und Ausnahme von der Regel gröſſerer Schönheit, oder etwa ſelbſt gröſſerer Plan einer neuen Art von Schönheit ſey„ u. ſ. w.

IV.

Verſuch

über die

Gothiſche Baukunſt.

Livorno, 1766.

Aus dem Italieniſchen des Friſi.

IV.

Versuch über die Gothische Baukunst.

Aus dem Italienischen.

Gerade und kreislaufende Linien sind die einzigen, deren Vitruv in seinem Werke über die Baukunst erwähnt, und die man von den römischen und griechischen Architekten in ihren Tempeln und Pallästen angebracht sieht. Man verband in jenen Zeiten die Pracht mit der Einfalt, und man glaubte, daß die Baukunst die Einfalt der Geometrie, die die zusammengesetzten Linien verläßt, wenn sich die Aufgaben mit geraden und kraislaufenden auflösen lassen, beybehalten müsse. Man brauchte in Bögen, Gewölben, Giebeln u. d. niemals jene krummen Linien, welche seit den Zeiten des Boromini so häufig bey Gebäuden angebracht worden sind, und selbst die Schnecken an den Knäufen machte man nur aus Halbkraisen von verschiedenen Verhältnissen. Palladio und Jones sind [140] den Alten in dieser Einfalt, so wie in der Majestät, Festigkeit und Sparsamkeit in der Verzierung ihrer Werke am getreuesten geblieben.

Die Alten pflegten in ihren Gallerien, Basiliken, Vortempeln u. d. die Gewölbe nie gerade auf die Knäufe der

freyſtehenden Säulen aufzuführen, ſondern ſie zogen, wie ſchon Vaſari(*) im 3. Kap. ſeiner Baukunſt bemerkt, allezeit Architrabe darunter. Aber die Gothen in Italien und die Mauren in Spanien thaten es, ja ſie entfernten ſich überhaupt von den Alten in den Regeln, Formen und Verhältniſſen der Säulen und Knäufe. Das erſte Beyſpiel von dergleichen auf freyſtehenden Säulen aufgeführten Gewölben findet man in der Kirche des heil. Vitalis, die in Ravenna gegen 541 unter der Regierung der Amalaſunta angefangen worden iſt: doch ſind die Bögen noch alle kraisrund, und jeder iſt nur aus einem Mittelpunkte beſchrieben. So ſind alle Bögen in den Gebäuden der Mauren, wovon uns Kolmenar die Zeichnungen geliefert hat, als in dem alten Pallaſte der Mauren, in Granada, in dem Dome zu Toledo, in dem Pallaſte und Dome zu Seviglia, u. ſ. w. Die deutſchen Baukünſtler fingen gegen das dreyzehnte Jahr=[141]hundert an, ſich aller der Freyheiten der Gothen und Saracenen zu bedienen. Sie verbanden mit den kleinen wunderlichen Verzierungen, den hohen Gewölben, den widerſinnigen Säulenköpfen, die ſpitzigen Bögen, ohne dabey jedoch von der Krümmung der Kraislinie gänzlich abzugehn, denn ſie verzeichneten dieſe Bögen nach den Durchſchnittspunkten zwoer Kraislinien, die die Mitte der Säulenſpitze insgemein zum Mittelpunkte und die Säulenweite zum Halbmeſſer hatten. Und auf dieſe Weiſe führten ſie die Bauart ein, welche man die gothiſche genannt hat. Die groſſe Kirche zu Strasburg, die zu Rheims, die Peterskirche zu Yorck, die Abtey zu Weſtmünſter, die Stephanskirche zu Wien u. d. ſind ſo, wie die Kirche zu Clairvaux, die Johannskirche zu Monza, die Certoſa zu Pavia, der groſſe Dom zu Mayland, welchen der Herzog Johann Galeazo Visconti gegen das Jahr 1386. anfangen laſſen, kurz nachdem die Kirche zu Monza geendigt, und nicht lange vorher, als die Certoſa zu Pavia angefangen worden war — alle die ſind in dieſem gothiſchen Geſchmacke aufgeführt. Caeſar Caeſarini, welcher den Vitruv in das Italieniſche überſetzt, und 1521. mit einem

(*) Le Vite di Pittori. Tom. I. p. 20.

Kommentar zu Komo herausgegeben hat, ſagt in den Anmerkungen zum zweyten Ab-[142]ſchnitte des erſten Buchs, daß das gothiſche Gewölbe im Schluſſe ſtark und feſt genung ſey, eine groſſe Laſt zu tragen, aber von da an, nach den Seiten zu, reiſſe es leicht. Blondel merkt in ſeinem Cours d'Architecture an, daß der gothiſche Bogen ſchwächere Widerlagen brauche, weil er gerade herab auf die Säulen drücke, und daß man ſich deſſelben nicht mehr bediene, geſchähe aus keiner andern Urſache, als weil er ein häßliches Anſehn habe. Dieſer Meynung iſt auch Kraft in der Abhandlung über einige Aufgaben aus der Baukunſt (in dem erſten Tome der neuen Kommentarien der Akademie zu Petersburg.) Belidor hat eine Anweiſung gegeben, den waagrechten Druck der römiſchen und gothiſchen Gewölbe auf die Unterlagen zu berechnen. Dabey führt er ausdrücklich an, daß man keine gothiſche Gewölbe über Magazinen anbringen ſolle, weil ſie die Bomben nicht aushalten könnten. Wir wiſſen auch wirklich aus Beyſpielen, daß die römiſchen Gewölbe bey Belagerungen den Bomben widerſtanden haben, nicht aber die gothiſchen.

Ich könnte hier eine ganze geometriſche Abhandlung über die Stärke und den Widerſtand der Gewölbe aus Halbkraiſen und Spitzbögen liefern. Ich will mich aber begnügen, nur das einfache Reſultat davon [143] anzuführen, damit ich dieſen Verſuch nicht mit Demonſtrationen und Figuren zu verwirren nöthig habe. Erſtlich iſt es eine ausgemachte Wahrheit, daß bey allen Arten von Kuppeln und Gewölben ein Theil von der Wirkung der aufliegenden Laſt in der Hälfte, oder dem dritten und vierten Theile der Krümmung dadurch verlohren geht, daß ſie auf die darunter angebrachten Säulen oder Gewölbe waagrecht drückt. Zweytens iſt der waagrechte Druck eines halbkraiſigten Bogens auf die Unterlage dem halben Drucke, welcher auf den Schluß wirkt, gleich, z. B. wenn man ein Gewicht von 300000 Pfund auf den Schluß des Bogens legte, ſo würde der Druck auf die Unterlagen gleich 150000 Pf. ſeyn. Endlich wenn man zween Bogen von gleicher Weite, einen halbkreiſigten und einen gothiſchen Spitz-

bogen annimmt, und auf den einen so viel Gewicht als auf den andern legt, so wird der waagrechte Druck auf die Stütze des ersten gegen den, welchen die Stütze des zweyten auszuhalten hat, beynahe wie 15 zu 13 seyn: in der Mitte, zwischen dem Schlusse und den Stützen zweener solcher Bogen, wird sich dieser Druck eines gleichen Gewichts bey dem einen gegen den andern wie 5 zu 7 verhalten; im dritten Theile hingegen wie 4 zu 5; und zwischen der Hälfte und dem dritten Theile [144] derselbe bey dem gothischen Bogen der halben Last gleich werden, und folglich eben so wie bey einem halbkraisigten Bogen seyn. Daher hat die Widerlage beym gothischen Bogen mehr Sicherheit als beym römischen; hergegen in der Mitte zwischen der Widerlage und dem Schlusse verhält sich's umgekehrt, z. B. wenn man auf den Schluß des gothischen Bogens ein Gewicht von 300000 Pfund legen wollte, so würde der waagrechte Druck gegen den dritten Theil des Bogens ungefehr gleich 150000 Pfund seyn, beym römischen hingegen nur 120000 Pf. Nun nehmen de la Hire und Belidor als einen Erfahrungssatz an, daß die Bögen und Gewölbe insgemein zwischen dem Schlusse und der Widerlage reissen: daher pflegt man auch die eisernen Klammern gegen den dritten Theil des Bogens zu, anzubringen. Da nun der gothische Bogen zwischen dem Schlusse und der Widerlage schwächer ist, wo doch die Gefahr zu reissen grösser, so kann man ihn dem römischen nicht vorziehn, und die deutschen Baukünstler haben also damit nicht nur der Schönheit, sondern auch der Stärke und Festigkeit der Gebäude Eintrag gethan. Ja sie gaben nicht nur den Bogen überhaupt eben nicht ihre schönste und angenehmste Gestalt, sondern sie waren noch dazu darinnen unvor-[145]sichtig, daß sie sie beschwerten, ohne vorher zu befestigen und hinreichend zu sichern. Die römischen Architekten waren hingegen in diesem Stücke ungemein besorgt. Nach dem Vitruv müssen die Säulen der Winkel und Seiten eines Tempels also eingerichtet werden, daß sie inwendig, nach der Mauer der Tempelcelle zu, bleyrecht stehn, und sich nur von aussen oberwärts einziehen. Philander sagt, die nur von aussen angebrachte Einziehung

der Säulen aufwärts nach dem Knaufe zu, könne, besonders wenn es darauf ankomme, einen Seitendruck zu unterstützen, in der Ausübung von grossen Nutzen seyn, ob sie gleich vielleicht dem Auge mißfallen möge. Hierinnen waren auch St. Gallo und die besten Baukünstler seiner Zeit mit ihm einerley Meinung. Palladio führt an, die Säulen im antiken Tempel zu Tivoli, der nach der gemeinen Meinung der Vesta gewidmet gewesen, haben diese Eigenschaft gehabt. Beym Tambur der Kuppel der Peterskirche, welchen Buonarotti angegeben hat, scheint eben diese Regel zum Grunde zu liegen.

Mit diesen so einfachen Kautelen wagten's daher die alten Baukünstler ihre Gewölbe aufzuführen. Das Gewölbe des Pantheons war in der Mitte offen, die übrigen Tempel mit runden und geschlossenen Dächern hatten [146] im Schlusse eine Blume, so groß als der Knauf auf den Säulen, ohne die Pyramide. (Vitruv 4. B. 7. K.) Die Tempel von dieser Art hatten daher wenigstens ein abgestutztes oder halbes Gewölbe. Da sich Vitruv aber nicht weiter darüber erklärt hat, so kann man nicht eigentlich sagen, was die Blume und die Pyramide gewesen sey. Dem ungeachtet hat der Marchese Galiani die Pyramide als einen kleinen Zierrath abzeichnen lassen, der die Mitte der Blume ausfüllte, weil er vielleicht einige Spuren davon auf Schaumünzen angetroffen haben mochte. Die Baumeister der Sophienkirche und andrer alten Kirchen in Konstantinopel haben die Kuppeln geschlossen gelassen, und nicht noch mit andern Lasten in der Mitte beschwert. In der Rotonda, die zu Theodorichs Zeiten zu Ravenna erbauet worden, ist die Kuppel zwar ganz in einem Stücke, aber es ist doch keine Kuppoline darauf angebracht worden. Vor tausend Jahren fingen die griechischen Baumeister erst an, oben auf die Kuppel der Marcuskirche zu Venedig einige Werke in Gestalt von kleinen Kuppolinen zu setzen. Beym Dome zu Pisa, dem zu Siena und den Kirchen des Antonius und Justinus zu Padua, wie auch in vielen andern, welche gleichfalls vor tausend Jahren erbauet worden sind, en[147]digen sich die Kuppeln in einen Knopf und kleine Zierrathen. In neuern Zeiten hat Bramantes die Kuppel der

Peterskirche mit keinen kleinern beschwert. Einige Kuppeln von gothischer Bauart, z. B. die auf der Johanniskirche zu Monza, schliessen sich in der Mitte in antikem Geschmacke. Die zu Clairvaux, welche achtwinkelicht ist, und 16½ Elle in der Länge, und 14 in die Breite hat, trägt einen Thurm von Mauerwerk von 9¾ Ellen Länge, und 9 Ellen Breite. Dieser Thurm hat 31 Ellen zur Höhe und 1 Elle zur Dicke der Mauer, und endigt sich endlich in eine Pyramide von 18 Ellen Höhe. Es ist in der That sehr seltsam, daß man auf einem so schwachen Theil des Gebäudes, als die Oefnung einer Kuppel im Schlusse ist, noch einen Thurm aufgeführt hat. Wofern sich aber auch der Eigensinn des Baumeisters in dieser Besonderheit nicht entschuldigen liesse: so muß man ihm doch für die Geschicklichkeit, vermöge welcher er mit dem Durchmesser des Thurms nicht mehr als ein Drittheil vom Durchmesser der Kuppel ausgefüllet hat, wiederum Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Denn auf diese Art wird der waagrechte Druck auf die untern Punkte viel kleiner, als wenn die ganze Last des Thurms einen kleinen Theil der Kuppel zur Base hätte: [148] ein Satz, der eben so gut als alles vorhergehende zu beweisen stünde. Brunelleschi und Buonarotti wolten der grossen Kuppel zu Rom und Florenz mit verhältnißmässigen Laternen, die nach ihrem Tode auch würklich noch aufgeführt worden sind, mehr Licht geben. Vasari schreibt in Brunelleschi's Leben, dieser Baumeister habe in seinem letzten Willen verordnet, man solle die Laternen des Doms in Florenz vollenden, oder das ganze Gebäude zu Grunde richten. Denn da das Gewölbe spitzig, so sey es schlechterdings nöthig, daß noch eine Last darüber aufgeführt werde, wodurch es seine Vestigkeit erhalte. Darauf gründet sich das Vorurtheil das einige haben, daß die Last der Laterne die Vestigkeit der Kuppel verstärke. Die drey Mathematiker aber, welche über die Kuppel der Peterskirche geschrieben haben, haben bereits bemerkt, es sey eine ausgemachte Wahrheit, daß die Laternen in allen Arten von Kuppeln den Seitendruck und folglich die Gefahr des Einsturzes beträchtlich vermehren. Aus der Erfahrung wissen wir auch, wie die Kuppel zu

Florenz und die über der Peterskirche ſchon würklich gelitten haben, ingleichen wie noch zwölf andre Kuppeln in Rom von der Laſt der Laternen beſchädigt worden ſind; da man hingegen doch nicht er=[149]fahren hat, daß die Kuppel von St. Peter in Montorio, worauf Bramantes keine Laterne geſetzt, irgend etwas gelitten habe. Aepinus hat in den Schriften der berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften von 1755. die vortheilhafteſte Figur einer Unterlage, welche ſich auswärts mit einer geraden Linie endigt, beſtimmt, und bey dieſer Gelegenheit die Grundſätze angegeben, woraus ſich erweiſen läßt, daß Michael Angelo der Kuppel auf der Peterskirche dadurch eine groſſe Feſtigkeit verſchaft, daß er ſie auf eine Attike geſtützt, die Attike aber auf ein weites ausgedehntes Gewölbe, welches auf einer noch gröſſern Baſe ruht, und 16 Widerlagen, jede aus 2 Säulen, hat. Ja es erhellet, daß dieſe Feſtigkeit viel gröſſer iſt, als bey irgend einer gothiſchen Kuppel. Denn da die gothiſchen Kuppeln mehr als die auf St. Peter beſchwert ſind, dabey aber weder Flanken noch Wiederlagen haben, und ſich gegen die Grundfläche zu mehr einwärts geben: ſo darf man ſich gar nicht wundern, daß dieſe Kuppeln viele Riſſe haben, wovon manche durch viele äuſſere Steine von der Höhe in die Tiefe gehn, daß ſelbſt einige Steine in kleine waagrechte Stücke zerbrochen ſind, und daß bisweilen gegen den dritten Theil der gothiſchen Bögen, wo der waag=[150]rechte Druck gröſſer iſt, einige Klammern aus einander gehn.

Belidor und de la Hire haben in den angezeigten Stellen die Gründe zur Berechnung aller Momente des Drucks und Widerſtands in jeder Art von Gewölben aus einander geſetzt. Sie erwägten nämlich, daß ein Gewölbe nur in 3 Stellen reiſſen könnte, als entweder in der Baſe, wenn ſich die innere Seite der Widerlage auswärts beugte, oder da wo es aufliegt, indem ſich daſelbſt das ganze Gewölbe aus einander gäbe, oder gegen die Spitze indem ſich der Schluß löſete, und die Laterne ſenkte. Doch läßt ſich's nur auf die Gewölbe von gemeinem Mauerwerke einſchränken, und die müſſen davon ausgenommen werden, welche aus keilförmig gehauenen

Steinen aufgeführt ſind. Ob dabey nun gleich auch nach der Unterlage zu ein Riß möglich iſt, ſo läßt ſich derſelbe doch durch einen geringen Druck von innen gegen die Keile, welche von auſſen anfangen müſſen, ſich aus einander zu geben, verhindern. Der Stein läßt ſich ſeiner Natur nach freylich einigermaaſſen zuſammen drücken. Aus Muſchenbroecks Erfahrungen ſieht man, daß ſich derſelbe in der Wärme ausdehnt, und in der Kälte wieder zuſammen zieht. Auch aus Mariotte's Beobachtungen ergiebt ſich [151] dieſe Eigenſchaft des Steins. Als man ſteinerne Kugeln auf Amboſſen, die man mit Talg beſtrichen hatte, unter den Hammer brachte, ſpreiteten ſie ſich und lieſſen auf der Oberfläche des Talgs weite kraisrunde Eindrücke. Nach den Bemerkungen der drey bereits angeführten berühmten Mathematiker glaubt man, daß der Bogen und die Attike von St. Peter aus keiner andern Urſache geborſten ſeyn, als weil die Steine zu ſehr zuſammengedruckt worden. Freylich aber läßt ſich dem ungeachtet aus dieſer Eigenſchaft des Steins keine Ausnahme wider das Syſtem des Belidor und de la Hire machen. Als dieſe Mathematiker fanden, daß der Widerſtand zehnmal gröſſer ſeyn müßte als der Druck, wofern ſich der Bogen von St. Peter oberwähnter Maaſſen gegen den äuſſern Winkel der Baſe hätte drehen ſollen, dennoch aber der Augenſchein ergab, wie ſehr die Kuppel gelitten hatte: ſo geriethen ſie auf die Vermuthung, daß vielleicht neue Riſſe da ſeyn könnten, wobey der innere Winkel hätte unbeweglich bleiben, und ſich der Druck doch nach den äuſſern Winkel neigen können, und der Bogen aus einander gehn müſſen. Auf dieſe Art wären die Riſſe freylich viel leichter als auf die erſte. Denn im Falle der Mittelpunkt der Bewegung im äuſſern Winkel [152] wäre, ſo müßte der Schwerpunkt des Bogens ſteigen, im entgegen geſetzten Falle aber ſich ſenken, und es wäre alſo im zweiten Falle viel weniger Kraft nöthig als im erſten. Wenn man nun dieſe zwote Hypotheſe zum Grunde legt, und demnach annimmt, daß ſich übrigens alle Widerlagen des Bogens der Kuppel von St. Peter losgegeben hätten, ſo wäre der Widerſtand doch nur um einen Drittheil geringer als der Druck.

Andere Schriftsteller bemerken darum vortreflich, so eine Balance des Trucks und Widerstands müsse in diesem Falle nicht die Ursache warum sich die Widerlagen losgegeben hätten, sondern eine Folge davon gewesen seyn; das ist, diese Balance müsse erst erfolgt seyn, nachdem sich die Widerlagen losgegeben. Nach der andern Hypothese hingegen müßte der Widerstand, wenn die Widerlagen noch mit dem Bogen verbunden gewesen, grösser, und alle Bewegungen gegen den äussern Winkel der Base unmöglich gewesen seyn. Und deswegen waren sie der Meinung, man müsse noch eine dritte ganz andere Hypothese annehmen, woraus der Riß der Widerlagen und die ersten Verletzungen der Kuppel überhaupt zu erklären wären.

Ich, meiner seits, halte dafür, daß Kuppeln und Gewölbe auf tausend andre Arten leiden [153] können. Belidor fängt in seiner Ingenieurwissenschaft Nr. 13. B. 1. diese Lehre damit an, daß er Mauren annimmt, deren Theile in sich mit einander verbunden und so unzertrennlich sind, daß man zwar die Mauer selbst durch irgend eine Kraft umstürzen, aber nicht von einander reissen kann. Von da aus geht er in seiner Betrachtung zu dem Falle, worauf de la Hire seine Hypothese gründet, fort, daß sich nemlich die ganze Unterlage um den äussern Winkel der Base drehe. Ich muß aber hier bemerken, daß eine zu grosse Last die Steine zerdrückt und in Stücken sprengt, wie man an überladenen Kuppeln sieht. Mit zunehmenden Drucke breiten sich die zerbrochenen Steine aus, und die Stücke vervielfältigen sich noch auf tausenderley Weise; und dermaassen kann eine Kuppel bald so, bald so, leiden. Belidor's und de la Hire's Hypothesen sind dem Widerstande der Gewölbe sehr günstig, und ihnen zufolge kann man freylich leicht beweisen, daß einige gothische Kuppeln so schwache Widerlagen haben, so sehr gegen die Base eingezogen und besonders im Schlusse so überladen sind, daß jedes Moment des horizontalen Drucks, indem es mit seiner ganzen Last auf den dritten, ihm zur Unterlage dienenden, Theil des gothischen Bogens wirkt, grösser ist, als jedes Moment des Widerstands; [154] und man sich daher gar

nicht zu verwundern hat, daß dadurch auch manche Klammer geborsten ist und man so oft Risse und Spalten sieht.

Man muß freylich nicht glauben, daß die vielen dicken eisernen Klammern, womit das gothische Mauerwerk in das Kreuz und in die Quere befestigt wird, die Schwäche der Bogen hinreichend ersetze, oder wohl gar noch grössere Lasten erhalten kann. Denn erstlich zieht die Kälte das Eisen zusammen und die Wärme dehnt es aus; und denn müssen solche Klammern, die schon gespannt und sehr beschwert sind, allein wegen der Veränderung der Witterung nachgeben. Davon könnte ich viele Beyspiele anführen. Zweytens gründen sich die Rechnungen über die Stärke der Klammern auf zuverläßig irrige Grundsätze: denn man nimmt an, daß die Stärke des Eisens in Verhältniß zu seiner Dicke zunehme, da doch nach van Muschenbroecks Versuchen zu Eisendrathen von 1, 2, 3, 4. Dicke die Gewichte 130, 230, 310, 450. erfordert wurden, und folglich in geringern Verhältniß als die Dicke zunahmen. Und endlich ist es immer auch sehr unschicklich, daß die Theile eines grossen Gebäudes von eisernen Drathen und Klammern zusammen gehalten werden sollen.

[155] Ich kann hier einen schönen Ausspruch des Vignola nicht mit Stillschweigen übergehn. Pellegrini hatte einen Taufstein in viereckigter Gestalt mit vier Säulen von weichem Steine auf erhabenen Piedestalen über zwölf Model weit von einander aufführen lassen. Martin Basso warf ihm darüber vor, daß so grosse Säulenweiten wider alle Lehre Vitruvs und wider alle Beyspiele liefen, die man noch an den Tempeln Apolls, Dianens, Vulkans u. d. sehen könnte. Pellegrini sah den Fehler ein und schlug daher vor, den Taufstein durch eiserne Klammern, durch die er eine Säule mit der andern verbinden wollte, sicher zu stellen. Die berühmtesten Architecte gaben dem Basso Recht. Palladio meynte, man müsse den Taufstein achteckigt oder kraisrund machen; dazu könnten die Säulen von jonischer, nicht aber korinthischer Ordnung seyn. Vignola hielt die Zuflucht zu Klammern nicht für gut; denn sie höbe den wahren Fehler nicht, urtheilte er, sondern

ſie gäben nur eine ſcheinbare Stärke. Bey dieſer Gelegenheit ſagte er, wohl angelegtes Mauerwerk müſſe ſich ſelbſt tragen und nicht angehängt werden. Eben dieſe Architecten und Baſſo mißbilligten auch Pellegrins Gedanken, den Boden des Chors im Dom zu Mayland etwa vier Ellen über [156] den Boden der Kirche zu erhöhen, und ſchief und abhängend zu machen. Auch waren ſie wider die Idee von einem unterirdiſchen Tempel, der an Geſtalt, Ordnung und Diſpoſition dem übrigen nicht entſpräche, ſondern kraisrund ſeyn und acht Kolonnen Doriſcher Ordnung nahe gegen den Mittelpunkt zu, von den Kolonnen aber bis zum Umfange einen Raum, der eben ſo breit als hoch wäre, haben ſollte. Baſſo war unſtreitig ein vortreflicher Architect. Er hat in Mayland ungemeine Gebäude und beſonders die St. Lorenzkirche hinterlaſſen. Dieſe wird man gewiß jederzeit mit Erſtaunen betrachten, ob ſie gleich auch nicht ohne alle Fehler iſt, als z. B. daß die Kuppel acht ungleiche Seiten hat. Die gothiſchen Kuppeln ſind in dieſem Stücke meiſtens fehlerhaft, ſie ſind ordinair achtwinkligt und ruhen auf einer quadratiſchen Baie von vier Gewölben, daher korreſpondiren auch die acht Winkel des Achtecks mit dem leeren Raum der vier untern Gewölbebögen und die Fenſteröfnungen mit den Tafeln der Säulen.

Cäſar Cäſarini mißbilligt die Idee, ein Oktogon auf ein Quadrat zu ſetzen, gänzlich. (ſ. die Anmerk. zu Vitruvs erſtem Buche, 2ten Abſchn.) Der Ingenieur Buſka hat darüber bereits 1597 in einer Schrift aller-[157]ley ſchöne Betrachtungen angeſtellt. Wer gut und ſicher bauen will, muß alles bleyrecht über den wahren und veſten Grund aufführen: ſonſt werden ſeine Anlagen in der That keinen Grund haben. Die Ribben, Nerven und Knochen eines Gewölbes ſind nichts anders als Aeſte von Bäumen, welche ſich in der Mitte zuſammen geben. Ob ſie ſich nun gleich wölben, ſo ruht und drückt ein jeder doch allein auf den Stamm, woraus er hervor gewachſen iſt. Jedermann ſieht freylich die Wahrheit dieſes Satzes ein und dennoch weiß ſich Niemand darnach zu richten. Alle gründen die Kuppeln ohne Urſache und wider alle gute Regeln und

Beyſpiele der Alten in die Luft. Und das kommt insgemein daher, daß man einen quadratiſchen Grund macht und darauf doch ein rundes oder achtſeitiges Gebäude errichten will. Es iſt eben ſo, als wenn man über einen runden Grund ein quadratiſches Gebäude aufführen wollte. Die Winkel oder die Seiten müſſen daher nothwendig über den Grund herausgehn. Die meiſten Kuppeln u. ſ. w. Man ſieht alſo, daß die gothiſche Baukunſt weder für die wahre noch für die ſcheinbare Feſtigkeit hinreichend geſorgt hat, ſonſt hätte ſie das Volle über dem Vollen und das Leere unter dem Leeren anbringen müſſen.

[158] Eben dieſer Fehler fällt auch bey allen wunderlichen kleinen gothiſchen Zierrathen, die die Witterung allein ſchon verdirbt, und bey den Statüen, die über den obern Fenſterbogen, wie in der Luft hängen, in das Auge. Der einzige Werth, den man dieſen Gebäuden noch zugeſtehn könnte, würde in ihrer ungeheuren Gröſſe, in der Weite der Bögen, im Verbauen der Ribben der Schiffe und in den guten Verhältniſſen der vornehmſten Glieder der Pfeiler, Säulen und Bogen beſtehn: die Säulenweiten ſind hingegen insgemein zu groß, ſo wie man Beyſpiele in den templis diastylis der Alten antrift, als im Tempel des Apoll und der Diana. In dem Dome zu Mayland verdient noch der Fußboden und die Vorderſeite vieles Lob. Sie iſt von Pellegrini gezeichnet und vom H. Karl genehmigt worden; der Kardinal Friedrich hat angefangen, ſie unter des Baſſo Aufſicht bauen zu laſſen. Pellegrini hat dabey gerade das Mittel zwiſchen der gothiſchen und griechiſchen Manier getroffen; eben ſo wie Vignola und Julio Romano die Vorderſeite zu St. Petron zu Bologna und Bramante zu Certoſa zu Pavia gezeichnet hatten. Mit dieſen Gründen laſſen ſich die verſchiedenen Urtheile der Baumeiſter und Reiſenden über dieſes erſtaunliche Gebäude vereinigen. Cä-[159]ſar Cäſarini (bey der Anmerk. zum 2ten Abſchn. des erſten B. von Vitruv) hat den Grundriß und Aufriß des Doms zu Mayland und der Vorderſeite, die die erſten Architecte dazu beſtimmt hatten, aufbehalten. Er findet den Grundriß den guten Regeln gemäß, und ſagt, dies iſt

gleichſam die Regel, deren ſich die deutſchen Architeckte bey der Kirche Varicefala zu Mayland bedient haben. Der Ritter Georg Vaſari ſchreibt im Leben des Nikkolo und Joannes aus Piſa: Viele legten ſich zu Nikkolo's Zeiten aus edler Eiferſucht mit vielem Fleiſſe auf die Bildhauerey. Das, was vorhin nicht geſchehn. In Mayland fieng ſichs beſonders an. Denn dahin waren viele lombardiſche und deutſche Künſtler zur Erbauung des Doms zuſammen gekommen, die ſich aber nachher wegen der Irrungen zwiſchen dem Kaiſer Friedrich und den Mayländern in Italien umher zerſtreueten. Nunmehr fiengen die Künſtler an, mit einander ſowohl in der Bildhauerey als in der Baukunſt zu wetteifern.

Im 6ten Abſchnitte des 1ſten Theils im 1ſten Buche des Scamozzi heißt es: Gegen die beſſere Zeit des 15ten Jahrhunderts trat Bramante von Urbino auf und fieng an, die Fehler zu rügen, die Bernardino und Cäſare Cäſarini beym Dome zu Mayland begangen [160] hatten. (Ferner im 18ten Abſchn.) Konnte wohl ein König und ſelbſt ein Kaiſer etwas Gröſſers unternehmen, als 1387, nachdem Italien wieder zur Freyheit gelanget, Joann Galeazzo, Herzog von Mayland, unternahm, ich meyne die Erbauung des Doms, der an Gröſſe, Vortreflichkeit der Steine, Menge der Bildhauerey und des Schnitzwerks, jedem andern Tempel, den irgend die Griechen oder Römer aufgeführt haben, gleich geachtet werden kann? Aber er ſieht doch nicht anders aus, als ein durchbrochenes Gebirge von Steinen und andern Bauzeuge, das zugerichtet, aber unordentlich durch einander zuſammen gethürmt worden iſt; denn es mangelt der Erfindung an Schönheit und allgemeiner Form, an Harmonie, den Theilen und Gliedern an Verbindung; alles iſt ſchwach und, gleich als ob es nicht zuſammen gehörte, von einander getrennt. Daher iſt es auch unmöglich geweſen, ſowohl die Vorderſeite als den übrigen Theil des Gebäudes bis zum Dache und die Kuppel auf eine nur erträgliche Weiſe auszuführen. Zwar fanden noch Pelegrini und Baſſi am Ende ein Mittel, die Vorderſeite zu Stande zu bringen.

Blondel ſagt im 1ſten Abſchnitte ſeiner Architectur S. 1.

die gute Architectur sey nach den Einfällen der Barbaren lange Zeit unter den Ruinen der alten Gebäude verborgen ge|161|blieben, und habe jener ungeheuern unerträglichen Manier, die noch zu unserer Väter Zeiten unter dem Namen der gothischen Baukunst gewöhnlich gewesen, Platz gelassen. Im 16ten Abschnitte des 5ten Theils im 5ten B. bemerkt er, die gothischen Gebäude hätten, im Ganzen genommen, doch lauter Verhältnisse nach den Regeln der Kunst, und man könne mitten unter den vielen kleinen schlechten Zierrathen, womit sie überhäuft wären, dennoch ihre Symmetrie nicht verkennen. Zum Beweise führt er im folgenden Abschnitte die alte Zeichnung der Vorderseite, welche von Cäsarini erhalten worden ist, an.

Barattieri schrieb 1651 in seiner Abhandlung von der Verzierung des Doms: der Erfinder habe in seinem Gehirne ein Chaos gothischer Bizarrerie erschaffen. Fast gleichergestalt behauptet der berühmte Vanvitelli, es sey unter allen Leuten von gesundem Urtheile ausgemacht, daß die gothische Manier, sowohl in Ansehung der Kapitäle als der Säulen selbst und aller andern Verzierungen, allein von dem Verfall der guten Baukunst ihren Ursprung habe, und wäre die gute Baukunst nicht verfallen, so würde man gewiß auch den Dom nicht haben.

Aber von den Mathematikern auf Reisebeschreiber zu kommen, muß ich anführen, daß Misson, Pomponne und viele andre den Bo|162|den im Dom weit über den in St. Peter erheben. Addison erzählt, dieses erstaunliche Gebäude sey bis auf den Giebel von Marmor, und selbst der würde davon gemacht worden seyn, wenn man den Stein nicht für zu schwer dazu gehalten hätte. Freylich ist diese Nachricht mit noch einigen andern Nebendingen ganz aus dem Martiniere genommen. Mit der Stelle aus der Reise eines berühmten Schweizers will ich schliessen: Viele Theile, sagt er, verfallen vor Alter schon wieder, da doch die andern noch nicht einmal fertig sind. Man verzögert auf das Portal zu denken und arbeitet einstweilen an ungeheuren durchbrochenen Pyramiden, die man auf jeden Pfeiler anbringen will, man macht

Statüen und das Gebäude hat ihrer doch ſchon innen und auſſen viele tauſend, man macht kleine Genien und Verzierungen für gewiſſe Oeffnungen, wodurch ſich die obern Theile kommuniciren, mit eben der Feinheit, von welcher die auserleſene Goldſchmiedearbeit iſt, welche man wider alle Erwartung hier antrift. Bis auf u. ſ. w.

V.

Deutſche Geſchichte.

[165] V.

Deutsche Geschichte.*)

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen; aus ihnen den Körper bilden und die grossen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodenn dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopee geben, worinn die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des Kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und [166] Fehler der Regenten, falsche oder gute Maaßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meynungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht, oder die Staatseinrichtung überhaupt bey diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz, und

*) Vom Herrn Justizrath Möser.

eine der Freyheit günſtige Sittenlehre gewürket hat, würde ſich, wie ich glaube, ſolchergeſtalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemählde bringen laſſen und dieſem eine ſolche Füllung geben, daß der Hiſtorienmahler alle überflüßige Grouppen entbehren könnte.

Dieſe Geſchichte würde vier Hauptperioden haben. In der erſten und güldnen war noch mehrentheils jeder deutſcher Ackerhof mit einem Eigenthümer oder Wehren beſetzt; kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgute gefeſtet; alle Freyheit, als eine ſchimpfliche Ausnahme von der gemeinſamen Vertheidigung verhaßt; nichts als hohe und gemeine Ehre in der Nation bekannt; niemand auſſer [167] dem Leut oder Knechte einem Herrn zu folgen verbunden; und der gemeine Vorſteher ein Erwählter Richter, welcher bloß die Urtheile beſtätigte, ſo ihm von ſeinen Rechtsgenoſſen zugewieſen wurden. Dieſe güldne Zeit daurete noch guten Theils, wiewohl mit einer auf den Hauptzweck ſchärfer anziehenden Einrichtung unter Carln dem Groſſen. Carl war aber auch der einzige Kopf zu dieſem antiken Rumpfe.

Die zweyte Periode ging allmählig unter Ludewig dem Frommen und Schwachen an. Ihm, und den unter ihm entſtandenen Partheyen war zu wenig mit Bannaliſten, die bloß ihren Heerd und ihr Vaterland bey eigner Koſt und ohne Sold vertheidigen wollten, gedienet. Er opferte aus Einfalt, Andacht, Noth und falſcher Politik ſeine Gemeinen den Geiſtlichen, Bedienten und Reichsvögten auf. Der Biſchoff, welcher vorhin nur zwey Heermänner ad latus behalten durfte, und der Graf oder Oberſte, der ihrer vier zum Schutze ſeines Amts und ſeiner Familie beurlauben konnte, verfuhren mit dem Reichsgute nach Gefallen, beſetzten die erledigten mansos mit Leuten und Knechten, und nöthigten die Wehren, ſich auf gleiche Bedingungen zu ergeben. Henrich der Vogler ſuchte zwar bey der damaligen allgemeinen Noth das Reichs- [168] eigenthum wieder auf; und ſtellete den Heerbann mit einigen Veränderungen wieder her. Allein Otto der Groſſe ſchlug einen ganz andern Weg ein und gab das gemeine Guth denjenigen Preiß, die ihm zu ſeinen auswärtigen Kriegen einige

glänzende und wohlgeübte Dienſtleute zuführten. Ihm war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, lieber als tauſend Wehren, die keine Auflagen bezahlten, und keine andre Dienſtpflicht, als die Landesvertheidigung kannten. Seine Gröſſe, das damalige Anſehn des Reichs und der Ton ſeiner Zeiten machten ihn ſicher genug zu glauben, daß das deutſche Reich ſeines Heerbanns niemals weiter nöthig haben würde. Und ſo wurde derſelbe völlig verachtet, gedruckt und verdunkelt. Der Miſſus oder Heerbannscommiſſarius, welcher unter Carln dem Groſſen allein die Urlaubspäſſe für die Heermänner zu ertheilen hatte, verlohr ſein Amt und Controlle, Commiſſariat und Commando kam zum gröſten Nachtheil der Landeigenthümer und der erſten Reichsmatrikel in eine Hand.

In der dritten Periode, welche hierauf folgte, iſt faſt alle gemeine Ehre verſchwunden. Sehr wenige ehrnhafte Gemeinen haben noch einiges Reichsguth in dominio quiritario. Man verliert ſogar den Namen [169] und den wahren Begriff des Eigenthums, und der ganze Reichsboden verwandelt ſich überall in Lehn- Pacht- Zins- und Bauerguth, ſo wie es dem Reichsoberhaupte, und ſeinen Dienſtleuten gefällt. Alle Ehre iſt im Dienſt; und der ſchwäbiſche Friedrich bemühet ſich vergeblich, der Kaiſerlichen Krone, worin ehedem jeder gemeiner Landeigenthümer ein Kleinod war, durch bloſſe Dienſtleute ihren alten Glanz wieder zu geben. Die verbundene Städte und ihre Pfalbürger geben zwar der Nation Hoffnung zu einem neuen gemeinen Eigenthum. Allein die Hände der Kaiſer ſind zu ſchwach und ſchlüpfrich, und anſtatt dieſe Bundesgenoſſen mit einer magna Charta zu begnadigen, und ſich aus allen Bürgen und Städten ein Unterhaus zu erſchaffen, welches auf ſichere Weiſe den Untergang der ehmaligen Landeigenthümer wieder erſetzt haben würde, müſſen ſie gegen ſolche Verbindungen und alle Pfalbürgerſchaft ein Reichsgeſetze übers andre machen. Rudolph von Habsburg ſieht dieſen groſſen Staatsfehler wohl ein, und iſt mehr als einmal darauf bedacht, ihn zu verbeſſern. Allein Carl der IV. arbeitet nach einem dem vorigen ganz entgegengeſetzten Plan, indem er die mittlere Gewalt im Staat wieder begünſtiget,

und Wenzels groſſe Abſichten, welche [170] den Reichsfürſten nicht umſonſt verhaßt waren, werden nie mit gehöriger Vorſicht, oft durch gehäßige Mittel, und insgemein nur halb ausgeführt. Alle ſind nur darauf bedacht, die Dienſtleute durch Dienſtleute zu bezähmen, und währender Zeit in Dännemark der Landeigenthum ſich wieder unter die Krone füget; in Spanien der neue Heerbann, oder die Hermandad der mittlern Gewalt mit Hülfe der klugen Iſabelle das Gleichgewichte abgewinnt; und in der Schweiz drey Bauren gemeine Ehre und Eigenthum wieder herſtellen, wurde die Abſicht des Bundſchuhes und andrer nicht undeutlich bezeichneter Bewegungen von den Kaiſern kaum empfunden. Sigismund thut etwas, beſonders für die Frieſen; und Maximilian ſucht mit allen ſeinen guten und groſſen Anſtalten wohl nichts weniger, als die Gemeinen unter der mittlern Gewalt wieder hervor und näher an ſich zu ziehen. Allein ſo fein und neu auch die Mittel ſind, deren er ſich bedient: ſo ſcheinet doch bey der Ausführung nicht allemal der Geiſt zu wachen, der den Entwurf eingegeben hatte.

Mehr als einmal erforderte es in dieſer Periode die allgemeine Noth, alles Lehn- Pacht- Zins- und Bauerweſen von Reichswegen wieder aufzuheben, und von jedem Manso den [171] Eigenthümer zur Reichsvertheidigung aufzunahmen. Denn nachdem die Lehne erblich geworden, fielen ſolche immer mehr und mehr zuſammen. Der Kriegsleute wurden alſo weniger. Sie waren zum Theil erſchöpft; und wie die auswärtigen Monarchien ſich auf die gemeine Hülfe erhoben, nicht im Stande, ihr Vaterland dagegen allein zu vertheidigen. Allein eine ſo groſſe Revolution wäre das Werk eines Bundſchuhes geweſen. Man mußte alſo auf einem fehlerhaften Plan fortgehn, und die Zahl der Dienſtleute mit unbelehnten, unbegüterten und zum Theil ſchlechten Leuten vermehren, allerhand Schaaren von Knechten errichten, und den Weg einſchlagen, worauf man nachgehends zu den ſtehenden Heeren gekommen iſt. Eine Zeitlang reichten die Kammergüter der Fürſten, welche ihre Macht auf dieſe Art vermehrten, zu den Unkoſten hin; man wußte von keinen gemeinen Steuren;

und in der That waren auch keine steuerbare Unterthanen vorhanden, weil der Bauer als Pächter sich lediglich an seinen Contrakt hielte, und sein Herr frey war, wenn er als Guthsherr fürs Vaterland, und als Vasall für seinen Lehnsherrn den Degen zog. Die Kammergüter wurden aber bald erschöpft, verpfändet oder verkauft. Und man mußte nunmehr seine Zuflucht zu [172] den Lehnleuten und Guthsherren nehmen, um sich von ihnen eine ausserordentliche Beyhülfe zu erbitten; und weil diese wohl einsahen, daß es ihre Sicherheit erforderte, sich unter einander und mit einem Hauptherrn zu verbinden: so entstanden endlich Landstände und Landschaften; wozu man die Städte, welche damals das Hauptwesen ausmachten, auf alle Weise gern zog.

Alle noch übrige Gesetze aus der güldnen Zeit, worin die Reichs-Mansi mit Eigenthümern besetzt gewesen waren, verschwanden in dieser Periode gänzlich; wozu die Städte, diese anomalischen Körper, welche die Sachsen so lange nicht hatten dulden wollen, nicht wenig beytrugen, indem sie die Begriffe von Ehre und Eigenthum, worauf sich die Sächsische Gesetzgebung ehedem gegründet hatte, verwirreten und verdunkelten. Die Ehre verlohr sogleich ihren äusserlichen Werth, sobald der Geldreichthum das Landeigenthum überwog; und wie die Handlung der Städte unsichtbare heimliche Reichthümer einführte, konnte die Wehrung der Menschen nicht mehr nach Gelde geschehen. Es mußten also Leib- und Lebensstrafen eingeführt, und der obrigkeitlichen Willkühr verschiedene Fälle zu ahnden überlassen werden, worauf sich die alten Rechte nicht mehr anwenden, und bey einer [173] unsichtbaren Verhältniß keine neue finden lassen wollten. Die Freyheit litt dadurch ungemein, und der ganze Staat arbeitete einer neuen Verfassung entgegen, worin allmählig jeder Mensch, eben wie unter den spätern römischen Kaisern, zum Bürger oder Rechtsgenossen aufgenommen, und seine Verbindlichkeit und Pflicht auf der blossen Eigenschaft von Unterthanen gegründet werden sollte. Eine Verfassung, wobey Deutschland hätte glücklich werden können, wenn es seine Gröſſe immerfort auf die Handlung gegründet, diese zu seinem Haupt-

intereſſe gemacht und dem perſönlichen Fleiſſe und baaren Vermögen in beſtimmten Verhältniſſen gleiche Ehre mit dem Landeigenthum gegeben hätte, indem alsdann die damals verbundene und mächtige Städte das Nationalintereſſe auf dem Reichstage mehrentheils allein entſchieden, Schiffe, Volk und Steuren bewilligt, und die Zerreiſſung in ſo viele kleine Territorien, deren eins immer ſeinen Privatvortheil zum Nachtheil des andern ſucht, wohl verhindert haben würden.

Der vierten Periode haben wir die glückliche Landeshoheit oder vielmehr nur ihre Vollkommenheit zu danken. Ihr erſter Grund lag in der Reichsvogtey, welche ſich nach dem Maaſſe erhob und ausdehnte, als die Karolingiſche Grafſchaft, wovon uns keine einzige [174] übrig geblieben, ihre Einrichtung, Befugniß und Unterſtützung verlohr. Aus einzelen Reichsvogteyen waren edle Herrlichkeiten erwachſen. Wo ein edler Herr ihrer mehrer zuſammen gebracht und vereiniget hatte, war es ihm leicht gelungen, dieſe Sammlung zu einer neuen Grafſchaft erheben zu laſſen und ſich damit die Obergerichte in ſeinen Vogteyen zu erwerben. Vornehmlich aber hatten Biſchöfe, Herzoge, Pfalzgrafen und andre Kaiſerliche Repreſentanten in den Provinzien die in ihren Sprengeln gelegne Vogteyen an ſich gebracht, und ſich darüber mit dem Grafenbann, und auch wohl um alle fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Freyherzogthum und der Freygrafſchaft belehnen laſſen. Der Adel, die Klöſter und die Städte, welche nicht unter der Vogtey geſtanden, hatten ſich zum Theil gutwillig den Kaiſerlichen Repreſentanten unterworfen, und der Kaiſer hatte zu einer Zeit, da noch keine Generalpacht erlaubt und bekannt war, ſich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beſchwerden und mit wenigen Vortheil begleitete Ausübung der Regalien, wozu er ſonſt eigne Localbeamte hätte beſtellen müſſen, den höchſten Obrigkeiten jedes Landes zu überlaſſen, und ſolchergeſtalt ſein eignes Gewiſſen zu beruhigen. Hiezu war die Reformation ge-[175]kommen und hatte allen Landesherren öftere Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, welche ſich aus obigen leicht folgern lieſſen, in ihrer völligen Stärke auszuüben; insbeſondere aber die Schranken, welche

ihnen ihrer Länder eigne von der Kaiſerlichen Gnade unabhängige Verfaſſung entgegen geſetzt hatte, ziemlich zu erweitern, indem ſie die Vollmacht dazu theils von der Noth entlehnten, theils von dem Haſſe der ſtreitenden Religionspartheyen gutwillig erhielten. Und ſo war es endlich kein Wunder, wenn beym Weſtphäliſchen Frieden, nachdem alles lange genug in Verwirrung geweſen, diejenigen Reichsſtände, welche nach und nach die Vogtey, den Grafenbann, das Freyherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi in ihrem Lande erlangt hatten, die Beſtätigung einer vollkommenen Landeshoheit; andre hingegen, welche nur die Vogtey gehabt, jedoch ſich der höhern Reichsbeamten erwehret hatten, die Unmittelbarkeit und in Religionsſachen eine nothwendige Unabhängigkeit erhielten.

Wenn man auf die Anlage der deutſchen Verfaſſung zurück gehet: ſo zeigen ſich vier Hauptwendungen, welche ſie hätte nehmen können. Entweder wäre die erſte Controlle der Reichsbeamte per missos geblieben; oder aber jede Provinz hätte einen auf Lebenszeit [176] ſtehenden Statthalter zum Controlleur und Oberaufſeher aller Reichsbeamten erhalten; oder ein neues Reichsunterhaus hätte den Kronbedienten die Wage halten müſſen, wenn man den vierten Fall, nemlich die Territorialhoheit nicht hätte zulaſſen wollen. Die erſte Wendung würde uns reiſende und plündernde Baſſen zugezogen haben, oder alle Kaiſer hätten das Genie von Carln dem Groſſen zu einem beſtändigen Erbtheil haben müſſen. In der andern würden wir mit der Zeit, wie die Franzoſen, das Opfer einer ungeheuren Menge von Reichs-Generalpächtern geworden ſeyn. Schwerlich würden auch unſre Schultern die dritte ertragen haben, oder die verbundnen Handelsſtädte in Ober- und Niederdeutſchland hätten uns zugleich die Handlung durch die ganze Welt, ſo wie ſie ſolche hatten, behaupten und das ganze Reichs- Krieges- und Steuerweſen unter ihrer Bewilligung haben müſſen. Und ſo iſt die letztere, worin jeder Landesfürſt, die ihm anvertraueten Reichsgemeinen als die ſeinigen betrachtet, ſein Glück in dem ihrigen findet und wenigſtens ſeinem Hauſe zu Gefallen nicht alles auf einmal verzehrt, allenfalls aber an dem allerhöchſten Reichsoberhaupte

noch einigen Widerſtand hat, gewiß die beſte geweſen, nachdem einmal groſſe Reiche entſtehen, und die Landei-[177]genthümer in jedem kleinen Striche, Städte und Feſtungen unter ſich dulden, geldreiche Leute an der Geſetzgebung Theil nehmen laſſen und nicht mehr befugt bleiben ſollten, ſich ſelbſt einen Richter zu ſetzen und Recht zu geben.

Dabey war es ein Glück, ſowohl für die catholiſchen als evangeliſchen Reichsfürſten, daß der Kaiſer ſich der Reformation nicht ſo bedienet hatte, wie es wohl wäre möglich geweſen. Luthers Lehre war der gemeinen Freyheit günſtig. Eine unvorſichtige Anwendung derſelben hätte hundert Thomas Münzers erwecken, und dem Kaiſer die vollkommenſte Monarchie zuwenden können, wenn er die erſte Bewegung recht genutzt, alles Pacht- Lehn- und Zinsweſen im Reiche geſprengt, die Bauern zu Landeigenthümern gemacht, und ſich ihres wohlgemeynten Wahns gegen ihre Landes- Gerichts- und Guthsherrn bedienet hätte. Allein er dachte zu groß dazu; und eine ſolche Unternehmung würde, nachdem der Ausſchlag geweſen wäre, die größte oder treuloſeſte geweſen ſeyn.

Indeſſen verlohr ſich in dieſer Periode der alte Begriff des Eigenthums völlig; man fühlte es kaum mehr, daß einer Rechtsgenoß ſeyn müſſe, um ein echtes Eigenthum zu haben. Eben ſo gieng es ſowohl der hohen als gemeinen Ehre. Erſtere verwandelte ſich faſt durchgehends in Freyheit; und von der letztern: ho-[178]nore quiritario: haben wir kaum noch Vermuthungen, ohnerachtet ſie der Geiſt der deutſchen Verfaſſung geweſen, und ewig bleiben ſollen. Religion und Wiſſenſchaften hoben immer mehr den Menſchen über den Bürger, die Rechte der Menſchheit ſiegten über alle bedungene und verglichene Rechte. Eine bequeme Philoſophie unterſtützte die Folgerungen aus allgemeinen Grundſätzen beſſer, als diejenigen, welche nicht ohne Gelehrſamkeit und Einſicht gemacht werden konnten. Und die Menſchenliebe ward mit Hülfe der chriſtlichen Religion eine Tugend, gleich der Bürgerliebe, dergeſtalt, daß es wenig fehlte oder die Reichsgeſetze ſelbſt hätten die ehrloſeſten Leute, aus chriſtlicher Liebe, ehrenhaft und zunftfähig erklärt.

Die Schicksale des Reichsguthes waren noch sonderbarer. Erst hatte jeder Mansus seinen Eigenthümer zu Felde geschickt; hernach einen Bauer aufgenommen, der den Dienstmann ernährte; und zuletzt auch seinen Bauer unter die Vogelstange gestellet. Jetzt aber mußte es zu diesen Lasten auch noch einen Söldner stellen, und zu dessen Unterhaltung eine Landsteuer übernehmen, indem die Territorialhoheit zu ihrer Erhaltung stärkere Nerven, und das Reich zu seiner Vertheidigung gröſſere Anstalten erfoderte, nachdem Frankreich sich nicht wie Deutschland in einer Menge von Territo-[179]rien aufgelöset, sondern unter unruhigen Herren vereiniget hatte. Von nun an ward es zu einer allgemeinen Politik das Reichseigenthum so viel möglich wieder aufzusuchen, und zur gemeinen Hülfe zu bringen. Der Kaiser unterstützte in diesem Plan die Fürsten. Diese untersuchten die Rechte der Dienstleute, der Geistlichen und der Städte, in Ansehung des Reichseigenthums; und bemüheten sich so viel möglich, solches auf eine oder andre Art wieder zum Reichs-Land-Kataster zu bringen. Der Rechtsgelehrsamkeit fehlte es an genugsamer Kenntniß der alten Verfassung, und vielleicht auch an Kühnheit, die Grundsätze wieder einzuführen, nach welchen, wie in England, von dem ganzen Reichsboden eine gemeine Hülfe erfordert werden mogte. Das Steuerwesen gieng also durch unendliche Krümmungen und quere Processe in seinem Laufe fort. Geistliche, Edelleute und Städte verlohren vieles von demjenigen, was sie in der mittlern Zeit und bey andern Vertheidigungsanstalten wohl erworben und verdient hatten. Der Landesherr ward durch die Nutzung des gemeinen Reichseigenthums mächtiger. Ehrgeitz, Eifersucht und Fantasie verführten ihn zu stehenden Heeren; und die Noth erfoderte sie anfänglich. Der Kaiser sahe sie aus dem grossen Gesichtspunkte der allgemeinen Reichsvertheidigung gern, erst ohne [180] sie nach einem sichern Verhältniß bestimmen zu wollen, und bald, ohne es zu können.

Jedoch ein aufmerksamer Kenner der deutschen Geschichte wird dieses alles fruchtbarer einsehen, und leicht erkennen, daß wir nur alsdenn erst eine brauchbare und pragmatische Ge-

*

ſchichte unſers Vaterlandes erhalten werden, wenn es einem Manne von gehöriger Einſicht gelingen wird, ſich auf eine ſolche Höhe zu ſetzen, wovon er alle dieſe Veränderungen, welche den Reichsboden und ſeine Eigenthümer betroffen, mit ihren Urſachen und Folgen in den einzelnen Theilen des deutſchen Reichs überſehen, ſolche zu einem einzigen Hauptwerke vereinigen, und dieſes in ſeiner ganzen Gröſſe ungemahlt und ungeſchnitzt, aber ſtark und rein aufſtellen kann. Wie vieles wird aber auch ein Gatterer noch mit Recht fodern, ehe ein Geſchichtſchreiber jene Höhe beſteigen und ſein ganzes Feld im vollkommenſten Lichte überſehen kann?

Indeſſen bleibt ein ſolches Werk dem deutſchen Genie und Fleiſſe noch immer angemeſſen, und belohnt ihm die Mühe. Der mächtige und reiſſende Hang groſſer Völkervereinigungen zur Monarchie und die unſägliche Arbeit der Ehre oder nach unſer Art zu reden der Freyheit, womit ſie jenem Hange begegnen, oder ihrer jetzt fallenden Säule einen bequemen Fall hat [181] verſchaffen wollen, iſt das prächtigſte Schauſpiel, was dem Menſchen zur Bewunderung und zur Lehre gegeben werden kann; die Berechnung der auf beyden Seiten würkenden Kräfte und ihre Reſultate ſind für den Philoſophen die erheblichſten Wahrheiten: und ſo viele groſſe Bewegungsgründe müſſen uns aufmuntern, unſrer Nation dieſe Ehre zu erwerben. Sie müſſen einen jeden reitzen, ſeine Provinz zu erleuchten, um ſie dem groſſen Geſchichtſchreiber in dem wahren Lichte zu zeigen. Das Coſtume der Zeiten, der Stil jeder Verfaſſung, jedes Geſetzes und ich möchte ſagen jedes antiken Worts, muß den Kunſtliebenden vergnügen. Die Geſchichte der Religion, der Rechtsgelehrſamkeit, der Philoſophie, der Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften iſt auf ſichere Weiſe von der Staatsgeſchichte unzertrennlich und würde ſich mit obigen Plan vorzüglich gut verbinden laſſen. Von Meiſterhänden verſteht ſich. Der Stil aller Künſte, ja ſelbſt der Depeſchen und Liebesbriefe eines Herzogs von Richelieu, ſteht gegen einander in einigem Verhältniß. Jeder Krieg hat ſeinen eigenen Ton und die Staatshandlungen haben ihr Colorit, ihr Coſtume und ihre Manier in Verbindung mit der Religion

und den Wiſſenſchaften. Rußland giebt uns davon täglich Beyſpiele; und das franzöſiſche eilfertige Genie zeigt ſich in Staatshandlungen wie im Roman. [182] Man kann es ſogar unter der Erde an der Linie kennen, womit es einen reichen Erzgang verfolgt und ſich zuwühlt. Der Geſchichtſchreiber wird dieſes fühlen, und allemal ſo viel von der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften mitnehmen, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenſchaft zu geben.

Zur Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens gehört eine groſſe Kenntniß der Grundſätze, welche ſeine Verfaſſer hegten. Man wird von einer ſpätern Wendung in den öffentlichen Handlungen keine Rechenſchaft geben können, ohne einen Thomaſius zu nennen; und ohne zu wiſſen, wie unvorſichtig er ſeine Zeiten zum Raiſonniren geführet habe. Der Stil des letztern Krieges iſt daran kenntbar, daß alle Partheyen ſich wenig auf den Grotius berufen, ſondern ſich immer an eine bequeme Philoſophie, welche kurz vorher in der gelehrten Welt herrſchte, gehalten haben. Die neue Wendung, welche ein Strube der deutſchen Denkungsart dadurch giebt, daß er wie Grotius Geſchichtskunde, Gelehrſamkeit und Philoſophie mächtig verknüpft, iſt auch an verſchiedenen Staatshandlungen merklich. Das öffentliche Vertrauen der Höfe beruhet auf ſolchen Grundſätzen und ſolchen Männern, und ihr Name mag wohl mit den Namen der größten Feldherren genannt werden. Brechen endlich Religionsmeynungen in bürgerliche Kriege aus: ſo wird ihre Geſchichte dem Staate vollends erheblich. Die Eigenliebe opfert Ehre und Eigenthum für ihre Rechthabung auf. Der Sieger gewinnt allezeit zu viel; er feſſelt, wie in Frankreich, zuletzt Katholiken und Reformirte an ſeinen Wagen .... Aber wehe dem Geſchichtsſchreiber, dem ſich dergleichen Einmiſchungen nicht in die Hände drängen; und bey dem ſie nicht das Reſultat wohlgenährter Kräfte ſind!

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

42

GEDICHTE

VON

JOHANN NICOLAUS GÖTZ

AUS DEN JAHREN 1745—1765

IN URSPRÜNGLICHER GESTALT

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1893

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Einleitung.

„Götzens Gedichte sind eine Dactyliothek, voll lieblicher Bilder, eben so Bedeutungsreich, als zierlich gefasst und anmutig wechselnd. Warum haben wir von ihnen noch keine echte Ausgabe?“ So fragt Herder in der Adrastea (Werke, Suphan 23, 324), und indem er selbst mehrere verschollene Gedichte wieder ausgräbt, stellt er die Forderung auf (23, 532): „Da Rammler diese und andre Stücke in seine Sammlung Götzischer Gedichte (1785.) nicht aufgenommen hat: so ist eine vollständigere, treuere, unveränderte Sammlung und Ausgabe derselben sehr wünschenswert. Bisher haben wir nur Götz, den *dimidiatum, mutilatum*, nicht aber ihn selbst, ganz, wie Er sich der Welt geben wollte.“

Bisher ist diese Forderung nicht eingelöst, Götz in seiner wahren Gestalt noch immer unerkannt geblieben. Die Litteraturgeschichte gerade des 18. Jahrhunderts kennt eine Reihe von Dichtern, deren Werke entstellt und verstümmelt auf die Nachwelt gekommen sind; Hölty, Ewald von Kleist und andere sind erst nach 100 Jahren rein und unverfälscht ans Licht getreten; manche sind uns noch heute fremd — kaum aber ist ein Dichter so in seiner Entwicklung verkannt, so nach Zufälligkeiten beurteilt worden, wie Götz, dessen erste Jugendgedichte kein Bibliograph nennt, der die für ihn charakteristische Sammlung selbst verwirft, bei seinen Lebzeiten in den entlegensten Anthologien als „Anonymus“ sich versteckt und erst Jahre nach seinem Tode in einer Ausgabe auftritt, die von dem Allerweltsbesserer Ramler besorgt kaum die Hälfte seiner Gedichte enthält und dreissig Jahre zu spät als ein wahrer Anachronismus erscheint.

Schon früh ertönten Klagen darüber, die nie ganz verstummten. Herder besonders, der Spürer des wahren Talents, hat von den Fragmenten an den „lieblichen“ Dichter im Auge behalten und sich um seine Werke bemüht. Kurz vor des Dichters Tode wurde sein Interesse neu erregt durch Knebel, welcher noch als preussischer Offizier in Potsdam einen Einzeldruck der „Mädeheninsel“ (nach der gleichfalls unrechtmässigen Ausgabe in C. H. Schmids „Anthologie der Deutschen“ III, 297, mit einigen Verbesserungen) veranstaltet und dem grossen Friedrich in die Hände gespielt hatte (vergl. Deutsche Litteraturdenkmale 16, VIII, wo mehrere kleine Ungenauigkeiten). Knebels Besuch in der versteckten Heimat der „Winterburger Nachtigall“, über den er am 11. September 1780 an Caroline Herder berichtet (Von und an Herder 3, 11), hatte in Herder den Wunsch einer direkten Annäherung an den einsamen Dichter und Amtsgenossen erweckt; wenige Tage später schickt er an Götz die „Briefe das Studium der Theologie betreffend,“ in die er drei versteckte Gedichte desselben eingerückt hatte (Werke, Suphan 10, 224. 234), und bittet ihn in herrlichen Worten um sein Zutrauen, seine Freundschaft und Anteil an seiner Dichtung (faksimiliert in Fr. Götz, Geliebte Schatten, ungenau abgedruckt bei H. Hahn, J. N. Götz. Th. I. Birkenfelder Progr. 1889 S. 31.) Herder blieb ohne eine — erst beabsichtigte — Antwort von dem hypochondrischen Einsiedler (Von und an Herder 1, 79); aber die 47 kleinen Gedichte, welche Götz am 31. Oktober 1780 an Knebel übersandte, unter der Bedingung, von diesen Reimen keinen andern Gebrauch zu machen, als sie Herder zu communiciren, (nach dem Original im Besitz von R. Brockhaus gedruckt in meinen Briefen von und an Götz, Wolfenbüttel 1893 S. 109) machten ihn nur nach mehr begierig. In den „Carlsruher Beyträgen“ stösst er unter vielem Wust auf Stücke, die er für Götzisch hält, und fordert Knebel auf, sie mit seinem

spürenden Sinne zu durchlaufen (Knebels Nachlass 2, 234). Seine Bemühungen blieben vergeblich. Götz starb am 4. November 1781, ohne die zu Ramlers Gunsten getroffenen Bestimmungen über seinen Nachlass geändert zu haben, und die Hoffnungen, welche Knebel auf eine Erwerbung seiner Papiere und Bücher gesetzt hatte, zerschlugen sich. Das Gerücht, dass Ramler zum Herausgeber eingesetzt sei, wurde bald verbreitet, und nochmals wandte sich, angeblich „im Namen einiger ihm genau bekannter eifriger Freunde und Verehrer des Sel. Götze und seiner Muse," wie es scheint aber im Auftrage des Herzogs Karl August (vergl. von und an Herder 1, 79), Wieland am 28. Juli 1784 an Christian Friedrich Schwan, den Schwiegervater von Götzens Sohne, um von letzterem die käufliche Ueberlassung der von seinem Vater ererbten Papiere zu erlangen (Faksimile in den Geliebten Schatten). Auch dieser Schritt blieb erfolglos; der jüngere Götz hatte bereits am 15. November 1782 die Manuskripte, von denen Ramler bereits 687 Stücke besass, an den Herausgeber abgeschickt, und die Weimarer Freunde mussten in Goeckingks „Journal von und für Deutschland" 1784, Stück 6, S. 625 die Ankündigung der Ramlerschen Ausgabe lesen. „Wir werden wenig Freude daran erleben," klagt Knebel (5. Mai 1785, von und an Herder 3, 21) „Ramler soll überall benagt und verdorben haben." Aehnliche Befürchtungen äusserten Götzens alte Freude, Gleim und Uz. Ersterer beabsichtigte schon auf die Kunde von Götzens Tode hin, die Stücke zusammen drucken zu lassen, die in den Musenalmanachen und sonst zerstreut waren (Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller II, 312), und Uz schreibt an Gleim (Anspach, 23. März 1785, ungedruckt): „Auf Götzens Gedichte freue und fürchte ich mich: wenn seine angenehme Nachlässigkeit im Ausdrucke weggeschliffen wird, o wehe!"

Dass Götz nicht einen dieser alten Freunde, son-

dern gerade Ramler mit der Herausgabe seiner Gedichte beauftragte, den er nie persönlich hatte kennen lernen, obwohl er noch zusammen mit ihm in Halle war, hatte seinen Grund in denselben Verhältnissen, die ihn hinderten sein eigener Herausgeber zu werden. Schon am 22. November 1755 hatte er Gleim einige Kleinigkeiten angeboten, die zum Drucke bei ihm fertig lagen (Briefe S. 43 f.). „Sie bestehen in einer Sammlung kleiner, theils gereimter, theil reimfreyer Gedichte; in einer verbesserten prosaischen Ausgabe des Tempels zu Gnid; und in Anakreons und der Sappho Gedichten, mit historischen und kritischen Anmerkungen begleitet. . . . Ich bin gesonnen, dieses alles, auf eine Art, dass mein Nahme verschwiegen bleibt, dem Drucke zu überlassen, der aber nett und correct seyn muss. Ich erwarte von Ihnen diessfalls einige Vorschläge.“ Er wartete vergeblich. Erst am 4. September 1763 nahm Gleim die Korrespondenz wieder auf und kam auf das Anerbieten zurück (Briefe S. 54): „In einem ihrer Briefe versprechen sie mir eine ganze Samlung von Liedern, zu welchen sie sich nicht gerne öffentlich bekennen wolten. Welch ein angenehmes Geschenk würde mir diese Samlung noch itzt seyn!“ Inzwischen aber hatte Götz anders disponiert; die zweite Ausgabe des übersetzten „Tempel zu Gnid“ von Montesquieu war 1759, die des „Vert-Vert“ von Gresset 1760 bei Macklot in Karlsruhe erschienen, der auch den Anakreon von 1760 verlegte; seine eigenen Gedichte aber, die nun schon Jahre lang im Pulte lagen, hatte er kurz vorher, ehe er im Dezember 1763 Gleims Brief erhielt, Ramlern angeboten. Dieser hatte, seit er in der ersten seiner Anthologien, den „Oden mit Melodien“ Theil II (1755) drei Gedichte aus dem Anakreon von 1746 mit noch schüchternen Aenderungen, und in seiner Uebersetzung von Batteux, Cours des belles lettres, mehrere Stücke als Proben mitgeteilt hatte, ein reges Interesse für den einsamen, jedem litterarischen Verkehr fern-

stehenden Dichter gezeigt. Für die Fortsetzung seiner Anthologie, welche erst 1766 als „Lieder der Deutschen“ erschien, schickte ihm Götz schon am 22. November 1755 durch Gleim die Ode auf den Burgunderwein in verbesserter Gestalt zu; jetzt hatte sich, da der ältere Freund nichts von sich hören liess, Götz an ihn mit der Bitte gewandt, seine Gedichte ohne Namen zum Drucke zu befördern, da er, seiner Bedienung und seines leiblichen Glücks wegen, verborgen bleiben müsse (Voss, Ueber Götz und Ramler S. 36). Wir kommen damit auf den eigentlichen Grund seiner Anonymität, seiner wiederholten Willensänderung in Bezug auf die Herausgabe seiner Gedichte; es war die krankhafte Furcht, dass das Bekanntwerden seiner erotischen Lieder ihm schaden könne. Er glaubte durch die Ablehnung „der vornemsten Stelle eines Geistlichen in seinem jetzigen Vaterlande“ eine vornehme Person beleidigt zu haben (Briefe S. 83. 86), — Voss (S. 63) sucht darunter einen unwissenden Kirchenrat, Hahn (S. 24) will sogar den Namen erraten — und befürchtete nun „nichts weniger, als den Umsturz seines Glückes, welches an sich selbst höchst mittelmässig ist,“ wenn er durch Gleim verraten würde (Briefe S. 96). Wie hatte es zwischen den alten Freunden so weit kommen können? Sobald Gleim von Götz gehört hatte, dass dieser eine Partie seiner Gedichte an Ramler gesandt und ihn ersucht habe, die besten auszulesen und ohne einiges Aufsehen drucken zu lassen, beeilte er sich in eifersüchtiger Freundschaft einen Anteil an der Herausgabe zu erlangen. Auf Götzens Aufforderung (Briefe S. 58): „Wenn es seyn könnte, dass Sie an der Ausgabe dieser meiner Jugendgedichte, in Gesellschaft mit Herrn Rammler, annoch mehr Antheil nähmen, so wäre es mir so viel angenehmer. In solchem Falle wollte ich Ihnen auf meine Unkosten zu Berlin die Gedichte, so wie ich sie hingeschickt habe, copiren lassen, und auf Halberstadt übermachen“ ging er freudig ein. „Besser

wäre es allerdings," schreibt er Tags darauf (Briefe S. 63), „wenn ich die Gedichte hätte, wie Sie sie an Herrn Ramler geschickt haben. Soll Herr Ramler eine Abschrift davon machen lassen, so wird es langsam zu gehen, ohne Zweifel haben Sie eine Abschrift an sich behalten; wäre nicht der kürzere Weg, mir diese oder eine zweite Abschrift davon zukommen zu lassen?" Götz willfahrte seiner Bitte und übersandte ihm am 25. März 1764 eine Partie derjenigen Gedichte, die er an Ramler gesandt hatte, 73 an Zahl, zum Teil von der Hand seiner Kinder geschrieben, Manuskripte, welche dieser Ausgabe zu Grunde liegen; dazu ein alphabetisches Register aller an Ramler übersandten Gedichte, in welchem ein wichtiges Mittel für die chronologische Feststellung seiner Dichtungen verloren gegangen ist.

Die gemeinsame Arbeit von Gleim und Ramler an der Herausgabe der Götzischen Gedichte wurde bald durch beiderseitige Verschuldung gestört und im Anschluss daran ihre 20jährige Freundschaft schroff abgebrochen. Schon in die ersten Verhandlungen spielt die zunehmende Empfindlichkeit auf Gleims Seite hinein; er macht dem Freunde am 1. Juni 1764 gerade über Götzens Gedichte den wiederholten Vorwurf der Heimlichkeit und Unwahrheit. „Schon lang ist es, dass Sie Götzens [der Name von Ramler ausgerissen] Schriften in Händen haben, mit dem Ersuchen, mit mir darüber Rath zu pflegen, und nicht das mindeste liessen Sie sich davon merken. Sie werden freylich sagen, ich wolte Sie mit der Herausgabe überraschen, aber Sie sehen ganz gewiss, dass diese Ausflucht keinen Stich hält." Ramler verteidigt sich am 6. Juni: „Herrn G. Gedichte wusste ich, dass Sie es wüssten, dass solche in meinem Gewahrsam wären: ich wusste es, denn der Verfasser, Ihr alter und nunmehr mein neuester Freund, hatte mir es: . . . lassen Sie mich nachsehen wann: . . . er hatte es mir den 7ten *Jan.* dieses Jahres geschrieben. Ich konnte Ihnen also, das sehen Sie selbst, hieraus

kein Geheimniss machen wollen. Gegentheils hätte ich können so listig seyn, und Ihnen mit der Mittheilung eines solchen Geheimnisses ein Compliment machen. Aber Wozu alles diess? Ich war nicht fleissig genug, die Wahrheit zu gestehen, theils nicht fleissig genug, theils oft krank, theils zu oft mit andern Sächelchen überhäuft und zerstreut gewesen, so dass ich die besondern Zettelchen noch nicht mit eigener Hand hatte abschreiben und diejenigen Verbesserungen damit vornehmen können, die ich erst versuchen wollte, ehe ich Ihnen die Lesearten des Verfassers bekannt machte. Mein lieber Gleim liebt die Verbesserungen in den Werken anderer nicht sehr: diess wusste ich aus der Erfahrung, und ich wollte Ihnen erst den Beyfall für diese Verbesserungen abnöthigen, ehe ich Ihnen die rechten echten Lesearten nachschickete.“ Ein derartiges Versteckspiel, das seinen Neigungen entsprach, hat Ramler in der That bald darauf mit den Götzischen Gedichten getrieben; er gab sich, wie er an den jüngeren Götz schreibt (Voss S. 105) die Mühe, die Veränderungen, die er in den Gedichten gemacht hatte, so hinzuschreiben, als ob es das erste buchstäbliche Original des Verfassers wäre; seine wahren ersten Lesearten aber schrieb er darüber, als ob es seine Aenderungen wären. „Was geschah? Sein und mein alter Freund antwortete mir mit möglichster Höflichkeit: Meine Aenderungen wären zwar recht wohlklingend, bilderreich, poetisch, er fände Ramlern völlig darin; aber er fände immer, die Originallesearten wären natürlicher und angemessener der Sache, und der Ton passte sich immer besser zum Tone des ganzen Stücks etc. — Ich lachte nicht wenig, als ich dieses las, und schrieb zurück: Zum ersten und zum leztenmal habe ich Sie geteuscht. Die Lesearten, die ich übergeschrieben habe, sind nicht mein, sondern die meinigen stehen in dem Texte, den Sie gebilligt haben. Nun weiss ich also doch mit Gewissheit, dass Ihnen meine Aenderungen

gefallen.“ — Ganz so, und so lustig verlief diese Komödie der Irrungen nun allerdings nicht, wie ich demnächst aus den Originalen nachweisen werde; es bedurfte nur noch einer an sich unbedeutenden Veranlassung, um den schwer gereizten Gleim zu zornigem Ausbruch zu bringen. Dadurch fanden auch die gemeinsamen Beratungen über die Götzischen Gedichte, die einen grossen Teil der Korrespondenz ausmachen, einen jähen Abschluss; beide früheren Freunde, jetzt hartnäckigen Gegner berichteten von ihrem Zerfalle an Götz (Briefe S. 88. 97) und dieser entschied sich, nach einem vergeblichen Versöhnungsversuche, für Ramler. Daher seine Furcht, dass Gleim nicht reinen Mund halten möge, da er mit Ramler gebrochen habe; und dies der Grund, warum er in den letzten Jahren seines Lebens gegen Gleims Freundschaft Kaltsinn merken liess, wofür Gleim selbst (Briefe S. 117) nach langen Jahren eine andere Ursache vermutete.

Ramler trug nun die alleinige Verantwortung für die Herausgabe, aber der Verfasser selbst war Schuld, dass es bei seinen Lebzeiten zu keiner separaten Ausgabe kam. Die „Blüthen des Parnasses“, wie Götz selbst sie nennen wollte, oder die „Gedichte des Herrn von W.“, von Wurmser oder Roos (nach dem Familiennamen seiner Mutter), welche bereits 1764 im wesentlichen druckfertig vorlagen, wurden von Götz ängstlich zurückgehalten; statt dessen forderte er anfangs Ramler auf, sie entweder zusammen incognito in ein gut Journal einrücken zu lassen, oder eine Auswahl der sittsamsten, und die Sitten in nichts beleidigenden Stücke separément unter dem Titel: Blüthen des Parnasses drucken zu lassen (Briefe S. 86). Ein Jahr darauf dünkt ihm auch dieser Ausweg noch zu gefährlich und er bittet, die scherzhaften Gedichte überhaupt noch verschlossen zu halten (S. 96). Inzwischen hatte Ramler 1766 in seinen „Liedern der Deutschen“ 28 Stücke, darunter 21 zum erstenmal, anonym veröffentlicht, denen in der

„Lyrischen Bluhmenlese“ vom Jahre 1774 und 1778 noch 41 resp. 12 folgten. Andere schickte er unter Chiffren an Boie für den Göttingischen Musenalmanach, an Voss, Wieland und an das „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde“, während Götz selbst die Karlsruher Beyträge, C. H. Schmids Almanach der deutschen Musen und Anthologie der Deutschen, die Schwansche Schreibtafel und ebenfalls den Göttingischen Musenalmanach und das Taschenbuch mit seinen unter die verschiedensten Chiffren verteilten Beiträgen bedachte.

Götzens Wunsch unerkannt zu bleiben, hat Ramler mit grosser Gewissenhaftigkeit erfüllt; seine Vorsicht ging so weit, dass er auf den an ihn gerichteten Götzischen Briefen dessen Namen abriss oder unleserlich machte, „damit das Geheimniss dass er der Verfasser der galanten Gedichte sey, nicht bekannt werden möchte“ (Briefe S. 86). Und als der Giessener Schmid, der Herausgeber des Almanachs der deutschen Musen und der Anthologie der Deutschen, ihm zudringlich am 20. Mai 1769 die Namen der Verfasser von mehreren anonymen Stücken in den Liedern der Deutschen abfragt, nennt er ihm nur den „Anonymus, der Anonymus bleiben will, und der mein Wort hat, ihn nicht eher zu nennen, bis er mir mein Wort wieder zurückgiebt.“ Auch in Ramlers ungedruckten Briefen an Boie heisst er nur „mein Anonymus *Q.*“, nach der Chiffre, unter welcher ihn Ramler fast immer auftreten liess, oder „mein vortrefflicher Anonymus“. So kam es, dass er unter diesen Benennungen eine förmliche Rolle in der Litteratur der 70er Jahre spielte (vgl. Strodtmann, Bürgerbriefe I, 11; Knebels Nachlass II, 177). Dohm, der Mitherausgeber des Deutschen Museums, schreibt an Ramler (9. IX. 75): „Auch von dem naiven *Q.* wären uns Beyträge sehr willkommen. Auf Verschwiegenheit können Sie sich sicher verlassen.“ Boie (16. I. 71): „HErr Klotz rühmte sich, dass der andre [Leipziger] Almanach eine Menge Stücke von Ihrem Ungenannten

enthalten würde. Ich hielt das für Pralerey, sehe mich aber, nun ich ihn zu Gesichte bekomme, sehr in meiner Meynung betrogen, denn ich erinnere mich noch sehr wohl, einige dieser Stücke von Ihnen selbst gehört zu haben. Manchen dieser Stücke fehlt noch dazu sehr die letzte Hand. Wie in aller Welt können sie in seine Hände gekommen seyn?" Eine Folge dieser Anonymität war es, dass mehrfach Gedichte von Götz anderen Verfassern zugeschrieben oder gar in unechte Sammlungen aufgenommen wurden. Dass Goethes Freundin Bäbe Schulthess in ihrem in der Weimarischen Goetheausgabe I, 365 abgedruckten Verzeichnisse Goethescher Gedichte ihm fälschlich drei Anacreontica (Nr. 22. 23. 31) zuschreibt, welche Götz zum Verfasser haben, ist von mir schon in Seufferts Vierteljahrschrift I, 61 nachgewiesen worden. In die Geislersche Höltyausgabe sind acht Nummern (Nr. 64. 65. 68. 69. 81. 82. 88. 122) aus dem Göttinger Musenalmanach übergegangen, welche Götz angehören (vgl. Halm, Hölty p. XII und Redlich, Chiffrenlexikon S. 28); und in der unechten Sammlung „Kleine poetische Schriften von Moritz August von Thümmel. Frankfurt und Leipzig. 1782. (120 S.) 8°" stehen auf S. 32, 53, 71, 77, 105 fünf Götzische Gedichte aus dem Leipziger Almanach, welche auch in den Ausgaben Wien 1792 und 1805 wiederholt sind. Welche Anerkennung die anonymen Stücke fanden, mag ein Beispiel zeigen, die Recension der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 Nr. 91 über den Göttinger Musenalmanach von 1773 (Deutsche Litteraturdenkmale 8, 601). Merck, nicht Goethe, der die Anzeige allerdings in den 33ten Band der Ausgabe letzter Hand aufgenommen hat, (vgl. Scherer daselbst p. XLIII, gegen Weinhold, Boie S. 250 und Hahn S. 6) sagt: „Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33."

Bei seiner Ausgabe sah sich Ramler durch die buchhändlerischen Interessen von Götzens Sohne, die in seinen Briefen unliebsam hervortreten, beeinflusst; aus dem ursprünglich beabsichtigten Bändchen von etwa hundert Gedichten (Voss S. 148) wurden drei von 134, 131, 99 Nummern — da das Gedicht „Klarissa“ aus Versehen zweimal (II, 204 und III, 96) abgedruckt ist, also insgesamt 363 Stücken. Die Bearbeitung ist bei den einzelnen Gedichten sehr verschieden; Ramler selbst schreibt darüber an seine Freundin Susanne von Bandemer (26. Sept. 1789, ungedruckt, nach gütiger Mitteilung von G. Weisstein): „In Götzens Gedichten habe ich bloss die leichten, scherzhaften, witzigen Stücke gefeilt, vor den erhabenen heroischen habe ich mich gefürchtet, weil ich aus der Erfahrung weiss, was für Anstrengung sie kosten.“ Vgl. auch Ramler an Ephraim Kuh, Deutsches Museum 1851 II, 855. Eine eingehende Untersuchung über Ramlers Umarbeitung muss einer kritischen Ausgabe vorbehalten bleiben.

Die Aufnahme der „Vermischten Gedichte“, welche 1807 in einer Titelauflage wieder auf den Markt kamen, entsprach den wenig günstigen Erwartungen, welche man von ihr hegte. Die Unzufriedenheit der Weimarer Freunde fand ihren Ausdruck in Knebels Berichte über seinen oben erwähnten Besuch bei Götz im Herbst 1780, welchen Herder in den fünften Band der Adrastea aufnahm (Werke, Suphan 24, 255). Die Schilderung, welche Knebel hier von dem alternden, einsamen Dichter entwirft, ist warm und wahr; in seiner Polemik gegen Ramler aber lässt er sich, parteiisch und in getrübter Erinnerung, zu nachweisbaren Irrtümern hinreissen. Dass Götz in seinen letzen Lebensjahren das Vertrauen zu Ramler verloren habe, mit seinen Verbesserungen „durchaus nicht zufrieden gewesen“ sei und „nur mit geheimen Unmuth davon gesprochen habe“, lässt sich durch nichts beweisen; für das Gegenteil könnte Götzens letzter Brief an Ramler angeführt werden,

zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben (Briefe S. 107), in welchem es heisst: „Ich danke Ihnen hiemit tausendmal, dass Sie sich meiner verlassnen Kinder so ernstlich angenommen, und sie so fein, so sittsam und so artig erzogen haben, dass sie sich vor der Welt ohne Furcht produciren dürfen. Ich empfele Ihnen nun noch ihre übrigen Geschwister: machen Sie aus ihnen, was Ihnen beliebt: nicht mehr und nicht weniger, als Sie für gut finden! Ich darf und kann mich ihrer gar nicht mehr annehmen, seitdem die Last des Alters und eines doppelten Amtes mich schwer drücket.“ Selbst wenn wir annehmen, dass Götz im Stillen manche Bedenken gegen Ramlers oft eigenmächtiges Verfahren hegte, und dass er in den letzten Tagen seines Lebens gegen das künftige Schicksal seines poetischen Nachlasses gleichgültig ward: zu seinen Lebzeiten hat er mit stetem Vertrauen an Ramler gehangen, und in seinem letzten Willen hat er solches unzweifelhaft bestätigt. Die Verhandlungen, welche er nach Knebels Bericht mit diesem über eine „unveränderte“ Herausgabe seiner Gedichte und über den Verkauf seiner Bibliothek geführt haben soll, bezeugen, wenn sie nicht entstellt sind, nur die zweifelnde, ängstliche Art seiner Entschlüsse, wie sie auch in dem Verkehr mit Ramler hervortraten. Eine ernstliche Entscheidung, ob Knebel sein Herausgeber werden solle, dürfte er sicher nicht getroffen haben.

Die menschliche, moralische Seite des Verhältnisses zwischen Götz und Ramler fand bald einen warmen Verteidiger und offenen Interpreten in Johann Heinrich Voss, welcher in seinen kritischen Briefen „Ueber Götz und Ramler“ (Mannheim 1809) für den ihm geistesverwandten Korrektor Partei nahm. Die kritischen Fragen dagegen, welche wir nicht streng genug von jener scheiden können, haben durch ihn eher eine Verwirrung, als eine Förderung erfahren; trotz des reichhaltigen Materiales, welches er aus dem ihm vorliegen-

den Götzischen Nachlasse beibringt, sind seine Ausführungen über den ursprünglichen Text der Gedichte und über Ramlers Bearbeitung nahezu wertlos. Entsprechend seinem eigenen Verhalten bei Herausgabe der Höltyschen Gedichte schlägt er ein eklektisches, also willkürliches Verfahren gegenüber dem „gesamten Wust roher Vorarbeiten“ (S. 153) ein und meint (S. 154), dass ein künftiger Herausgeber die geringeren Stücke ohne bedeutende Einrede ausmerzen werde, wenn auch die Sammlung über die Hälfte zusammenschmölze. Er stellt die Forderung auf, dass da, wo einzelne Stellen sowohl der Dichter als der Kritiker verfehlt habe, der Herausgeber selbst, wie im Gespräche, den Anstossenden in die Rede helfen dürfe, und sein Ziel ist nicht eben der leibhafte Götz, mit allen irdischen Gebrechen und Zufälligkeiten; sondern sein Geist, wie er freier und lebendiger in geläuterter Worthülle sich regt. Hier hätte er von Herder und seinen Freunden lernen können; für eine kritische Ausgabe unserer Tage sind seine Ausführungen nichtig, und auch die von ihm aus Götzens Handschrift mitgeteilten Stücke (S. 67. 70. 72. 79. 88. 93. 114. 142. 155. 159. 161. 163) sind nur mit Vorsicht zu verwerten.

Ausser dem Material zu dieser Streitschrift hat Voss dem Nachlasse nur wenig entnommen; im „Morgenblatt für gebildete Stände“ Jahrgang 1809 Nr. 35. 43. 52. 1810 Nr. 84. 156. 1811 Nr. 23, zu dessen eifrigen Mitarbeitern er gehörte, hat er im Ganzen 10 Gedichte als „in der Ramlerschen Ausgabe fehlend“ veröffentlicht. Doch waren vier von ihnen dort schon in anderer Gestalt gedruckt. — Dann ruhte der Nachlass bei des Dichters Enkel, Friedrich Götz, der ihn samt C. F. Schwans und Maler Müllers Papieren pietätsvoll hütete und, neben eigenen schriftstellerischen Versuchen, ihn im Jahre 1858 zur Herausgabe der „Geliebten Schatten“ verwertete, einer an Portraits und wichtigen Briefen äusserst reichhaltigen Sammlung, der auch dieser

Neudruck mehrere Stücke entnimmt. Dass der Herausgeber dagegen unkritisch Echtes mit Unechtem mischte, beweist unter anderm der unten folgende Nachweis über die „Mädcheninsel." Aus dem Besitze der Tochter von Fr. Götz, welche ihn eigensinnig verschloss (vgl. Seuffert, Maler Müller S. 61), gelangte der Nachlass dann in die Hände eines glücklichen Sammlers; auch hier aber scheint er vorläufig brach zu liegen, und wie dem neuesten Biographen von Götz, H. Hahn, war es auch mir unmöglich, einen Einblick in diese Papiere zu erlangen.

Um endlich eine nähere Kenntnis des Dichters zu gewinnen, der schon als Lebender, wie Herder klagte, das Schicksal hatte, dem grossen Haufen unerkannt, wie ein Traum vorüberzuschweben, bot sich indessen ein Ausweg durch Zusammenfassung alles dessen, was an Einzeldrucken, Manuskripten und in Almanachen zerstreuten Stücken erhalten ist. Auf Ramlersche Umarbeitungen musste dabei selbstverständlich verzichtet und eine genaue Scheidung zwischen den von ihm und den von Götz selbst veröffentlichten Stücken angestellt werden; auch die Anakreonübersetzung von 1746, an welcher neben Götz Uz und Gleim Anteil haben, war von vornherein ausgeschlossen, da sie als ein in sich abgeschlossenes Zeugniss einem späteren Hefte dieser Neudrucke vorbehalten bleibt (vgl. Sauer in den Deutschen Litteraturdenkmalen Heft 33—39 p. III). Für eine solche Sammlung der zerstreuten Gedichte von Götz, zu welcher C. H. Schmid in seinem „Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der deutschen Dichter" Berlin 1785 II, 802 ff. eine äusserst lückenhafte Vorarbeit geliefert hat, war ursprünglich diese Ausgabe bestimmt; sie würde über 300 Stücke in echt Götzischer Gestalt, darunter gegen 100 bei Ramler fehlende, geboten haben, musste aber leider ihres Umfanges wegen zurückgestellt werden. Um diese Einleitung nicht zu sehr anschwellen zu lassen, werde

ich ein kritisches Verzeichniss der zerstreuten Gedichte Götzens, welche nach 1765 erschienen, an einem anderen Orte veröffentlichen.

So ist aus den Irrungen und Wirrungen, in denen die Gedichte des vielformigen Dichters bisher getrieben haben, auch hier nur eine bescheidene Sammlung entstanden, die ihren Lohn in der Anregung zu einer vollständigen und kritischen Ausgabe finden wird; aber auch solche liegen im Bereich dieser Neudrucke, und diese Jugendgedichte werden, da sie gegenüber der abschliessenden Gestalt, welche eine kritische Ausgabe wiedergeben wird, die früheste repräsentieren, ihren Platz neben jener beanspruchen dürfen. Auf eine litterarische Würdigung oder Untersuchung des hier Gebotenen einzugehen ist nicht der Platz; erst eine Vergleichung mit dem grossen noch ungehobenen Schatze von Handschriften und zerstreuten Drucken wird diese Aufgabe im grösseren Zusammenhange zu lösen haben. Die sich von Jahr zu Jahr steigernde Formgewandheit Götzens, seine wechselnde Nachahmung von Gleim, Lange, Bodmer und Klopstock, vor allem die überraschende Thatsache, dass eine grosse Anzahl seiner reifsten Schöpfungen, der anmutigsten Genrebilder schon ums Jahr 1755 druckfertig vorlag, springt von selbst ins Auge. Was würde, so müssen wir uns fragen, um Götz seinen richtigen historischen Standpunkt zu wahren, Lessing zur Zeit der Litteraturbriefe geurteilt haben, wenn er neben Gerstenbergs „Tändeleyen“ die „Blüthen des Parnasses“ hätte stellen können?

Ich gehe nun dazu über, den Bestand dieser Sammlung im einzelnen vorzulegen, indem ich zugleich bei jedem Stücke die späteren Druckorte hinzufüge.

Der „Versuch eines Wormsers in Gedichten“, 1745 wohl in Worms erschienen, ist bisher von allen Bibliographen falsch citiert worden (1750. 52); ein Exemplar be-

sitzt die für die Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts so wertvolle Bibliothek der Gleimstiftung (Nr. 2057). Wie es scheint geht die Sammlung auf verlorene Einzeldrucke zurück und ist schon 1744 gedruckt; denn Götz schreibt am 12. Juni 1747 an Gleim (Briefe S. 29): „Ich überschicke Ihnen hiemit mein Manuskript des Anakreons, nebst einigen meiner schon vor drey Jahren gedruckten Gedichte, die an vielen Orten anders aussehen, als im gedruckten Anakreon. Es sind lauter solche Gedichte, die sich auf Personen in Worms beziehen, weswegen sie auch besonders herausgegeben." Dass diese frühere Sammlung in den sechs Stücken, welche sie mit dem Anakreon von 1746 gemein hat, den Vorzug vor dem letztern verdient, spricht Götz noch deutlicher in seinem Briefe vom 14. Mai 1747 an Gleim aus, worin er die „elende Ausgabe" des Anakreon aufs schärfste verurteilt (Briefe S. 16). „Denn die allermeisten Gedichte darinnen, unter welchen mein Name stehet, und die ich ohnedem längst schon verworfen hatte, sind so, wie sie da abgedruckt sind, nicht meine Arbeit, welches ich mit einem ältern Abdruck derselben erweisen kann, wo es deutlich zu sehen ist, dass gantze Strophen herausgestosen, andere eingeflickt, oder zum mindsten verstümmelt worden, woran, wie ich glaube ein *amicus molestè sedulus* schuld ist, der sich jederzeit mit meinen Abschriften getragen, und, als er *corrector* in der churfürstlichen Buchhandlung zu Manheim geworden, diese mit Nachlässigkeiten beladene Auflage veranstaltet hat, während dem ich ferne von meinem Vaterlande war." In der That hat der „Versuch" vor dem Anakreon, welcher von Druckfehlern und Versehen wimmelt, den korrekten Druck voraus; auf die bedeutenderen Abweichungen gehe ich aus dem schon erwähnten Grunde hier nicht ein. Der „Versuch" enthält:

1. „Wünsche des Dichters." Spätere Drucke im Anakreon 1746 S. 59: „Fragment eines grossen Gedichtes von der Bienen-Zucht." Oden mit Me-

lodien 1755 II Nr. 1. Lyrische Bluhmenlese 1774 II Nr. 52. Ramler I, 3.

2. „An Herrn E. C. Weise.“ Anakreon 1746 S. 90: „Ode an Herrn Elias Christopf (!) Weisse, Rath-Aeltesten der F. R. S. Worms. Als er zum siebenden mal 1744. regierender Städt-Meister ward.“ Fehlt bei Ramler.
3. „Bey Erblickung seiner Vaterstadt.“ Anakreon 1746 S. 85: „Ode. Zwischen Worms und Oppenheim 1743. aufgesetzt im Novemb.“ Almanach der deutschen Musen 1774 S. 117. Fehlt bei Ramler.
4. „An seinen ältesten Bruder.“ Anakreon 1746 S. 95: „An meinen ältesten Bruder, als Er sich vermählte. Embden in Ostfriessl. den 6ten April 1743.“ Alm. d. d. Musen 1774 S. 148. Fehlt bei Ramler.
5. „Warnung an einen schönen Knaben.“ Fehlt im Anakreon. Lyrische Bluhmenlese II, 46. Ramler I, 69. Das Halberstädter Exemplar enthält handschriftliche Veränderungen von Gleims Hand zu diesem Gedichte (vgl. Briefe S. 52. 63), welche hier dem Prinzipe dieser Ausgabe gemäss ebenso wenig aufgenommen sind, wie die zu andern Stücken (vgl. Nr. 9. 86. 87).
6. „An seinen Freund Damon.“ Anakreon 1746 S. 82: „An Herrn Lindemeyer.“ Ramler I, 101.
7. „Über seine Freundschaft mit dem Thirsis.“ Anakreon 1746 S. 63: „An eben dieselbe“ (Amarilis). Anthologie der Deutschen III, 97. Lyrische Bluhmenlese IV, 8. Ramler I, 66.

Der chronologisch sich anschliessende Einzeldruck der Ode

8. „Über den Tod seines Bruders Cornelius Georg Götzens.“ (6 Bl.) 4°, 1747 ohne Druckort erschienen und am 14. Mai 1747 an

Gleim übersandt (Briefe S. 18), ist bisher nur von A. Sauer (Deutsche Literaturdenkmale 22, XVI) und von Hahn (S. 14) erwähnt worden; sie wurde in veränderter Gestalt von Götz wiederholt in der Anthologie der Deutschen III, 87. Fehlt bei Ramler.

Es folgen nun die Stücke nach der Handschrift, unter welche auch die in den „Geliebten Schatten" faksimilierten Gedichte (Nr. 88–91) zu rechnen sind; allerdings mit zwei Ausnahmen (Nr. 18. 19), welche bereits in dem Anakreon von 1760 gedruckt, hier aber der chronologischen Reihenfolge zu Liebe eingefügt sind. Mit dem Briefe vom 28. Dec. 1747 übersandte Götz an Gleim sechs Gedichte (Nr. 9–14) vgl. Briefe S. 31 ff; am 22. November 1755 drei (Nr. 15–17) vgl. Briefe S. 45 f.; den Rest (Nr. 20–85) am 25. März 1764.

9. „Attis. Eine Erzehlung. Seinem zweeten Bruder zugeeignet. 1747." Götz schreibt darüber: „Die Erzählung Attis ist noch nicht auspoliret, und ich überschicke Sie Ihnen mit der Bitte, sie scharf zu critisiren. Die Gelegenheit dazu gab mir mein zweeter Bruder. Melancholisch über den Tod unseres Bruders nahm er eine Reise vor, sich aufzumuntern. Er kam zu mir nach Forbach, sah in dieser Gegend ein Mädgen, das ihm gefiel, und heyrathete Sie. Sie ist eine Enkelin, des noch lebenden D. Scherzes zu Strasburg . . . ." Das Stück fehlt nicht bei Ramler, wie Hahn S. 23 behauptet, sondern ist von ihm zuerst im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde Abtheilung 12 (1781) S. 1–10 und dann in den verm. Gedd. III, 12 verändert abgedruckt. In der Handschrift stand V. 30 zuerst Erst mey net' er, er fang itzt an zu leben V. 79 ihre Jugend V. 109 liebte. Von Gleims handschriftlichen Veränderungen erwähne ich nur, dass er den unvollständigen Vers 73 ergänzte durch aus längst gewohnter.

10. „Bei Erblickung einer schönen Person.“ Lyrische Bluhmenlese III, 24. Ramler I, 173.
11. „An den Grafen von Stralenheim.“ Von Götz im Almanach der deutschen Musen 1771, 119. Ramler I, 163.
12. „Aglaja an die Nacht.“ Ungedruckt.
13. „An eine Schäferin jenseits des Wassers.“ In zwei anderen Abschriften, darunter eine (M^1) von Götzens Hand, am 25. März 1764 an Gleim übersandt: „Ein arkadischer Schäfer disseits an eine Schäferin jenseits.“ V. 3 Dann M^1 4 mir und dir M^1 M^2 7 Genäß M^1 M^2 Lyrische Bluhmenlese II, 49. Ramler I, 10.
14. „Von sich selbst.“ Ebenfalls in späterer Form am 25. März 1764 an Gleim geschickt: „Gröse seiner Verdienste.“ V. 3 Zwo Lämmgen, das sind meine Heerden; 4 Mein Feld das ist 6 Ich müßte Lyrische Bluhmenlese I, 8. Ramler I, 11.
15. „Auf den Burgunderwein.“ Vorher im Anakreon 1746 S. 72, daraus wiederholt in der Anthologie der Deutschen II, 222. Von Götz in den Carlsruher Beyträgen III, 6 (1765) 496. Lyrische Bluhmenlese II, 48. Ramler II, 69. Vers 33 zuerst: heißt.
16. „Die wahre Liebe. Eine Nachahmung.“ Von Götz in anderem Zusammenhange im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, Abteilung II (1774) S. 83. Ramler III, 114.
17. „Prosaische Ode. An den Marquis von Montbarey. 1749.“ Von Götz mit den Worten übersandt: „Ich biege . . . noch eine prosaische Ode bey, die ich, als Feldprediger, an den Sohn des franz. General-Lieutenants, Marquis v. Monbarey gerichtet habe. Sie ist aber noch nicht ausgeteilet“ (Briefe S. 45). In der Handschrift zuerst 46, 9 getrauet sich 47, 29 Dämmrung 48, 3 Rose 48, 21 die 49, 4 am Rande preißen dann

wieder gestrichen 49, 5 sich empor zu heben. Ungedruckt.

18. „Anakreons Vermählung.“ Anakreon 1760. Bl. 3[b], darnach in der Anthologie der Deutschen II, 198. Ramler I, 182.
19. „Lob des Anakreons und der Sappho.“ Anakreon 1760 Bl. 5[a]. Fehlt bei Ramler.
20. „Das Vergnügen.“ Lyrische Bluhmenlese I, 26. Ramler I, 48.
21. „Über die Wiedergenesung der Kayserin Frau Mutter, und des Pabstes zu gleicher Zeit.“ Vgl. Götz an Gleim (Briefe S. 78): „Diesen Augenblick seh ich, dass ich Ihnen von einigen Gedichten z. Ex. von diesem vorstehenden ein unrechtes Exemplar in der Eile copirt habe. Es sollte heissen“ . . . Es folgen nun die in den Text gesetzten, auch an Ramler übersandten Lesarten, wogegen das „unrechte“ Exemplar folgende hat: V. 2 (Des Himmelskönigs Vicedom) 4 keusch und fromm 11 zwar etwas weit 12 Doch 16 Großmüthig und 17 Vom Kayser, und dem ganzen Reich. Göttinger Musenalmanach 1771, 180. Ramler III, 189.
22. „Auf ihren Geburtstag.“ Ramler I, 81.
23. „Der Schmetterling und die Biene.“ Von Ramler im Vossischen Musenalmanach 1783, 211. Ramler III, 145. Ramlers Fabeln und Erzählungen (1797) III, 16.
24. „An Phillis.“ Lyrische Bluhmenlese II, 51. Ramler I, 6 „Der Sklavenkauf.“
25. „An die Nachtigall.“ Ramler II, 213.
26. „Das Kind.“ Ungedruckt.
27. „An das Grass, worauf Phillis geruht.“ Lyrische Bluhmenlese II, 50. Ramler I, 177.
28. „Die Hirtin.“ Ramler II, 80 „Thestylis.“
29. „An Morpheus.“ Lyrische Bluhmenlese V, 12. Ramler I, 180 „Daphne an den Morpheus.“
30. „Des Abt * * Entschluss bey Erbauung

seines Klosters.“ Ramler sendet das umgearbeitete Manuskript am 21. September 1772 an Boie (Königliche Bibliothek zu Berlin, nach gefl. Mitteilung des Herrn Dr. C. Krohn); darnach im Götting. Musenalm. 1773, 228 [Q.] Ramler I, 131.

31. „Amalia.“ Ungedruckt.
32. „Der Frühling.“ Ramler II, 133.
33. „Die Klage.“ Ramler I, 99.
34. „Sans les illusions, que servient nos plaisirs.“ Lyrische Bluhmenlese I, 28. Ramler II, 66 „Weisheit und Liebe.“
35. „Erstes Rondeau: nach einem französischen Dichter aus dem 14. Jahrhundert.“ Ramler III, 47 „Des Frühlings Ankunft. Zwey Ringelgedichte . . . I.“
36. Zweytes Rondeau.“ Ramler III, 48 „Des Frühlings Ankunft . . . II.“
37. „Catulls 3tes Sinngedicht.“ Ungedruckt.
38. „Catulls 13. Sinngedicht.“ Göttinger Musenalmanach 1772, 125 [Q.]. Ramler II, 232 „An den Fabullus.
39. „Kunz und Görgel.“ Schreibtafel, Lieferung II, 19. Fehlt bei Ramler.
40. „Der flüchtige Amor.“ Von Götz in anderem Zusammenhange im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, Abtheilung II (1774) S. 79. Fehlt bei Ramler.
41. „Aglaja an Athamas.“ Göttinger Musenalmanach 1774, 204 [Q.] Ramler II, 23 „Aegle und Philint.“
42. „Das zu grose und zu kurtze Glücke.“ Vorher im Anakreon 1746 S. 51. Fehlt bei Ramler.
43. „Bitte an die Götter.“ Ramler II, 32.
44. „Sinngedicht.“ Ungedruckt.
45. „Ringelgedicht. Auf einen Brandweinbrenner.“ Lyrische Bluhmenlese III, 8. Ramler III, 196.

46. „Als Timoleon zu heyrathen gezwungen ward.“ In einer anderen Abschrift, ebenfalls am 25. März 1764 an Gleim geschickt, fehlt V. 6. Lyrische Bluhmenlese III, 25. Ramler 1, 12 „Der gewungene Ehestand.“
47. „Was von ohngefähr geschehen könnte.“ Von Götz im Almanach der deutschen Musen 1771, 124. Fehlt bei Ramler.
48. „Der befolgte Rath.“ Ramler II, 132.
49. „Akanth und Phryne.“ Ramler II, 95.
50. „Auf Olympens Hand.“ Ungedruckt.
51. „Auf den Tod eines Freundes.“ Eine andere, gleichzeitige Abschrift hat mehrere Schreibfehler, V. 10 traurigs. Ungedruckt.
52. „Gefährlichkeit des Lobs.“ Ungedruckt.
53. „Liebe brauchet nicht Verstand.“ Von Ramler im Vossischen Musenalmanach 1785, 197 [Q.] Ramler II, 230 „Der reisende Verstand.“ Ramlers Fabellese (1783) VI, 38.
54. „Sinngedicht.“ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1771, 96 [Q.] Fehlt bei Ramler.
55. „Auf den Lustgarten zu * * *“ Ramler I, 100.
56. „Seladon.“ Lyrische Bluhmenlese V, 9. Ramler II, 82.
57. „Das Leben.“ Ramler II, 225 „Die Lebenszeit.“
58. „An die Frau von * * *.“ Ungedruckt.
59. „Luna, und ihre Mutter Latona.“ Ungedruckt.
60. „Fabel.“ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1771, 47 [Q.] Ramlers Fabellese (1783) I, 14. Ramler III, 89 „Die beiden Kornähren.“
61. „Sinngedicht.“ Ramler III, 52 „Der Reisende.“
62. „Über ihre Blässe.“ Ramler I, 11 „An die blasse Iris.“
63. „Bey Gelegenheit der Aufnahm eines schönen Geistes unter die 40. besoldete Mitglieder der französischen Akademie.“

Zu V. 4 am Rande: Trägt. Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1772, 156 [Q.] Ramler III, 195.

64. „Fragment.“ Ungedruckt.

65. „Über die Springbrunnen zu Paris.“ Ramler I, 65 „Die Nymphe der Seine an die Stadt Paris.“

66. „Die Liebe.“ Ramler II, 22 „An die Vögel.“

67. „An gewisse Frauenzimmer.“ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1772, 183 [Q.] Ramler III, 191.

68. „An Phillis.“ Lyrische Bluhmenlese V, 21. Ramler I, 51 „An Thestylis.“

69. „Petrarch.“ Lyrische Bluhmenlese V, 22. Ramler III, 235 „Der Dichter von seinen Liebesliedern.“

70. „Nach dem Rousseau.“ In der Handschrift zuerst: „*Rousseau p. 206.*“ Lyrische Bluhmenlese I, 33. Ramler III, 11 „An Euphrosynen.“

71. „Seine Ähnlichkeit mit Apollen.“ Lyrische Bluhmenlese IV, 52. Ramler I, 130 „Ähnlichkeit mit dem Apollo.“

72. „Angebinde.“ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1773, 204 [Q.] Ramler I, 30.

73. „Das Anmuthsvolle und Holde.“ Ramler II, 210 „Der Mittag, Abend und Morgen.“

74. „Die Himmlische und irdische Venus.“ Von Ramler im Vossischen Musenalmanach 1784, 182 [Q.] Ramler II, 3.

75. „An die Frau von * * * “ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1773, 166 [Q.] Ramler I, 176.

76. „Hymen und die Truppen Amors.“ Von Ramler im Vossischen Musenalmanach 1784, 110 [Q.] Ramler II, 26.

77. „Myrins Sinngedicht auf den Thirsis.“ Ungedruckt.

78. „Die Wiederkunft.“ Lyrische Bluhmenlese

I, 35. Ramler I, 37. Vgl. Voss über Götz und Ramler S. 155.

79. „Madrigal.“ In gleichlautender zweiter Abschrift. Lyrische Bluhmenlese I, 31. Ramler I, 26 „Die Untreue.“

80. „Der dichtende Knabe.“ Ramler I, 128.

81. „Auf einen unglücklichen Arzt.“ Ramler II, 226.

82. „Der Amtman.“ Zu V. 17 am Rande unnachahmlich. Ramler I, 113.

83. „Der verzweiflende Schäfer.“ Ramler III, 52.

84. „Süsigkeit der Liebe.“ Von Ramler im Göttinger Musenalmanach 1773, 100 [Q.] Ramler III, 198 „Kupido.“

85. „Serenens Unbestand.“ Lyrische Bluhmenlese I, 27. Ramler I, 135.

86. „Zuschrifft an den Herrn A. R. H . . zu H.“ Nachträglich von Götz an Gleim 24. Juli 1765 überschickt mit den Worten (Briefe S. 85): „Diess soll die Zuschrifft an einen Freund werden, dem ich vieles schuldig bin. Helfen Sie mir sie verbessern! Ich wünschte wenigstens das Wort Salomon, welches Salomo heissen sollte, mit einem bessern verwechseln zu können. Sollte sich Hieron von Syrakus besser schicken?“ Gleim schlägt statt dessen zu V. 17 vor: „Davids Sohn.“ Ramler II, 240 „An Celsa.“

87. „Du und Sie.“ Das Manuskript, 2 Quartblätter, hat Ramler für seinen, einer Autographensammlung ähnelnden Nachlass, zurückbehalten; seine handschriftlichen Änderungen gehören nicht hierher. Auf S. 4 von Götzens Hand: „Einige andere Lesearten. Zeile 30. Das Gebälk von Zitronenholz, oder jene Balken von Zedernholz — — Zeile 33. Durch die Gitter zu dir — — Oft durchs Gitter zu dir — — Zeile 44. Ohrgehänge, der Iris gleich Farbenstreuend bey Nacht — — Zeile 47. Deren du

tausend mir in der Jugend gegeben hast. Zeile 14. eine niedliche weisse Brust — — eine blendende weisse Brust — — Zeile 24. Weiß, wie der Mandelbaum — — weiß, wie die Kirschenblüth — — Zeile 28. Schreckt mit drohendem Blick jetzt der gefälligen Amoretten und Grazien — — jetzo der freundlichen Amor. u. Graz. Das franz. Original steht im Portefeuille d'un homme de Gout T. I. p. 205." — Göttinger Musenalmanach 1774, 135 [D. G.] Ramler I, 168.

Die Nummern 88—91 sind faksimiliert in den „Geliebten Schatten" Tafel 41 f. Die ebendaselbst wiedergegebene Handschrift der „Mädcheninsel" ist hier nicht aufgenommen, weil sie nicht, wie die übrigen Stücke, den echten Götzischen Text wiedergiebt, sondern eine bereits von Ramler beeinflusste Fassung, die dem Abdruck im Göttinger Musenalmanach 1775, 25—32 sehr nahe steht. Vermutlich liegt dem Faksimile die „gar zierliche, durchaus unveränderte Abschrift" zu Grunde, welche Voss S. 128 erwähnt.

88. „Madrigal." Das Faksimile mit der Unterschrift: Joh. Nikolaus Götz: Wintherburg 1765. Ramler II, 160 „Von der Freude."

89. „Opfer für meine Freunde." Von Götz in der Schreibtafel, Lieferung II (1775) S. 36 und im Almanach der deutschen Musen 1776, 236. Lyrische Bluhmenlese IV, 51. Ramler I, 50 „Der opfernde Sylvius." Vgl. Briefe S. 103.

90. [Triolet.] Fehlt bei Ramler. Vgl. Voss S. 163.

91. „Der Preis der Schönheit." Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde Abtheilung VI (1776) S. 93 [Q.] Ramler III, 177 „Auf Äglen."

Zum Schluss folgen acht Gedichte nach der Handschrift, die sich zwar nicht zeitlich fixieren lassen, vielleicht einer späteren Zeit angehören, hier aber der Vollständigkeit wegen aufgenommen sind. Nr. 92—95 sind im Besitze des Herrn Oberhofmeister Freiherrn

H. v. Donop in Weimar, Nr. 96—99 habe ich vor kurzem von W. Künzel erworben. Nach dem Format und Wasserzeichen des Papiers gehören die acht Stücke zusammen; waren sie unter den Gedichten, die Götz am 31. Okt. 1780 an Knebel schickte?

92. „An seine Reime.“ Ramler I, 191 „Der Dichter an seine Reime.“ Vgl. Voss S. 29.
93. „An Olympen.“ Fehlt bei Ramler. Gedruckt von J. H. Voss im Morgenblatt für gebildete Stände 1809 Nr. 35 S. 137.
94. „Grabschrift.“ Ramler II, 64 „Grabschrift des Xaverius.“
95. „An Magister Dumm, der sich beschwerete, dass sich Dokter Stumm ein Werkchen zueigne, dass Er doch verfertiget habe.“ Ungedruckt.
96. „Henrichs des IV.ten Abschied von der schönen Gabrielle. (Aus seinem Französischen.)“ Ramler II, 215 „ . . . Nach einem alten Französischen Liede.“
97. „Sinngedicht.“ Fehlt bei Ramler. Morgenblatt für gebildete Stände 1809 Nr. 52 S. 205.
98. „Madrigal.“ Ramler III, 199 „Veit und Blanka.“
99. „An die Frau von * * *“ Ramler III, 194 „An Olympen.“

Bei Wiedergabe der gedruckten, wie handschriftlichen Vorlage habe ich mich den Originalen möglichst getreu angeschlossen; die eigenartige Götzische Orthographie, welche auch auf die Reimbildung Einfluss hat, ist in ihrem öfters launenhaften Wechsel beibehalten, da dieser sich auch in der Handschrift findet. Auf das litterarhistorisch interessante Beispiel S. 45, 6 und S. 49, 11, wo einmal richtig Klopstock, das andre Mal der Gottschedsche Schimpfname Klopfstock steht, sei ausdrücklich hingewiesen. Nur der fehlende Umlaut ist

durchgehends ergänzt, die Interpunktion in sinnwidrigen Fällen berichtigt und einzelne besonders auffällige Schwankungen der Schreibart normalisiert. Der Neudruck weicht demgemäss an folgenden Stellen von der Vorlage ab: Nr. 3, 82 tiefe 4, 42 5, 44 8, 123 9, 51. 57. 73. 77. 89. 93. 98. 138. 160. 168. 173. 176. 191. 195. 10, 10. 26. 29. 36. 38. 40 Sie 8, 72 Sud 8, 201 Im Cust. auf S. 11 Ach! 9, 23 erfährſt 9, 60 87, 21. 34 Ihr S. 47, 6 Ihnen Nr. 49, 10 ausgemacht 55, 4 geſehn 59, 6 Das 61, 4 mein 65, 8 Dich 75, 8 deine 77, 5 endwand 80, 14 nur.

Die vorliegende Ausgabe beruht grösstenteils auf den Schätzen des Gleimarchives zu Halberstadt, dessen Verwaltung ich für die mehrmalige Überlassung von Handschriften und Drucken zu grösstem Danke verpflichtet bin. Ferner haben mich gütigst unterstützt J. Bolte, Freiherr H. von Donop, M. Herrmann, C. Krohn, G. Weisstein und vor allem der frühere und jetzige Herausgeber dieser Sammlung. Bei der Korrektur war mir wieder mein Freund Dr. G. Eskuche behilflich.

Carl Schüddekopf.

Alphabetisches Verzeichnis
der Anfangszeilen und Ueberschriften der Gedichte.

	Seite
Aglaja an Athamas	63
Aglaja an die Nacht	42
Akanth und Phryne	66
Allerliebste Nachtigall	56
Als itzt Sappho verschied, ward eben der teïsche Dichter	52
Als Timoleon zu heyrathen gezwungen ward	65
Als vor nicht langer Zeit der schlanke Attis	33
Amalia	58
Ambrosius, der Prediger, liegt hier	86
Amor bot einst zu Cythere	55
Anakreons Vermählung	50
An das Grass, worauf Phillis geruht	56
An den Grafen von Stralenheim	40
An die Frau von ***	70
An die Frau von ***	77
An die Frau von ...	89
An die Nachtigall	56
An eine Schäferin jenseits des Wassers	42
Angebinde	76
An gewisse Frauenzimmer	73
An Herrn E. C. Weise	5
An Magister Dumm, der sich beschwerete dass sich Dokter Stumm ein Werkchen zueigne, das Er doch verfertiget habe	87
An Morpheus	57
An Olympen	86
An Phillis	55
An Phillis	74
An seinen ältesten Bruder	11
An seinen Freund Damon	16
An seine Reime	85
Aphroditens schönes Kind	59
Attis. Eine Erzehlung. Seinem zweeten Bruder zugeeignet	33

Seite

Auf den Burgunderwein 43
Auf den Lustgarten zu *** 69
Auf den Tod eines Freundes 67
Auf diesem Rasen, den die Liebe 69
Auf einen unglücklichen Arzt 79
Auf einer alten Mauer sassen 44
Auf einer Bank von Moos, an eines Hügels Fuss . . 42
Auf ihren Geburtstag 54
Auf Olympens Hand 67
Aurora, da sie früh aus ihrer Kammer geht 72

Befürchte nicht, dass dir Aristons Hertz entflieht . 78
Bey Erblickung einer schönen Person 39
Bey Erblickung seiner Vaterstadt 8
Bey Gelegenheit der Aufnahm eines schönen Geistes unter die 40. besoldete Mitglieder der französischen Akademie 72
Beym Anblick deiner stolzen Wälle 73
Bitte an die Götter 64

Catulls 3tes Sinngedicht 60
Catulls 13. Sinngedicht 61
Cupido stahl der Mutter 66

Das Anmuthsvolle und Holde 76
Das die weite Welt bewegt 52
Das Kind 56
Das Leben 70
Das Leben, Tod! die Pilgrimschaft 88
Dass es uns niemand recht macht, ist gemeiniglich . 71
Das Vergnügen 52
Das zu grose und zu kurtze Glücke 63
Dein Leib ist schön; noch schöner deine Seele . . 86
Den Fächer in der Hand, gieng ich in meinen Garten 64
Den Rock von Regen, Wind und Schnee 60
Der Amtman 79
Der befolgte Rath 66
Der dichtende Knabe 78
Der Eigensinn der Zeit zog mich und Henrietten . 65
Der flüchtige Amor 62
Der Frühling 58
Der heilge Vater Pabst zu Rom 53
Der Preis der Schönheit 85
Der Schmetterling und die Biene 55
Der verzweiflende Schäfer 80
Der war gewiss ein frommer Mann 43
Des Abt ** Entschluss bey Erbauung seines Klosters 57

Seite

Des schönen Frühlings Hoffurier 59
Die Damen scheinen hier den edlen Nachtviolen . . 68
Die Götter thaten, uns zu necken 80
Die himmlische und irdische Venus 76
Die Hirtin 57
Die Klage 59
Die Liebe 73
Diese blüthenvolle Schale 81
Die wahre Liebe. Eine Nachahmung 44
Die Wiederkunft 78
Die Wunder alter Zeiten sind keine falsche Sage . 79
Durchbohrt von tausend Pfeilen 87
Du reiner Bach, der seine Quelle flieht 80
Du sagst, ich würde dich recht sonderbar verbinden 72
Du schöner Garten du, wo blühend, in Alleen . . . 69
Du und Sie 82

Eines Tages kam Cythere 50
Ein gutes Triolet zu machen 84
Ein Mäulgen hat mein Mund von Ihrem Mund geraubet 63
Ein Reisender kam einst nach Zabern hin 71
Empfang, wie du verdienst, von jedem der dich liebet 76
Erstes Rondeau: nach einem französischen Dichter aus dem 14. Jahrhundert 59
Es sagte Stella 75
Es setzt' in ihren alten Tagen 75

Fabel 71
Flieh nicht den Amor 78
Fragment 72
Freundin, schön wie Hespers Blicke 54

Galathea, wohin floh sie, die goldne Zeit 82
Gefährlichkeit des Lobs 68
Geliebter, gläube mir, ein Mensch ist glücklich dran 16
Gott des Schlafes, du bist schlau 57
Grabschrift 86

Hand, mit Aurorens Hand 67
Hätt' ich eine Monarchie 89
Henrichs des IV.ten Abschied von der schönen Gabrielle. (Aus seinem Französischen.) 87
Hier sasen wir beysammen 18
Himmel! was ich nicht gelitten! 57
Holdseelig Kind, du meine werthe Freude 15
Hymen stand im Hinterhalte 77
Hymen und die Truppen Amors 77

Seite

Ich merke, dass die Flur, die Stadt, die ganze Welt 74
Ich schreibe nur, was ich empfinde 11
Jenes Täubgen von dem Wagen 77
Ihr Geschenke der Natur 85
Ihr habt mir lange schon, ich sey nicht schön, gesagt 73
Ihr Nymphen, euer Hirt, dem Pan im Singen gleich 78
Ihr Vögel, ist's Aurorens Strahl 73
In einer unsrer Reichs-Provinzen 79
Ist Lycidas nicht mehr am Leben? 67
Jüngst kam Cupido von Mirenen 59
Jüngst sah ich den Cupido 62

Kunz und Görgel 62

Liebe brauchet nicht Verstand 68
Lob des Anakreons und der Sappho 52
Luna und ihre Mutter Latona 71

Madrigal 78
Madrigal 84
Madrigal 88
Magister Dumm, ihr lärmt und schwört 87
Meine allererste Reime 74
Mich liess Apoll auf des Parnasses Höhen 76
Mit einem Helme hatte man 64
Mit empfindlichem Vergnügen 70
Mit stolz erhabner Stirn', und nicht durch Last gedrückt 71
Mit Thränen seh ich dich von dem erhabnen Strand 42
Morgen sollstu bey mir, wie ein König 61
Myrins Sinngedicht auf den Thirsis 78

Nach dem Rousseau 75
Nach so viel überstandnem Kummer. 8

Ohngefähr vor sieben Jahren 66
O möcht ich, so wie ihr, geliebten Bienen, seyn! . . 5
Opfer für meine Freunde 84

Petrarch 74
Phillis, die die Tugend kennet 56
Phoebus sah Amalien 58
Prosaische Ode. An den Marquis von Montbarey . 45

Ringelgedicht. Auf einen Brandweinbrenner, der geraume Zeit Reuter, und Marcketender gewesen, zuletzt aber Abt geworden 64

Seite

Sage, sprach ich zu der Freude 84
Sans les illusions, que servient nos plaisirs 59
Schlage mich nicht, liebe Mutter 56
Seine Aehnlichkeit mit Apollen 75
Seladon 69
Serenens Unbestand 81
Sie kommt, sie kommt zurück für die ich stets gebrennet 78
Sie liebet mich, um die ich mich bemühte! 64
Sinngedicht 64
Sinngedicht 68
Sinngedicht 71
Sinngedicht 88
Süsigkeit der Liebe 80

[Triolet] 84

Ueber den Tod seines Bruders Cornelius Georg Götzens 21
Ueber die Springbrunnen zu Paris 73
Ueber die Wiedergenesung der Kayserin Frau Mutter, und des Pabstes zu gleicher Zeit 53
Ueber ihre Blässe 72
Ueber seine Freundschaft mit der Thirsis 18

Verzehrt von Harm und Liebe 81
Von allen Sterblichen auf Erden 42
Von ohngefähr gefiel mir Amarille 65
Von Schreibesucht den Dichter zu entwöhnen . . . 72
Von sich selbst 42
Vor Zeiten reisste der Verstand 68

Wann ich ein Lamm, ein Kränzchen, eine Taube . . 84
Warnung an einen schönen Knaben 15
Wärs Wetter schön 55
Was hör ich hier vor Symphonien? 5
Was ist so anmuthsvoll und hold? 76
Was seh ich? Himmel hilf! so zarte Wangen . . . 23
Was von ohngefähr geschehen könnte 65
Weil alles nach Verdienst klein oder gross muss seyn 57
Weinet Charitinnen, weinet Amors 60
Welche schöne Schäferin 39
Welch Gift voll lieblicher Gefahr 68
Welch süsse Wohllust so zu trincken 62
Wie ein Gewölk, so schnelle 70
Wie lange willstu dich betrüben? 63
Wie lieb ich dich, du unbezwungener Krieger . . . 40

Seite

Willst du mich nicht glücklich machen? 88
Wünsche des Dichters 5

Zu begierig, unsre stille Hütten 58
Zuschrifft an den Herrn A. R. H . . zu H. 81
Zweytes Rondeau 60
Zybele, die grosse Mutter 85

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	I
	Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Ueberschriften der Gedichte	XXVIII
	Versuch eines Wormsers in Gedichten. 1745	3
1.	Wünsche des Dichters	5
2.*	An Herrn E. C. Weise	5
3.*	Bey Erblickung seiner Vaterstadt	8
4.*	An seinen ältesten Bruder	11
5.	Warnung an einen schönen Knaben	15
6.	An seinen Freund Damon	16
7.	Über seine Freundschaft mit dem Thirsis	18
8.*	**Über den Tod seines Bruders Cornelius Georg Götzens. 1747**	21
	Aus der Handschrift	31
9.	Attis. Eine Erzehlung. Seinem zweeten Bruder zugeeignet	33
10.	Bey Erblickung einer schönen Person	39
11.	An den Grafen von Stralenheim, Meitre de Camp, und Obrister beym Regiment Royal-Allemand	40
12.†	Aglaja an die Nacht	42
13.	An eine Schäferin jenseits des Wassers	42
14.	Von sich selbst	42
15.	Auf den Burgunderwein	43
16.	Die wahre Liebe. Eine Nachahmung	44
17.†	Prosaische Ode. An den Marquis von Montbarey	45
18.	Anakreons Vermählung	50
19.*	Lob des Anakreons und der Sappho	52
20	Das Vergnügen	52

Die mit † bezeichneten Stücke sind hier zum ersten Male gedruckt, die mit * bezeichneten fehlen in der Ramlerschen Ausgabe.

Seite

21. Über die Wiedergenesung der Kayserin Frau Mutter, und des Pabstes zu gleicher Zeit . . 53
22. Auf ihren Geburtstag 54
23. Der Schmetterling und die Biene 55
24. An Phillis 55
25. An die Nachtigall 56
26.† Das Kind 56
27. An das Grass, worauf Phillis geruht 56
28. Die Hirtin 57
29. An Morpheus 57
30. Des Abt * * Entschluss bey Erbauung seines Klosters 57
31.† Amalia 58
32. Der Frühling 58
33. Die Klage 59
34. Sans les illusions, que servient nos plaisirs . . 59
35. Erstes Rondeau: nach einem französischen Dichter aus dem 14. Jahrhundert 59
36. Zweytes Rondeau 60
37.† Catulls 3tes Sinngedicht 60
38. Catulls 13. Sinngedicht 61
39.* Kunz und Görgel 62
40.† Der flüchtige Amor 62
41. Aglaja an Athamas 63
42.* Das zu grose und zu kurtze Glücke 63
43. Bitte an die Götter 64
44.† Sinngedicht 64
45. Ringelgedicht. Auf einen Brandweinbrenner, der geraume Zeit Reuter, und Marcketender gewesen, zuletzt aber Abt geworden 64
46. Als Timoleon zu heyrathen gezwungen ward . 65
47.* Was von ohngefähr geschehen könnte 65
48. Der befolgte Rath 66
49. Akanth und Phryne 66
50.† Auf Olympens Hand 67
51.† Auf den Tod eines Freundes 67
52.† Gefährlichkeit des Lobs 68
53. Liebe brauchet nicht Verstand 68
54.* Sinngedicht 68
55. Auf den Lustgarten zu * * * 69
56. Seladon 69
57. Das Leben 70
58.† An die Frau von * * * 70
59.† Luna und ihre Mutter Latona 71
60. Fabel 71
61. Sinngedicht 71

Seite

62. Über ihre Blässe 72
63. Bey Gelegenheit der Aufnahm eines schönen Geistes unter die 40. besoldete Mitglieder der französischen Akademie 72
64.† Fragment 72
65. Über die Springbrunnen zu Paris 73
66. Die Liebe 73
67. An gewisse Frauenzimmer 73
68. An Phillis 74
69. Petrarch 74
70. Nach dem Rousseau 75
71. Seine Ähnlichkeit mit Apollen 75
72. Angebinde 76
73. Das Anmuthsvolle und Holde 76
74. Die himmlische und irdische Venus 76
75. An die Frau von * * * 77
76. Hymen und die Truppen Amors 77
77.† Myrins Sinngedicht auf den Thirsis 78
78. Die Wiederkunft 78
79. Madrigal 78
80. Der dichtende Knabe 78
81. Auf einen unglücklichen Arzt 79
82. Der Amtmann 79
83. Der verzweiflende Schäfer 80
84. Süsigkeit der Liebe 80
85. Serenens Unbestand 81
86. Zuschrifft an den Herrn A. R. H.. zu H. . . . 81
87. Du und Sie 82
88. Madrigal 84
89. Opfer für meine Freunde 84
90.* [Triolet] 84
91. Der Preis der Schönheit 85
92. An seine Reime 85
93.* An Olympen 86
94. Grabschrift 86
95.† An Magister Dumm, der sich beschwerete dass sich Docter Stumm ein Werckchen zueigne, das Er doch verfertiget habe 87
96. Henrichs des IV.ten Abschied von der schönen Gabrielle. (Aus seinem französischen.) . . 87
97.* Sinngedicht 88
98. Madrigal 88
99. An die Frau von 89

Gedichte

von

Johann Nicolaus Götz

aus den Jahren 1745—1765.

Verſuch
eines Wormſers
in
Gedichten.

HORAT. ART. POET.

— — didicit, patriae quid debeat, et quid amicis,
Quo sit amore parens, quo frater amandus.

1745.

[3] **Wünſche des Dichters.** 1

O möcht ich, ſo wie ihr, geliebten Bienen, ſeyn!
An innerm Geiſte gros, obwohl von Cörper klein;
Möcht ich ſo ſchnell, wie ihr, ſo glücklich im Bemühen
Der Wiſſenſchaften Feld, ſo weit es iſt, durchziehen;
So ſtarck durch Emſigkeit, ſo fähig durch Natur,
Von Kunſt zu Künſten gehn, wie ihr von Flur auf Flur;
Bemüht den treuen Freund durch Nutzen zu ergötzen;
Bereit dem kühnen Feind den Angel anzuſetzen.
Wie ſehnlich wünſcht mein Hertz, daß ſtets mein Reimgebäu,
An Kunſt und Ordnung reich, wie eure Cellen, ſey,
Und mein gelinder Vers, wie euer Honig flieſſe,
So nahrhaft für den Geiſt, wie für die Sinnen ſüſſe.

[4] **An Herrn E. C. Weiſe.** 2

Was hör ich hier vor Symphonien?
Und welche freudenvolle Schaar
Liegt auf dem Antlitz und den Knien
Vor dem geheiligten Altar?
Welch eine Gottheit läſt ſich ſpüren?
Die Steine ſcheinen ſich zu rühren,
Und jener weiſſe Marmor haucht.
O dreymal ſeeliges Geſichte!
GOtt zeiget mir in ſeinem Lichte,
Wen er zu ſeinem Werckzeug braucht.

[5] O Dichtkunſt, Freundin frommer Thronen,
Was ſchwebt dort für ein edles Bild?
Der Schutzgeiſt meiner Vangionen
In einen goldnen Duft verhüllt.
Doch wen von ſeinen klugen Söhnen
Scheint ſeine rechte Hand zu krönen?
Welch iſt ſein Namen und ſein Lob?

Ich trag ihn über Feld und Hügel,
So hoch, als ehmahls Pindars Flügel
Den königlichen Kämpfer hob.

Erkenn ihn hier an dem Geleite,
Das sich beschäftigt um ihn dreht.
Die Klugheit geht zur rechten Seite,
Zur lincken Huld und Majestät;
Und die Entschlossenheit und Treue
Bereiten in der schönsten Reihe
Den Weg vor ihm zu unserm Wohl.
Die sinds, die ihn so schön formiret;
Sein Hertze, durch sie angeführet,
Ist ihrer edlen Lehren voll.

[6] Er weis in Winden und in Stürmen,
Wann andre von dem Steuer fliehn,
Das Schif des Staates zu beschirmen,
Und führt es durch die Syrten hin.
Erschaffen, Bürger zu erhalten,
Und fähig, Scepter zu verwalten,
Weis er von keiner Niedrigkeit.
Wann ihn die Bürger zürnen hören,
O GOtt! wie fliesen ihre Zähren?
Wie quillt ihr Hertz von bitterm Leyd?

Als ehmals auf Pangäus Höhen
Des Orpheus krumme Leyer klang,
Konnt man an Fels und Flüssen sehen,
Wie sie die Macht der Thonkunst zwang;
Da sah man auf der Ceder Spitzen,
Den Adler still und lauschend sitzen,
Der Lieder Reitz berauschte ihn;
Er senckte nickend sein Gefieder,
Und über seine Augenlieder
Warf sich des Schlafes Wolcke hin:

[7] So zwingt die Kraft von ſeinen Gründen
Der Hörer wiederſpenſtig Hertz.
Er ſpricht; ſein Wort muß überwinden.
Er tröſtet, und es fleucht der Schmertz;
Durch ſeine hohe Art zu dencken,
Wust er auch Könige zu lencken,
Ihm und den Bürgern hold zu ſeyn.
O Dichtkunſt! kan ich mich betrügen?
Wem fällt nicht bey ſo klaren Zügen
Das Bild des groſen Weiſen ein?

Was ſchimmert aber dort von weiten?
Mein blöder Blick verliert ſich gantz.
Ich ſeh das Gold der künftgen Zeiten,
Ich ſehe Worms in neuem Glantz.
Die Bürger lieben ſanfte Sitten,
Der Feind im Hertzen wird beſtritten,
Der Tugend Mattigkeit erfriſcht;
Und Kinder hören auf zu ſtöhnen,
Weil Weiſe die gerechten Thränen
Von ihren zarten Wangen wiſcht.

[8] Er ſchaffet, daß in unſern Thoren
Der Friede, ſelbſt zur Kriegszeit thront;
Daß Ueberflus, den wir verlohren,
Aufs neu in unſern Kammern wohnt.
Es blühen Wingert, Feld und Auen,
Die Axt erſchallt, man höret bauen,
Des Künſtlers ſcharfer Meiſel klingt,
Und auf des Rheines klaren Tiefen
Schwimmt ein belebter Wald von Schiffen,
Der uns der Fremden Reichthum bringt.

O Weiſe, Vater und Vergnügen,
Von GOttes Huld unſchätzbar Pfand,
Las dorthin deine Blicke fliegen
In der entbundnen Geiſter Land.

Schau da, was künftig iſt, im Bilde;
Wem lacht dies gläntzende Gefilde,
Dies ſeelge Reich voll Herrlichkeit?
Wem ſind doch dieſe Roſenfelder,
Die Blumenflur und Myrtenwälder,
Durch GOttes Finger zubereit?

[9] Nicht Königen, der Wohlluſt Knechten;
Nicht Herrſchern durch den Geitz entzündt;
Nein; nur den Schatten der Gerechten,
Die Väter ihres Volckes ſind.
Da herrſcht itzt die vollkommne Seele,
Um deren Abſchied ich mich quäle,
Erhaben über Tod und Zeit;
Lern, Weiſe, lern ihr ähnlich werden;
Die Tugend lohnt auf dieſer Erden;
Die Tugend lohnt in Ewigkeit.

* * *
* * *
*

[10] Bey Erblickung ſeiner Vaterſtadt.

Nach ſo viel überſtandnem Kummer
Empfind ich nun, daß dieſe Ruh
Noch ſanfter, als ein Mittagsſchlummer
Bey ſchwülen Sommertagen, thu.
Mein Worms ergötzt mich ſchon von Ferne;
Wie wird erſt die Entzückung ſeyn,
Kehr ich beym Glantz der Abendſterne
In ſeinen Mauren jauchtzend ein?

[11] Wofern mich nicht die Sinnen trügen,
So ſeh ich dich, mein Ithaka!
Wo ich, gewindelt in der Wiegen
Zuerſt das holde Tagslicht ſah;

Wo oft mein Vater voll Erbarmen,
In ſeinem Leben zu mir kam,
Und mich von meiner Mutter Armen
Mit liebesvollen Worten nahm.

Mein Hertze ſaget mir im Stillen,
An dieſem Flus, an dieſem Feld,
Wo Ströme gelben Weines quillen,
Und Ceres Frucht die Scheunen ſchwellt,
An dieſem Schmeltz beblümter Triften,
An allem was die Gegend hat,
Selbſt an den Thürmen in den Lüften
Erkennſt du deine Vaterſtadt.

[12] O ſeyd gegrüst, ihr Vangionen,
Der Friede kehre mit mir ein,
Der Friede müſſe bey euch wohnen,
Und feſt an euch gefeſſelt ſeyn.
Und du, o Thurn, dort in der Mitte!
Wie iſt mir? ach! mein Hertze bebt = = =
Iſt, oder iſt dies nicht die Hütte,
In welcher meine Mutter lebt?

Hier wars = = Ich kenne noch die Stelle, = =
Wo einſt mein Lebewohl erſcholl.
Du Thüre, du geliebte Schwelle,
Du ſaheſt meine Thränen wohl.
Du ſahſt mich noch am Ecke weinen,
Mit Reu und Sehnſucht rückwärts ſehn.
O Hütte, leben noch die Meinen?
Und darf ich auch zu ihnen gehn?

[13] Was frag ich? iſt mir ihr Gemüthe
Nach ſo viel Jahren nicht bekannt?
Zählſt du die Proben ihrer Güte,
So zählſt du auch des Rheines Sand.
Doch ſchwör ich hier bey Hayn und Matten,

Bey allem was nur heilig iſt,
Ja ſelbſt bey meines Vaters Schatten,
Daß mir ihr Wohlthun nicht vergist.

Nun endigt euch, ihr bittern Stunden,
Ihr ſüſſern Tage fahet an,
Nun ich mein Vaterland gefunden,
Nun ich die Meinen küſſen kann.
O Vorſicht, wirſt dein heilger Wille,
Mir noch ein Jahr zu leben, zu,
So gönne mir in ſanfter Stille
In ihrem Schooſe Fried und Ruh.

[14] Du prüfteſt mich durch ſchwere Zeiten;
Nun kennſtu ja mein junges Hertz.
Vier Jahre voller Bangigkeiten,
Gefahr, Angſt, Krankheit, Unmuth, Schmertz,
Des Todes Wurm im Eingeweide,
Melancholey in Geiſt und Sinn,
Die riſſen Hoffnung, Troſt und Freude,
Selbſt alle Luſt zu leben, hin.

Was dort der fromme Held erlitten,
Sturm, Ungewitter, Näß und Schnee,
Wie Winde wieder Winde ſtritten,
Litt ich nicht minder auch zur See.
Auch konnt ich auf des Waſſers Flächen,
Die grauſen Ungeheuer ſehn;
Auch hört ich Maſt und Segel brechen,
Sah Schiff und Schifvolck untergehn.

[15] Einſt, als von Stürmen hingeriſſen,
Mein Schif bald nach den Wolcken gieng,
Bald in des Abgrunds Finſterniſſen,
Bedeckt mit Waſſern, krachend hieng;
Als ich dem werthen Vaterlande
Entfernt den letzten Seegen gab,

Und ſieben Meilen von dem Strande
Nun nichts mehr wünſchte, dann ein Grab:

Da ſpaltete mit raſchen Roſſen
Der Geiſt der See der Tiefe Schoos,
Kam, als ein Strom, hervorgeſchoſſen,
Und machte mich des Kummers los.
Sohn, ſprach er, wahrer Sohn der Tugend,
Halt in Verſuchung nur Beſtand,
Ich liebe dich und deine Jugend,
Und ſchencke dich dem Vaterland.

[16] Du ſolſt dem nahen Tod entgehen,
Die Syrten werden dir nichts thun;
Die alte Mutter wirſt du ſehen,
Und in der Brüder Armen ruhn.
Dies Meer, muß es gleich Laſter ſtrafen,
Soll nie das Grab der Tugend ſeyn.
Ja, ja, dort ſeh ich dich ſchon ſchlafen
Auf jenem Ufer an dem Rhein.

Da hör ich dich auf hellen Saiten
In dem berühmten Maulbeerwald,
Mein Lob aus Danckbarkeit verbreiten,
Daß das Gehölze wiederſchallt.
Da kannſt du dein beglücktes Leben
Der Schaar der ſchönen Künſte weyhn,
Um, wenn du einſt wirſt Abſchied geben,
Im Tode noch beweint zu ſeyn.

[17] ## An ſeinen älteſten Bruder. 4

Ich ſchreibe nur, was ich empfinde,
Und dichte, liebſter Bruder, nicht.
Wann dieſes Lied zu zärtlich ſpricht,
So rechn' es der Natur zur Sünde.

Je weiter du entfernet biſt,
Je minder dich mein Herz vergiſt.

Ein Bootsmann blicket noch mit Zittern
Vom ſichern Strand aufs hohe Meer,
Wo ihm der Fluten ſtürmend Heer,
Bey finſtrer Nacht und Ungewittern
Sein ſchwerbeladnes Schiff umrang,
Am Fels zerſchlug, und denn verſchlang:

[18] So ſchauert mir auch mein Gebeine,
Kömmt mir die Krankheit in den Sinn,
Wovon ich zwar entbunden bin,
Doch die ich einſam noch beweine,
Weil ſie des Leibes Mark und Kraft,
Nebſt meiner Jugend hingerafft.

Sie kam in Nerven und Gelencke,
Vertrocknete der Adern Blut,
Und trotzte mit vermehrter Wuth
Des Arztes edlen Kräutertränke.
Ach! rief man bald mitleidig aus,
Erſchrick nicht, und beſtell dein Haus.

Ich thats, und ſchwieg in meinen Schmertzen;
Die Gnade ſtärckte den Verſtand;
Doch lag mir noch mein Vaterland,
Nebſt meinem Schöpfer, nah am Hertzen,
Und jeder Freund den ich verlohr,
Kam mir in der Verwirrung vor.

[19] Da ſah und grüßt ich meine Brüder,
Und gläubte, daß ich ſie umfieng.
Doch wenn die Phantaſie vergieng,
Ach! ſo verſchwanden ſie auch wieder;
Dies machte, daß in meinen Schoos
Ein Strom von bittern Zähren flos.

Sprach man denn, mich vergnügt zu machen,
Sie haben sich vielleicht versteckt,
Und werden, wenn der Morgen weckt,
Dir anmuthsvoll entgegen lachen;
So wacht ich, bis der Morgen kam,
Und fand sie nicht, und schlief für Gram.

Hierauf erhub sich erst mein Leiden,
Weil mirs so denn im Traume schien,
Wie sie im grünen Felde fliehn,
Und sonder Abschied von mir scheiden,
Ja, auf mein wehmuthvolles Flehn
Nicht einmal freundlich rückwärts sehn.

[20] So ward mir jeder Tag zur Wochen,
Und jede Woche wie ein Jahr;
Und was von mir noch übrig war,
War ein Geribbe dürrer Knochen,
Das sonst nichts mehr vom Leben wies,
Als daß es nur noch Athem blies.

Einmahl erwacht ich unzufrieden,
Sas in dem öden Lager auf,
Lies meinen Thränen freyen Lauf,
Und wandt mein Antlitz gegen Süden,
Wo die beglückte Gegend liegt,
Da man mich ehedem gewiegt.

Ach! sprach ich, hier in fremden Mauern,
Wart ich aufs Ende meiner Noth,
Kein Freund erfähret meinen Tod,
Ich Armer! wer wird mich bedauern?
Wer drücket mir die Augen zu?
Wer wünscht mir eine sanfte Ruh?

[21] Gehabt euch wohl, ihr theuern Seelen,
Du, welche mich zur Welt gebahr,

Du, meiner werthen Brüder Schaar,
Last euch nicht meinen Abſchied quälen;
Ich folge meines Vaters Spur,
Der vor mir in die Grube fuhr.

Ja, Vater, zwar die ſtärckſten Mauern
Zerſtört der Zeiten Grauſamkeit;
Doch ſoll dein Nachruhm lange Zeit
Auf deiner Kinder Lippen dauern,
Die du gleich guten Gärtnern zogſt,
Und ſchon als zarte Pflantzen bogſt.

Dies wahre Lob, beweinter Schatten,
Nimm noch in deinen Grüften hin,
Und warte bis mein treuer Sinn,
Gebunden in des Himmels Matten,
Aus kindlicher Erkäntlichkeit
Dir ein vollkommner Opfer weiht.

[22] Auch ihr, o weitentlegnen Auen
Der alten Vaterſtadt am Rhein,
Lebt wohl, und ſteht voll Korn und Wein;
Ich werd euch niemahls wiederſchauen;
Doch allzeit, wie bisher geſchehn,
Für euer Wohl gen Himmel flehn.

Nun lieſr' ich meines Leibes Bürde
In Kurtzem in des Todes Hand;
Beglückt! wenn ich in deinem Sand,
Geliebtes Worms, verſcharret würde.
Mich dünckt, daß ich noch eins ſo wohl
Alsdenn im Grabe ruhen ſoll.

So ſprach ich, und ſah ſchon von weiten,
Von dieſer Erde jähem Rand,

Der blaſſen Schatten ſtilles Land,
Das groſſe Reich der Ewigkeiten:
Geliebteſter, da kameſt du,
Und mit dir all mein Glück und Ruh = = = =

[23] Warnung an einen ſchönen Knaben.

Holdſeelig Kind, du meine werthe Freude,
Anmuthig, wie der Weſt,
Rein, wie ein Lamm, das auf der Frühlingsweide
Am Bach ſich ſäugen läst.

Dies goldne Haar, daß ſich itzt kurtzgekrollet
Um deine Schläfe krümmt,
Wenn es einſt braun in langen Locken rollet,
Und auf den Schultern ſchwimmt;

Wenn Hebens Hand mit einem zarten Schatten
Dein rundes Kinn bekrönt,
Und ſich dein Geiſt nach freyen Blumenmatten,
Und ofnen Feldern ſehnt;

[24] Wenn einſt dein Leib in holder ſchlanker Länge
Zur Männergröſe ſteigt,
Wie Cedern thun, die in berühmter Menge
Der heilge Hermon zeugt:

Alsdann, o Sohn, fleuch, gleich dem Strahl der Blitze,
Den angenehmen Strand,
Wo neben dir auf einem Raſenſitze
Dich Doris ſchön genannt,

Wo ſie geſagt, daß dir der Weinſtock blühet,
Und auf dem Blumenfeld,
Um dich zu ſehn, der klare Quell verziehet,
Und froh die Ufer ſchwellt,

Daß nur für dich die kühlende Melone
Am Sonnenſtrale reift,
Und nur für dich der Lentz, des Jahres Krone,
Im Roſenwäldgen ſtreift.

[25] Sohn, wenn ſie einſt, indem ſie Blumen pflücket,
Die Stengel nach dir ſchmeist,
Wie? oder doch die ſteifen Stengel knicket,
Und dir ſich ſpröd entreist,

Und wie ein Reh in junge Myrtenhecken
Nicht ohne Schalkheit flieht,
Vor ihrem Freund ſich ſchüchtern zu verſtecken,
Doch ſo, daß er ſie ſieht:

So folg ihr nicht; ſie leitet deine Jugend,
Auf Pfade voller Blut.
Ach! folge nur der ewigſchönen Tugend;
Die iſt das höchſte Gut.

Die wird dich auch im Tode nicht verlaſſen;
Verlaſſe ſie nur nie.
Was wär ich, ach! wenn du mich wollteſt haſſen?
Was wärſt du ohne ſie?

[26] An ſeinen Freund Damon.

Geliebter, gläube mir, ein Menſch iſt glücklich dran,
Der in dem treuen Schoos von Freunden ruhen kann,
Die mit vereintem Fleis nach Kunſt und Weisheit ſtreben,
Und auch der Menſchlichkeit, was ihr gebühret, geben.
Ein ſolcher iſt gewis der weiſen Henne Sohn;
Die Sonne ſieht auf ihn von ihrem goldnen Thron
Mit Neid und Groll herab, und wünſcht ſich ſolche Stunden,
Wie zwiſchen mir und dir in reiner Luſt verſchwunden.

[27] Dem Höchſten ſey gedanckt, der, wenn ichs ſagen darf,
Mich aus beſondrer Huld in deine Armen warf;
Und als ich dich einmahl in ſeinem Tempel ſchaute,
Mich auch ſo gleich mit dir vor ſeinem Altar traute.*

Seit dieſem kam mirs vor bey aller Sklaverey,
Als ob ich ſorgenlos, und ungebunden ſey;
Ich glaübte, wenn ich dich aus ſüſſer Liebe hertzte,
Euryalus zu ſeyn, der mit dem Niſus ſchertzte,
Und ſah ich dich zu mir mit holden Schritten gehn,
So meynt ich, wie im Traum, die Muſen ſelbſt zu ſehn.

O daß der Himmel mir das hohe Glücke gönnte!
Daß ich zunächſt bey dir auf ewig wohnen könnte;
Und daß ich dieſe Stirn, den Thron der Redlichkeit,
Dies holde Augenpaar, das ſo viel Anmuth ſtreut,
Und dieſen ſüſſen Mund, der oft mein Hertz bewegte,
Den langen Tag hindurch beſchaun und hören mögte!

[28] Wenn eine Nachtigall die nackte Brut verläst,
So ſchreyt und zwitzert ſie in dem einſamen Neſt,
Man ſieht ſie ringsumher auf die begrünten Auen,
Die Hälsgen ausgeſtreckt, mit ofnen Schnäbeln, ſchauen,
Bis aus der nahen Saat der Mutter Stimm erklingt,
Die ſchon geflogen kömmt, und friſches Futter bringt:
So ſehn ich mich nach dir. Ich muß es endlich wagen,
Dir, was ich leiden muß, mein werther Freund, zu ſagen.
Mein Hertze wallet ſchon aufs neue zu dir hin,
Wenn ich nur einen Tag von dir geſchieden bin;
Schau ich nicht ſtets dein Bild leibhaftig vor mir ſchweben,
So fehlt mir alle Luſt in dieſem Land zu leben;
Des Tages holder Strahl iſt mir alsdann verhast,
Und jede Sommernacht die allerſchwerſte Laſt.

* Sie bekamen in einer Kirche Gelegenheit einander kennen zu lernen.

[29] Ach! bist du dann mein Freund, suchst du mein Glück zu bauen,
So laß dich jeden Tag bey deinem Freunde schauen;
Wenn du bey mir nicht bist, so leb ich als verbannt;
Wo du, Geliebter, bist, da ist mein Vaterland.

*** ***
***

7 [30] Ueber seine Freundschaft mit dem Thirsis.

Hier sasen wir beysammen
Am kleinen Wasserfall,
Und sangen unsre Flammen
Dem blumenvollen Thal.
Die säumende Narcisse,
Bog, wo mein Thirsis sas,
Beschwert durch Thränengüsse
Das schöne Haupt ins Gras.

[31] Da sahet ihrs, ihr Heiden,
Ich drückt ihm seine Hand,
Wandt, reich an Pein und Freuden,
Den Blick zum Vaterland,
Und sprach mit leisem Thone:
Die Tugend segne mich,
Und gebe mir zum Lohne,
Mein zarter Freund, nur dich.

Bekennen will ichs gerne,
Ich bin nicht deiner werth,
Doch gäben mir die Sterne,
(Was ich zwar nie begehrt)
Glantz, Schönheit, hohe Gaben,
Was See, und Erdreich hat,
Sucht ich doch dich zu haben,
Und dich nur früh und spath.

Ja, Freund, bey dieſen Matten,
Bey meinen Zähren hier,
Und unſrer Väter Schatten
Bezeug und ſchwör ich dir,
Dir hab ich mich ergeben;
Nur dich lieb ich, nächſt GOtt;
Darf ich bey dir nicht leben,
So fühl ich ſtets den Tod.

[32] Ein gütiges Geſchicke
Verknüpfte mich mit dir.
Dein Leben iſt mein Glücke;
Wo du biſt, da iſt mir
Der Himmel in der Nähe.
Doch jedes Körngen Zeit,
Wofern ich dich nicht ſehe,
Wird mir zur Ewigkeit.

Geſundheit, Kind des Himmels,
Die auch der Weiſe ſucht,
Und du, Feind des Getümmels,
Schlaf, der Geſundheit Frucht,
Ihr flieht vor meinen Blicken;
O flieht, mit ſtätem Flug!
Mich ewig zu beglücken,
Iſt Thirſis ſchon genug.

Über

den Tod ſeines Bruders

Cornelius Georg Götzens.

* * *

Damon.

Kein Reim entweih dies dir geweihte Lied.

1747.

Haud quicquam mihi dulce meorum
Te sine, FRATER, erit.

Was seh ich? Himmel hilf! so zarte Wangen,
Solch einen schönen Mund, wo Suada thront,
Dies kästenbraune Haar, die klaren Augen,
Bespritzt das faule Gift der Sterblichkeit?
Erhabne Tugenden, des Höchsten Töchter,
Gehorsam, holde Scham, Bescheidenheit,
Eilt euer Meisterstück geschwind zu retten,
Sonst stirbt mein werthester Cornelius.

Hilf GOtt! es öfnet sich des Himmels Pforte,
Ein heilger Wächter fährt im Glantz herab,
Und löset sanft, mit dem etherschen Speere,
Das künstliche Gewirr des Knotens auf,
Der die geweihte Seele meines Bruders,
An dies zerbrechliche Gefäse band.
Er nickt und stirbt; o Himmel! und im Sterben
Fällt ihm sein Worms, sein süses Worms noch ein.

Weh mir! du fliehst davon, da ich noch athme,
Und lässest unbarmhertzig mich zurück:
Ach! daß ich nicht mit Seufzen, Weinen, Grämen,
Zum Todtenreich den Zugang öfnen kann!
Denn sucht ich dich, dich, nun nicht mehr den Meinen,
Am stillen Flusse der Vergessenheit,
In tausend schattigten Cypressengängen,
Beym zweiffelhaften Licht der Dämmerung.

Du warst voll Lieblichkeit, wie Welschlands Triesten,
Gefällig, wie der West, wie Blumen, schön,
Wie weisse Lämmer sind, von holder Sanftmuth,
Der keuschen Liebe werth, und stets geliebt.

Du wuchsest auf, gleichwie ein junger Lorbeer,
Den alle Nacht der Abendstern bethaut,
Die grünen Arme kronenförmig breitet,
Und luftigschön aus schwartzem Boden steigt.

Ich liebte dich, wie Engel Engel lieben,
Als herrscheten die goldnen Zeiten noch.
Zehn Jahre lang sah ich dich alle Tage,
Als wärs an jedem Tag das erstemahl.
Kamst du allein, mir, wie du pflagst, entgegen,
So sprang um dich ein Heer von Tugenden;
Und giengest du mit mir in weiten Wüsten,
So gieng gantz Worms zugleich, mein Bruder, mit.

Nunmehr beseufzen dich die goldnen Aehren,
Die fetten Wingerte, die Blumenflur,
Der prächtge Tempel, wo du kunstreich sangest,
Die Maulbeerau, und Dahlbergs Sommerbusch.
Der Vater Rhein geht aus den dunklen Grotten,
Gantz triefend ans Gestad, und rufet dir,
Dreht rund umher die grosen Riesenaugen,
Und findt dich nicht, und schmiltzt für herber Pein.

Die Weltweisheit, die du so liebgewonnen,*
Entdeckte dir ihr edles Antlitz schon;
Trug dir im Qualm egyptscher Finsternisse,
Das sichre Licht der rothen Fackel vor.
Du hieltest stets die aufgerollte Charte
Von ihrem Reich, betrachtend in der Hand;
Ihr Demantschloß, das in der Ferne funckelt,
Bewegte sich, wie es fast schien, zu dir.

Nun lehnt sie sich an deines Grabes Marmor,
Ihr langes Haar folgt flatternd Zephirs Hauch,

* Er starb zu Halle, wo er eben die Weltweisheit zu studieren angefangen hatte.

Mit beedem Arm hertzt ſie die volle Urne,
Den Reſt von dir, den ſie mit Thränen küst:
So liegt im dicken Schwall beſchäumter Wogen,
Der Rhodanus auf einer Schilderey,
Es tropft ſein Bart, es tropfen ſeine Locken,
Sein ſtarcker Arm ſtürzt klammernd einen Krug.

Cornelius, Geſchenke meines GOttes,
Ach! allzubald verläſſeſt du die Welt.
In dir verſtirbt den künftigen Geſchlechtern,
Ein groſer Geiſt, und jeder Tugend Bild.
Du ewiglich zu leben würdger Jüngling,
Lebſt, wenn dies leben heist, nur einen Tag,
Den Roſen gleich, die itzt der Oſt gebohren,
Und itzt der Süd mit giftgen Stichen tödt.

Dein früher Tod beraubt mich aller Freude,
Verbittert mir des Lebens Süſigkeit.
Der werthen Vaterſtadt beglückte Felder,
Sind nun für mich ein unwirthbares Land.
Die unanſehnliche geringe Hütte,
Die deiner Jugend frohe Tage ſah,
Ergötzet mich, weil noch die Mutter lebet,
Betrübet mich, weil du entſchlafen biſt.

Ich ſprach: komm, holder Lentz! du Schmuck des Jahres,
Es ſeufzt Feld, Berg, und Thal verliebt nach dir;
Füll mit dem Ambraduft gewürzter Kräuter,
Den zarten Mirthenhayn, das junge Thal.
Auf bunten Fittichen gelinder Winde,
Weh uns vom Pfirſigbaum Gerüche zu,
Daß ich die kleine Stadt am Rhein beſuche,
Die groſe Seelen zeugt. Komm, holder Lentz!

Nun ach! verlang ich nicht den Lentz zu ſehen,
Sein allerhellſter Tag iſt Nacht für mich.
Der Ruhe goldnes Haus iſt mir verriegelt,

Und meine gröſte Luſt, das iſt mein Gram.
Ach! mein Cornelius, Freund meiner Seele,
Den ich weit mehr, als mich, weit mehr geliebt,
Ich werde nimmermehr dich wiederſehen;
Beſeufzen werd ich dich in Ewigkeit.

Hält dich die Liebe nicht zur armen Mutter,
Die du im Grab das erſtemahl betrübſt,
Die Tage lebt, wie lange Ewigkeiten,
Den Tod bald ſchilt, bald ſo dem Tode ruft:
„Gebar ich dich, mein ſüſeſtes Vergnügen,
„Gebar ich dich, dem blaſſen Reiche nur?
„Und ſollteſt du, da ich dich kaum erzogen,
„Undanckbarer, auf ewig von mir fliehn?

„Mir ſchmeichelte die ungetreue Hofnung,
„Ich würde bald, betagt und lebens ſatt,
„An deiner Bruſt, die dunckeln Augen ſchlieſen,
„Von dir betraurt ins Land der Schatten gehn.
„Nun läufſt du vor, Grauſamer, und ich lebe?
„O Leben ſonder Luſt! o wahrer Tod!
„O holdes Kind, zu meinem Leid gebohren!
„Mein ſüß Gemahl ſtirbt nun aufs neu in dir.

„Ach! meine Freundinnen, was wollt ihr machen?
„Erreget meinen Zorn mit Tröſten nicht.
„Mein Leid gefällt, und ſoll mir ſtets gefallen;
„Wohin ich ſeh, o Sohn, ſeh ich dein Grab.
„Dein unverhoft, und thränenreiches Sterben,
„Erneuert mir die Wehen der Geburt.
„Bedenckſt du nicht, was ich hier ſterbend thue,
„Wär deine Pflicht bey meiner Gruft zu thun?

So winſelt ſie in einſamſtillen Nächten,
Und Luna macht ihr rundes Fenſter auf,
Und gukt auf ſie vom blauen Himmelsſaale,
Mit blaſſem mitleidvollem Angeſicht,

Und läst, wie Perlen, runde Zähren rollen,
Die man, wenns tagt, noch auf den Rosen findt,
Hüllt drauf das schöne Haupt in einen Schleyer,
Als schämete sie sich der Weichlichkeit.

Ich aber irr in öden Wüsteneyen,
Wo Traurigkeit den bleyern Scepter führt,
Wo neben mir das blasse Schweigen schleichend,
Den dürren Finger auf die Lippen drückt,
Wo um und um betrübte Schatten seufzen,
Und Gräber offen stehn, und Eulen schreyn:
Da seh ich tausendmahl, dich, Bruder, sterben,
Und fühle tausendmahl den Tod mit dir.

Denn bricht mein kläglich Ach die tiefe Stille,
Denn sing ich deinen Werth, und unsern Bund,
Und wie vor Ewigkeit des Schöpfers Liebe,
Mein künftig Glück mit deinem Seyn verknüpft.
O traurig Glück! von wenigen Sekunden!
O treue Laute komm, erneure mirs!
Umsonst. Du sinckst aus matten Bruderhänden,
Und ächzest sinckend noch: Cornelius.

Er aber steigt, als eine heilge Flamme,
Zur Himmelsstadt, dem ewgen Ursprung, auf,
Und wird nicht mehr der dunckeln Kugel leuchten,
Die seinen hohen Adel nicht erkannt.
Die Cherubim, in hellen Sabbathskleidern,
Empfangen ihn, gebückt, am goldnen Thor,
Beym lauten Klang unsterblicher Gesänge,
Wovon das himmlische Gebürge bebt.

Da ziehet er im Pomp durch breite Gassen,
Nächst lichten Schlössern hin, zur Gottheit Thron;
Und alsobald steht mit holdseelgem Lächeln,
Voll Majestät, der Sohn des Höchsten auf,
Nimmt mit der Hand das prächtge Diadema,

Das an dem goldnen Pfosten schimmernd hängt,
Und bindet es auf seine glatte Stirne,
Und ruft ihn laut, als Ueberwinder, aus.

Und unser Vater siehts, springt aus dem Lehnstuhl,
Der hocherhöhet strahlt, eilt auf ihn zu,
Durch hohe Helden, die zurücke treten,
Aus Ehrfurcht gegen seinen hohen Stand;
Bewillkommt ihn auf beyde Rosenwangen,
Wünscht ihm, in süsen Thränen, tausend Glück.
Der weite Himmel lacht im ewgen Glantze,
Und neue Wonne füllt das grose Reich.

Drauf drehet er sein sonnengleiches Antlitz,
Mit ernster Freundlichkeit, von ihm, auf mich;
Die sanfte Harmonie der Sphären schweiget,
Die seelgen Heere horchen lüstern auf:
„Was trübest du des neuen Cherubs Freude,
„Geliebter Nikolaus?
„Misgönnst du ihm, daß er zum Ziel gedrungen,
„Wohin du noch die heissen Räder lenckst.

„Soll er sein ewig Glück mit Füsen treten,
„Dein einzeln Glück, ein kurtzes Glück zu baun.
„Wahr ists: er floh aus süser Brüder Armen;
„Allein wohin? in eines Vaters Schoos.
„Hier flammet er in göttlichhohen Ehren,
„Hier ist sein Vaterland;
„Und wie ihn dort grosmüthge Seelen liebten,
„So liebt ihn hier der Himmel und sein Herr.

„Wer stirbt, wie er, stirbt in recht goldnen Tagen;
„Nicht er, nur du, du bist beklagenswerth.
„Sieh an, er lebt, auf immergrünen Inseln,
„Von Irrthum, Nacht, Verdruß und Wechsel frey.
„Ein Amaranth schattirt die hellen Locken;
„Sein Fus tritt den Olymp.

„Und unter ihm dreht ſich in tiefer Ferne,
„Der kleine Mond, wo deine Mutter weint.

„In einem Paradies, wo ſanftre Lüfte,
„Durch ſette Pomeranzenwälder wehn,
„Dadurch durchſichtge Bäche rieſelnd rinnen,
„Auf deren Rand gemahlte Blumen ſtehn,
„Wo mit dem ewgen Herbſt, ein ewger Frühling
„Geſchwiſterlich ſich paart:
„Spatziert er, wie ein Stern, an meiner Seite,
„Und lobet GOtt, und GOtt iſt ſelbſt ſein Lohn.

„Drum weine nicht. Bald ſchlägt die ſeelge Stunde,
„Da auch von dir der Rock des Todes fällt.
„Wir warten dein mit ſehnlichem Verlangen;
„Sey, bis dahin, der alten Mutter Troſt.
„Ich ſchwöre dir beym Glantz der Morgenröthe,
„Der um mich ſtrahlt,
„Wir lieben dich; wer könnte dich vergeſſen?
„Da GOtt, dein GOtt, ja ſelbſt dich nie vergist.

VIRGILIUS.
Candidus insuetum miratur limen Olympi.

* *
*

Aus der Handschrift.

Attis. 9

Eine Erzehlung.

Seinem zweeten Bruder
zugeeignet.

Als vor nicht langer Zeit der ſchlanke Attis,
Um ſeines Bruders Hintritt noch betrübt,
In melancholiſchen Gedanken irrte,
Sties er bey eines dunkeln Waldes Schlus,
Von ohngefähr an eine groſe Wieſe,
Die ſchöneſte der Wieſen weit und breit,
Anmuthiger, als die heſperſchen Gärten.
Da wallte ſorgenlos und ohne Furcht,
Als wüſt es nicht, wie reizendſchön es iſt,
Ein Schäfertöchtergen, im grünen Graſe,
Das mit dem Morgenroth gekommen war,
Des Frühlings erſte Kinder einzuſammeln.

Ihr Angeſicht war unter ſich gekehrt
Auf die bethaute Flur, wo ſie gebückt,
Die zarte Hand rundum ſpatzieren lies,
Und braune Veilgen, ſchweflichte Narziſſen,
Und blaue Hyacinthen, oder auch
Des Crokus Safranblume niedlich pflückte,
Wozu ſie noch wohlriechenden Lavendel,
Geſunden Thymian und kräftgen Quendel,
Der holden Düfte wegen miſchete;
Zu welchem Brauch? das wuſte ſie itzt nicht;
Doch ſie erfuhrs. Auch du erfährſts mein Leſer.

Indem ſie ſo in ihrer Unſchuld gieng,
Mit Lieblichkeit auch ungeputzt umgeben,
Ward Attis ſie gewahr. Er ſtutzt, ſteht ſtille,
Macht ſeine groſen Augen noch ſo groß,
Und trinkt ſich ſo an ihrer Schönheit trunken,
Daß er nicht weiß, wie, was, und wo er iſt.
Bald meynet' er, er fang erſt an zu leben,
Denn dünkt es ihn, ein zauberiſcher Traum,
Zeig ihm Arkadiens unſchuldge Fluren,
Wovon die ewge Schaar der Dichter ſingt.

Nach hin und her gewältzeten Gedanken,
Erkennt er, was er ſieht, gläubt was er fühlet,
Und murmelt in ſich ſelbſt:
„ich ſehe nun
„Daß dieſe Trieft ein günſtger Gott bewohnet,
„Der meinen Geiſt mit ſeiner Gottheit ſpeiſt.
„Der weiſſe Tag, der hier mit Zittern ſchwebet,
„Bringt mir die Ruh auf ſeinen Schwanenflügeln,
„Nach welcher ich ſo lang umſonſt gerennt.
„Dies ofne Feld bezaubert meine Sinnen;
„Es gleicht an Frölichkeit den Sonnentrieften,
„Wo ſonſt mein Freund in Roſen weydete,
„Dem wie mich dünkt (hier zeigt er mit dem Finger,
„Zur Hirtin hin,) das zarte Bild dort gleicht,
„Um welche Güte, Sanftmuth, Huld und Keuſchheit
„In feſtverſchlungnem Ringe munter hüpfen.
„Sie iſt ſo tugendhaft und jung, als er,
„Doch reizender, und würdiger der Liebe.
„Kaum ſeh ich ſie, ſo nimmt mein Leid die Flucht,
„Der Raſen hier, der ſonnenhelle Anger,
„Wo ich ſonſt weinend gieng, lacht mich itzt an,
„Weil ihre Gegenwart ihn luſtig macht.
„Ich fühls, ich fühls, ein mir geheim Geſchicke,
„Reiſt meinen Geiſt zu ihrem Geiſte hin,
„Und wenn ſie mir nicht willig günſtig wird,
„Werd ich für Gram mein Leben niederlegen.

Wie Attis ſo ſein innerſtes eröfnet,
So fällt ihr Blick vom Schmeltz der blühnden Au,
Da ſie ſich, (ohne dies ſchon allzureizend,)
In ihr ſchwartzbraunes Haar ein Blümgen ſteckt,
Von ungefähr auf ihn. Gleich färbt die Scham
(Als hätte ſie was ſündliches begangen)
Ihr zartes Wangenpaar mit ſolchem Purpur
Wie wenn das Abendroth am Meere lächelt.
Drauf flieht ſie ungeheiſſen von der Stätte,
Läſt in der Eil ihr nettes Körbgen ſtehn,
Zieht ihren dünnen Schleyer vor die Augen,
Und ſpringet, wie ein Reh, das Zephir ſchreckte,
Mit raſcher Schüchternheit durchs Grüne hin,
Mit ihrem langgefalteten Gewande,
Das ſie aus gewohnter Reinlichkeit
Von vornenher ein wenig aufwärtshub,
Von Blum und Klee die hellen Tropfen ſtreifend,
Und einen neuen Pfad durchs Feld ſich zeichnend.

Als er ſie fliehen ſah, ſchlug ihm das Hertze,
Und ihre Liebe ſchien ihm lieblicher,
Und ihre Jugend ſchöner noch zu glänzen,
So ſehr erhebt Schamhaftigkeit die Schönheit.
Er meynete, in ihr lauf all ſein Wohl,
Und all ſein Glück, ſein Leben ſelber fort.
In ſeinen Augen, die in Liebe flammten,
War Stillſtehn hier die gröſte Laſterthat.
Er hätte dir kein Königreich genommen,
Mit dem Beding, ihr itzt nicht nachzulaufen.

Er hub demnach geſchwind ihr Körbgen auf,
Und als er es mit den gepflückten Blumen,
Die ſie aus Angſt verſchüttet, angefüllt,
Folgt er ihr nach mit unverwandten Blicken,
Wie einer Turteltaub ihr Täuber folgt.
Er hätte nicht geſchwinder laufen können,
Wenn ſie auf dieſer Welt die Einzge wär.

Kaum bog ſein Schuh das Wegkraut unter ihm.
Drum ſagt man auch, daß, ſeinen Lauf zu fördern,
Die Liebe ſelbſt die Fittich ihm gelehnt.

Itzt, da er ſchon in ihrem Schatten lief,
(Denn ſie lief morgenwärts der Sonn entgegen)
Da ſeine Sohlen ihre Sohlen jagten,
Und ſchon ihr Nacken ſeinen Odem fühlte,
Sprach er demüthigbittend ſo zu ihr:

„Ach! ſtehe doch, du junge Keuſchheit ſtille,
„Die Liebe ſelbſt erſuchet dich durch mich,
„Die meinen Gang auf dieſes Feld geleitet,
„Daß mir nach langer Nacht der Traurigkeit,
„Ein goldner Stral der Morgenröthe ſcheine,
„Nachdem ich lange ſchon den Freund geſuchet,
„Vor deſſen Blick die Wüſteneyen flohn,
„Den ich, wie mich, und meine Wohlfarth liebe,
„Wiewohl er läufft, als lief die Sünde nach:
„Nun da ich dich erblicket, dünkt es mir,
„Ich hab in dir ihn völlig wieder funden,
„So ſehr biſtu an Lieblichkeit ihm gleich;
„Ach! gleich ihm doch an Gutheit auch für mich.
„Ich habe ja, dem Himmel iſts bewuſt,
„O einge Zierde dieſer weiten Felder,
„Wie über uns die rothe Sonnenfackel
„Bey Tag die einge Zier des Himmels iſt,
„Zu aller Zeit die Tugenden geliebet,
„Die ich in deinem ſittſamen Betragen,
„Und in der keuſchen Flucht vor mir bemerke.
„Um deren willen biſtu mir ſo ſchön,
„Daß ich dir nachgezogen, willig folge,
„Durch deinen Mund mein Glücke zu erfahren;
„Und ob ich weis, ich ſey nicht deiner werth,
„Doch lieb ich dich, wie michs der Himmel heiſſet,
„Der dich aus Huld für mich ſo reizend ſchuf,

„Dich ſelbſt entbehrt, damit er mich beglücke,
„Weil ohne dich ich niemahls glücklich wär.

„Empfange denn von meiner Hand dies Körbgen,
„Voll zarter Blumen, die ich neiden muß,
„Weil du, ſie aufzuſuchen, ſelbſt gekommen,
„Du, ſittſamer, als dieſe Veilgen ſelbſt,
„Und keuſcher, als die keuſchſten Lilien,
„Und friſcher, als des Mayes friſchſte Roſen,
„Die an Geruch weit minder reizend ſind,
„Als du an Freundlichkeit und ſanften Sitten,
„Empfange ſie, doch auch zugleich mein Hertz,
„Das rein, und offen, und durchſichtig iſt,
„Wie die Cryſtallen dieſer Wieſenquelle,
„Das alles hat, wann es nur lieben darf,
„Und Reichthum, Ehre, Ruhm und Luſt verachtet
„Für einen Blick, den du mir lächelnd giebſt.
„Und bleibe denn mit mir auf dieſer Heide,
„Wo dich vordem die Myrthenſtauden ſahn,
„Als dir des Lebens erſter Stral begegnet,
„Und wo die Redlichkeit, die holde Scham,
„Und wahre Lieb im Grünen ſich ergehen,
„Seitdem die Könige ſie weggebannt.
„Da wollen wir von Sünd und Laſter frey,
„Im hellen Angeſicht des Himmels ſelbſt,
„Ein unbeflecktes Schäfer-Leben führen;
„Denn wird die Gegend unter deinen Füſen,
„Durch deiner braunen Augen Glantz verjüngt,
„Mit immerfriſchem Klee und Kraut ſich ſchmücken,
„Und jedes Blatt im nahen Lorbeerhayn,
„Wird dir zum Ruhm zu einer Zunge werden,
„Und Tag und Nacht dem Himmel, Erd und Luft,
„Von deinem Reitz, und meinem Glücke ſingen.

So ſittſam bat er ſie um Gegengunſt,
Und lief ihr nach biß unten an die Wieſe,
Wie dem gehörnten Mond das Heer der Sterne,

Und wie dem Sternenheer die Stille folgt.
Ihr Odem fieng nun an ſie zu verlaſſen,
Auf ihrem Angeſicht ſtand heiſſer Schweis,
Die Füſe wollten ſie nicht weiter tragen,
Und vor ihr flos ein krummer Schlangenbach,
Der ſchreckte ſie mit zornigem Gemurmel,
Und drohete, mit ausgeſpannten Armen,
In ihrem ſpröden Lauf ſie aufzuhalten.

Die ſtand demnach, aus Scham ſich röthend, ſtille,
Dreht ihre Augen ſeinen Augen zu,
Und als ſie ihn in einer Stellung ſah,
Daß er den Blumenkorb ihr zitternd reichte,
Konnt ſie ihm länger nicht ſo grauſam ſeyn.
„Ach!“ ſeufzte ſie im innerſten der Bruſt,
„Wofern ich länger flöh, was hülf es mir?
„Er ſitzt mir ſchon im Schreine meines Herzens;
„Er bittet viel zu ſchön, zu tugendhaft,
„Als daß man ihm nicht eilend helfen ſollte.
„Ich fürchte ſehr, wofern ich ihn nicht liebe,
„So liebt mich auch die holde Tugend nicht.

Sie nahm ihm drauf den Korb, ſich neigend, ab,
Und ſas auf weichem Moos mit Wohlſtand nieder,
Er aber blieb, ſein Hütgen haltend, ſtehn,
Und ſprach mit Blicken fort, in welchen Tugend,
Und Zärtlichkeit, und Innbrunſt funkelten.

Was thut die Schöne da? Sie ſchüttete
Das gantze Blumenheer in ihre Schürtze,
Und fieng für ihn ein ſchönes Cräntzgen an:
„Kömmt, ſprach ſie, Blümgen kömmt, krönt dieſen Schäfer,
„Wenn er euch trägt, ſeyd ihr noch eins ſo ſchön.

Da lächelt er vor Freuden, und vor Freuden
Fiel Hut und Hirtenſtab ihm aus der Hand.
Er hub ſie auf und ſchwieg. O ſüſes Schweigen!
Wofern man ſchweigt, dieweil man glücklich iſt.

Bey Erblickung einer ſchönen Perſon.

Welche ſchöne Schäferin,
Die auf dieſer Morgeninſel
Wie die reinſte Sonne ſtrahlt?
Keuſchheit, Unſchuld, Sittſamkeit
Folgen ihren muntern Schritten
Mit verſchrenkten Armen nach,
Und verſchönern ihre Schönheit,
Die Auroren neidiſch macht.
Über ihrem Scheitel gaukelt,
Ein in ſie verliebter Schwarm
Buhleriſcher Morgenlüfte,
Die mit feuchten Fittichen
In dem Sonnenſtrale funkeln,
Und ihr Tropfen hellen Thaus
Auf den weiſſen Buſen ſprützen,
Wo der Überfluß ſich bläht.
Vor ihr hüpft die Frölichkeit
In dem weiſſen Sommer-Kleidgen,
Und die Schertze, nebſt den Spielen,
Die, gleich kleinen Engelchen,
Aus den angefüllten Schürtzgen
Mit den kleinen Götterhänden
Roſen, Veilgen, Lilgen holen,
Und die Schöne, und den Pfad,
Wo die Schöne geht, beſtreuen.
Himmel! nun erkenn ich ſie!
Himmel! ja es iſt Aglaja!

O mit welcher Lieblichkeit!
Trägt ſie auf den weichen Armen,
Nächſt dem Herzen, an der Bruſt,
Ihre holde Augenweide
Das geliebte junge Lamm,
Und beglücket es mit Küſſen,
Die der Himmel ſelbſt ſich wünſcht!
O mit welcher Majeſtät!
Wallt ſie nach dem Myrthenwäldgen,
Wo ihr liebſter Athamas,
Voll Begierden auf ſie wartet;
Cypria war minder ſchön,
Wenn ſie mit den keuſchen Nymphen
Und den nackten Gratien
Unterm hellen Abendſterne
Von Siciliens Gebürge,
In die ſtillen Thäler ſtieg.

11 An den Grafen von Stralenheim,

Meitre de Camp,

und Obriſter beym Regiment

Royal-Allemand.

Wie lieb ich dich, du unbezwungener Krieger,
Der Armuth ſchäzt, und perſiſche Weichlichkeit flieht,
Und wie ein Cherub, zwiſchen flammenden Wänden,
Zum goldnen Schloß der Ewigkeit ſteigt.

Dein bloſes Haupt drückt nachts im türkiſchen Gezelte,
In das der Mond mit hellem Angeſicht guckt,
An Polſters ſtatt, den blaugeſtähleten Kuras,
Und träumt auf harter Erde von Ruh,

Und träumend wandelſtu in marmornen Gängen,
Mit Philoſophen und mit Helden vermiſcht,

Die ihre Kräntz um deine Kräntze vertauſchten,
Und ſehn, du biſt nicht kleiner, als ſie.

Biß um dich her das Praſſeln freſſender Flammen,
Um Mitternacht den ſanften Morpheus verjagt,
Dann greift die braune Fauſt zur ſchwankenden Lanze,
Die in dem Raſen, neben dir, ſteckt;

Denn geheſtu, mit lebhaft blühenden Wangen,
Als wolle deine Braut in fürſtlicher Pracht,
Auf einem Wagen von gediegenem Silber,
Vom öſtlichen Gebürge herab,)

Den blankbepanzerten Phalangen entgegen,
Die, gleich dem ewgen Wall um Rhadamanths Stadt,
Erhaben ſtehn; doch die du ſchneller zertheileſt,
Als Luna Creiſe giftigen Dunſts.

Wenn nun ein ſchwartzes Meer lautrauſchenden Blutes,
In das der Abendſtern den Silberſtrahl tunkt,
Mit regen Wirbeln halbverbrannte Gefilde,
Nebſt Mann und Roß und Wagen verſchlingt:

Denn ſieht die Muſe, deren ſilberner Wurfſpieß
Dein feines Ohr mit hohem Sauſen erfüllt,
Dort deinen Vater* mit hellſtralendem Haupte
Aus dem Pallaſt Elyſiens ſchaun,

Wie ſich dies Wort von ſeinen Lippen ergieſet:
„Vortreflichſchön, Sohn, wer fürs Vaterland lebt;
„Unendlichſchöner, wer fürs Vaterlands Beſte,
„Wie du, ins Todes Rachen ſich wagt.

* Den ehemahligen Königlich ſchwediſchen Bottſchafter am Kayſerlichen Hof, General-Lieutenant, und General-Gouverneur des Herzogthums Zweybrücken, der ein groſer Liebhaber der Dichtkunſt war.

„Kein Königreich mag den nach Würden belohnen;
„Nur der Unſterblichkeit demantener Krantz,
„Und ein Geſang, den Langens goldene Leyer
„Auf dem Gebürg Aoniens ſingt.

12 Aglaja an die Nacht.

Auf einer Bank von Moos, an eines Hügels Fuß
Saß ich, und Athamas, o Nacht in deinem Schatten,
Und ſeufzten unſre Pein dem nahen Waſſerfluß,
Der ſtillen Einſamkeit und den geweihten Matten,
Da rief von einem Aſt ein Vögelchen dem Gatten,
Lern, holder Gatte, hier, wie man recht lieben muß.

13 An eine Schäferin jenſeits des Waſſers.

Mit Thränen ſeh ich dich von dem erhabnen Strand
Auf jenen Blumenwieſen wallen;
Doch Ladons flieſende Cryſtallen,
Sind zwiſchen dir und mir die breite Mittel-Wand.
Ach! Doris! wie wär ich der Seeligſte von allen
In gantz Arkadien,
Genöß ich nach dem Glück von Ferne dich zu ſehn,
Das Glück, dir nahe zu gefallen.

14 Von ſich ſelbſt.

Von allen Sterblichen auf Erden
Bin ich gewiß der Ärmeſte;
Ein Lämmgen dient mir ſtatt der Heerden,
An Felder ſtatt ein Fleckgen Klee.
Doch wenn man auf Verdienſte ſäh,

So müſt ich mindſtens König werden,
Denn ich bin der Verliebteſte
Von allen Sterblichen auf Erden.

Auf den Burgunderwein. 15

Der war gewiß ein frommer Mann
Den Jupiter ſo liebgewann,
Daß er ihm dieſen Weinſtock ſchenkte,
Ihn ſelbſt in ſeinen Garten ſenkte,
Und voll ſo ſchöner Trauben henkte.

Der Luna Horn muß ihn bethaut,
Apollo huldreich angeſchaut,
Vertumnus Spate ſelbſt umgraben,
Und für den Staaren und den Raben
Der Speer Priaps beſchützet haben.

Das war gewiß Dianens Hand,
Die mit dem Ulmbaum' ihn verband,
Und ihren Seegen auf ihn legte,
Weil er ſie zu verbergen pflegte,
Wenn ſie den ſchönen Jüngling hegte.

Eh Peleus in der erſten Nacht
Der Braut den Gürtel losgemacht,
So fehlte bey dem hohen Feſte,
Zu der Bewirthung ſeiner Gäſte,
Der ſüſe Nectartrank, das Beſte.

Da ſagte Zevs zur Götterſchaar:
Wir trinken Nectar, Jahr für Jahr,
Seitdem wir in den Wolken leben:
Doch heute ſollen irdſche Reben
Unſterblichen ein Labſal geben.

Er ſchüttelt ſein allmächtig Haupt.
Gleich ſteigt der edle Stock, belaubt,
Mit ſchlanken Ärmen in die Lüfte,
Verbreitet holde Früchť und Düfte,
Daß er den Ruhm des Meiſters ſtifte.

Gehabt euch wohl, ſchrie Cypria,
Du Nectar, du Ambroſia;
Euch ſo vermißen, iſt gewonnen.
Es lebe Zevs, der nach der Sonnen,
Kein wunderſchöner Werk begonnen.

Sie ſtreckt die Finger lüſtern hin
Ein Rebenkind zu ſich zu ziehn,
Und rizt den Lilgenarm im Klauben.
Seit dieſem purpern ſich die Trauben,
Als wie der helle Hals der Tauben.

16 Die wahre Liebe.

Eine Nachahmung.

Auf einer alten Mauer ſaßen
Zwei junge treue Turteltauben,
Die, voll von innerlicher Liebe,
Die Augen auf einander wandten,
Und dann und wann die Flügel zuckten.

Ein Sperling auf dem nächſten Dache
Voll buhleriſcher Brunſt und Schalkheit,
Hieß dieſes Paars verliebte Ruhe,
Froſt, Schläfrigkeit und Unvermögen.

Da ſprach der Taüber, doch mit Sanftmuth:
Sprich nicht ſo ſchlimm von unſrer Liebe.
Horch! deine junge Gattin ſeufzet.

Sie heißt dich einen Ungetreuen.
Sie, die du gestern erst geehlicht,
Wird heute schon von dir verlaßen!
Du liebest freylich stark und feurig:
Wir lieben sittsam, aber ewig.

Prosäische Ode. 17

*

An den Marquis von Montbarey.

von

Joh. Nikol. Götz,

Feldpredigern unter dem königlich französischen Leibregimente zu Pferde Royal-Allemand.

1749.

Der junge Herr war Vorhabens die Thaten des Maréchal, Grafens von Sachs in einem Gedichte zu besingen. Der Dichter läst ihn die Schwierigkeiten, und Gröse dieses Unternehmens einsehen, und räth ihm ab; schlägt ihm anbey einige seinem zarten Alter anständigere Materien, zu besingen, vor, und schliest mit einem ehrfurchtsvollen Lobe Klopfstocks und Bodmers, der Verfaßer der zween Epopöen, die wir Deutschen, wenn sie gebührend ausgearbeitet worden, den Ausländern künftig entgegen setzen werden.

*

Wohin, mein zärtlicher, mein geliebtester Monbarey? auf welche Höhe wagestu dich mit einem leichten Kahne, du, der die untreue See noch niemahls geprüft hat. Kein sicherer

Stern blitzt dir am blauen Himmel; keine sanfte Weste blähen dir gelinde die purpurnen Seegel; und du kennest die Felsen dieser gefahrvollen Gegend nicht, die ein dicker Duft, gleich einem Vorhange, vor dir verbirgt, biß dein Kahn daran zerschellet ist.

Siehestu nicht mit kaltem Schauer, wie mancher Tod dir entgegen schwellet, welche Abgründe sich vor dir aufthun, die schon eine ganze Welt von Reisenden verschluckt haben. Keiner getrauet sie zum andern mahle an zu sehen, dem Zevs, nach langem Händeringen, doch mit Verlust aller seiner Reichthümer, das erstemahl landen laßen.

Die Thaten des Sohnes der nordischen Aurora* sind hoch, wie die Lilien unter ihren Schwestern, den zarten Töchtern des Frühlings; aber sie sind auch rein, wie sie: ein unheiliger Finger berührt sie nicht, ohne den Glanz zu beflekken, in den sie gekleidet sind.

Die Bahn der Ehre, von seinen starken Schritten so oftmahls erschüttert, ist von vielem Blute, womit sie übergoßen worden, ganz schlüpfrig; an Höhe, wie an Gefahr gleicht sie der Bahn, darinne die Sonne unermüdet fortläuft. Phaëton bereuete sterbend, aus Durst nach Unsterblichkeit den kühnen Lauf begonnen zu haben, der noch keinem gelungen ist. Was wär ich, o Freund, wenn du ihm ähnlich würdest; wenn du mir umkämest, wie er, mit dem kahlen Ruhme, daß dich die See verschlukt habe.

Siehestu den König der Lüfte, Jupiters mächtigen Vogel mit ausgespannten Flügeln zwischen der Erde und der Sonne hängen? So weit er die breiten Wälder des tannenreichen Ida unter sich siehet, so nahe sieht er die Palläste der Sonne über sich. Iris schöner Bogen ist schon unter seinen Füsen. Er sizt darauf. Er erschnauft sich, und sezt seine edle Wanderschaft dann wieder fort. Sein Gefieder, in die naßen Wolken getaucht, damit es in der Nachbarschaft der Feuers nicht in Brand gerathe, ist unermüdet, wie der Gott, dem es

* Der Maréchal von Sachs war ein Sohn der schwedischen Gräfin, Aurora von Königsmark.

ſich entgegen ſchwinget. Seine noch nicht ſchwarzen Kinder ſitzen in ihrem Neſte, das zwiſchen hohen Felſen gebauet iſt, und ſtaunen zitternd die kühnen Reiſen ihres Urhebers an. Schwach von Flügeln getrauen ſie ſich ihm nicht nach. Sie wagen nur einen kurzen Flug der ſie nicht weit von ihren geliebten Penaten entfernet. Lerne von ihnen die Höhe verehren, aus welcher dein Held die Erde anſiehet, und behutſam davon bleiben.

Säheſtu, wie ihn die lautrauſchende Donau auf einem Roße, weiß, wie die Schwingen des Winthermonathes an das unglaübige Ufer trägt; die Türkenhorden kannten ihn, und ſagten: Kühner Rittersmann, kommſtu den Tod zu bringen! Säheſtu ihn, ſchnell, wie der feurige Blitz, und ſtark, wie ein mitternächtliches Donnerwetter, jenes Felſenthurnes demantene Riegel, ein Werk des lemniſchen Vulkans, zerſprengen, und, wie ein getuliſcher Löwe, der der ſchweren Falle der Jäger entgangen, ſeine Tatzen in das Blut ſeiner Feinde tauchen, oder in blinkenden Stahl gekleidet, ruhig, wie die Vorſehung der Götter für ſein Gezelt kämpfen, mitten in Flammen, die wie eine See um ihn herumfliesen, und über und über in Wirbel ſchlagen: der Ort, worauf du ſteheſt, würde dich feſt halten, und der verſteinernde Schrecken dich in dein eignes Grabmahl verwandeln.

Das Geräuſche der Waffen, unter welchen Moritz ſein ruhmvolles Leben begonnen, fortgeführet, und geendiget, iſt ſchon alleine vermögend eine junge und unerfahrene Kamöne mit tödtlichem Schrecken zu füllen. Siehe! auch die deine erblaßet, und bebt. Wie eine ſängende Rehkuhe, die ganz alleine in der braunen Morgendämmrung zwiſchen alten Fichten weidet, wenn ſie mit einmahl den Klang eines losſchnellenden Bogens zu hören vermeynet, mit leichten Schenkeln, obwohl ſie niemand, als ihr Schatten jaget, ſo lange fleucht, biß ſie Athemlos zu Boden ſtürzet, alſo fliehet ſie würklich nach den ſtillen Grotten des aoniſchen Thales, bloß von den Weſten gefolget, die ihr die Locken nachtragen.

Fleuch mit ihr, mein Montbarey, und verſtecke dich in der Nacht eines heiligen Waldes, irgendwo an einer ſprudeln-

den Quelle, die zwischen zwo Reihen wohlriechender Linden hinrieselt, wo der Friede, mit Oliven bekrönet, auf weichem Rasen thronet, wo die neidische Tulpe sich hinabbückt an der stolzen Lilie zu riechen, und der Epheu sich so nahe an die Rose macht, als wenn er sie küßen, oder ihr was geheimes sagen wollte. Daselbst singe den gelben Vogel, den dir die fernen östlichen Inseln gesandt haben, deinen beglükten Nebenbuhler, der, wenn du ferne von deiner spröden Gebieterin stehest, auf ihrem Busen sitzet, und sich umsieht; oder nein, besinge lieber sie selber, die so witzig ist, wie du; der die Gratien nachgehen, ob sie gleich nicht gerufen werden. Belohnen dich jene Lorbeern nicht, die das erhabene Haupt Pindars umkrochen haben; darfstu nicht unter den Palmen spazieren, die das Alterthum auf dem Gestade des Simöis dem Mäonides gepflanzt hat: so vermißestu doch die Sträuse Anakreons nicht, die in den teischen Weingärten gepflükt worden; versäume keine Zeit sie mit den Kränzen zu sammlen, die Flakkus gelehrte Schläfe beschattet haben. Was wird deinen Liedern fehlen, wenn der Geist dieser alten Sänger des Parnaßes in sie übergehet; wenn sie die Empfindungen fortpflanzen, die mit dem Frühlinge in deine Seele gekommen. Werden deine Gesänge an Feuer deinen Augen, und an freyer Lieblichkeit deinen gelben Haaren gleichen, in deren Knoten sich die Nymphen der Saar so oftmahls verwikkelt haben: so werden sie ewig leben, wie die Seele, die sie gezeuget, und alles anziehen, was ihrem Creiße zu nahe kommt. Schon dünkt mich, stehet jenes schneefarbes, sonst so scheuches Kaninchen, mit seinen Augen von Karniol, stille, und horcht; schon ruhen Favonius Kinder über dem Ährenfelde, das keine See mehr ist; schon sinken die Wolken des Schlafes auf die Augenlieder jenes Adlers, der auf der Spitze der Ceder sitzet, und lauscht. Er, der den Glanz des hellen Tempels der Sonne erträgt, wiederstehet deiner Leyer nicht. Die Wohllust feßelt ihn, die seine Nerven durchfließet, und übergießt ihn mit Schlummer. Er nikt. Der Raub in seiner Klaue ist vergeßen. Er öffnet sie. Der bunte Specht entflieht, und entfliehend segnet er deinen alles bezaubernden Gesang. Er fürchtete, daß er für

ihn ein — Sterbelied seyn würde, und siehe, er ward eine Quelle seiner Freyheit.

Aber während dem ich auf deine Lieder acht habe, und gerüstet stehe, deinen Genius zu erheben, das Ebenbild des edlen Champagners, flüchtig, emporzusteigen, und unbändig, wenn man ihn einschrenken will: so zertheilen sich silberne Nebel vor meinen Augen, und jene heilige Laube erscheint mir, die unsterbliche Zier der Gärten in Eden. Weibliche Lorbeern lehnen sich vertraulich an männliche, und bilden, indem sie ihre eheliche Zweige mit einander vereinigen, einen wohlriechenden Tempel, worinne Klopstock auf seinem Throne sitzend, indem ihm die Ewigkeit ihren Ring ansteckt, jene Leyer rühret, die ihm ein Seraph mit seinem Golde bezogen. Der Sänger Noäh liegt auf zartem Grase neben ihm. Indem er den Nektar mit Purpurlippen aus Rubin trinkt, bücken sich viele grose Dichter vor ihm, die die Ehre auch krönt, aber minder, als ihn.

Gegrüset seyd mir, o kühnen Schwäne, an den Ufern erzogen, wo die Erde zunächst an den Himmel grenzt. Das Rad der Sonne stund verwundernd stille über dem Glücke eures Fluges. Alle andere sehen euch begierig nach, aber folgen können sie euch nicht. Seyd gegrüst, ersten Söhne dieses Weltalters, welche die Gottheit ihre Sprache* völlig gelehrt hat. Eure Kronen hängen zu hoch für mich, und der Glanz, der euch umgibt, ist zu blendend für meinen irdischen Augapfel. Möchte ich, ein Schüler, euch nur von ferne nachfolgen können; möchte ich nur einen Bündel jener Lichtstralen auffangen können, die eure Seelen erleuchten; möchte nur ein Kränzgen von jenen Rosen gewunden, die ihr nicht würdiget, aufzulesen, meine Schläfe umwinden,

O wie glücklich sties mir das Haupt an den
Wagen Orions!

* Die Sprache der Tugend, der Warheit, und der Religion, die sie führen, ist die Sprache der Gottheit.

18 Anakreons Vermählung.

Eines Tages kam Cythere
An dem Fuse des Parnaßes
Zu Anakreon dem Dichter;
Und ersucht ihn, ihren Knaben,
Der so wild zu unterrichten.
Gleich nahm er ihn in die Lehre;
Lehrt ihn der Camönen Künste;
Macht ihn sittsam und gehorsam
Gegen seine schöne Lehren;
Und gewöhnt ihn, vor den Musen
Stets gekleidet zu erscheinen.

Lange nachher kam sie wieder.
Weiser, und geliebter Dichter,
Sprach sie, was kann ich dir geben,
Deinen Fleiß an meinem Kleinen
Nach Verdienste zu belohnen?
Du erzogest ihn so sittsam,*
Daß ihn alle Pierinnen,
Daß ihn alle Menschen lieben.
Möchtestu doch selber sagen,
Wie ich dich belohnen könne!
Soll ich von den Charitinnen
Dir die Artigste vermählen?
Oder willstu eine andre?

* La plupart des Odes d'Anacréon sont des fictions ingenieuses, qui ne sont ni trop tendres, ni trop nues, qui occupent plus les Lecteurs de l'Art du Poëte, que des choses mêmes, qu'elles représentent, et qui respectent la delicatesse du goût, l'innocence des jeunes personnes, et la pudeur du sexe. Ces Odes ressemblent à ces femmes aimables, qui plaisent plus par les graces de leur esprit, que par la regularité de leur traits, et qui ont beaucoup d'Amis, et peu d'amans. Idée de la Poësie Angl. par Mr. l'Abbé YART. T. v. p. 123.

Er erwiederte beſcheiden,
Und mit großer Ehrerbietung:
„Ach! wen kann ein Weiſer lieben,
„Wenn er dich einmahl geſehen,
„Göttin, wie ich dich geſehen!

Sie verſtund ihn, und vermählte
Sich in des Parnaßes Gärten
Mit ihm, in geheimer Stille.
Wenn ſie badete, ſo hielt er
Ihren Gürtel in Verwahrung;
Wenn er dichtete, ſo ſchrieben
Ihre Gratien die Lieder,
Die ſie ihn verbeſſern lehrte.
Amor ſelbſt mußt ihn bedienen:
Ihm den alten Bart von Silber,
Ihm die alten Locken ſalben,
Ihn bey holdem Sonnenſcheine
An der Hand ſpazieren führen,
Ihm die goldne Leyer tragen,
Ihm, mit jedem neuen Morgen,
Neue Roſenkränze binden,
Und um ſeine Schläfe winden;
Und ihn immer: treuer Lehrer!
Und ihn immer: Vater! nennen.
Niemand wolle ſich verwundern,
Daß man ſeine Kleinigkeiten
Annoch lieſt, und überſetzet.
„Was die Gratien geſchrieben,
„Was Cythere ſelbſt verbeſſert,
„Ueberlebet alle Zeiten,
„Und bleibt ewig liebenswürdig.

19 Lob des Anakreons und der Sappho.

Als itzt Sappho verschied, ward eben der teische Dichter
Auf entsprießenden Blumen gebohren.* Den Liebreiz desselben,
Und seine niedliche Bildung zu sehn, lies Venus ihn holen.
Schnell sprang Amor herbey, und sprach mit zornigem Muthe:
„Warum schenkte dann nicht das sonst so altkluge Schicksal
„Diesem Knaben, mit der nunmehr verblichenen Sappho,
„Eine Geburtssonn, und einen anmuthigen Todesabend?
„Diese zween flammende Stern, ihr Götter, ehlich vereinet,
„Hätten ein Feuer gezeugt, das alles angesteckt hätte;
„Und ich, ohne die Welt stets mühsam durchreisen zu müssen,
„Könnt itzt, ruhig, wie ihr, beym Nectar sizen, und lachen.

20 Das Vergnügen.

Das die weite Welt bewegt,
Und sich auch im Würmgen regt;
Das alleine gut und mild
Unsre ganze Seele füllt:
Das Vergnügen folget nur
Sanften Trieben der Natur.
Stille Lauben sind sein Haus,
Seine Pracht ein frischer Straus.
Einfalt und Bequemlichkeit
Sein gewöhnliches Geleit!
Es erhält durch Mäßigung
Sich stets reizend, sich stets jung.
Neben ihm liegt Cypripor
Gern' in Veilgen auf dem Ohr.
Keiner der es schildern will,
Trift es; dann es hält nicht still.

* Sappho lebte ohngefähr ums Jahr der Welt 3340; Anakreon aber ums Jahr der Welt 3420.

Es verfolgen heißt es fliehn;
Es empfinden, nach ſich ziehn.
Wenn ſich oft an einem Feſt
Weisheit von ihm fangen läst:
Dann begehrt aus ſeinem Schoos
Die Gefangne ſelbſt nicht loß.
Sein beliebtſter Auffenthalt,
Iſt der Muſen Thal und Wald:
Wo er ſtets nach Roſen läuft,
Doch nicht ſtets die ſchönſten greift,
Weil der Knoſpen Neuigkeit
Mehr, als Schönheit, es erfreut.
Manchmahl thronts, voll keuſcher Luſt,
Auf Olympens reiner Bruſt;
Oder auf dem Mundrubin
Einer treuen Ehgattin.
Freunde, wiß't ihr, wo ichs fand?
Wo ich es mit Blumen band? — —
Zwiſchen Tugend und Verſtand.

Über die Wiedergeneſung der Kayſerin Frau Mutter, und des Pabſtes zu gleicher Zeit. 21

Der heilge Vater Pabſt zu Rom,
(Des Allerhöchſten Vice-Dom)
Und unſre Kayſerin Frau Mutter:
Der Erde Häupter, beede fromm,
Sind durch der Ärzte ſtrengen Orden
Zu gleicher Zeit verdammet worden,
Mit Ruhm und Stralen überſtreut,
Und überreif zur Seeligkeit,
Ins obre Paradies zu wandern,

Die Wohnung der Vollkommenheit.
Die Reiſe war ein bißchen weit;
Drum ſtund für einen wie den andern
Ein ſanfter Trageſtuhl bereit.
Die Kayſerin, die Luſt der Frommen,
Hatt' auch, von Traurigkeit beklommen,
Doch ſtandhaft, und nicht heidniſch-weich,
Anitzt vom Kayſer, und dem Reich,
Das ſo in Thränen nie geſchwommen,
Das letzte Lebewohl! genommen,
Den letzten Händekuß bekommen;
Und wollt Ihr göttlich Auge gleich
Zur güldnen Reiſeſänfte drehen:
Allein wie ſie verwundernd ſah
Des Pabſtes ſeine ſtille ſtehen,
In tristi caeremoniâ
Der Ihrigen nicht vorzugehen,
Entſchloß ſie ſich: Wir bleiben da!
War je auf Erd ein ſchöner Streit
Von Demuth und Gefälligkeit,
Gewiß! ſo war es dieſer Streit.
Die ganze Welt wünſcht ihrentwegen,
Daß man, ſo oft er ſich erneut,
Nie fähig ſey, ihn beyzulegen.
Der Himmel gebe ſeinen Seegen,
Daß in der werthen Chriſtenheit
Die hohen Häupter allezeit
So ſanft zuſammen ſtreiten mögen.

22 Auf ihren Geburtstag.

Freundin, ſchön wie Heſpers Blicke,
Lieblich, wie der Weſt:
Schmäle nicht,
Daß ich dir an deinem Feſt
Keine junge Veilgen ſchicke.

Wo du ja auf Abendwieſen
Bey den Lämmern gehſt,
Und am Bach
Bey den jungen Hirten ſtehſt,
Wachſen ſie zu deinen Füſen.

Der Schmetterling und die Biene. 23

Wärs Wetter ſchön,
Sprach einſt ein Sommervogel;
Wärs Wetter ſchön, ich wollte
Zur Roſe buhlen gehn.
Und ich, verſetzt die weiſe Biene,
Gieng an die Arbeit in das Grüne,
Wärs Wetter ſchön!

An Phillis. 24

Amor bot einſt zu Cythere
Mich, als ſeinen Sklaven feil;
Und ich ward, zu meiner Ehre,
Holde Phillis, dir zu Theil.
Dann die meine Treue kannten
Boten ihm ein Purpurkleid.
Eine bot durch Abgeſandten
Einen Korb voll Diamanten:
Aber Amor war geſcheut.
Er verwarf ſo ſchlechte Gaben
Und entſchied für dich den Streit!
Dann du boteſt mich zu haben
Einen Blick voll Zärtlichkeit.

25 An die Nachtigall.

Allerliebſte Nachtigall,
Schweige, denn wir ſind alleine.
Kläng dein angenehmer Schall,
Mißgunſt nahte dieſem Haine,
Sezte ſich zum Waßerfall,
Wo ich ſüß für Wohlluſt weine,
Und verrieth uns überall. —
Daß ich ſüß für Wohlluſt weine,
Würkte mir dann lauter Quaal.
Glücklicher wein' ich alleine,
Allerliebſte Nachtigall.

26 Das Kind.

Schlage mich nicht, liebe Mutter,
Schlage mich nicht ins Geſichte;
Dann aus meinen blauen Augen
Sprühen, wenn du mich ſo ſchlägeſt,
Tauſend helle Feuerfunken;
Und wie leichtlich fällt ein Funke
Auf mein taftes Flügelkleidgen!

27 An das Graß, worauf Phillis geruht.

Phillis, die die Tugend kennet,
Die ſelbſt Amor Schweſter nennet,
Hat, o junger Myrtenhain,
Welcher noch für Liebe brennet,
Mir, zu Lindrung meiner Pein,
Den Beſuch in dir gegönnet.
Zeuge von der reinſten Glut,
Graß, wo mich ihr Aug' entzükte,
Als mich ihr Geſpräch erquikte,

Sey, o sey der Unschuld gut.
Zartes Gras, steh, unverletzet,
Wieder auf, wo sie geruht.
Eine Kleinigkeit versetzet
Sonst die Eifersucht in Wuth!

Die Hirtin. 28

Himmel! was ich nicht gelitten!
Biß in unsres Waldes Mitten;
Biß zu den geheimsten Buchen
Drang mein Hirte, mich zu suchen.
Freylich, wie ich selber finde,
Hatt' er ungemeine Gründe,
Mich zu sehn, mir zu erzehlen; — —
Doch auch ich, mich zu verheelen.

An Morpheus. 29

Gott des Schlafes, du bist schlau,
Sagte meines Nachbars Frau.
Sanft in deinen Arm gewiegt,
Hat der Nachbar mich besiegt:
Denn im Traum, von dir geschickt,
Ward ich schwach, und er beglückt.
Mußt' er mich so weich, als schön,
Und nicht erst recht grausam sehn!

Des Abt ** Entschluß bey Erbauung seines Klosters. 30

Weil alles nach Verdienst klein oder groß muß seyn,
So sey mein Eßsaal groß, und meine Kirche klein.
Und macht, die Uhr zu reguliren,

Und aufzuziehn, und einzuſchmieren,
Den Brüdern Müh:
So ſtocke ſie, ſo ſchweige ſie — — —
Gehet nur der Bratenwender
Spath und früh
Sanfter, richtiger, behender,
Und ſtokt nie!

31 Amalia.

Phöbus ſah Amalien,
Mit drey holden Lilien,
Ihren Töchtern, vor Athen
Im Ilyßus badend ſtehn:
Meynte da die Grazien
Und Cytheren ſelbſt zu ſehn,
Und vergaß faſt, fortzugehn.

32 Der Frühling.

Zu begierig, unſre ſtille Hütten,
Unſer Tibur wieder zu beſuchen,
Schlich ſich, Aquilo zum Troze, heimlich
Unſer Thal herein, ein Söhnchen Zephirs.
Durch ſein Sorgen überzog die Thäler
Bald ein Teppichwerk von blauen Veilgen,
Die die Luft gelinde parfumirten.
Unterm Mäntelchen der zarten Flügel
Bracht es viele, halb nur flicke, Amors,
Welche piepend Büſch' und Gärten füllten.
Seit der Stunde zwitſchern, wie betrunken,
Unſre Vögel all' aus allen Ecken,
Was ganz zärtliches und wohllufſtreiches.
Annoch, dünkt mich, iſt es keine Liebe;
Doch, wie leichtlich, Götter kann man irren!

Die Klage. 33

Jüngſt kam Kupido von Mirenen;
Und Venus ſpricht:
Wie fandſtu ſie? — — Er ſprach mit Thränen,
So liebreich nicht!
O Mutter, habe doch Erbarmen,
Und ſtrafe ſie!
Sie legt mich andern in die Armen,
Und nimmt mich nie!

Sans les illusions, que servient nos plaisirs. 34

Aphroditens ſchönes Kind,
Unvorſichtig, leicht geſinnt,
Stolperte bey finſtrer Nacht
Unverſehns in einen Schacht.
Als es nun Minerven rief,
Die im nächſten Tempel ſchlief,
Kam ſie, aber ohne Licht,
Liebgen, ſprach ſie, weine nicht,
Gerne zündet' ich dir zwar;
Aber ſähſtu alles klar,
Würdeſtu der Gott der Pein
Öfter, als der Freuden ſeyn!

Erſtes Rondeau: 35
nach einem franzöſiſchen Dichter aus dem 14. Jahrhundert.

Des ſchönen Frühlings Hoffurier
Bereitet wieder das Quartier;
Und ſpreitet über unſer Goſen

Tapeten von beliebter Zier,
Durchſtickt mit Veilgen und mit Roſen.
Des ſchönen Frühlings Hoffurier
Bereitet wieder das Quartier.
Cupido lag, als wie erſtarrt,
Im Schnee des Februar verſcharrt;
Itzt tanzt er unter Aprikoſen,
Und alles iſt in ihn vernarrt.
Ein jedes Herz, ihm liebzukoſen,
Ruft: rauher Winther, fleuch von hier;
Des ſchönen Frühlings Hoffurier
Bereitet wieder das Quartier.

36 Zweytes Rondeau.

Den Rock von Regen, Wind und Schnee
Hat nun die JahrsZeit ausgezogen.
Ihr iſt ein ſchönerer von Klee
Und Sonnenſtralen angeflogen.
Myrtill ſingt mit der Galathee:
Den Rock von Regen, Wind und Schnee
Hat nun die JahrsZeit ausgezogen.
Das junge Thal, die lichte Höh
Stehn glänzender, als Regenbogen.
Demanten trägt auch ſelbſt der Schlee;
Es funkeln alle Waßerwogen
In prächtig-ſilberner Livree.
Den Rock von Regen, Wind und Schnee
Hat nun die JahrsZeit ausgezogen.

37 Catulls 3tes Sinngedicht.

Weinet, Charitinnen, weinet Amors,
Alles, was man artig nennet, weine.
Meines Mädchens einziges Vergnügen,

Meines Mädchens Sperling iſt geſtorben.
Den es mehr, als ſeine Augen, liebte;
Denn er war ſo allerliebſt und artig,
So verſtändig, und ſo voll Empfindung,
Daß er minder nicht ſein liebes Mädchen
Als das Mädchen ſeine Mutter kannte.
Nie bewegt er ſich von ihrem Schooſe:
Sondern hüpfte hie, und da, und dorten
Auf dem Schooſe munter auf und nieder,
Ihr nur piepend, ihr alleine ſchmeichelnd.
Ach! izt wandert er die dunkle Straſe,
Die man ewig nicht zurücke wandert.
Drum verfluch ich, Schatten des Cocytus,
Die ihr, was nur artig iſt, verſchlinget,
Drum verfluch ich euch, dann ihr entführtet,
Dann ihr ſtahlt mir ihn, den ſchönſten Sperling.
O verruchte That, o armer Sperling,
Durch dich ſchwellen, ach! von ſtätem Weinen,
Durch dich ſchwellen itzund, und verderben
Meines holden Mädchens holde Augen.

Catulls 13. Sinngedicht. 38

Morgen ſollſtu bey mir, wie ein König,
Sind die Götter dir gewogen, ſpeiſen:
Wohlverſtanden, wenn du deine Küche,
Deine leckre wohlgeſpickte Küche,
Attiſch Salz, und Chierwein, und Scherze,
Und dein blondes Mädchen mit dir bringeſt.
Wie ein König ſollſtu bey mir ſpeiſen,
Wenn du, ſag ich, alles mit dir bringeſt.
Denn ach leider! deines Freündes Börſe,
Mein Fabullus, iſt voll Spinneweben.
Doch ſtatt deſſen will ich dich mit Blicken
Voll Empfindungen der treuſten Liebe,
Und wenn was noch holder iſt, bedienen;

Auch den Balsam dir zu riechen geben,
Den die Grazien und Amuretten
Meinem holden Mädchen einst verehrten.
Welchen, wenn du ihn zu riechen anfängst,
Wirstu, schwör ich, alle Götter bitten:
Macht mich, macht mich doch zu lauter Nase!

39 Kunz und Görgel.

Welch süße Wohllust, so zu trincken!
Sprach Kunz, und rückte seinen Hut,
Bey neuem Wein und jungen Schinken
Sind allemahl die Zeiten gut!
Die Steuer scheinet viel gelinder,
Die Stunden fliesen viel geschwinder,
Wenn man bey vollem Glase spricht;
Denn an die Schulden denckt man nicht;
Noch weniger an Weib und Kinder.
Gefiel es, Nachbar Görgel, dir,
Wir blieben bis zum Morgen hier?
Rasch fieng sich Görgel an zu blähen;
(Er hatte, wie ein Seraskier,
Den Kopf voll Stangen und voll Höhen)
Ich halte, Vetter Kunz, dafür,
Ihr scheint das Ding nicht zu verstehen,
Und raisoniret, wie ein Thier.
Wir bleiben rechter immer hier:
Es kostet nichts, als wann wir gehen!

40 Der flüchtige Amor.

Jüngst sah ich den Cupido
Am Feuer brauner Augen,
Sich kleine Pfeile schmieden;
Da trat ich etwas näher,

Und guckte zu, und lachte.
Da sprüheten auf einmahl
So viele Feuerfunken
Auf seine nackten Glieder,
Daß er entfliehen wollte;
Doch seiner Flügel Spitzen
Die waren schon versenget,
Und konnt' er nicht mehr weiter
Als in mein Herze flattern.

Aglaja an Athamas. 41

Wie lange willstu dich betrüben?
Ich fühle ja für dich der Liebe stärcksten Zug.
Du bleibst auch meine Lust bey Kohl und Rüben,
Mein Stolz im Bauernrock, mein Fürst beym Pflug.
Lieb' ich dich, Freund, denn nicht genug?

Antwort.

Mein Hertz, o Freundin, sagt, du könnest stärcker lieben;
Du liebst mich nicht genug — —,
Zu Tode werd ich mich betrüben!

Das zu grose und zu kurtze Glücke. 42

Ein Maülgen hat mein Mund von Ihrem Mund geraubet,
Ob sie mir gleich die Hand vor meine Lippen hielt.
Wie es Sekund beschreibt, so hab ich es gefühlt,
Und mich glückseeliger, als Könige, geglaubet.
Doch meine Lust verschwand gleich einem Waßerschaum,
Und wie es mir ergieng, muß stets im Zweifel liegen.
Mein Glück war zwar zu gros für einen leichten Traum,
Ach! aber, auch zu kurtz, für ein warhaft Vergnügen.

43 Bitte an die Götter.

Sie liebet mich, um die ich mich bemühte! — —
Groß iſt mein Glück, und, wie der Himmel, hoch.
Noch eine Huld, ihr Götter voller Güte,
Gewähret mir: ach! dieſe Eine noch.
Soll mich einſt Aurora haßen,
Die anitzt für Liebe girrt:
Ach! ſo laßet mich erblaßen,
Einen Tag zuvor erblaßen,
Ehe ſie mich haßen wird!

44 Sinngedicht.

Den Fächer in der Hand, gieng ich in meinen Garten,
Den jungen Zephir zu erwarten;
Schnell ſpielt mein Unterrock, und hebt ſich blähend auf.
Willkommen, o Favon, der Schäferinnen Diener!
So dacht' ich — — Aber ach! es war in ſtrengem Lauf
Ein grober Nord: ein Capuciner.

45 Ringelgedicht.

Auf einen Brandweinbrenner, der geraume Zeit Reuter, und Marketender geweſen, zuletzt aber Abt geworden.

Mit einem Helme hatte man
Den Fuſelbrenner Tulipan
Im Lager vor Namur erblicket,
Doch keinen Hut vor ihm gerücket;
Ihn drückete der Kirchenbann.
Itzt aber ehrt man ihn gebücket,
Weil er die Inful aufgethan.

Verſtand hatt' er zwar keinen Gran;
Denn oft gieng ihm, wann er genicket,

Das Aquavit im Kolben an,
Und öfter dacht er gar nicht dran,
Den zuzudecken, wie ſichs ſchicket,
Mit einem Helme.
Was macht ihn denn zum groſen Mann?
Die Kunſt vielleicht, die ich nicht kann,
Wie man nur ſchwätzt, und doch entzücket?
Nein! aber eins hat ihm geglücket:
Und dieſes Eins hub ihn hinan.
Er trat auf dieſes Lebens Bahn
Mit einem Helme.

Als Timoleon zu heyrathen gezwungen ward. 46

Der Eigenſinn der Zeit zog mich und Henrietten
In Hymens Haus, trotz aller Gegenwehr.
O Liebe, bind uns da fein feſt mit Blumenketten,
Und hüt' uns durch ein Freüdenheer,
Sonſt werden wir uns bald ins Schloß der Freyheit retten,
Und dann bekomſtu mich nicht mehr.

Was von ohngefähr geſchehen könnte. 47

Von ohngefähr gefiel mir Amarille;
Von ohngefähr gefiel ich ihr.
Getreu zu ſeyn iſt itzt mein ernſter Wille — —
Doch, Amor, hör'! und ſage mir:
Verzieheſtu's, wenn ich von ohngefähr
Ihr untreu wär'?

43 Bitte an die Götter

Sie liebet mich, um die ich mich [illegible]
Groß ist mein Glück, und,
Noch eine Huld, ihr Götter [illegible] Psychen;
Gewähret mir: ach! die[illegible] Liebe
Soll mich einst [illegible] Auge,
Die anitzt für [illegible], übel,
Ach! so laßet [illegible] verborgen.
Einen Tag [illegible] Amor,
Ehe sie [illegible] verbergen.
[illegible] er lächelnd,
[illegible] reylich beßer.

44

[illegible]ger Knabe,
[illegible] das deine,
Den Fächer [illegible] mich verberge!
Den
Schnell [illegible]
Willkom[illegible]

45

So dac[illegible] und Phryne.

[illegible] vor sieben Jahren
[illegible] aus Unbedacht,
[illegible] Freuden Einer Nacht,
[illegible] alle seine Waaren:
Da hat sie den Knicks gemacht!

[illegible] verflossnen dreyen Jahren
[illegible] sich Akanth bedacht,
[illegible] versprach für Eine Nacht
[illegible] die Helfte seiner Waaren:
Da hat sie ihn ausgelacht!

[illegible] der Hand kam sie gefahren,
[illegible], küßte, war geschlacht,
[illegible] verhieß ihm Eine Nacht
[illegible] ein Drittel seiner Waaren:
Da entfloh er aufgebracht!

Endlich nach noch zweyen Jahren
Kam ſie, glühte wie ein Dacht,
Und verhies ihm ihre Waaren
Insgeſammt für Eine Nacht:
Da hat er ſie ausgelacht!

Auf Olympens Hand. 50

Hand, mit Aurorens Hand
Im nächſten Grad verwandt,
Die Amathunt regieret,
Iſt Venus auſer Land;
Und Amorn ſelber führet.
Dein Urſprung iſt bekannt:
Ein paphiſch Rösgen zeugete
Dich in der Eh'
Mit einer reinen Lilie.

Auf den Tod eines Freundes. 51

Iſt Lycidas nicht mehr am Leben?
Nimmt ihn der Himmel hin, der mir ihn doch gegeben?
Ach! holder Gegenſtand von meiner Traurigkeit,
Dir flieh ich willig nach! wo biſtu, biſtu weit?
Dich, den ich täglich ſah an meiner Seite gehen,
Der meine Luſt bey Nacht,
Mein Glück bey Tag gemacht,
Soll ich auf ewig nicht mehr ſehen!
Gerechte Götter! — — Wie? — — ich ſoll nicht bey ihm ſeyn,
Als durch ein traurigs Angedencken?
Wißt, Störer meiner Ruh'; ihr könnet ihn verſencken,
Doch ſchließ' ich mich mit ihm in die Verweſung ein.

52 Gefährlichkeit des Lobs.

Welch Gift voll lieblicher Gefahr
Ist nicht ein feines Lob, womit uns Kenner schmücken!
Wie mächtig ist es nicht, das Bißchen zu verrücken,
Was von Vernunft noch bey uns übrig war!
Und o mit welch entzückendem Vergnügen
Stellt man ihm nicht, ist man ein Autor, frey,
Beym Schalle seiner Schmeicheley
Die Käntnis unsrer selbst gemächlich einzuwiegen!

53 Liebe brauchet nicht Verstand.

Vor Zeiten reißte der Verstand
Nach Amathunt, wo er die Königin Cythere,
Den blinden Cypripor, und viele Nymphen fand;
Bey denen er, so gern als ich, geblieben wäre.
Er bot sich allen an, that artig und galant.
Wer mich zum Führer wählt, wird, sprach er, niemahls gleiten:
Ich führ ihn immer an der Hand! — —

Doch Cypris lacht' und sprach: hier herrscht, seit alten Zeiten,
Frau Thorheit, und muß mich und meine Kinder leiten;
Besonders meinen Sohn, wann er den Bogen spannt!
Die abzuschaffen macht zu viel Beschwerlichkeiten;
Drum wandert immerhin zurück in euer Land,
Mein allerliebster Herr Pedant;
Dann Liebe leidet nicht Verstand.

54 Sinngedicht.

Die Damen scheinen hier den edlen Nachtviolen
Vollkommen gleich zu seyn.
Dann Nachts verbreiten sie, am Mondschein, unverholen,
In junger Buhler Arm, der Schönheit vollen Schein;
Des Morgens ziehen sie, verstohlen,
Der strengsten Tugend gleich, die Reize wieder ein.

Auf den Luſtgarten zu * * * 55

Du ſchöner Garten du, wo blühend, in Alleen
Viel Pomeranzenbäume ſtehen;
Wo holde Roſenbüſch' und Hayne von Jasmin
Den artigſten Pallaſt, den je die Welt geſehen,
Mit grüner Dunkelheit umziehn:
Du biſt kein Garten nicht; du biſt, durch's ganze Jahr,
Zu deines Stifters Ruhm ein duftender Altar.
Hundert reizende Najaden
Schleichen oft, vernarrt in dich,
Aus den Felſen und Kaskaden,
Und hüpfen, dich zu ſehn, phantaſtiſch über ſich
Und preiſen dich und Friederich.

Seladon. 56

Auf dieſem Raſen, den die Liebe
So reizend ſchön für Liebende gemacht,
Saß Seladon in grüner Zweige Nacht
Voll zärtlicher Empfindungen und Triebe:
Und ſchnitt in einen Baum mit mattverliebter Hand
Die Verſe, die ſein Hertz erfand.
O ſeelig! würde mir gegeben
In dieſem Thal, das Fried und Ruh umgibt,
Mit Iris, ſtets in ſie verliebt,
Und ſtets von ihr geliebt, zu leben!
Wie gern wollt ich, mein Vaterland,
Von dir verbannt,
Unter zarten Linden, unter ſtillen Buchen
Meine Ruh, mein Glück,
Nur in ihrem Blick,
Und an ihrem Buſen ſuchen.
Bis wir einſtens alle zween,
Lebensſatt, nicht Liebensmüde,
Unſre Hirtenſtäb in Friede

In das Thal Elysien
Zu den frommen Schaaren drehn;
Da in amaranthnen Schatten
Uns vollkommener zu gatten;
Uns nicht mehr getrennt zu sehn.

57 Das Leben.

Wie ein Gewölk, so schnelle,
So schnell, wie deine Welle,
Entflieht die Zeit, beliebter Bach!
Ein Thor allein sieht ihr mit Wehmut nach.
Nur der sie nutzt,
Kann, fleucht sie gleich den Winden,
So sehr sie stutzt,
Ihr ihre regen Flügel binden.
Ist unser Leben nur ein kurzer Weg,
Ist unser Leben nur ein schmaler Steg,
So laßt uns diesen kurzen Weg
Und schmalen Steg,
So lang wir noch im Frieden drüber gehen,
Mit Rosen übersäen.

58 An die Frau von * * *

Mit empfindlichem Vergnügen,
Kann die Welt in deinen Zügen
Allen Reiz der Gratien,
Allen Geist der Musen sehn.
Wollte holde Zucht auf Erden,
Die man nicht mehr finden kann,
Höfen wieder sichtbar werden,
Chloris, zweiffle nicht daran,
Deine sittsamen Geberden,
Deinen Blick nur nähm sie an.

Luna und ihre Mutter Latona. 59

Daß es uns niemand recht macht, iſt gemeiniglich
Nicht andrer Leute, ſondern unſre eigne Schuld.
Als einsmahls Luna ihre Mutter flehete,
Ihr doch ein neues, und bequemlich paßendes
Gewand zu ſchaffen, und beweglich klagete,
Daß noch kein Meiſter ihr es jemahls recht gemacht:
That ihr Latona weislich dieſe Antwort kund.
Wenn du mit Klugheit die Geſtalt befeſtigteſt,
Die dir dein Vater reizend gnug verliehen hat,
Und ſie nicht, eitel, jeden Tag veränderteſt:
Du würdeſt leichtlich deinen Wunſch erfüllet ſehn.
Allein dieweil du, was du biſt, nicht bleiben willſt,
Vielmehr Fortunen, deiner alten Freundin, gleich,
Dich allzuoftmahls uns in andrer Stellung zeigſt,
Heut' einem Bogen, morgen einem Schilde gleich,
So kannſtu niemahls in den Reichen Jupiters
Den Meiſter finden, der dich recht befriedigte.

Fabel. 60

Mit ſtolz erhabner Stirn', und nicht durch Laſt gedrückt,
Sprach einſt ein leerer Halm zu einer vollen Ähre:
„Wie kommt es, daß dein Haupt ſo nach dem Boden nickt?"
Sogleich verſetzte die dem Brüdergen zur Lehre:
„Ich ſtünde freylich nicht ſo tief hinab gebückt,
„Wann ich ſo leer, wie du, in meiner Stirne wäre."

Sinngedicht. 61

Ein Reiſender kam einſt nach Zabern hin.
Sieh! da ein Schloß, ſprach er in ſeinem Sinn! - -
Indem erſchien die Herzogin:
Ha! dacht er, nein! — es iſt ein Tempel.
Die Tugend, ſeh ich, wohnt darinn!

62 Über ihre Bläße.

Du ſagſt, ich würde dich recht ſonderbar verbinden,
Könnt ich im Januar ein Rösgen für dich finden.
Wohlan, geliebtes Kind,
Hat deiner Wangen Paar die Roſen ſo vonnöthen,
Sprich nur: ich liebe dich! ſo ſollen ſie erröthen,
Und hundert Roſen ſtehn, wo itzo Lilgen ſind.

63 Bey Gelegenheit der Aufnahm eines ſchönen Geiſtes unter die 40. beſoldete Mitglieder der franzöſiſchen Akademie.

Von Schreibeſucht den Dichter zu entwöhnen,
Brauchts zu Paris in Warheit wenig Müh;
Wohleingepackt in einen Stuhl mit Lehnen
Setzt man ihn nur in die Akademie.
Gleich gähnt er, ſchläft, und ſchnarchet um die Wette;
Gleich hält ſein Kiel mit Bücherſchreiben ein.
Der ſanfte Stuhl ſcheint, was das Ehebette
Dem Amor iſt, dem ſchönen Geiſt zu ſeyn.

64 Fragment.

Aurora, da ſie früh aus ihrer Kammer geht,
Trägt ein Gefäß, in dem manch blaſſe Lilge ſteht,
In ihrer rechten Hand, geußt aus mit ihrer Linken,
Den Krug, von Zähren voll, die Gras und Blumen trinken.
Der Weſt, der ihren Schlei'r, aus grauem Duft gewebt,
Vorwitzig, über halb, von ihrer Stirne hebt,
Zeigt ihr ſonſt lächelnd Aug', und roſenreiche Wangen,
Blas mit Verzweiflung itzt, und Traurigkeit umfangen.

Über die Springbrunnen zu Paris.* 65

Beym Anblick deiner ſtolzen Wälle,
Paris, ſteh' ich gefeßelt ſtill;
Und kann nicht mehr von meiner Stelle,
Und weiß nicht mehr, wohin ich will.
Tauſend Tempel, tauſend Schlößer
Und jedes Ludwigs werth, und jedes königlich
Bezaubern mich.
Verliebt in dich,
Steigt mein rein'ſt Gewäßer
Durch geheime Thor'
Ueber ſich empor,
Vor der Völker Ohr
Meiner Leidenſchaft Zärtlichkeit zu mahlen,
Und aus ewigrinnenden Pokalen
Dir Tribut zu zahlen.

Die Liebe. 66

Ihr Vögel, iſt's Aurorens Strahl,
Der euch erweckete, zu ſingen?
Er iſt es nicht. Aurorens Strahl
Kann dieſe Myrthen nicht durchdringen.
Die Lieb' allein, die Lieb' erweckt euch hie.
Ich kann euch dieſe Liebe gönnen!
Mich aber weckt dieſelbe nie.
Wie wollte die mich wecken können:
Die mich, ſeitdem der Weſt in junge Roſen blies,
Nie ſchlafen lies, nie ſchlafen lies?

An gewiſſe Frauenzimmer. 67

Ihr habt mir lange ſchon, ich ſey nicht ſchön, geſagt.
Wie kommt es, daß ihr mich noch immer damit plagt?

* Die Nymphe der Seine redet.

Bemühet' ich mich dann, die Sache zu bestreiten?
Ach! Schönen! quält mich nicht mit alten Neuigkeiten.
Ihr fühlt ja selbst, wie euch das Ding die Seele nagt,
Daß euch der Spiegel stets, was ihr mir saget, sagt.

68 An Phillis.

Ich merke, daß die Flur, die Stadt, die ganze Welt,
Mir itzo wiederum, auch ohne dich, gefällt;
Ich höre dich nicht mehr, wie sonst, erröthend nennen,
Und kann mich überall, gelaßen, von dir trennen.
Ich glühe Tags nicht mehr, dir immer nachzuziehn;
In Träumen seh ich dich auch Nachts nicht mehr entfliehn.
Kein Blick von dir findt mehr den Weg zu meinem Herzen;
Dein Lächeln macht mir nicht, wie vormahls, süse Schmerzen.
Ich bin kein König mehr, ertheilstu mir Gehör;
Und glaube, Phillis, fast: ich liebe dich nicht mehr.

69 Petrarch.

Meine allererste Reime,
Jene bilderreiche Träume,
Wenn ich, o ihr Myrtenbäume,
An der Schönheit Busen sang:
Werden leicht den Preis gewinnen;
Dann ein Heer von Charitinnen
Schützt sie vor dem Untergang,
Und das süse Gift der Sinnen,
Die Empfindungen darinnen,
Rühren und gefallen lang.
Amor, Kinderchen von Floren,
Liebt euch alle sonder Zwang;
Aber Rosen, mit Auroren
An dem ersten May gebohren,
Gibt er, aus geheimen Hang,

In dem Buſenſchmuck für Chloren,
In dem Kranz für Leonoren
Allemahl den erſten Rang.

Nach dem Rousseau. 70

Es ſetzt' in ihren alten Tagen
Cythere dich und mich zu gleichen Erben ein
Und gieng in ein Convent hinein.
Dem Amor aber ward die Theilung aufgetragen;
Doch er beſorgte ſie nicht fein:
Denn durch dein Augenpaar beſiegt, das immer ſieget,
Beſchied er dir allein,
Was in der Gratien berühmten Gürtel lieget,
Reizt, überredet und vergnüget;
Und mir allein
Die Thränen und die Pein.

Seine Aehnlichkeit mit Apollen. 71

Es ſagte Stella:
Machſtu auf mich
Ein artig Liedgen,
So biſt du mein.

Ich machte hurtig
Ein artig Liedgen.
Sie lobt's und ſagt:
Nun biſtu mein!
Doch ich, o Schäfer, bin noch nicht dein.

Was ich erfuhr,
Erfuhr Apollo
Auf Tempens Flur.
Für Daphnen kriegt' er
Den Lorbeer nur.

72 Angebinde.

Empfang, wie du verdienſt, von jedem, der dich liebet,
Mein Kind, den Veilgenſtraus im März;
Und zweifle gar nicht dran: das Herz iſt's, das ihn giebet;
Ich aber gebe dir das Herz.

73 Das Anmuthsvolle und Holde.

Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?
Mich krönt bey Tag, in ſchweren Zweigen,
Die ſich zu mir herunter neigen,
Der Pomeranzenbaum mit Gold.
Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?

Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?
Des Abends ſeh' ich Lunen rollen,
Und mir verliebt ein Mäulgen zollen,
Wie ſie Endymion gezollt.
Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?

Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?
Ich ſeh' in ihrer Purpurwiegen
Des Morgens dort die Sonne liegen,
So glühend wie ein Trunkenbold.
Was iſt ſo anmuthsvoll und hold?

74 Die himmliſche und irdiſche Venus.

Mich ließ Apoll auf des Parnaßes Höhen
Die himmliſche und ird'ſche Venus ſehen;
Die ein' umgab von Tugenden ein Chor:
Ich ſah bey ihr die Weisheit ſelber ſtehen;
Ihr Finger wieß entfernt des Glückes Thor.

Die zwot', umhüpft von Scherzen und von Freuden,
Warf Roſen aus, ſang Amorn lächelnd vor.
Wähl', ſprach Apoll, die würdigſte von beyden! —
Gelehrter Gott, verſetzt' ich demuthsvoll:
Gebiete nicht, daß ich ſie trennen ſoll:
Gewähre mir, dann ſo nur geh' ich ſicher!
Die für mich ſelbſt, die dort für meine Bücher.

An die Frau von * * * 75

Jenes Täubgen von dem Wagen,
Der Cytheren ſtets getragen,
Suchte weit von Griechenland,
Wo ſich Venus hin gewandt.
Aber als das Närrchen ſahe
Dich mein Engel und dein Schloß,
Hielt ſich's Paphos wieder nahe
Und ſank froh in deinen Schoos.

Hymen und die Truppen Amors. 76

Hymen ſtand im Hinterhalte:
Als ein Heer von Amuretten
Seines Reiches Grenzen nahte!
Wer da! rief er halberſchrocken,
Wer da! — oder ſoll ich ſchieſen?
Holder Bruder, ſprach ihr Führer,
Fürchte nichts von Amors Truppen.
Unſer Endzweck iſt nicht dieſer,
Deine Lande zu verheeren
Oder in Beſitz zu halten:
Wir verlangen nur den Durchzug!

77 Myrins Sinngedicht auf den Thirsis.*

Ihr Nymphen, euer Hirt, dem Pan im Singen gleich,
Liegt, da der Mittag glüht, betrunken im Gesträuch,
In einem unerlaubten Schlafe.
Cytherens Sohn bewacht indeßen seine Schaafe
Und trägt den Stab, den er dem Schlummernden entwand,
Stolz, wie ein Schäfer, in der Hand.
Soll nun kein wildes Thier den kleinen Gott verschlingen,
So eilt, o eilt den Mann aus seinem Schlaf zu bringen!

78 Die Wiederkunft.

Sie kommt, sie kommt zurück, für die ich stets gebrennet;
Schon morgen wird durch sie die Gegend wieder schön.
Ich will biß an den Baum, an dem wir uns getrennet,
Ihr froh entgegen gehn.
Vollkommen ist mein Glück, und ihr' und eure Huld,
Ihr Götter! wann sie mich von weitem schon erkennet
An meiner Ungedult!

79 Madrigal.

Befürchte nicht, daß dir Aristons Hertz entflieht
Und deine Zärtlichkeit mit Unbestand bezahle.
Man wird zwar ungetreu, wenn man dich, Isse, sieht,
Doch andern nur; doch nur zum allerlezten mahle.

80 Der dichtende Knabe.

Flieh nicht den Amor,
O zarte Schwester,
Flieh nicht den Amor,
Er kriegt dich doch.

* Es steht in der Anthologie, und fängt an: Θύρσις ὁ κωμήλης.

Ich roch im Garten
An einer Nelke,
In deren Schooſe
Der Kleine ſaß.

Mit ihren Düften,
Den ſüſen Düften,
Die mich vergnügten,
Sog ich ihn ein.

Ich armes Knäbgen!
Wer kann mir rathen,
In meinem Haupte
Iſt er nun Herr.

Und dieſes Liedgen,
Wie er ſo kleine,
Und dieſes Liedgen
Iſt ſchon von ihm!

Auf einen unglücklichen Arzt. 81

Die Wunder alter Zeit ſind keine falſche Sage:
Dann ſie erneuren ihren Lauf,
Und unſer Arzt Criſpin thut itzund alle Tage,
Wie ſonſt nur Gott gethan, ſo Erd' als Himmel auf.

Der Amtmann. 82

In einer unſrer Reichs-Provinzen
Ward auf Befehl des beſten Prinzen
Ein neuer Amtmann vorgeſtellt.
Gleich brachten die Gericht' in Chören,
Der alten Obſervanz zu Ehren,
Ihm einen Beutel voller Geld:
Den er, ſo bald er ihn bekommen,
Zum gröſten Schrecken vieler Frommen,

Nicht ohne Lächeln, angenommen.
„Ihr Vorfahr, der beliebte Mann,"
Begann hierauf ein alter Meyer,
„Herr Amtmann, nahm nicht einen Dreyer,
„Allein den Beutel nahm er an!" — —
„Mein Vorfahr war es wohl im Stande,"
Sprach dieser: „Es ist offenbar,
„Daß er der gröste Mann im Lande
„Und oftmahls unnachahmbar war."

83 Der verzweifelnde Schäfer.

Du reiner Bach, der seine Quelle flieht
Und über schattenreiche Gründe
Den krummen Lauf durch Klee und Blumen zieht;
Die Ruhe such' ich hier, die ich nicht bey dir finde.
Dein sanft Gemurmel nährt mein Leid;
Dein dunkler Rand ist mir ein Bild der Traurigkeit,
Wo ich mich ungestört betrübe.
Da flieh' ich vor der Welt, vor mir flieht was ich liebe,
Und ich, ich trage noch des Lebens schwere Last?
O reiner Bach, umzirkt mit Rosenbüschen,
Der meine Thränen aufgefast,
Ich will, o Bach, mein Blut zu deinen Wellen mischen;
Du solst mich sterben sehn, der du mich leben sahst.

84 Süßigkeit der Liebe.

Die Götter thaten, uns zu necken,
Schmertz, Sorgen, Krankheit, Mangel, Schwermuth
Und alle Gattungen von Übel
Vorzeiten in Pandorens Büchse;
Allein Cythere, unsre Freundin,
That ihren Sohn dazu: derselbe
Versüst uns nun die Übel alle.

Sereneus Unbeſtand. 85

Verzehrt von Harm und Liebe,
Ward Seladon zum Brünnigen;
Und wer des Brünnigens trinket,
Vergißet das Geliebte;
Vergißt ſelbſt ſeinen Namen.
Serenen zu vergeßen,
Wollt' ich des Brünnigens trinken.
Vergebens. Denn ſie hatte,
Weil ſie ſo oft im Lieben
Gewechſelt und getrunken,
Das Brünnigen ausgetrunken.

Zuſchrifft 86

an den Herrn A. R. H.. zu H.

Dieſe blüthenvolle Schale
Bring ich aus des Pindus Thale;
Edler H — —, nimm ſie an!
Biß ich, ſproßen mir die Flügel,
Von dem zweygeſpaltnen Hügel
Kränze für dich holen kann.
Götter, ſanft wie du, von Sitten,
Phöbus, Aphrodite, Pan,
Nahmen in berauchten Hütten
Einen Straus von Majoran
Oft den Händen armer Hirten
Lächelnd ab, und rochen dran.

Meine Künſte ſind nur: reimen —
Schätze ſeh ich bloß in Träumen;
Wachend bin ich Seladon.
Dächten aber Reich und Thron
Krösus oder Salomon
Heute mir noch einzuräumen:

So empfängen morgen ſchon
Deine Tugenden den Lohn.
Wo der Muſen Quellen ſchäumen,
Oben auf dem Helikon
Ließ ich, zwiſchen Lorbeerbäumen,
Unter einen Pavillon,
Dich, aus Gold gegoßen ſetzen,
Und die Worte drunter ätzen:
Unſerm deutſchen Grandiſon.

87 Du und Sie.

Galathea, wohin flog ſie, die goldne Zeit,
Da du, ohne Lakey und Putz,
Abends, einzig geſchmückt mit deinen Grazien,
In der Fallje* geſchlichen kamſt?
Froh bey meinem Salat, den in Ambroſia
Deine Reize verwandelten,
Warfſt du damahls dich ſelbſt, fröhlicher Laune voll,
In des glücklichen Jünglings Arm,
Der, betrogen von dir, gänzlich ſich dir ergab.
Damahls ſchenkten die Götter dir
Rang und Schätze noch nicht; aber an ihrer Statt,
Was ein Mädchen unſchätzbar macht:
Einen lachenden Witz, herzliche Zärtlichkeit,
Eine Bruſt, wie die Milch ſo weiß,
Und zwey Augen, verliebt, groß und verführeriſch.
Wer mit ſolchen entzückenden
Reizen wäre kein Schalk? Holdeſter Gegenſtand
Meiner Liebe, du warſt es auch!

* Fallje iſt ein ſchwarzes, langes und weites, ſeidnes Tuch, welches das Frauenzimmer an vielen Orten z. B. zu Mannheim über ſich wirft, und das Haupt und den größten Theil des Leibes, auſſer den Augen, damit bedeckt, wenn es im Negligee Jemand beſuchen, oder in die Kirche gehen; unterweges aber doch von Niemand leichtlich erkannt ſeyn will.

Und ich liebete dich, Amor vergebe mir's!
Darum, wahrlich! nicht weniger!

Dieſem Leben voll Luſt gleichet ihr jetziges
Reich mit Ehren gekröntes nicht!
Jener Schweizer, Madam, weiß wie das Schneegebirg',
Und breitſchultrig, wie Herkules,
Der, in ihrem Pallaſt, lügend, am Thore ſitzt,
Ein ſymboliſches Bild der Zeit,
Schreckt mit drohendem Blick, jetzo der lächelnden
Amoretten und Grazien
Leichte Truppen hinweg. Schüchtern umflattern ſie
Jene Balken von Zedernholz
Ihres Alkovs nicht mehr. Ehemahls ſchlüpften ſie,
Einem Schwarme von Tauben gleich,
Oft durch's Fenſter hinein; ſcherzten und trippelten
Um ihr jugendlich Bettchen her.

Wahrlich, gnädige Frau, dieſe lebendigen
Perſianiſchen Teppiche;
Dieſes Silbergeſchirr, manches Praxiteles
Kunſtwerk; dieſe hellglänzenden
Kabinette, worinn Frankreich die ſiniſchen
Künſtler alle beſchämete;
Dieſe Betten von Mohr; dieſe japaniſchen
Prunkgefäße, zerbrechliche
Wunder menſchlicher Kunſt; dieſe demantenen
Ohrgehänge, Geſtirnen gleich
Stralenſtreuend bey Nacht; dieſer bezaubernde
Staat und Hochmuth zuſammen iſt
Eines Kußes nicht werth, den du mir Glücklichen
In der Jugend gegeben haſt.

88 **Madrigal.**

Sage, ſprach ich zu der Freude,
Sage doch: was fliehſtu ſo?
Hat man dich, ſo fliehſtu wieder!
Niemals wird man deiner froh!

Sie erwiederte: Bedanke
Dennoch bey den Göttern dich!
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für ſich.

89 **Opfer für meine Freunde.**

Wann ich ein Lamm, ein Kränzchen, eine Taube
Den Göttern des Olymps zum Opfer bring',
Erſuch ich ſie, auf meinem Knie, im Staube,
Um Reichthum nicht; er iſt ein mißlich Ding!
Erhaltet mir, ſprech ich, was ich empfieng.
Ihr lenket ja, Unſterbliche, die Triebe
Der Herzen. Ach! bewahret biß ins Grab,
Bewahret mir die Herzen die ich liebe;
Und ſchlagt mir ſonſt, was euch beliebet, ab!

90 **[Triolet.]**

Ein gutes Triolet zu machen,
Gehört nicht zu den leichten Sachen.
Vergebens bildet der ſich ein,
Ein gutes Triolet zu machen,
Den nicht die Pierinnen weihn.
Ein feiner Satyr muß uns lachen,
Und Amor ſelbſt Gehülfe ſeyn,
Ein gutes Triolet zu machen.

Der Preis der Schönheit. 91

Zybele, die große Mutter,
Gab in ihrem goldnen Haus
Jüngſt den Göttern, ihren Kindern,
Einen Ball und einen Schmaus!

Nach den ernſtlichſten Geſprächen
Von Regierung dieſer Welt,
Ward in großen goldnen Schalen
Süßer Nektar aufgeſtellt.

Trunken zankten alle Götter
Mit belebter Fantaſey
Ob mein Mädchen, oder Zypris
Reizender und ſchöner ſey?

Du bekamſt der Schönheit Apfel,
Mutter Amors, vom Vulkan!
Momus und die andern Götter
Trugen ihn dem Mädchen an.

An ſeine Reime. 92

Ihr Geſchenke der Natur,
Aufgeſucht auf Berg und Flur,
Klein von Geiſt, als wie von Leib,
Unſchuldvoller Zeitvertreib,
Reime, meiner Jugend Ruhm,
Und mein einzig Eigenthum;
Von Apollen nicht gezeugt,
Von den Muſen nicht geſäugt,
Nur an Amors Seit' erdacht,
Nur in Fröhlichkeit gemacht,
Wandelt, holde Kinderchen,

Ferne von Pedanterie,
Immer mit den Grazien,
Immer mit der Harmonie! . .
Wenn euch Jemand küssen will,
O so haltet niemahls still!
Fliehet mit Bescheidenheit!
Sagt, daß ihr, voll Niedrigkeit
Keiner Küße würdig seid!

93 An Olympen.

Dein Leib ist schön; noch schöner deine Seele.
Man sieht auf dich vor tausend Frauen nur.
Dein Mund entzückt und singt, wie Philomele;
Und was du singst ist Regung und Natur.
Hättest du am Simois
Zu der alten Zeit gelebet,
O so hätte Tyndaris
Neben dir gebetet!
Ein Blick von dir
Hätt' ihr
Den Liebling abgezwungen;
Und Homer, gewiß!
Hätte nur von dir gesungen.

94 Grabschrift.

Ambrosius, der Prediger, liegt hier.
In jedes Kind von Schönheit sich verlieben,
Verstund der Mann, so gut, als sein Brevier.
Die Billets-doux, in seiner Noth geschrieben,
Bestellete, durch jegliches Quartier
Der Parochie, sein Küster Kasimir;
An Einem Tag zuweilen über Sieben.
Nur Antwort drauf ist immer ausgeblieben.
GOTT geb' ihm jtzt das Paradies dafür.

An Magiſter Dumm, der ſich beſchwerete daß ſich Dokter Stumm ein Werkchen zueigne, das Er doch verfertiget habe. 95

Magiſter Dumm, ihr lärmt und ſchwört:
„Ich bin kein Scharletan;
„Am Wenigſten ſo ungelehrt,
„Daß ich nicht ſchreiben kann.
„Das Buch vom Aſtrolabium,
„Das mir der Neider raubt,
„Iſt und verbleibt mein Eigenthum:
„Und kam aus meinem Haupt'.

Ich glaub es gern, Magiſter Dumm,
Es kam aus euerm Haupt'!
Hört aber ein Konſilium
Minervens! Schenkts dem Dokter Stumm
Sammt allem Stil und Stof:
So heißt er bey dem Publikum
Ein ſchlechter Philoſoph!

Henrichs des IV.ten Abſchied von der ſchönen Gabrielle. 96

(Aus ſeinem Franzöſiſchen.)

Durchbohrt von tauſend Pfeilen
Entreiß' ich mich von dir, ins Feld.
Die Ehre heißt mich eilen;
Da mich die Liebe hält.
Doch, Abſchied dir zu geben,
O Gabrielle, welche Pein!
Ach könnt' ich ohne Leben
Und ohne Liebe ſeyn!

Empfange meine Krone,
Verdienter Tapferkeit Gewinn:
Nur Venedig sie Bellone:
Mein Herz gibt dir sie hin!
Glückseelig, läßt dein König
Das Leben selbst für dich im Streit!
Doch eines ist zu wenig
Für so viel Zärtlichkeit!

97 Sinngedicht.

Das Leben, Tod! die Pilgrimschaft
Durch Wüsteneien voller Hecken,
Drängt uns, mit eines Stromes Kraft,
Hinab in dein gemeines Becken . .
Solch Ende soll mich nicht erschrecken.
Packt Gold in einen Bündel ein:
Laßt ihn in langen Flammen brennen!
Der Schade wird unmerklich seyn.
Die Einballirung wird allein;
Doch nie das Gold verbrennen können!

98 Madrigal.

Willst du mich nicht glücklich machen?
Mich nicht küssen? Mir nicht lachen?
Sprach der reiche Pachter Veit . .
Meine Freundin Adelheid
Gab ihm sittsam den Bescheid:
„Dich zu küssen, dir zu lachen,
„Wart' ich nur auf Zärtlichkeit:
„Kannst du die nicht kommen machen?

An die Frau von ... 99

Hätt' ich eine Monarchie,
Herzen kauft' ich mir für ſie.
Dieſes iſt das reinſte Glücke
Für ein tugendhaft Gemüth,
Daß es ſich geliebet ſieht.
Erbt' ich aber vom Geſchicke,
Wie Auguſt und Antonin
Gar den Erdkreis, gäb' ich ihn
Doch im erſten Augenblicke
Für ein Herz, gleich deinem hin.

Deutsche Litteraturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts
begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**
unter Mitwirkung von
F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.
43/45

GOEZES
STREITSCHRIFTEN
GEGEN
LESSING

HERAUSGEGEBEN
VON
ERICH SCHMIDT

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1893

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Vorwort.

Im Schlussbande meines „Lessing“ habe ich mich bemüht, ohne Verleugnung des eigenen Standpunkts, das Bild J. M. Goezes unparteiisch gegen den Menschen, den Theologen, den Schriftsteller zu entwerfen. Wenn er nun selbst zu Worte kommt, so ist die Meinung nicht, als solle und könne der Prozess, in dem ein grosser Streiter den Wortführer der alten Orthodoxie niedergestreckt hat, umgestossen werden. Wir geben keine „Rettung“, legen aber zu Lessings Blättern die Urkunden seines Gegners. Geschichte und Analyse ist hier nicht nöthig. Einige Beigaben werden zur Abrundung der Hamburgischen Polemik willkommen sein, zumal da sowohl die „Freywilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ als der „Beytrag zum Reichs-Postreuter“ vollständig nur als Unica erhalten sind. Erstere habe ich zu Weihnachten dank freundschaftlicher Vermittelung C. C. Redlichs in seinem Hause benutzen können; letzterer ist mir von Herrn Bibliothekar Dr. Curtius in Lübeck ausnahmsweise zugeschickt worden, wofür ich bestens danke.

Der Abdruck soll buchstäblich treu sein, ausser in offenbaren Satzfehlern, und Goezes eigenthümliche und eigenwillige Orthographie und Interpunktion, Flexion und Syntax nicht antasten. Die ersten Drucke aus

„Etwas Vorläufigem (I. in den Freywilligen Beyträgen 17. Dezember 1777 Stück 55 f. S. 433—447; II. ebenda 30. Januar 1778 Stück 61—63 S. 481—501) und den „Schwächen“ (s. zu 77 10) sind herangezogen worden und haben, abgesehen von kleinen Varianten, einige Verderbnisse ergeben; so auch das Resssche Original und die Lessingschen Streitschriften, denen gegenüber mit Goezes Weise, nicht ganz wörtlich zu citieren, gerechnet werden musste. Buchstabenverwechslungen durch den Setzer, n für u etc. habe ich stillschweigend verbessert. Für Schwabacher-Typen ist gesperrter Druck eingetreten. 8 5 dem | 9 36 wurden | 13 10 bloße fehlt, siehe aber das richtige Citat 16 26 | 13 16 Ende, aber 18 14 | 15 36 ein (FB eine) | 16 5 macht (FB machte) | 21 27 muß ich mich | 23 18 steht für FB 28 62 im Heft 28 f. | 23 29 FB S. 417 unterzeichnet Goeze. | 24 Fussnote fehlt | 26 12 seinem | 27 5 ja fehlt gegen Ress und FB | 10 Sie gegen Ress und FB | 18 den gegen Ress | 28 11—14 nehmen | lesen sie die | tragen | dagegen | zu ebenso u. s. f. | 29 11 Erscheinung | 12 also auch nicht | 17 andern anders | 31 25 schmieß gegen Ress und FB und Goezes Brauch | 32 28 Christi fehlt | 32 unauflösliche | 33 18 dem, ich als unklar nach Ress geändert | 35 wahrscheinlicher | 35 6 sich aber | 11 Johannes; sie | 37 genommen Ress | 36 6 sagen Ress | 8 könnte schon bei Ress Jesu oder Christi vor Auferstehung ausgefallen sein. | 38 19 dem | 22 Liedchen Ress | 29 mir es indeß Ress | 40 31 Ap. fehlt gegen FB | 41 6 Glaubesartikel gegen FB | zweite Fussnote fehlt FB | 42 1 unsrer gegen FB | 3 FB S. 501 unterzeichnet Goeze. | 43 14 hergeleiteten | 21 einem | 47 19 zu fehlt | 48 10 Wesen | 13. 14 *NB* und ganze Zusatz Goezes | 50 6 ihn | 10 Frage? | 54 5 Luftzüge (oder lies nach Lessings Singular strengem — bei Goeze auch strengen möglich — Luftzuge) | 57 1 ihm | 59 35 ihn | 72 6 den siehe 11 | 76 4 ihrer | 77 10 das Stück ist vom 24. April

datiert (S. 585—592) | 14 den | 81 23 Yeute FB | 24 hinanzuſteigen FB | 28. 31 Yeute | 83 4 Muſterung als nd. Nebenform belassen | 89 4 innern | 90 36 ganzen vgl. 91 14 u. ö. | 91 8 Tag. 1 Tim. | 99 13 da, | 16. 17 öffentlichem Drucke | 105 27 ſeinem | 106 3 und 107 16 hätte befordert stehen bleiben sollen, denn die Form wechselt; s. 129 7 u. ö. | 108 20 Dann | 109 4 einer | 110 36 ihn | 112 15 gewieſen wie 115 3 | 117 37 niederträchtig? | 121 26 könte | 126 3 ſich fehlt | 128 26 der | 141 8 ſeinem | 145 10 einſtweiles | 22 daß man | 32 Reichsgeſetzmäßige | 147 3 daß ihm | 148 19 ihn nie | 150 19 ihn | 157 5 Gottl. | 167 23 ihm | 171 11 würde | 175 29 ihn | 176 30 Symbola | 178 38 Zeilen? | 182 20 *uobis* | 32 ſollen | 35 Fanaticern siehe 179 15 | 184 19 weiter? | 185 24 ff. petit gedruckt, damit die Seite reiche.

Berlin, 20. Juni 1893.

Erich Schmidt.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessings mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion (Hamburg 1778) 1

Lessings Schwächen (Hamburg 1778)

Erstes Stück 73

Zweites Stück 103

Drittes Stück 155

Anhang.

1. Aus den Freywilligen Beyträgen (Hamburg 1774 bis 1778) 187

2. Aus dem Beytrag zum Reichs-Postreuter (Altona 1777—1780) 200

Etwas Vorläufiges

gegen

des Herrn Hofraths Leßings

mittelbare und unmittelbare

feindselige Angriffe

auf

unsre allerheiligste Religion,

und

auf den einigen Lehrgrund derselben,

die heilige Schrift,

von

Johan Melchior Goeze,

Hauptpastor an der St. Catharinen-Kirche
in Hamburg.

Hamburg.

Gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmsen.

1778.

Luther im Bekäntniſſe vom heiligen Abendmahle.

Wer ſo kühn iſt, daß er thut Gott leugnen und Lügen ſtrafen in einem Worte, und thut ſolches muthwillig wieder und über das, ſo er ein oder zweymahl ermahnet oder unterrichtet iſt, der thut Gott in allen Worten leugnen und Lügen ſtrafen. Darum heiſt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heil. Schrift läſt ſich nicht trennen oder theilen, daß ſie ein Stück ſolte wahrhaftig, und das andre falſch lehren und glauben laſſen.

Vorerinnerung.

Ich lege den Lesern in diesen Bogen verschiedene Aufsätze vor. Die ersten beyden sind bereits in den hiesigen freywilligen Beyträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Nr. 55 : 56, und Nr. 61—63, d. J. abgedruckt. Da aber, wie ich vernommen, Herr Hofrath Leßing bereits gegen dieselben geschrieben hat, und diese Blätter nur wenigen zu Gesicht kommen; so habe ich es rathsam gefunden, solche hier wieder abdrucken zu lassen, um also mehrere in den Stand zu setzen, meine und des Herrn L. Gedanken vergleichen zu können. Der dritte Aufsatz war für eben diese Blätter bestimmet, nun aber war es schicklicher, solchen hier gleich beyzufügen. Die folgenden sind durch die hernach herausgekommenen Leßingischen Schriften, (*) die letzten namentlich gegen mich gerichteten ausgenommen, so weit ich solche gelesen habe, veranlasset worden.

[IV] Durch seine mittelbaren Angriffe auf unsre Religion und auf die heilige Schrift, verstehe ich den von ihm veranstalteten Druck der Fragmente, und die von ihm übernommene Advocatur des Verfassers derselben. Ich wil es ihm einräumen, daß die Gründe, welche er hier zur Rechtfertigung seines Verhaltens in dieser Sache vorwendet, etwas beweisen, wenn er mir zugestehet, daß eben

(*) Gehören die Bogen: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, und: Das Testament Johannis, nicht dazu, so muß sich Herr L. darüber erklären.

dieſe Gründe hinreichen würden, ſein Verhalten zu rechtfertigen, wenn er Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtſame des hohen Hauſes, dem er dienet, die Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Miniſter deſſelben, und ſelbſt des regierenden Herrn, ſo angegriffen würden, als hier die Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Ehre und Unſchuld der heil. Apoſtel, und ſelbſt unſers ewigen Königes angegriffen wird, und wenn er uns desfals von ſeinen Obern ein glaubwürdiges Zeugnis darlegen würde, daß ſie in dieſem Falle mit ſeinen Rechtfertigungsgründen zufrieden ſeyn würden.

Durch ſeine unmittelbare Angriffe auf unſre Religion, verſtehe ich, ſeine, den Fragmenten entgegengeſetzten Scheingründe, welche mehr den Zweck haben, dieſelbe zu untergraben, zu ſtürzen, wenigſtens ſie lächerlich zu machen, [v]als ſie zu vertheidigen: den bittern aber kraftloſen Spot, den er über die bisherigen Vertheidigungen derſelben ausgeſchüttet hat: inſonderheit aber den Rath, den er uns giebt, daß wir die Wahrheit unſrer Religion vornemlich, ja allein auf das: pollidemus quia pollidemus, gründen ſollen. Ein eben ſo kluger Rath, als wenn er den Vertheidigern einer Veſtung rathen wolte, die metallenen Kanonen bey Seite zu ſchaffen, und an deren Stat hölzerne aufzuführen. Ich rechne ferner dahin ſein Vorgeben, daß nicht alles, was in der heil. Schrift enthalten iſt, von Gott eingegeben ſey, und daß der heil. Geiſt dabey nichts weiter gethan habe, als daß er die Verfaſſer angetrieben, daß ein jeder die Sache ſo niederſchreiben müſſen, wie er ſich ſolche vorgeſtellet, daher denn nothwendig zwiſchen ihnen Widerſprüche erfolgen müſſen: denn eben damit ſucht er den Fels des veſteren prophetiſchen und apoſtoliſchen Worts, in einen nichtswürdigen Sandhaufen zu verwandeln, und giebt einem jeden Widerwärtigen das Recht, die göttliche Eingebung der Stellen, aus welchen wir die Glaubensartikel beweiſen, vor der Fauſt weg abzuleugnen. Sind die erſchröcklichen Worte in dem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, S. 11: meine ganze

Vernunft ſtreubet ſich [VI] gegen den Satz, daß Gott einen Sohn habe, der mit Ihm gleiches Weſens ſey, aus Herr Leßings Feder gefloſſen; ſo kan man aus denſelben nicht allein einen volſtändigen Abriß der Leßingiſchen Theologie und Religion herleiten, ſondern man kan auch zum voraus ſehen, was er uns auf die Stellen, mit welchen wir dieſe allerwichtigſte Grundwahrheit unſrer Religion beweiſen, antworten werde.

Daß dieſe Angriffe, und zwar im recht hohen Grade feindſelig ſind, darf ich wol nicht erſt beweiſen, und derjenige würde ſich ſelbſt bey allen Freunden und Verehrern des Herrn L. lächerlich machen, der aus denſelben beweiſen wolte, daß er gegen die chriſtliche Religion auch nur gleichgültig geſinnet, oder gar ein Freund und Verehrer derſelben ſey.

Die Art, wie Herr Leßing ſtreitet, iſt ſonderbar. Seine Bemühungen gehen nicht dahin, den Verſtand ſeiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern ſich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen. Er beſtimmet daher nichts durch richtige Erklärungen, er führet nie einen gründlichen und einleuchtenden Beweis, ſondern er ſpielt beſtändig mit Gleichniſſen, Inſtanzen und Antitheſen. Er [VII] nimt die Worte in verſchiednen Bedeutungen, und gerade jedesmal in derjenigen, von welcher er ſich die meiſte Hofnung macht, daß ſie am erſten blöde Augen blenden werde. Er erlaubt ſich Sophismen, Equivocen und Fallacien.

Vielleicht entſchließe ich mich, wenn ich keine wichtigere und nothwendigere Geſchäfte habe, aus den neueſten Schriften des Herrn L. die Bilder und Gleichniſſe auszuziehen, von denſelben nach dem Alphabethe ein ordentliches Regiment zu formiren, und alsdann dieſe Leßingiſchen irregulairen Trouppen und Marodeurs, die Muſterung vor dem geſunden Menſchenverſtande durchgehen zu laſſen. Hier werden ſeltſame Geſtalten zum Vorſcheine kommen. Ich habe in dem folgenden, mit ſeinen ſchadhaften und morſchen Sturmleitern, mit ſeinen zwanzig-

mal zurückgeschlagenen Soldaten, (*) die aber zum ein und zwanzigstenmale zurück kommen, und mit siegen helfen sollen, bereits eine Probe gemacht, und ich verspreche meinen Lesern und mir von dieser Arbeit viel Vergnügen.

[VIII] Es ist wahr, daß die Lehrsätze der christlichen Religion nicht so bewiesen werden können, als der Satz: zweymal zwey ist vier. Allein so sollen sie auch nicht bewiesen werden. Denn wenn sie also bewiesen werden könten und solten; so würde die menschliche Freyheit dabey völlig zu Grunde gehen, und es würde alsdann heißen: entweder Christ, oder ins Dolhaus! Auf solche Weise wil unser Jesus keine Jünger machen. Der Weg, den Er uns Joh. 7, 16. 17. angewiesen hat, und auf welchem wir zur Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Lehre kommen sollen, ist von ganz andrer Art. Das innere Zeugnis des heiligen Geistes, welches sich durch die Kraft der heil. Schrift an den Seelen derer offenbaret, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben, (vielleicht ist dieses dem Herrn L. lächerlich? auf seine Gefahr!) muß hier nothwendig die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit Gottes vest zu machen. Auf diesem Wege sind Millionen Christen zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen. Ich ersuche den Herrn L. um seines ewigen Heyls willen, diese Vorstellungen in reife Erwägung zu nehmen, ehe er die Feder ansetzet, um die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion zu verhöhnen. Wil er indessen diesen von dem [IX] Geiste Gottes selbst angewiesenen Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit verlästern, und seinen Witz, den Gott ihm zu einem ganz andern Gebrauche verliehen hat, verschwenden, um unschuldige Herzen zu ärgern, sie von diesem Wege abzuführen, und ihre Sinne zu verblenden, daß sie die Herrlichkeit des HErrn, der sie erkauft hat, nicht sehen; so wird sein Urtheil nicht säumen, und Christen, die wissen, an wen sie glauben, werden seine

(*) Zum Unglücke hat Herr Leßing nicht bemerkt, daß ihnen gleich bey der ersten Attaque die Köpfe weggeschossen worden.

unglücklichen und ihm selbst äuserst verderblichen Unternehmungen, mit innigem Mitleiden ansehen, und für ihn desto herzlicher beten.

Ob ich es nöthig finden werde, auf die letzten, namentlich gegen mich gerichteten Schriften des Herrn L. zu antworten, oder ob ich ihm, wenn ich finde, daß es ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kan, die Ehre, das letzte Wort zu haben, lassen kan, darüber werde ich mich, g. G. nach dem Feste entschlieszen. So viel kan ich zum voraus sagen: werde ich in diesen Blättern eben die Logik finden, welche Herr L. in den übrigen, die Fragmente betreffenden Schriften gebraucht hat; so ist er keiner Antwort würdig. Denn Sophismen, Equivocen, Fallacien, falsche, und schwache Leser blendende Bilder, stat der Gründe, Schlüsse und Axiomen, aus viel[x]deutigen, und von ihm nicht bestimten Worten, Hohn und Naserümpfen über die Gegner, haben in der gelehrten Welt eben den Werth, den falsche Würfel in der bürgerlichen haben. Die Theaterlogik, und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. Die erste kan auf die Zuschauer große Wirkung thun, und diejenige, welche Göthe in seiner schändlichen Stella gebraucht hat, um die Hurerey und Vielweiberey zu rechtfertigen, hat öfters den Zuschauern ein lautes Jauchzen und ein heftiges Klatschen abgelocket. Allein alle Rechtschaffene verabscheuen solche auf dem theologischen Kampfplatze, so wie sie in juristischen Streitigkeiten die Chikane verabscheuen. In der Theaterlogik ist Herr L. ein groszer Meister, aber er hat von derselben in seinen bisherigen, in ein ganz anderes Feld gehörigen Schriften, beständig Gebrauch gemacht, auch das Vergnügen genossen, daß die Witzlinge, und daß alle diejenigen, welche schon lange gewünscht haben, daß der Heilige in Israel bey uns aufhören möchte, für Freuden, daß er endlich ihre Wünsche erfüllet, und sich in sei[xi]ner wahren Gestalt gezeiget hat, ihn mit lautem

Jauchzen und freudigem Händeklatſchen empfangen haben. Allein es werden ſich Männer finden, die ſeinen Fechterſtreichen mit gehörigem Nachdrucke zu begegnen wiſſen, und die ihm zeigen, daß er mit ſeiner Uebertragung der Theaterlogik, auf den theologiſchen Kampfplatz, ſelbſt, die vom Ariſtoteles ſo hoch verbotene μεταβασιν εἰς ἀλλο γενος begehe, mit welcher der Verfaſſer des Bogens: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft, den Herrn Dir. Schuman, aber zu ſeiner eignen Schande, zu verwirren geſucht hat.

Beyläufig eine Probe von der Theaterlogik des Herrn L. Er ſchreibt in dem 4ten Stück der Beyträge, S. 495: „Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel „geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe „der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, „ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag alſo „von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen; ſo kan doch „unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen „beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo „ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler „Selen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch „kein Buchſtabe aus dem auf=[XII]gezeichnet war, was „bis auf uns gekommen: ſo muß es auch möglich ſeyn, „daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben „haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen ge„lehrte Religion dennoch beſtände."

Ich geſtehe es gern, daß dieſer Schlus eine große Kraft habe, ſchwache Selen zu überraſchen. Wenn Herr L. denſelben einem Freygeiſte auf dem Theater in den Mund legte; ſo würde unfehlbar ein lautes Geklatſche von allen denen erfolgen, welche ohnedem die Bibel ſchon längſt gern aus der Welt geſchaffet hätten, nur nicht wiſſen, wie ſie es anfangen ſollen. Wenn aber ein Mann, der auch nur geſunden Menſchenverſtand hat, den Grundſatz: War ein Zeitraum u. ſ. w. und die Folge: ſo muß es auch möglich ſeyn, u. ſ. f. mit einander vergleicht, und unterſucht, ob, und wie die letzte aus dem erſten fließet; ſo kan er nicht anders denken, als daß Herr L. ſeine Leſer

für Kinder ansehen müsse. Ich wil die Sache mit einem Bilde aufklären, Herr L. wird solches um so viel weniger an mir tadeln, da seine größeste Stärke in dem Gebrauche dieser Methode bestehet, und ich bin hier dazu um so viel mehr dazu berechtigt, da ich in dem ersten Aufsatze die Gründe angeführt habe, [XIII] durch welche dieser Trugschlus über einen Haufen geworfen wird.

Wie wenn ein Reisender, der zum ersten mahle auf die Elbe käme, wo sie Ebbe und Fluth hat, sähe, daß das Schiff ohne Segel gienge: er bemerkte die Ebbe nicht, und würde gewahr, daß der Schiffer nun bey unveränderem Winde dennoch die Segel aufspannete, und er wolte sagen: wozu ist das nöthig, da das Schiff bisher ohne Segel gegangen ist; so kan es ferner ohne Segel gehen: würde dieser Schlus des Reisenden nicht eben so bündig seyn, als der, den Herr L. macht? und wie würde sich hier ein vernünftiger Schiffer verhalten? Er würde erst seine nothwendigen Geschäfte besorgen, und alsdenn gelegentlich dem Reisenden sagen: Herr, sehet ihr denn nicht, daß sich der Lauf des Wassers verändert hat, daß der Strohm, der vorher dorthin lief, uns gegenwärtig gerade entgegen komt. Wolte alsdenn der Reisende bey seinen fünf Augen bleiben, und sagen: meine ganze Vernunft streubt sich gegen den Satz, daß das Wasser Berg an laufen solte; so würde der Schiffer am klügsten handeln, wenn er es der Zeit und Erfahrung überliesse, seinen Passagier eines [XIV] bessern zu belehren, er möchte wollen oder nicht.

Wil Herr L. durchaus nicht einsehen, daß dadurch, daß die unmittelbare Eingebung des heil. Geistes, aus welcher die Apostel redeten, daß die Wundergaben, mit welchen sie die von ihnen gepredigten Geheimnisse des Glaubens bestätigten, in der Kirche aufhöreten, eine solche Veränderung in derselben vorgegangen, wodurch eine geschriebene Offenbarung, zur Fortpflanzung und Erhaltung der Lehre und Geschichte derselben, schlechterdings nothwendig wurde; so ist von ihm nichts weiter zu hoffen, und der beste Rath ist dieser, daß man ihn seinem Dünkel

überlasse. Vielleicht thut künftig die Zeit dasjenige, was gegenwärtig auch die stärksten Gründe bey ihm nicht ausrichten können, da er es sich einmahl vorgesetzet hat, seine Phantasien durchzusetzen.

Der Ton, aus welchen Herr L. spricht, ist durchgängig so stolz, und die Art, wie er seine Gegner behandelt, so verachtend, so wegwerfend, so höhnend, daß selbst einige [xv] seiner Freunde bekennen, daß er, wenn er auch eine bessere Sache hätte, als er wirklich hat, dennoch solche allein dadurch völlig verderben, und billig denkenden Gemüthern unerträglich fallen würde. Er ist ein wahrer Chineser. Er allein hat zwey Augen. Seinem Fragmenten-Schreiber gestehet er eines zu. Alle übrige aber, die von der Gründung der christlichen Religion an bis hieher anders gedacht haben, und anders denken, als er und sein Fragmenten-Schreiber, sind, doch Gott lob nur nach seinem Urtheile, blinder, als Maulwürfe.

Ich habe bey dem ersten Anblicke der Fragmente besorget, daß sie die Klippe seyn würden, an welcher der bisherige Ruhm des Herrn Leßings scheitern wird. Der Ausgang wird meine gegründete Vermuthung rechtfertigen. Gott gebe, daß er, noch zu dieser seiner Zeit bedenken möge, was zu seinem Frieden dienet, damit er durch den unbesonnenen Druck [xvi] der lästernden Fragmente, wodurch er der ganzen Christenheit in das Angesicht Hohn gesprochen, und durch seine eignen feindseligen Angriffe auf die christliche Religion und auf die heilige Schrift, nichts mehr verlieren möge, als diese Seifenblase.

Hamburg, den 7 April, 1778.

Goeze.

I.

Es ist vor einiger Zeit eine Schrift an das Licht getreten, von welcher ich gegenwärtig, aus gegründeten Ursachen, keine nähere Anzeige geben wil, als diese: Sie bestehet aus zween Haupttheilen. Der erste enthält Fragmente, welche Angriffe gegen die heilige Schrift darlegen, und der zweite, Gegensätze des Herrn Herausgebers dieser Fragmente, gegen dieselben.

Der Herr Herausgeber ist eben so wenig mit den bisherigen Widersachern, als Vertheidigern der christlichen Religion zufrieden. Er sagt S. 496: „Es ist falsch, daß „schon alle Einwürfe gesagt wären, noch falscher ist es, „daß sie alle schon beantwortet wären. Seichtigkeit und „Spötterey auf der einen Seite, hat man nicht selten mit „Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert. Man „hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil [2]„Religion und Aberglauben für eins genommen: aber „man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Un„glauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, „für Ruchlosigkeit auszuschreyen. Dort hat man jeden „Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum „Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der eine und „der andre seinen Gegner zum Ungeheuer umgeschaffen, „und ihn, wenn er ihn nicht besiegen können, wenigstens „für vogelfrey erkläret Wahrlich er sol noch erscheinen, „auf beyden Seiten sol er noch erscheinen, der Mann, „welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die „Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde „des Gegenstandes erfordert."

Es ist hart, auf diese Art die Feinde der Religion und die Vertheidiger derselben in eine Klasse zu werfen. Was der Herr Herausgeber hier niedergeschrieben, sol ein Resultat seyn. Was ist ein Resultat ohne vorher gegebene Induction? ein Machtspruch, welchem der Leser einen blinden Beyfal geben sol: welchem er aber mit völligem Rechte ein bloßes: negatur, ergo probetur, entgegen setzen kan. Und wenn es hoch komt, so ist es ein Schlus von einzelnen Fällen auf das Algemeine. Ich wil es einräumen, daß einige Vertheidiger der christlichen Religion sich der, von dem Herrn Herausgeber gerügten Fehler, schuldig gemacht haben; verdienen sie darum alle verworfen zu werden? Und der ganze Vortrag des Herrn Herausgebers ist doch augenscheinlich so eingerichtet, daß der Leser das Arge, das er von einigen sagt, von allen denken sol. Der Schlus: wahrlich er sol noch erscheinen, u. s. f. [3] leugnet nicht nur, daß die Religion noch nicht so angegriffen worden, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, sondern auch, daß sie noch nicht auf diese Art vertheidiget worden, und solches durch den algemeinsten Ausspruch, der möglich ist. Nach allen Grundsätzen der Logik muß der Herr Herausgeber erst den Beweis des letzten Satzes durch eine volständige und bündige Induction führen, ehe er von seinen Lesern verlangen kan, daß sie solchen als einen, auf unbeweglichen Gründen beruhenden Urtheilsspruch, annehmen sollen.

Meine Absicht ist gegenwärtig nicht, über die, in den Fragmenten enthaltene Angriffe, oder über die, in den Grundsätzen befindlich seyn sollende Vertheidigung der christlichen Religion, eine genaue Untersuchung anzustellen. Dieses kan und wird zu einer andern Zeit geschehen. Wenigstens kan die in den Abhandlungen über wichtige Gegenstände, des Herrn Jacobi, im 3 Th. befindliche vortreffliche und bündige Untersuchung von dem eigentlichen Character und Vorzügen der Bücher des alten Testaments, zu einer vorläufigen Einleitung dazu dienen, und manches aufklären, was hier verwirret

und verdunkelt worden. Ich werde gegenwärtig nur über eine Stelle des Hrn. Herausgebers, welche vermuthlich die Grundlage zu den Gegensätzen enthalten sol, eine kurze Untersuchung anstellen. Es ist folgende, S. 495.

„Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel „ist nicht die Religion, folglich sind Einwürfe gegen den „Buchstaben, und gegen die Bibel, nicht [4] eben auch Ein„würfe gegen den Geist, und gegen die Religion."

„Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur „Religion gehöriges; und es ist bloße Hypothes, daß sie in „diesem Mehrern gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war „die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum „war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. „Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen „schrieb, und eine beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu „Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so „viel abhängen; so kan doch unmöglich die ganze Wahr„heit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, „in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem „sie bereits sich so vieler Selen bemächtiget hatte, und in „welchem gleichwol noch kein Buchstab aus dem von ihr „aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß „es auch möglich seyn, daß wenn alles, was Evangelisten „und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, „die von ihnen gelehrte Religion, doch bestünde. Die „Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel „sie lehreten; sondern sie lehreten sie, weil sie wahr ist. „Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueber„lieferungen erkläret werden, und alle schriftliche Ueber„lieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn „sie keine hat."

Ich finde in dieser ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier stehet, für richtig erkennen könte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzet, aber einige davon bedürfen aller-[5]dings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch.

Es ist eine wesentliche Pflicht eines Weltweisen, daß er die Worte, welche die Hauptbegriffe in seinen Sätzen ausdrücken, richtig und bestimt erkläre, und den Lesern ohne alle Zweydeutigkeit auf die bestimteste Art, die möglich ist, sage, was er selbst dabey denket, und was der Leser dabey denken sol. Der Hr. Herausgeber redet vom Buchstaben und Geiste, von Bibel und Religion, von dem, was zur Religion gehörig und nicht gehörig ist, ohne die Begriffe dieser Ausdrücke, unter welchen doch die meisten vieldeutig sind, im allergeringsten zu bestimmen. Was kan daher anders entstehen, als zweideutige, unbestimte, schwankende und irrige Sätze? Es wird sich dieses augenscheinlich zeigen, wenn wir einen nach dem andern, besonders betrachten.

1. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Die beyden Ausdrücke, Buchstabe und Geist, wenn sie einander entgegen gesetzet werden, sind Ausdrücke, welche der Bibel allein eigen sind, 2 Kor. 4, 6. In diesem Verstande finden wir solche bey keinem andern Schriftsteller. Hier heist der Buchstabe das Gesetz, der Geist aber das Evangelium. Nimt der Hr. H. diese Worte aber auch in dieser Bedeutung? nein! sondern da er zween Sätze: der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion, zusammen setzet, welche identische Sätze seyn sollen; so sagt er damit zugleich, daß er durch den Buchstaben die Bibel, und durch den Geist, [6] die Religion wolle verstanden wissen. Nach dieser Erklärung getraue ich mir die Gegensätze zu behaupten: der Buchstabe ist der Geist, und die Bibel ist die Religion, und solches mit eben dem Grunde, mit welchem Jesus sagt: die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben. Joh. 6, 63. Das Wort, Religion, kan entweder objective, oder subjective genommen werden. Im ersten Verstande bedeutet solches diejenigen Lehrsätze zusammen genommen, welche ein Mensch erkennen und als Wahrheit annehmen muß, der sich gegen Gott gebührend verhalten

wil: und in dem zweiten Verstande bedeutet solches die Gemüthsfassung, und das Verhalten eines Menschen, welche er im Verhältnisse gegen Gott, zu haben, und zu beweisen schuldig ist. Natürlicher Weise kan der H. H. durch den Buchstaben und durch die Bibel nichts anders verstehen, als was die Gottesgelehrten die innere Form der heil. Schrift nennen, nemlich den Sin und Verstand der, mit Worten ausgedrückten Sätze, und den daraus entspringenden Zusammenhang der Gedanken und Vorstellungen, welche durch die heil. Schrift, ihrem Endzwecke gemäs, bey den Menschen hervorgebracht werden sollen. Da nun diese Sätze der heil. Schrift, und der daraus entspringende Zusammenhang der Gedanken und Vorstellungen von unserm Verhältniße und Verhalten gegen Gott, die Religion, objective genommen, ausmachen; so ist allerdings der Buchstabe der Geist, und die Bibel ist die Religion. Ist nun die Erkäntnis, die Gesinnung und Gemüthsfaßung eines Menschen, dem Systeme der Glaubenslehren und Lebenspflich-[7]ten der heiligen Schrift gemäs; so kan ich mit Recht sagen: ein solcher Mensch hat die Religion der heil. Schrift. Was sind also die Antitheſen des Hrn. H.? spielender Witz? oder Wahrheit?

2. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben, und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Eine Folge, welche nothwendig die Natur des Grundsatzes haben muß, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist falsch, also kan diese nicht wahr seyn. Da nach der Erklärung, welche ich vom Buchstaben und Bibel, vom Geist und Religion gegeben habe, und welche der Hr. H. auch nothwendig annehmen muß, wofern er nicht etwas ganz unbedeutendes gesagt haben wil, beyde, Buchstabe und Geist, Bibel und Religion, eines sind; so müssen auch die Einwürfe gegen den Buchstaben, Einwürfe gegen den Geist und Einwürfe gegen die Bibel, Einwürfe gegen die Religion seyn. Ich wil die Sache durch eine Instanz erläutern. Wir wollen den Willen eines Herrn, nach

welchem sich seine Unterthanen verhalten sollen, die Landesordnung nennen, das Buch aber, in welches er seine Vorschriften verfassen lassen, mag die Landesverfassung heißen. Wenn nun ein Unterthan gegen die letzte Einwürfe machte, um solche ihres Ansehens zu berauben, und er wolte gegen seine Richter sagen: Die Landesverfassung ist nicht die Landesordnung, Einwürfe gegen die erste, sind also keine Einwürfe gegen die letzte; würde eine solche Antithese eine Kraft haben, ihn zu rechtfertigen?

[8] 3. Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. In diesem Satze liegen zween Sätze. Einmal, die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweytens, sie enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumet der Herr Herausgeber das ein, was er in dem vorgehenden geläugnet hatte. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört; so enthält sie die Religion, objective, selbst. Und der zweyte Satz kan zugegeben werden, wenn man einen Unterscheid macht, zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret. Sol aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheile gereichen; so ist er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich sagen wolte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben.

4. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey. Nein! dieses ist nicht Hypothese, sondern unwidersprechliche Wahrheit. Entweder dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, oder wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, als das wesentliche. Nimt man aber das letzte an, so verlieret das erste auch alle Zuverläßigkeit. Welcher großer Herr würde es zugeben, daß diejenigen, denen er es aufgetragen hätte, eine Landesverfassung nach seinem Willen abzufassen, wenn es auch nur zur Erläuterung und Bestätigung dienen solte, aus ihrem eigenen Gehirne solche Dinge mit einfließen ließen,

welche er selbst für falsch und unrich=[9]tig erkennete. Würde, wenn solches den Unterthanen bekannt würde, oder wenn sie im Stande wären, solches zu entdecken, nicht seine gesamte Landesverfassung dadurch alles Ansehen verlieren? Wer sol bey der Bibel vest setzen, was darin unfehlbar ist, und was zu dem Wesentlichen oder Mehrern gehört? Wir sehen die Folgen dieser verderblichen Meinung schon mehr als zu deutlich. Es finden sich schon manche sogenante Gottesgelehrte, selbst in unsrer Kirche, welche von dem Mehreren und nicht Unfehlbaren eine solche Rechnung machen, daß sie uns von dem Wesentlichen, oder von dem, was zur Religion gehört, nichts mehr, als die Grundsätze der natürlichen Theologie übrig lassen. Christus weiset die Juden auf die Schrift, ohne Einschränkung, und sagt: sie zeuget von mir. Joh. 5, 39. Paulus behauptet von aller Schrift, (er nimmt offenbar diesen Ausdruck in dem eminenten Verstande, in welchem ihn dazumal alle Juden und Christen nahmen) daß sie von Gott eingegeben, und nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. 2 Tim. 3, 16. Petrus weiset uns auf das vestere prophetische Wort, 2 Pet. 1, 19. und versteht dadurch den ganzen Kanon, so wie er damals von Juden und Christen angenommen wurde. Sie haben also die neue Weisheit entweder gar nicht gewust, oder tückisch verschwiegen. Eines von beyden muß derjenige annehmen, der es für bloße Hypothes erklärt, daß alles, was in der heiligen Schrift enthalten ist, gleich unfehlbar sey.

5. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung [10] war. Freylich konte diese Offenbarung das noch nicht in sich fassen, was hernach in der Bibel enthalten war; sie fassete aber doch alles in sich, was die Menschen, denen sie mitgetheilet wurde, nach den Absichten Gottes, von Gott, und von der Art und Weise, wie sie Ihn verehren solten, wissen musten. Da nun Offenbarung und Bibel, in Absicht auf das Wesentliche, eben das sind, da der Unterscheid zwischen

beyden blos in zufälligen Nebendingen beſtehet; ſo ſagt der Satz: die Religion war, ehe die Bibel war, im Grunde gar nichts, und wenn der Herr Herausgeber Vortheile daraus ziehen wolte, ſo hätte er ſolchen alſo abfaſſen müſſen: auch war die Religion, ehe eine Offenbarung war; allein dieſer Satz fällt gleich als falſch in die Augen, da im Gegentheile der von dem Herrn Herausgeber gewählte, blendet, und in den Augen kurzſichtiger Leſer die völlige Geſtalt eines Axioma hat.

6. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Alles dieſes kan ich dem Herrn Herausgeber einräumen. Indeſſen aber werde ich dieſen Satz doch eben, als den vorhergehenden, zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen, wenn ich dieſem Satze die Frage entgegen ſetze: War denn das Chriſtenthum ſchon, ehe Chriſtus und die Apoſtel gepredigt hatten? So lange Chriſtus und die Apoſtel predigten; ſo lange die auſſerordentlichen Gaben des heil. Geiſtes in den Gemeinen wirkſam waren, ſo lange konte [11] die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion durch mündlichen Unterricht beſſer erhalten werden, als durch Schriften. Nachher aber mußten, wenn das von Chriſto und den Apoſteln gegründete Chriſtenthum nicht wieder zu Grunde gehen, und weiter ausgebreitet werden ſolte, die Schriften ſolcher Zeugen Jeſu, deren unmittelbare Erleuchtung durch den heil. Geiſt unleugbar war, in die Stelle des mündlichen Unterrichts treten. Dieſer Satz iſt alſo mit dem vorhergehenden von einerley Beſchaffenheit. Er iſt blendend, er ſagt aber im Grunde nichts.

7. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen; ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen. Die Wahrheit der chriſtlichen Religion beruhet allerdings auf ſich ſelbſt, ſie beſtehet in ihrer

Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes, und auf der historischen Gewisheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theile gründen. Allein unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften. Würde, wenn diese Bücher nicht geschrieben, und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben seyn? Ich möchte wissen, aus welcher Quelle die Menschen die bloße historische Kentnis davon hätten schöpfen sollen? und ohne eine historische Kentnis würde eine lebendige doch wohl schwerlich stat gefunden haben.

[12] War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. Bey aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Herausgebers um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kan ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schlus für ein handgreifliches Sophisma zu erklären. Man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr gepredigt war, was bis auf uns gekommen ist; so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten. Die christliche Religion hat ihren Ursprung nicht aus den Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern aus den Predigten Christi und der Apostel. Durch diese ist sie gepflanzet und gegründet, durch die letzte aber fortgepflanzet, erhalten und

ausgebreitet worden. Der Herr Herausgeber muß also, wenn sein Schluß etwas beweisen sol, einen Zeitraum angeben, in welchem die christliche Religion ausgebreitet gewesen, und sich vieler Selen bemächtiget, ehe Christus und die Apostel gepredigt haben. Wird dieses ihm mög-[13]lich seyn? Auf den Lehren und Thaten Christi und der Apostel beruhet also die gesamte christliche Religion, als auf ihrem unmittelbaren Grunde. Woher können wir nun diese Lehren und Thaten wissen? allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel. Wenn also diese verloren gingen; so müßten jene gewiß auch mit verloren gehen. Und alsdann würde die christliche Religion eben so gewiß auch mit verloren gehen, als ein Haus zu Grunde gehen muß. dessen Pfeiler weggerissen werden; oder Gott müßte in jedem Menschen-Alter viele tausende erwecken, welche aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes dasjenige wieder lehreten, was Christus und die Apostel gelehret haben, und ihre Lehre mit Wundern bewiesen. Ich überlasse dem Herrn Herausgeber, und allen einsehenden Lesern, das Urtheil, ob dieser Weg, die christliche Religion zu erhalten, fortzupflanzen und auszubreiten, schicklicher sey, oder der, welchen die göttliche Weisheit selbst erwählt hat?

Daß die christliche Religion dennoch bestehen würde, wenn auch alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, verloren ginge, ist überdem ein Satz, der der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspricht. Von dem neunten Jahrhundert an, bis auf den Anfang des funfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beynahe verloren gegangen waren. Wer kante, außer wenigen Gelehrten, die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersezungen, bis auf die Erfindung der Druckerey, in den Klöstern. Der große Haufe erfuhr aus dersel-[14]ben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisey davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er, ohne Nachtheil ihres Interesse, wissen konte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in Absicht auf den großen Haufen, beschaffen? war

ſie mehr als ein verwandeltes Heidenthum? Nichts, als die Namen der ehemaligen Stifter derſelben, welche ſich aber unter einer großen Menge neuerſchaffener Heiligen faſt verloren, waren übrig, ihre Lehren aber völlig vergeſſen, und dagegen elende Menſchenlehren eingeſchoben. Es fanden ſich zwar hin und wieder einige Zeugen und Bekenner der Wahrheit, aber würden dieſe exiſtirt haben, wenn keine Bibel mehr exiſtirt hätte? Mit einem Worte, dieſer ganzer Satz iſt ſo beſchaffen, daß ich nicht genug bewundern kan, daß derſelbe aus der Feder des Herrn Herausgebers habe fließen können.

9. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehreten: ſondern ſie lehreten ſie, weil ſie wahr iſt. Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts. Sind die Evangeliſten und Apoſtel Männer, welche geredet und geſchrieben haben, getrieben durch den heiligen Geiſt; ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel, oder eingentlich, weil Gott ſelbſt ſie gelehrt hat. Der zweyte Satz ſteht blos müßig da.

10. Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat. Gut! aber derjenige, der mir die ſchriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer in-[15]nern Wahrheit erklären wil, muß mich vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben, eine richtige und gegründete Vorſtellung habe, und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon mache, das ſeinen Abſichten gemäs iſt. Woher aber will er die Erkentnis der innern Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen, als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des alten Teſtaments? Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich vorausſetze, daß die Lehrſätze der Religion, welche mir als die chriſtliche vorgepredigt

wird, nie einem algemeinen und unſtreitigen Grundſatze der Vernunft widerſprechen müſſen. Wir erkennen alſo die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion nur alsdann, wenn unſere Begriffe von derſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchriftlichen Ueberlieferungen, die in der heiligen Schrift enthalten ſind, davon in unſern Selen hervorbringen ſollen. Freylich können die Ueberlieferungen der chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat. Das ſollen ſie aber auch nicht. Ihr Zweck iſt alſo dieſer: die innere Wahrheit derſelben zu entdecken und zu beweiſen. Folglich ſind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander, als zwey verſchiedene Dinge entgegen ſetzen wil. Eben ſo vergeblich, als wenn man ſagen wolte: man muß die Geſetze eines Geſetzgebers aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt! die innere Gerechtigkeit eines |16| Geſetzgebers muß aus ſeinem Geſetze erkant und beurtheilet werden.

Dieſes wäre alſo, ſetzet der Herr Herausgeber hinzu, die algemeine Antwort auf ein großen Theil dieſer Fragmente — wie geſagt in dem ſchlimmeſten Falle, in dem Falle, daß der Chriſt, welcher zugleich Theolog iſt, in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wiſſe.

Ich würde den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr bedauren, wenn er ſich, aus Mangel anderer Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit ſehen ſolte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild, den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen, entgegen zu halten. Ich würde ihm lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen: denn durch Anwendung dieſer von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen Sätze, würde er die Bibel Preis geben, um die Religion zu retten; aber welche Religion? gewiß nicht die chriſtliche, als welche mit der Bibel ſtehet und fält.

Noch ein Wort von den Fragmenten überhaupt. Sie sind keine bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Ihre Wirkungen sind in unsern gegenwärtigen Zeiten schon sehr betrübt, und werden noch schröcklicher werden. Den Juden wird insonderheit das letzte Fragment sehr wilkommen seyn, und ihnen zur Bestärkung in ihrem Unglauben, und in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Jesum und gegen seine Religion, bessere Dienste thun, als ihr Toldos [17] Jeschu. Wie schwarz und wie stumpf zugleich die Sele des Verfassers gewesen, kan man allein aus dem vierten Fragmente sehen, in welchem seine Hauptabsicht dahin gehet, die Jünger Jesu als die ärgsten Bösewichter anzuschwärzen, indem er es als eine ausgemachte Wahrheit annimt, daß sie den Leib Christi gestohlen, und hernach die Welt mit der schandbaren Lüge von seiner Auferstehung betrogen hätten; ja da er so frech ist, S. 541 von der Erzählung Matthäi Kap. 28 zu sagen, daß er solche allein aus seinem Gehirne ersonnen habe, weil er auf die Beschuldigung etwas habe antworten wollen, und nichts besseres finden können.

Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Selen höchst gefährlichen, und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze, die Rechenschaft an jenem Tag von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas bessers liefern möge, als Gift und Aergernisse.

II.

Braunschweig.

Im Verlage der Fürstl. Wayſenhaus-Buchhandlung ist im vorigen Jahre an das Licht getreten: Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige

im vierten Beytrage zur Ge=[18]schichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gemachte neuere Einwendungen vertheidiget. 8. von 11 Bogen.

Die Erscheinung dieser Schrift ist ein abermaliger Beweis des Satzes: Es ist nichts so arg, das nicht zu etwas gutem dienen könte. Die Fragmente eines Ungenanten, welche der Herr Hofrath Leßing durch den Druck der Welt mitgetheilet, sonderlich das fünfte unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auferstehung Christi zu stürzen, und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewis das ärgste, das man denken kan. Nur derjenige kan Unternehmungen von dieser Art als etwas gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen wil, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: So bald ein Volk sich einig wird, Republik seyn zu wollen, so darf es, (*) folglich die biblischen Ausspruche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irthümer verwirft. Durch dieses arge Fragment ist die oben angeführte Schrift veranlasset worden, als welche, wenn Herr L. solches nicht zum Vorschein gebracht hätte, das Licht nie würde gesehen haben. Sol nun der obige Satz auch hier gelten, so muß bewiesen werden, daß diese Schrift nicht allein wirklich etwas so vorzüglich gutes sey, [19] als jenes Fragment etwas vorzüglich arges ist; sondern auch, daß das, in derselben befindliche Gute, das, in dem letztern befindliche Böse, weit überwiege, und folglich daß der Nutze, der durch solche gestiftet werden kan, weit beträchtlicher sey, als der Schade, welcher von dem Fragmente zu besorgen ist. Und diese Wahrheit wird allen denen einleuchten, welche diesen Tractat mit Aufmerksam=

(*) Eine hiezu gehörige Anmerkung folgt am Ende.

keit und mit einem unverblendeten Herzen leſen werden. Ich wil aber, ehe ich den Inhalt deſſelben ausführlicher anzeige, aus dem dritten Stücke der Leßingſchen Beyträge erſt einige Nachrichten vorausſetzen, welche der Herr L. ſelbſt von dem, von ihm vermutheten Verfaſſer der Fragmente, gegeben hat. Ehe er ſolchen nennet, ſchildert er ſeinen Character mit folgenden Worten, 3 St. der Beytr. S. 197: „Sie ſind mit der äuſerſten Freymüthigkeit, zugleich aber mit dem äuſerſten Ernſte, geſchrieben. Der „Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſin ſcheinet „nicht ſein Fehler geweſen zu ſeyn; und nirgends erlaubt „er ſich Spöttereyen und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſetzter Deutſcher, in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meynungen gerade zu, und „verſchmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beyfal ſeiner „Leſer zu erſchleichen.“

Und ich kan dieſe vorläufige Characteriſirung des Verfaſſers der Fragmente für nichts anders anſehen, als für ein kleines Hülfsmittel, die Achtung der Leſer für denſelben zu erſchleichen, welches zu verſchmähen dem Hn. L. dieſesmal nicht rathſam geſchienen hat. Iſt der Verfaſſer gleich kein Spötter, ſo iſt er doch ein recht arger Läſterer, und dafür [20] würde Hr. L. einen jeden Orthodoxen ohne Bedenken erklären, welcher dem Mahometh ſolche Bubenſtreiche gegen die höchſte Landes-Obrigkeit aufbürden wolte, als dieſer Verfaſſer den Apoſteln aufbürdet, und zum Beweiſe ſeiner Anklage keine ſtärkere Gründe anführen könte, als dieſer gegen die Apoſtel angeführet hat.

Auf eben dieſer Seite erklärt ſich Hr. L., daß es ihm wahrſcheinlich ſey, daß Schmid, der Ueberſetzer der Wertheimiſchen Bibel, der Urheber dieſer Fragmente ſey, und macht dabey die Anmerkung: daß die wilde Orthodoxie, wenn es auf ſie angekommen wäre, ihm in ganz Europa keine Duldung würde haben finden laſſen. Eine ſolche Schmähung iſt leicht hingeſchrieben. Wenn es aber darauf ankäme, daß Hr. L. den Beweis davon führen ſolte; ſo würde er damit eben ſo ſchlecht wegkommen, als

ein anderer eben so voreiliger und partheyischer Richter damit weggekommen ist, der vorgegeben hatte: daß Schmid durch ein unprotestantisches Inquisitor-Verfahren unterdrückt worden.

Der Herr Leßing hat allen seinen Scharfsin aufgeboten, um in der XVII. Nummer seiner Beyträge den, zu den Türken übergelaufenen Adam Neuser, gegen einige, ihm ungerecht und ungegründet scheinende Beschuldigungen, zu vertheidigen. Allein, die Ehre und Unschuld der Apostel Jesu gegen diesen Verleumder zu retten, das war eine Sache, welche, wenigstens diesmal, nicht in seinen Plan gehörete. In den letzten vier Seiten des letzten Stückes sagt er etwas, aber wenig bedeutendes, gegen die von dem Urheber der Frag- [21] mente vorgegebenen Widerspürche in der Auferstehungsgeschichte; aber die höllischen Beschuldigungen, wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummesten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht, übergeht er mit völligem aber sichtbar partheyischem Stillschweigen.

Doch zur Sache. Ich wil den Fusstapfen des Herrn L. nicht folgen, und meine Leser zum voraus mit Lobsprüchen meines Verfassers einzunehmen suchen, sondern ihnen sogleich den Anfang seiner Vertheidigungsschrift vorlegen, damit sie selbst urtheilen mögen, was für einen Gang er gehet, und auf welche Art er die Angriffe des Widersachers abfertiget.

A. Haben Sie schon gelesen, was kürzlich aus den Papieren eines Ungenanten*) gegen das Christenthum, und besonders gegen die Auferstehung Jesu, herausgegeben ist?

B. Ja, ich habe es gelesen.

A. Nun glauben Sie doch auch wohl nicht mehr, daß Christus von den Todten auferstanden?

B. Ich würde es nun anfangen zu glauben, fals

(*) Im vierten Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, S. 437 u. f.

ich je daran gezweifelt hätte; so sehr ist durch diesen Angrif meine Ueberzeugung von der Gewisheit dieses großen Vorfals vollendet.

A. Nimmermehr! die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten sind ja so klar gezeigt, und die Geschichte von der Wache vor dem Grabe so gänzlich widerlegt, daß ich nicht sehe, was man [22] darauf antworten, und gar nicht begreife, wie man nach solcher Bestreitung in der Gewisheit wachsen könne.

B. Das kann wohl seyn. Die Herren pflegen immer der Meinung desjenigen zu seyn, den sie zuletzt gelesen, weil sie nie mit eigenen Augen die Religion untersucht. Glauben sie denn, daß der Ungenante diese anscheinenden Widersprüche zuerst gesehen? So oft die Bibel schon commentiret, so manche Harmonie der Evangelisten bereits geschrieben, so häufige Angriffe aufs Christenthum längstens gemacht, und immer so siegreich abgewiesen; solte noch niemand vor dem Ungenanten hierauf gefallen seyn, noch niemand darauf geantwortet haben?

A. Nun; es mag seyn, ich weis es aber nicht, und was ich hier gegen die Auferstehungsgeschichte lese, kömt mir sehr gegründet vor.

B. Mag es doch! Wissen sie, was ich glaubte, als Herr C. ehe ich noch das Buch gesehen, mit einer witzigen Freude zu mir kam, den Untergang des vernünftigen Christenthums beklagte, und zu den Pietisten zu treten erklärte? Ich glaubte, der ewige Jude wäre mit den kenntlichsten Documenten erschienen, und hätte den ungenanten Verfasser in den Stand gesetzt, das ganze Christenthum von Haus aus zu widerlegen.

A. Mir deucht, das hat der Ungenante ohne Hülfe des ewigen Juden hinlänglich gethan; wenigstens zweifle ich, daß man die Auferstehungsgeschichte vor dem Richterstuhl der Vernunft retten kan; und wie viel darauf ankömmt, wissen sie besser, denn ich.

[23] B. Sie scheinen mir doch fast im Ernste diesen ihnen so neuen Angriff für stark zu halten?

A. Ist das noch eine Frage? Wenn sie ihn nicht dafür halten, so untersuchen sie ihn erst, und wehren ihn ab, wenn sie können. Ich wil dann die Bestreitung und ihre Antwort gegen einander halten, und sehen, ob ich auch der Meinung desjenigen, den ich zuletzt gelesen habe, seyn werde. Antworten sie aber nur nicht in einem Folianten, wobey einem die Geduld vergeht.

B. Habe ich doch noch nicht gesagt, daß ich widerlegen wolte. Und wolte ichs, so könnte es, ohne einen Folianten deßwegen zu schreiben, allenfals gleich geschehen. Sie nähmen die Einwendungen ihres Ungenanten in die eine, und die Bibel in die andere Hand, läsen die citirte Antwort darauf, und trügen weiter vor, was sie dagegen noch zu sagen hätten.

A. Das wäre kurz genung abgefertiget, ob aber hinlänglich, wird sich zeigen. Ich halte sie beym Worte, und sehen sie, ich bin schon in der Lage, um den Angriff zu thun. Heraus, und vertheidigen sie sich!

B. Nun, auf meiner Stube? Sie zwingen mich zur Nothwehr. Es sey indeß darum; kommen sie an.

A. Ich wil die Gründe meines Verfassers möglichst in die Kürze ziehen, und in Schlüsse zwingen; so werden wir hoffentlich am leichtesten mit einander fertig. Er bestreitet zuerst die einseitige Erzählung des Matthäus, daß man das Grab Christi mit einer römischen Wache besetzt, mit folgendem [24] Schlusse: wenn die gerichtlich bestätigte Aussage der römischen Wache der einzige kräftige Beweisgrund von der Auferstehung Jesu blieb, wo alle andere nichts verfangen konnten, so musten sie die Apostel nothwendig suchen und gebrauchen; oder die ganze Geschichte ist nicht wahr. Nun haben sie die gerichtliche Aussage der römischen Wache beym Pilatus nicht gesucht, nicht von ihm confirmiren lassen, und sich nie darauf berufen: folglich ist die ganze Geschichte falsch, und von Matthäus erdichtet.

B. Ich könte diesen ganzen Schluß mit einer kurzen Antwort entkräften; sie mögten es aber übel nehmen, Dinge,

die ſie für erheblich gehalten, ſo kurz abgefertigt zu ſehen: um ihrentwillen muß ich mich alſo wol ein wenig dabey aufhalten. Daß die Apoſtel die gerichtliche Ausſage der römiſchen Wache nicht geſucht, können ſie doch blos daher beweiſen, weil es kein Evangeliſt erwähnt, und weil ſich die Apoſtel nie darauf berufen haben?

A. Ja, ich wüſte wenigſtens nicht, woher ſonſt?

B. Beyde Gründe aber halte ich für unſicher. Paulus erzählt 1 Cor. 15, 6. 7. Chriſtus ſey nach ſeiner Auferſtehung von mehr denn 500 Brüdern auf einmal, und nachher wieder von Jacobo geſehen; und dieſer Erſcheinungen erwähnt kein Evangeliſt; es folgt alſo noch nicht: was kein Evangeliſt erzählt, iſt nicht geſchehen. Wir konten die Nachricht überhaupt nur von Matthäus erwarten, weil die andern des ganzen Vorfals mit der Beſetzung des Grabes nicht gedenken: da er nun verſchiedene Erſcheinungen Chriſti, die die andern anführen, übergangen hat: ſo läßt ſich wol nicht ſchlieſ-[25]ſen: was Matthäus nicht meldet, das iſt nicht geſchehen.

A. Aber die Apoſtel würden ſich doch wol darauf irgendwo bezogen haben, wenn es geſchehen wäre!

B. So ganz richtig folgt das wol auch nicht. Sie könten ſich darauf bezogen haben, ohne daß es aufgezeichnet wäre. Was nicht aufgezeichnet iſt, iſt nicht geſchehen: ſo mögte ich doch nicht ſchließen. Wenn ich behauptete, die Apoſtel hätten ſich das Vernehmungsprotocoll der römiſchen Wache in beglaubter Abſchrift geben laſſen: womit wolten ſie mich widerlegen?

A. Mit dem Stilſchweigen des neuen Teſtaments und der älteſten Geſchichtſchreiber der Kirchenhiſtorie.

B. Daraus folgte der immer unbündige Schluß: was nicht aufgezeichnet iſt, iſt nicht geſchehen.

A. Nun, ſo hätten ſie ſich doch wol darauf berufen!

B. Das ſetzt voraus, daß ein jeder entweder eine vidimirte Abſchrift dieſes Protocolls oder gerichtlichen Zeugniſſes bey ſich gehabt, oder, daß ſie ſich auf das irgendwo deponirte Original bezogen. Und das könte ja wol ge-

ſchehen ſeyn, ohne daß es aufgezeichnet wäre! Sie zeigten ihren Beweis, daß Chriſtus auferſtanden, vor, fingen an, ſeine Religion zu predigen, gewannen Menſchen. Das letzte, als die Würkung, ward bemerkt, das erſte, als bekannt, überſehen.

[26] A. Und von dieſen Atteſtaten, derer, bey der Menge der Lehrer des Evangelii, viele ſeyn muſten, ſollte ſich nicht irgendswo eins, wenigſtens in Abſchrift erhalten haben?

B. Das wäre freylich ganz glaublich; doch wer weis, ob ſich nicht noch eins auffinden läßt. Hat man doch vom Zoroaſter noch etwas aufgetrieben; der Orient iſt noch nicht durchſucht, und was findet ſich nicht noch bey uns in Klöſtern und Bibliotheken?

A. Es will mir doch, ob ichs gleich nicht widerlegen kan, nicht recht in den Kopf, daß die Apoſtel dies Zeugnis von Pilatus geſucht, erhalten und gebraucht hätten. In allen drey Fällen fühle ich Schwierigkeiten.

B. Ich auch, und beſonders bey dem Gebrauche deſſelben.

A. Sie behaupten ja doch, daß die Apoſtel das Atteſtat wol gehabt haben könten.

B. Um Vergebung! ich ſagte, wenn ichs behaupten, und dadurch ihr Argument ſchwächen wolte, ſo wären ſie nicht vermögend, das Gegentheil zu erweiſen. Ich behaupte es aber nicht, ſondern vielmehr das Gegentheil, daß die Apoſtel kein Vernehmungs-Protocol der Wache verlangt haben können, deswegen, weil kein Gebrauch davon zum Erweis der Wahrheit, wovon die Frage war, zu machen ſtand.

A. Hievon kein Gebrauch zum Beweis zu machen? Grade der ſtärkſte war es, den der Jude und Heide gelten laſſen muſte, wie mein Autor umſtändlich gezeigt.

[27] B. Ja, das mögte er geweſen ſeyn, wenn die römiſche Wache Jeſum hätte aus dem Grabe hervortreten, und ihnen Beweiſe ſeines wieder empfangenen Lebens geben geſehen.

A. Ey! das habe ich mit meinem Autor ganz zuverläßig vorausgesetzt. Hat er denn das nicht bewiesen? Warten sie doch! Finden kan ichs wirklich bey ihm nicht. Es muß doch bey den Evangelisten stehen.

B. Es könte nur beym Matthäus stehen. Und was da Cap. 28, 2. 3. 4. 11. von den Hütern stehet, enthält nach ihres Autors eigener Uebersetzung S. 438. nichts weiter, als daß sie ein großes Erdbeben gespürt, eine sehr glänzende Erscheinung eines Engels gesehen, und darüber beynahe den Tod vor Schrecken gehabt, und dies, was sie gesehen und gefühlt, den Obersten der Priester berichtet hätten.

A. Sie sahen doch aber auch, daß der Engel den Stein vom Grabe riß.

B. Das erzählt der Evangelist, aber er sagt nicht, daß es die Wache gesehen.

A. Woher wuste ers denn?

B. Von den Weibern, die ihn darauf sitzend fanden, und mit jedermann daraus schließen konten, daß er ihn auch abgewälzt haben würde, und nachher von Jesu selbst. Aber die Wache mag es immer gesehen haben; so konte sie doch nun nichts weiter bezeugen, als: es entstand ein schreckliches Erdbeben, ein blendender Engel, oder wie sie sich sonst darüber mögen als Heiden ausgedrückt haben, erschien, schmiß den Stein vor dem Grabe weg, [28] und erschreckte uns dergestalt, daß wir hätten den Tod davon haben mögen. So bald wir uns indeß erholten, machten wir, daß wir fortkamen. Nun lassen sie die Apostel hierüber ein gerichtliches Zeugnis einholen, und lassen sie z. B. Paulum damit nach Athen kommen, und hiemit beweisen wollen, daß Christus auferstanden, muste ihn nicht der athenienſiſche Philoſoph, mußte ihn nicht jedermann damit auslachen?

A. Indeß schlossen doch die Hohenpriester aus diesem Berichte der Wache, daß Jesus auferstanden seyn müsse.

B. Das steht einmal nirgend. So viel sieht man aus der schleunigen Versammlung des großen Raths und

dessen Maasregeln wol, daß ihnen dieser Bericht nicht lieb war, und daß aus demselben, wenn er auskäme, die Jünger Jesu seine Auferstehung sehr wahrscheinlich würden machen können. Sie suchten ihn daher zu unterdrücken, und dafür die Erzählung auszubringen, daß die Jünger Jesu seinen Leichnam gestohlen, und dadurch die Wache, nachdem sie es mit anbrechendem Tage gesehen, veranlaßt hätten, ihren Posten, wo sie nun nichts mehr nutze waren, zu verlassen. Indeß stand es begreiflich nicht zu verhindern, daß der wahre Verlauf der Sache unter die Leute kam; hätte auch jeder Soldat, der dabey gewesen, davon geschwiegen, und bloß die ihm vorgegebene Erzählung behauptet, wie immer schwer zu glauben: so konte er doch nicht vermeiden, darum im Vertrauen gefragt zu werden, als nachher die Anhänger Jesu laut erzählten, was ihnen bey seinem Grabe begegnet, als woraus folgen [29] müste, daß den römischen Soldaten, die Wache zu halten, und ihren Posten zu behaupten verstunden, und dafür bekannt waren, sicher etwas außerordentliches begegnet seyn müsse.

A. Daher denke ich doch immer, die Apostel hätten wohl gethan, Gebrauch von dieser Aussage zu machen.

B. Aber welchen? mein Freund! Die ganze Aussage konte doch nichts weiter beweisen, als: bey dem Grabe Christi hat die römische Wache ein Erdbeben vermerkt und eine glänzende Figur gesehen, die vielleicht den Stein davor wegnahm; auf welches letztere immer jemand antworten konte, dies wäre durchs Erdbeben geschehen. Da also die Aussage nichts weniger als die Auferstehung Christi bewies, wovon die Apostel durch eigenen Augenschein überführt; da sie solche durch die Folgen derselben, ihre Erleuchtung, ihre Sprachkunde, ihre Wunderkräfte und ihre unauslöschliche Anhänglichkeit an Jesu überzeugend beweisen konten; und da es ihrer Würde, Boten Gottes zu seyn, durchaus entgegen war, ein römisches Creditiv vorzuzeigen: so sind sie unstreitig genug gerechtfertigt, einen Vorfal nicht weiter zu nutzen, als er brauchbar und ihnen es anständig war. Ich muß also nun so schließen: wenn

die gerichtlich bestätigte Aussage der römischen Wache die würklich geschehene Auferstehung Jesu nicht bewies, und höchstens eine Vermuthung hievon, die die Apostel anzuführen nicht nöthig hatten, darthat: so konten, so musten sie dieselbe nicht suchen, und sich nie darauf beziehen.

[30] A. Das ist alles ganz recht; aber wie komt mein Autor darauf, so übereilt zu schließen, wenn man einen Beweis aus einem Vorfalle, der keinen Beweis enthält, nicht sucht und nicht anbringt: so ist der Vorfal nicht geschehen? Er muste ja erst beweisen, daß die römische Wache Jesum hatte lebendig aus dem Grabe kommen sehen, und, wenn er das nicht konte, auch nichts darauf bauen, am wenigsten den schweren Beweis darauf bauen, daß gar keine Wache vor dem Grabe gestanden. Wenn indeß die Auferstehung Jesu durch den Umstand, daß sein Grab bewacht worden, nicht erweislich, sondern aufs höchste vermuthlich ist; warum hat ihn Matthäus angeführt?

B. Diese Frage könte ich mit dem: ich weis es nicht, beantworten, ohne daß sie daraus etwas gegen den Matthäus oder die Auferstehungsgeschichte zu folgern berechtiget wären. Ich will ihnen aber bey den übrigen Einwendungen ihres Ungenannten den guten Gebrauch dieses Umstandes schon vor die Augen rücken, die ich nun erwarte, wo sie anders ihr erstes Argument schon aufgeben wollen.

A. Das muß ich ja wol, beweist es doch nichts, so viel Aufhebens mein Autor auch auf verschiedenen Seiten davon macht. Er sagt zwar noch eins und das andere, das ich als sein treuer Anhänger anbringen muß, aber selbst nicht gar wichtig finde. S. 444 sagt er, die wachthabenden Soldaten hätten mit der Auferstehung Jesu zu ihrem Erstaunen sein Grab aufspringen gesehen, und müßten daher als Zeugen derselben angesehen werden.

[31] B. Ich habe schon geantwortet, es sey sehr zweifelhaft, daß die Wächter die Eröffnung des Grabes durch den Engel *gesehen*. Es sey indeß, oder, welches noch unwahrscheinlicher, es habe einer von der Wache sich soweit erholt, und beym Umsehen auf der Flucht bemerkt, daß

der Stein weggerückt sey, so folgt doch die geschehene Auferstehung daraus so wenig, als man ehemals in Lissabon eine Auferstehung vorgab, ob gleich durchs Erdbeben Leichensteine genung von ihrer Stelle geworfen seyn mögen.

A. Ich will mein Argument nicht weiter stüzen, der Grund fehlt, es muß doch fallen. Hier ist, wenn Gott will, ein stärkeres: da es überwiegend wahrscheinlich, daß die Jünger Jesu seinen Leichnam bey Nachte geholt: so ist außer Streit Matthäi Erzählung von der römischen Wache seine bloße Erfindung, um den Vorwurf des Leichenraubes von sich abzulehnen, als der, wenn eine Wache da gestanden, nicht hätte geschehen können.

B. Es versteht sich, daß sie die überwiegende Wahrscheinlichkeit, der Leichnam Jesu sey von seinen Jüngern weggenommen, ins Licht setzen müssen, und das wil ich erwarten.

A. Es war erstlich, wenn keine Wache da stand, sehr möglich, wie mein Autor S. 447. f. gezeigt hat.

B. Das gebe ich zu; indeß werden sie aus Möglichkeiten nichts schließen, sondern die Wahrscheinlichkeit erklären.

A. Billig; mein Autor giebt mir zween Gründe an. Der erste: Maria Magdalena denkt, da sie [32] den Leichnam Jesu im Grabe nicht mehr antrifft, an keine Auferstehung, sondern blos an das Wegtragen. Sie haben, spricht sie, meinen Herrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben; und da sie den Gärtner vor sich zu haben meint, spricht sie: Herr, hast du ihn weggenommen? so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? so wil ich ihn holen. Wenn also Magdalena aus der Abwesenheit des Leibes Jesu schließt, daß er weggenommen seyn müsse: so muß sie vom Wegnehmen wol so etwas gehöret haben, und es ist daher äußerst wahrscheinlich, daß es sich die Jünger vorgenommen und in der Stille ausgerichtet haben.

B. Glauben sie, daß es richtig folgt: wenn Maria Magdalena meint, der Leib Jesu sey aus dem Grabe

genommen, so meint sie zugleich, seine Jünger hätten ihn geholt?

A. Ich glaube es, weil sie gegen andere keinen Verdacht äußert, und auf keinen andern sonst Verdacht fallen konte.

B. Wo äußert sie aber die Meinung, daß der Leib Jesu von seinen Jüngern weggetragen sey? Nach Joh. 20, 2. fühlt sie bey Entdeckung in der Ferne, daß der Stein vom Grabe weg sey, gleich die Besorgniß, daß der Leichnam genommen, und eilt mit derselben zum Petrus und Johannes: sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Konte sie so sprechen, wenn sie diese oder andere Jünger in Verdacht hatte? Muste sie nicht sagen: ihr habt ihn genommen, wo habt ihr ihn gelassen? Allein, sie wußte es zu gut, daß es keinem Anhänger |33| Jesu einfallen konte, seinen Leichnam abseite zu bringen, und besorgte nicht ohne Grund, daß seine Feinde auch die Ruhe in einem ehrlichen und ansehnlichen Grabe ihm nicht gönnen mögten: daher offenbar ihr Verdacht nicht auf jene, sondern auf diese fiel. V. 12. 13. antwortet sie den Engeln, die sie in Jesu Grabe sitzen sah, auf ihre Frage: was weinest du? sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Sind die sie nothwendig die Jünger, von welchen gar vorher die Rede nicht war? Unmittelbar nachher v. 15. fragt sie den, welchen sie für den Gärtner ansah, ob er ihn etwa weggetragen? zum Beweis, daß sie eigentlich Niemanden gradezu beschuldiget, aber auch jedermann in Verdacht ziehen könne. Wären ihr mehrere da vorgekommen, so hätte sie ohne Zweifel jeden, wer er auch gewesen seyn mögte, gefragt: ob er ihren Herrn weggenommen? Wie daraus gefolgert werden könne, daß sie die Jünger allein in Verdacht gehabt, sehe ich nicht, da sich zumal keine Spur hievon bey einem Evangelisten findet. Sie antwortet, wie ich schon bemerkt, den Engeln im Grabe: sie haben meinen Herrn weggenommen; man kan daher eben

so gut, ja man muß beynahe annehmen, daß ihr Verdacht auf die fiel, welche sie jetzt fragten, was sie weine? da sie den vermeinten Gärtner, der ihr eben die Frage gleich nachher that, auch gleich geradezu in Verdacht nahm, daß er den vermißten Leichnam weggebracht haben würde. Auf keinen andern, als die Jünger, sagten sie, konte Magdalena Verdacht werfen. Ich sehe nicht, warum? Sie wußte, daß keiner von ihnen Auferstehung er-[34]wartete, und keiner sie daher durch Entfernung des Leibes Jesu vorgeben würde. Sie wußte aber auch, wie verhaßt er dem hohen Rathe war, der ihn ans Kreuz gebracht: Konte der ihn nicht nehmen lassen, unter dem Vorwande, dergleichen Grab komme keinem Gekreuzigten zu? nicht unter dem Vorwande, zu verhüten, daß seine Anhänger keine Abgötterey damit trieben?

A. Daß die Evangelisten sich wol von der Entwendung des Leibes Jesu, wenn sie sie selbst begangen, in ihren Schriften nichts werden merken lassen, versteht sich von selbst. Hat sie aber deßwegen nicht doch von ihnen geschehen können?

B. Aber, wer berechtigt sie zu diesem Verdachte, wenn sie in den Schriften, woraus wir unsere ganze Kenntnis hievon haben, nicht die geringste Spur dazu, sondern, wie ich weiter beweisen werde, eine hypothetische Unmöglichkeit, daß die Jünger diesen Leichenraub begangen haben solten, antreffen? Sie haben doch wol den ewigen Juden, der ihnen so etwas aufgeheftet haben könte, nicht selbst gesprochen.

A. Nicht der ewige Jude, sondern die Unmöglichkeit, daß der Leib Jesu von andern als seinen Jüngern genommen seyn würde, macht sie dessen verdächtig.

B. Vorausgesetzt nemlich, daß er genommen ist, und das müssen sie erst beweisen.

A. Erweislich ist es nicht, aber wahrscheinlich so lange, bis sie bewiesen, daß die Jünger Jesu es nicht thun wollten, nicht thun konten.

[35] B. Das soll mir beydes nicht sauer werden.

Glauben sie, daß die Jünger Jesum für den Messias hielten?“

Auf diese Art geht der Verfasser in sechs Gesprächen, alle, in dem Fragmente befindliche Angriffe, Einwürfe und vorgegebene Widersprüche durch. Ich kan mich unmöglich enthalten, noch eine Stelle herzusetzen: S. 30.

“A. Ich meinte neulich, die Versuche meines Autors, die römische Wache wegzujagen, wären schon alle gemacht, und er käme nun auf die Widersprüche, die sich unter den Evangelisten finden; wie ich aber sehe, so erneuert er seine Angriffe darauf S. 451. f. f. noch von verschiedenen Seiten, und er hat mir neuen Muth gemacht, tapfer mit darauf loszugehen. Halten sie sich gefaßt, ich greife an: Wußten die Hohenpriester vor der nachmaligen Erzählung der Jünger Jesu von seiner Auferstehung vorher nichts, so konten sie auch um keine Wache zur Besetzung des Grabes bitten, und so ist Matthäi ganze Erzählung hievon eine bloße Erdichtung. Nun aber wusten die beständigen Begleiter und Zuhörer Jesu nicht einmal, daß er auferstehen sollte, wie theils ausdrücklich gesagt, theils durch ihre Klagen, daß ihre Hoffnung von ihm verloren, durch ihr vorhabendes Balsamiren, durch ihre Vermuthung vom geschehenen Raube, und durch ihre Weigerung, seine Auferstehung zu glauben, bestätiget wird: folglich ist es unmöglich, daß die Hohenpriester davon können gehört und sich eine Wache ausgebeten haben. Was sagen sie dazu?

[36] B. So viel ich sehe, ist ihres Autors ganze Hypothese, womit er die Auferstehung Jesu bestreiten will, die: Seine Jünger haben seinen Leib heimlich entwandt, und nun dessen Auferstehung vorgegeben. Von ihrem vorgetragenen Argumente aber ist der ganze Grund der: Seine Jünger haben von seiner Auferstehung kein Wort gewust, mit keinem Gedanken daran gedacht. Daraus folgt der richtige Schluß: haben die Jünger Jesu nie gehört, daß er auferstehen würde, und bey der damaligen noch großen Unbekantschaft mit dieser geoffenbarten Lehre, die der Sadducäer gänzlich leugnete, von selbst an seine

Auferstehung gar nicht denken können: so wird es aus diesen Prämissen nicht allein völlig unwahrscheinlich, sondern gar unmöglich, daß die Jünger Jesu seinen Leib genommen, und seine Auferstehung vorgegeben haben solten. Ignoti nulla cupido. Von keiner Auferstehung jemals gehört haben, nicht daran denken, sie vielleicht gar nicht einmal kennen; und doch einen erblaßten Leib stehlen, um Auferstehung vorgeben, ein Lehrgebäude darauf gründen, und sich dafür todtschlagen lassen zu können: ist das kein Widerspruch?

A. Das ist freylich einer, und ein handgreiflicher. Aber sie müssen auch mit Leuten, die die Religion angreifen, so nicht umgehen. Man sagt, was man dagegen auftreiben kann, ohne sich darum zu bekümmern, ob das immer zusammen hängt, ob nicht eins das andere wieder aufhebt. Wenn sie Voltairens Einwendungen und Spöttereyen in ein System bringen wollten, was würde daraus werden! und sie richten auch nichts damit aus. Meinen [37] sie, daß sie den alten Dichter bekehren würden, wenn sie ihm die Widersprüche in seinen Einwendungen vorzeigten und ad absurdum brächten? Pedanterie! würde er sagen, eine Priese nehmen, ein Liedlein singen, und indeß ein Bonmot aufgreifen. Bestreiten sie hübsch meines Autors Argument, und bekümmern sich um die Widersprüche, die darunter vorlaufen mögen, nicht weiter.

B. O sie sind ein tapferer und listiger Soldat, wenn sie mit ihrem Feinde accordiren, daß er nur defensive gehen und sich alles offensiv Krieges enthalten soll. Sie werden mir indeß nicht übel nehmen, wenn ich die Capitulation abschlage."

Vorzüglich aber habe ich mit unaussprechlichem Vergnügen auf der 21. u. f. S. die Widerlegung des Einwurfs: daß Jesus nicht öffentlich, und mit Pomp auferstanden sey, gelesen. Ich habe selbst über diese wichtige Sache, mit Anstrengung aller meiner Gemüthskräfte, nachgedacht, ich habe alles, was davon geschrieben worden ist, mit aller möglichsten Aufmerksamkeit gelesen,

ich habe selbst eine ausführliche Abhandlung davon, in meinen 1751. zu Leipzig, in Jacobi Verlag, herausgegebnen Predigten über wichtige Stellen der heiligen Schrift, S. 344. f. eingerückt, und glaube noch itzo, daß ich darin manches nicht unerhebliche vorgetragen habe, das ich bey meinen Vorgängern nicht gefunden. Indessen trage ich doch kein Bedenken, das Bekentnis abzulegen, daß ich diesen großen Gegenstand hier in einem ganz vorzüglich hellen, und in mancher Absicht neuen Lichte erblicket habe; und ich bin versichert, daß alle, Jesum und seine [38] Wahrheit liebende Leser, diese Abhandlung mit eben der Ueberzeugung und mit eben dem Vergnügen lesen werden, mit welchem ich solche gelesen habe, und noch oft lesen werde.

Die letzte Unterredung ist nicht mehr widerlegend, sondern lehrend. Der Verfasser erweiset in derselben, ohne allen Aufwand der Gelehrsamkeit, welchen er überhaupt in dem ganzen Tractate mit aller Sorgfalt vermieden hat, indem er blos der Natur der Sache gefolget ist, die beyden großen Wahrheiten;

Daß Jesus so wahrhaftig auferstanden ist, als gewiß wir das Evangelium von Ihm haben. Imgleichen,

daß Er so gewiß für uns gestorben ist, als gewiß Er auferstanden ist, auf eine so bündige, einleuchtende und überzeugende Art, daß alle Einwürfe der Widerwärtigen an diesem Bolwerke zu Schanden werden müssen.

Mögte ich doch das Vergnügen erhalten, den vortrefflichen Verfasser dieses Tracta.s kennen zu lernen. Ich finde es nöthig, auf das allerheiligste zu versichern, daß er mir völlig unbekant sey, daher meine Leser mir die Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, zu glauben, daß persönliche Neigung und Achtung in dieses mein Urtheil von demselben nicht den geringsten Einfluß gehabt haben. Ja ich muß bekennen, daß ich selbst nicht gewust habe, daß dieser Tractat existirte, da ich ihn in keinem Jour-

nale, und in keiner gelehrten Zeitung, die mir zu Gesichte gekommen, bemerket, sondern ihn blos zufälliger Weise in einem, in einer Auction erstan=[39]denen Convolute roher Schriften erhalten habe. Mögte er doch in den Händen aller Christen seyn! Er kan Ungelehrten eben so nützlich werden, als Gelehrten, und die ersten haben nicht Ursach, sich durch die Besorgnis, daß sie ihn nicht verstehen mögten, von dem Lesen desselben abschröcken zu lassen, da zu dem Verstande desselben nichts weiter, als ordentliche Menschenvernunft und ein gegen die Wahrheit aufrichtiggesintes Herz erfordert wird.

Ich will indessen noch eine Anmerkung beyfügen, welche der Verfasser übersehen hat. Sie soll in diesen Fragen bestehen: Ist es so gewiß, als es der elende Verfasser der Fragmente vorgiebt, daß die Jünger Christi seinen Leib gestohlen haben: hat der Verfasser der Fragmente dieses nach 1700 Jahren so leicht entdecken können; wie ist denn möglich gewesen, daß der hohe Rath zu Jerusalem nie darauf verfallen, darüber eine gerichtliche Untersuchung anzustellen? wie leicht hätte es ihm werden müssen, da mehrere darum wissen musten, die Wahrheit herauszubringen, ja den, von den Freunden Jesu versteckten Leib desselben, selbst aufzufinden? Warum machen sie den Aposteln in den nach Ap. Gesch. 4 und 5 mit ihnen angestellten gerichtlichen Verhören deßfals keine Vorwürfe? warum antworten sie diesen, wenn sie mit großer Freudigkeit sagen: Der Gott unserer Väter hat Jesum auferwecket, welchen ihr erwürget habt, nicht: ihr lüget! ihr habt seinen Leib gestohlen! warum stopfen sie mit dieser Antwort nicht dem Gamaliel den Mund, der ihnen so bittere Wahrheiten vorhielt? Ap. Gesch. 5, 34. f.

[40] Diese Frage müste der Verfasser des Fragments beantworten, wenn er noch lebte, und sein Vorgeben: daß die Beschuldigung, daß die Freunde Jesu seinen Leib gestohlen und über die Seite gebracht haben, von dem gerechten Vorwurfe der allerboshaftesten Verläumdung retten

wolte.(*) Nun aber fällt dieſe Verbindlichkeit auf den Herrn Leßing, da er ſich zum Pflegevater der von dem Verfaſſer der Fragmente hinterlaſſenen Mißgeburth aufgeworfen, da er die von ihm angegebnen Widerſprüche für wahre Widerſprüche erklärt, da er dem bisherigen algemeinen Lehrſatze und Glaubensartikel der ganzen chriſtlichen, und der evangeliſchen Kirche inſonderheit: daß die Evangeliſten in jedem Worte untrüglich geweſen, das iſt, daß ſie, da ſie aus Eingebung des heiligen Geiſtes geſchrieben, nichts offenbar falſches niedergeſchrieben haben; ſo ausdrücklich widerſpricht. Ueberhaupt iſt die Reihe zu reden nun an den Herrn L. Unbekant kan ihm die hier recenſirte Beantwortung der 5 Fragmente nicht ſeyn, da ſie mit ſeinen Beyträgen aus einer Handlung an das Licht getreten iſt. Er muß entweder augenſcheinlich beweiſen, daß der Verfaſſer dieſer Widerlegung, die in dem Fragmente gerügte Widerſprüche nicht hinlänglich, oder daß er ſie nicht alle beantwortet habe; oder er muß es ſich gefallen laſſen, daß Freunde der Ehre und der Wahrheit Jeſu ſein Stilſchweigen als ein lautes Bekenntnis [41] anſehen, daß er ſich ſchäme, die Fragmente für erheblich gehalten, und ſolche aus dem Grunde der Welt in offenem Drucke vorgelegt zu haben, da ſie als Früchte der Finſternis billig in der Finſternis hätten bleiben ſollen. Ob aber ein ſolches Stilſchweigen hinlänglich ſeyn werde, das Aergernis, das er durch Veranſtaltung des Druckes derſelben verurſacht, zu heben, dieſe Frage mag ſein Gewiſſen beantworten, und jener Tag wird ſie entſcheiden.(**)

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß ich die Gegenſätze des Herrn L. mit viel größrer Betrübnis geleſen habe,

(*) Ich bedaure, ſchreibt mein Autor, S. 59. den Mann, der ſie machen kan. Und ich bedaure den Mann, der, da ſolche nach 1700 Jahren ein Thor gemacht hat, ſie als erheblich hat können drucken laſſen.

(**) Er hat in ſeiner Duplik geantwortet, aber wie? das wird ſich künftig finden.

als die Fragmente des gegen unsre allerheiligste Religion so feindselig-gesinten und so frech und grob lästernden Verfassers.

III.

Lübeck.

Bey Fuchs ist in 4. auf 2 Bogen abgedruckt: M. Friederich Daniel Behns, des Lübeckischen Gymnasii Subrector, ꝛc. Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu, ein Fragment.

Der Herr Verfasser, der bereits durch verschiedne Schriften bewiesen hat, daß er mit Recht eine Stelle unter den gründlichen und selbstdenkenden Gelehrten verdienet, von welchem wir auch kürzlich den Anfang eines sehr wichtigen Werkes, unter der Aufschrift: Vertheidigung der vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion, vornämlich [42] gegen die neuern Angriffe, erhalten haben, hat diesen gründlichen Aufsatz, bey Gelegenheit der Wahl des Herrn Mollowo, vornehmen Handelsherrn in Lübeck, zum Mitgliede E. Hochedl. Rathes daselbst, nach der dortigen Gewohnheit, geschrieben. Daß derselbe den von dem Herrn Leßing, dem Vorgeben nach, aus den Schätzen der wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegebenen Fragmenten, insonderheit dem letzten, in welchen die Wahrheit der Auferstehung unsers großen Erlösers bestritten wird, und die Apostel als die ärgsten Betrüger dargestellet werden, entgegen gesetzet ist, sagt der Herr Verfasser selbst in dem dritten Abschnitte. So kurz dieser Aufsatz ist, so viel wichtiges und betrachtungswürdiges enthält er. Ich wil den Hauptinhalt kurz anzeigen.

Er theilet sich in fünf Abschnitte. In dem ersten untersucht er die Frage: Ob es nicht für unsre göttliche Religion mehr vortheilhaft als schädlich sey, daß auch die stärkesten Angriffe von Gegnern auf sie gemacht werden, welche mit Kentnissen ausgerüstet sind, welche sie mit dem

Ernſte beſtreiten, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert? Er antwortet: Dieſe Frage kan verneinet und bejahet werden, und es komt darauf an, aus welchem Geſichtspuncte man ſie betrachtet. Er verneinet dieſelbe, und zwar mit unwiederleglichen Gründen, wenn man die Religion ſubjectiviſch, vor die Gemüthsfaſſung der Menſchen, in Abſicht auf die Religion, nimt. Er bejahet ſie, wenn man ſolche objectiviſch, oder vor den Inbegrif der zu unſrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, nimt.

[43] In dem zweiten beklagt er den Unfug, daß die bitterſten, und oft von dem angreifenden Theile mit ärgerlichen und läſternden Ausdrücken gegen die heil. Schrift und gegen die aus derſelben hergeleitete Religion, geführten Angriffe, in deutſcher Sprache geſchehen, oder aus fremden Sprachen in dieſelbe überſetzet werden, als wodurch die Vertheidiger der guten Sache in die Nothwendigkeit geſetzet werden, ſich eben dieſer Sprache zu bedienen.

In dem dritten zeigt er die Schwäche in Herrn Leßings Satze: daß der heil. Geiſt bey den Evangeliſten nichts weiter gethan, als daß er einen jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekant geweſen. Woraus folgt, daß, da ſich, nach Herrn Leßings Vorgeben, wahre Widerſprüche in den Berichten der Evangeliſten finden ſollen, unter welchen ein Theil nothwendig falſch ſeyn muß, der heilige Geiſt ſie angetrieben, wirklich etwas falſches zu ſchreiben, welches aber der theuren Verſicherung des Heylandes, daß der Geiſt der Wahrheit ſie in alle Wahrheit leiten würde, Joh. 16, 13. geradezu widerſpräche. Er zeigt zugleich, wie nichtig der Grund ſey, mit welchem ſich der Herr L. das Anſehen geben wil, als ob er die Wahrheit der chriſtlichen Religion gegen ſolche Angriffe damit retten wolte, da er ſchreibt: „Der große Proceß, welcher von der Glaub„würdigkeit der Zeugen abhieng, iſt gewonnen. Das „Chriſtenthum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion

„gesiegt. Es ist da. Wir solten geschehen lassen, [44] daß „man uns diesen gewonnenen Proces, nach den unvol„ständigen und unconcertirten Nachrichten, von jenen, wie „aus dem Erfolge zu schliessen, glaubwürdigen und ein„stimmigen Zeugnissen, nochmahls nach zwey tausend Jahren, „revidiren wolte? — Nimmermehr!“ Herr B. antwortet: Allein ist der Mohamedismus nicht auch da? Ist nicht auch dadurch ein großer Theil des Heydenthums besiegt? hat er nicht aus vielen Ländern das Christenthum verdrängt? darf der Mohamedismus auch deswegen ausrufen: „Unser Proces ist gewonnen? Solten wir nach zwölf „hundert Jahren eine Revision desselben vornehmen? „Nimmermehr!“ Was werden wir antworten? Es werden auch ungerechte Processe gewonnen. Wie wenn der eurige ein solcher wäre? Wir müssen revidiren. Werden wir nicht auch auch eben dieses Recht auch den Zweiflern gestatten müssen? Ich würde hier geantwordet haben: der H. L. hat viel Geschicke, Gleichnisse im Fluge zu schiessen, aber die Gabe, richtig einzusehen, ob seine Gleichnisse seiner Sache vortheilhaft oder nachtheilig sind, ist ihm versagt. Wil er keine Revision unsers Processes zugeben, warum schreyet er denn: der Man sol noch kommen, der das Christenthum auf eine der Würde seines Gegenstandes gemäße Art angreift? warum glaubt er denn, in dem Verfasser der Fragmente ein Ideal dieses Mannes zu erblicken? warum hat er denn die Fragmente drucken lassen? Weis er denn nicht, mit welchem Nahmen die Gerichte diejenigen belegen, welche gegen Urtheile, die seit Jahrhunderten Rechtskräftig geworden, von neuem durch Chi[45]kanen Angriffe versuchen? Nach seinem eigenen Ausspruche sind also, sein Fragmenten-Schreiber, und er selbst, temerarii litigatores, und er verdiente, nach seinem eigenen Urtheile, daß er mit seinem aus dem Staube hervorgesuchten Klaglibelle, wenigstens mit einem nachdrücklichen Verweise, und ernstlichem Befehle, künftig ruhig zu sein, abgewiesen würde. Wie wenn dem Herrn L. Fragmente in die Hände fielen, in welchen die Gerechtsame und Be-

sitzungen des Hochfürstl. Braunschweigischen Hauses auf die Art angegriffen, und die durchlauchtigen Erwerber derselben und ihre unbescholtene Ministres so gelästert würden, als in diesen Fragmenten der Stifter unsrer allerheiligsten Religion und seine Apostel gelästert werden, und Herr L. wolte sie mit einem solchen Brandbriefe in die Welt schicken, als er diesen Fragmenten mitgegeben hat, was würde sein Lohn seyn?

Ich kan das, was H. L. in Absicht auf das Christenthum einräumet, noch in einem andern Falle gegen ihn anwenden. Der große Proceß für unsre Bibel ist gewonnen. Seit vier tausend Jahren haben alle Juden das alte Testament, und seit beynahe zwey tausend Jahren alle Christen das alte und neue Testament für das Wort Gottes erkant. In keinem Glaubensartikel findet sich zwischen Catholiken, Lutheranern, Reformirten, Socinianern u. s. f. eine größere Uebereinstimmung, als in diesem, daß die heil. Schrift von Gott dem heil. Geiste eingegeben sey, daß also alles, was in derselben enthalten, es betreffe Historie, oder Lehre, untrügbare Wahrheit sey. Und nun komt ein Fragmenten-Schreiber, und [46] schreyet: nein! alles was von der Auferstehung Christi da stehet, sind Lügen! Herr Leßing schreyet: nein! kaum zwey Drittheile, ja kaum die Hälfte der Bibel, sind Wahrheit. Der heil. Geist hat nichts mehr gethan, als die Verfasser der Bibel angetrieben, alles so niederzuschreiben, wie sich ein jeder die Sache vorstellete. Semler insonderheit wil uns sogar überreden, daß sie ihren dummen Landglauben von ein und mehr tausend Teufeln mit eingeknetet hätten. Bahrdt schreyet: die Verfasser des neuen Testaments waren unwissende ungelehrte Leute, die weder Plan noch Ausdruck zu wählen wusten. Und was ist das Resultat von allem diesem Geschrey? kein anders als dieses: Eure Bibel ist das ungereimteste und unzuverläßigste Buch, und ihr seyd Narren, daß ihr solches für die untrügliche Richtschnur eures Glaubens und eures Lebens erkennet, und eure Hofnung auf die Ewigkeit darauf gründet. Was

sind also, nach Herrn L. eignem Grundsatze, der Fragmenten-Schreiber, Semler, Bahrdt, er selbst? Chikaneurs, oder nach der Sprache der Rechtsgelehrten: temerarii litigatores, auf deutsch: frevelhafte Zänker. Von diesen solten wir uns unsern so wichtigen, und seit so vielen Jahrhunderten gewonnenen Proces über unsre Bibel revidiren lassen! — Nimmermehr!

In dem vierten und fünften Abschnitte untersucht Herr B. dasjenige, was der Verfasser der Fragmente gegen die von Matthäo gegebene Nachricht von den Wächtern des Grabes Christi, geschrieben. Er zeigt, daß er solche offenbar verändert und verfälschet, daß er die Zeitbestim-[47]mung falsch angegeben, daß er durch die aus so unrichtigen Prämissen hergeleitete Folgen, offenbar gegen die ersten Regeln der Logik gesündigt. Doch dieses müssen wir den Lesern selbst überlassen; nur bedauern wir, daß diese kleine, aber gründliche Schrift, vermuthlich nicht in die Hände aller derer kommen werde, welche durch ein aufmerksames Lesen derselben einen wahren Nutzen, und gegen das Aergernis, das sie aus den Fragmenten schöpfen können, eine vorläufige Verwahrung erhalten würden.

IV.

Ich hoffe, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn werde, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, ihnen von dem Laufe des über die Fragmente entstandenen Streits, einige Nachrichten mitzutheilen, und zugleich bey vorfallender Gelegenheit einige Gedanken mit einzustreuen.

Der Herr Director Schuman in Hannover war der erste, der in der vortreflichen Schrift: Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, die Fragmente in ihrer Blöße darstellete. Herr L. hat, so viel mir bekant ist, nahmentlich darauf zu antworten, nicht rathsam gefunden. Indessen erschienen zwo Bogen, mit der Unterschrift: Braunschweig, 1777. Der erste davon hat den Titel: über den Beweis

des Geistes und der Kraft. — An den Herrn Director Schuman zu Hannover. Der zweite heist: das Testament Johannis. Der erste beziehet sich am Ende auf den letzten. Den letzten hat der Herr Dir. Schuman seiner Aufmerksamkeit nicht [48] würdig gehalten, dem ersten aber eine Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben, über den Beweis des Geistes und der Kraft, entgegen gesetzt. Der Hauptsatz, den jener ungenante Verfasser durchsetzen wil, ist dieser:

Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Der Verfasser erkläret seinen Sin noch ausführlicher in den gleich folgenden Worten:

„Ich leugne nicht, daß in Christo Weißagungen er„füllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder „gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem „ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat durch noch gegen„wärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden"; (Ich weis nicht, ob der Verfasser dieses wirklich als einen nothwendigen Beweis der Wahrheit der christlichen Religion fordert? Wäre dieses, so würde es die thörigste Forderung seyn, die man denken könte. Jeder Mensch würde das Recht haben, diese Forderung zu machen; alsdenn würden die Wunder weit häufiger werden, als natürliche Veränderungen, und beyde würden ihre Stellen gegen einander vertauschen müssen) „seitdem sie nichts mehr als „Nachrichten von Wundern sind, (mögen auch diese Nach„richten so unwidersprechlich seyn, als sie wollen) mich zu „dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren „verbinden können oder dürfen. Diese anderweitigen Lehren „nehme ich aus anderweitigen Gründen an". Möchte es doch dem Verfasser gefallen haben, uns [49] diese anderweitige Gründe bekant zu machen. Die Lehre, daß Jesus der Heyland der Welt sey, der sein Leben gegeben zur Erlösung für viele, Matth. 20, 28. ist doch wohl eine von den anderweitigen Lehren Christi. Ich möchte die

anderweitigen Gründe sehen, aus welchen der Verfasser dieselbe annähme, da er alle diejenigen verwirft, aus welchen alle Christen solche bisher angenommen haben.

Indessen hoffe ich, daß verständige Leser auf diese Versicherung des Verfassers so gar viel nicht bauen werden. Schon auf der folgenden 11 Seite hat er solche vergessen, da er schreibt: „Wenn ich folglich historisch nichts dar„wider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten er„wecket: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen „Sohn habe, der mit Ihm gleiches Wesens sey? In wel„cher Verbindung stehet mein Unvermögen, gegen die Zeug„nisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner „Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen sich NB. meine „ganze Vernunft streubet“?

Also streubet sich des Verfassers ganze Vernunft gegen die Lehre, daß Gott einen Sohn habe, der mit Ihm gleiches Wesens sey: und diese Lehre gehöret doch auch zu den anderweitigen Lehren Christi, Joh. 5, 21=27: 10, 30=38. also hat gewis hier der Verfasser keine anderweitige Gründe, aus welchen er diese Lehre annimt. Also werden denn wohl von den anderweitigen Lehren Christi, die er aus anderweitigen Gründen annimt, keine andere übrig bleiben, als die Lehren der natürlichen Religion, oder der vernünftigen Moral, und unter denselben [50] werden auch manche seyn, gegen welche sich seine ganze Vernunft streuben wird. Wir haben ein volkommenes Recht, dieses zu besorgen, so lange bis er uns sein volständiges Glaubekäntnis eröfnet. Eine Forderung, die ihm sehr ungelegen fallen, und welche er bald mit einem höhnenden Gleichnisse abweisen wird.

Der Herr Director Schuman hat von S. 12. an, unwidersprechlich bewiesen, daß die Grundsätze des Verfassers, das ganze cultivirte Menschengeschlecht, und die strengste Vernunft gegen sich hätten. Ich enthalte mich den Beweis abzuschreiben, da ich hoffe, daß meine Leser solchen selbst nachlesen werden. Ich wil zu den Instanzen, welche er dem Verfasser entgegen setzt, und welche so ein-

leuchtend ſind, als ſie ſeyn können, nur noch ein Paar hinzuſetzen.

In der wolfenbüttelſchen Bibliothek findet ſich ein Exemplar von dem complutenſiſchen Bibelwerke. Geſetzt es käme jemand, der vorgeben wolte, die Bibliothek beſäße ſolches mit Unrecht. Hier hätte der Bibliothecarius drey Wege, dieſen Menſchen zu widerlegen.

Der erſte, daß er den Bedienten einen Wink gäbe, ihn die Treppe hinunter zu werfen.

Der andere, daß er ihm Burckhardts Hist. Bibl. Aug. und die dazu gehörigen Documente vorlegte, und ihm aus denſelben die Rechtmäßigkeit des Beſitzes erwieſe.

Der dritte, daß er ſagte: pollidemus, quia pollidemus.

Da ihm nun, da er ſo oft aus der Rechtsgelehrſamkeit entlehnte Ausdrücke gebraucht, nicht [51] unbekant ſeyn wird, mit welchen Nahmen die Rechtsgelehrten den letzten Titulum poſſeſſionis beehren; ſo iſt es nicht zu vermuthen, daß er ſich deſſelben bedienen werde. Er wird alſo den zweiten Weg erwählen, wenn der Impugnant ſonſt keine Merkmahle giebt, welche beweiſen, daß er ein im Kopfe verrückter Menſch ſey. Allein wenn dieſer nun antwortet: alles dieſes ſind zufällige Geſchichtswahrheiten, die überdem ſchon über hundert Jahre alt ſind, und dieſe können nie der Beweis von rechtmäßigen Beſitzungen werden, der Herr muß ſolchen aus nothwendigen Vernunftswahrheiten führen. Alsdenn glaube ich, wäre es Zeit, ihm zu weiſen, wo die Bibliothek einen Ausgang hätte.

Worauf gründen große Herren ihre Beſitze, ihre Gerechtſame? worauf wagen ſie ihr beſtes, wenn ſolche angegriffen werden, ihre Schätze, ihre Armeen, ihre Länder, ihre Kronen? auf zufällige Geſchichtswahrheiten, auf Genealogien, auf Heyraths-Contracte, auf Kaufbriefe, auf Friedensſchlüſſe, u. ſ. f. Sie ſind alſo ſo weiſe nicht, als der Verfaſſer, der auf alle dieſe Dinge nichts wagen, und ſie mit dem Ariſtoteles beſchämen würde, der die μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος ſo ernſtlich verboten hat.

Und diesen Meduſenkopf hält der Verfaſſer dem Herrn Schuman vor, in der Hofnung, daß ſolcher ſeine ehemalige Wirkung erweiſen würde. Er hat ſich aber ſehr geirret. Der Herr Schuman giebt ſich S. 22. 23. die Mühe, ihm die ganze Stelle aus dem Ariſtoteles vorzuexpliciren, und zeigt ihm augenſcheinlich, daß Ariſtoteles von der Waſſermühle, er aber von der Windmühle rede. Er ſetzet [52] die Sache hernach weiter aus einander, er beſtimmet die verſchiedenen hier vorkommenden Fälle genau und ſcharf, und beſchlieſt verſchiedne Abſätze mit der Frage: hat Ariſtoteles dieſes auch verboten? Wir erwarten darauf die Antwort von dem Verfaſſer, aber er wird es wol nicht rathſam finden, ſich mit einem Manne weiter einzulaſſen, der ſo verwegen geweſen, ihm S. 22 die bittere Wahrheit: „Es iſt befremdend, von denen an „die Regeln der Dialectik erinnert zu werden, die doch „öfters wie jemand ſich daran verſündigen," ins Angeſicht vorzuſagen.

Noch ein Wort über den Bogen, der die Aufſchrift hat: Das Teſtament Johannis. Ein Geſpräch. Nun welches ſol das Teſtament Johannis ſeyn? Die Worte, die er in den letzten Tagen ſeines Lebens noch ganz allein gepredigt hat: Kinderchen, liebet euch! Ich glaube, daß dieſe Worte der letzte Wille Johannis geweſen ſind, daß ſie aber der Verfaſſer ſehr unrecht mit dem Namen eines Teſtaments belege. Alle Teſtamente ſind ein letzter Wille, aber nicht ein jeder letzter Wille iſt ein Teſtament. Wenn ein ſterbender Vater ſeinen Kindern algemeine Lebensregeln hinterlaſſen, und ihnen ſolche zur Befolgung anbefohlen hätte, wer wird ſolche ſein Teſtament nennen? Gleich wieder eine Sünde gegen die Dialectik, und gegen des Ariſtotelis μεταβασιν.

Herr Leſſing kan unmöglich der Verfaſſer dieſes Bogens ſeyn, denn ſeine vorigen und itzigen Streitſchriften, und das: Kinderchen, liebet euch! ſtimmen ſo wenig überein, als Ja und Nein.

[53] Die Abſicht, welche der Verfaſſer durch dieſes

Geschwätz erreichen wollen, wird den Lesern selbst in die Augen leuchten. Für diejenigen aber, welchen dieser Bogen nicht zu Gesicht kommen solte, wird es genung seyn, wenn ich nur folgende Stelle daraus abschreibe.

Ich.

„Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker „gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im „Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen „Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallenden Ort „mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er.

„Allerdings, der Platoniker hatte sehr recht — O „die Platoniker! und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts „erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evan„gelii Johannis ist.

Ich.

„Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich „aus der erhabnen Schreiberey eines Philosophen eben „nicht viel mache, daß NB. mit weit mehrerm Rechte, „in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen „fallenden Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu „werden verdiente — — das Testament Johannis.

Er.

„Hm.

Ich.

„Kinderchen, liebet euch.

Er.

„Ja! ja!

[54] Ich.

„Dieses Testament Johannis war es, worauf ehe„mahls ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt „schwöret dieses Salz der Erde auf das Evangelium „Johannis: und man sagt, es sey nach dieser Abänderung „ein wenig dumpfig geworden."

Lächerlicher Witz! Dum, sollen die Leser denken. Das Salz der Erde schwöret noch itzt, wie allezeit, auf beyde. Aber es giebt auch ein gewisses anscheinendes

Salz der Erden, das bey diesem Eyde eben das denkt, was ein vorsetzlicher Banquerotier bey der eydlichen Unterschrift seines Wechsels denkt. Doch dieses Salz der Erde ist Arsenik.

Hieher gehören noch die letzten Worte des vorigen Bogens: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft:

„Ich schließe, und wünsche: möchte doch alle, welche „das Evangelium Johannis trennet, das Testament Jo„hannis wieder vereinigen!"

Eben so ungereimt, eben so gotteslästerlich, als wenn er geschrieben hätte: Möchte doch alle, welche Jesu Einsetzungsworte des h. Abendmahls trennen, das Testament Jesu: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, Joh. 13, 34. wieder vereinigen. Gotteslästerlich! werden hier manche ausrufen. Ich antworte: ja! denn wir Christen glauben, daß der heil. Geist wahrer Gott ist, wir glauben, daß Johannes sein Evangelium aus seiner unmittelbaren Eingebung geschrieben habe. Was also der Verfasser von dem Evangelio Johannis sagt, das trifft unmittelbar den heiligen Geist. Und ehret derjenige den heil. [55] Geist, oder lästert er Ihn, der Ihn beschuldigt, daß er die Christen trenne?

V.

So wenig es mir bekant geworden, daß der Ungenante sich von neuem gegen den Herrn Schuman geregt hätte; so geschwind erhielt ich die so genante Duplik des Herrn L. welche er der in der Braunschweiger Wayfenhaus-Buchhandlung an das Licht getretenen Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte, entgegen gesetzt hat. Ich habe aus derselben mit Betrübnis ersehen, daß der Herr L. sich kein Bedenken macht, den so heiligen und wichtigen Gegenstand, den er vor sich hat, mit der allergrößesten Leichtsinnigkeit zu behandeln, daß er auch hier seinem Witze durchgängig den Zügel schießen lässet, daß er eine große Fertigkeit hat, Antitheſen, Equivocen, Bilder

und Wortſpiele da anzuwenden, wo ihm die Gründe fehlen: — und iſt dieſes bey einem Manne zu bewundern, der das Theater zu aller Zeit mit ſo vieler Application ſtudirt, der eine dicke Dramaturgie, der ſo viel Komödien und Tragödien geſchrieben hat? — daß er, ob er gleich ſelbſt eingeſtehet, daß der Verfaſſer dieſer Vertheidigung, den er ſeinen lieben Nachbar nennet, ihm mit keinem Finger zu nahe gekommen, und mit keiner Sylbe beleidigt, dennoch denſelben ſo höhniſch, ſo bitter, ſo - - - die Leſer mögen hier ſelbſt die Worte wählen, begegnet, daß man daraus einen gedoppelten vorläufigen Schlus machen kan. Der erſte, daß er es ſelbſt fühlen müſſe, daß er eine [56] verlohrne Sache habe: denn in dieſem Falle ſchlagen die ſchlechten Sachwalter ſolche Wege ein. Der andre, daß er unmöglich der Verfaſſer der beyden Bogen: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft, und: das Teſtament Johannis, ſeyn könne: denn dieſe Duplik iſt der ſtärkſte Widerſpruch gegen dieſes Teſtament, der ſich denken läſſet. Man kan leicht gedenken, daß Herr L. es daran nicht werde fehlen laſſen, ſein Verfahren ſchon zum voraus zu rechtfertigen; allein wenn dieſe Gründe dazu hinreichen; ſo iſt man im Stande, mit denſelben, in allen Fällen, aus ſchwarz weis zu machen.

Es iſt itzt meine Abſicht nicht, über dieſe ganze Duplik eine Unterſuchung anzuſtellen. Der Man, dem ſie entgegen geſetzt iſt, wird für ſich ſchon ſtark genung ſeyn, ſeine ſo bitter und mit ſolchem Unrechte angegriffene Ehre, zu retten, es wäre denn, daß beſondre mir unbekante Umſtände, ihn erinnerten, daß es rathſamer ſey, H. L. das letzte Wort zu laſſen, und das Urtheil über ſeines Gegners Verfahren dem anheim zu ſtellen, der da recht richtet. Indeſſen kan ich mich doch nicht enthalten, nur über den erſten Bogen einige Gedanken zu eröfnen.

Gleich anfangs übertrift Herr L. ſich ſelbſt, in der Kunſt, ſchwachen Leſern durch Bilder über Bilder einen blauen Dunſt vorzumachen, und ihnen gefärbte Brillen aufzuſetzen. Da erſcheinen der ſchwache abgelebte Neſtor,

der ausfordernde Hektor, der Kampfwärtel. (Was wissen doch so viele Leser, welche Herr L. nothwendig voraussetzen muß, von allem diesem?) Er redet von redlicher Austheilung [57] des Lichts und des Wetters, von strengen Luftzügen. Das mag alles hinlaufen. Dem Wunsche aber: Besonders bewahre Gott uns alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung, trete ich von Herzen bey, ich setze aber hinzu, auch vor der Seuche, die im Mittage verderbet, vor frecher öffentlicher und unverschämter Verleumdung, womit sein, ihm so ehrwürdiger Fragmentenschreiber den heiligen Matthäus, und alle übrige von Gott vorerwählte Zeugen des Erlösers, so freventlich angegriffen hat, da er sie zu Lügnern, zu Leichenräubern, zu den ärgsten Bösewichtern macht, welche je den Erdboden betreten haben. Von der Herlichkeit, welche sie im Himmel genießen, kan er ihnen zwar nichts rauben, aber er gibt doch dadurch Schwachen ein tödtliches Aergernis. Wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis komt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenanten, Hrn. L. mich und uns alle richten wird.

Auf der ersten und zweiten Seite erscheinen schadhafte morsche Sturmleitern, und zwanzigmal geschlagene Soldaten, welche aber doch einmal siegen helfen. Diese Bilder wil ich nicht nach den Regeln der kunstmäßigen Logik, sondern blos nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes untersuchen, um die Leser dadurch behutsam zu machen, und ihnen zu zeigen, daß sie allerdings Ursach haben, unter der Menge von Bildern, mit welchen Herr L. sie überströhmet, sehr viele falsche Münze zu besorgen.

Was sollen die schadhaften Sturmleitern, die zwanzigmal geschlagenen Soldaten vorstellen? die [58] untüchtigen und längst widerlegten Gründe, die der Ungenante zusammengeraffet hat, um die Auferstehung unsers Erlösers, und seine ganze darauf gegründete Religion, zu Schanden zu machen, und zu Grunde zu richten: und daß er der-

gleichen mit andern, die Herr L. für stärker hält, aufgeführt habe, gestehet Herr L. selbst. Ich rechne dahin z. B. das Vorgeben, daß Matthäus die ganze Geschichte von der Wache bey dem Grabe Christi erlogen: die Verfälschung der Aussage der Wächter, Matth. 28, 11. die der Ungenante sagen lässet, was sie hätten sagen sollen, wenn er sie vorher hätte instruiren können: den von den Aposteln begangenen Leichenraub des Heylandes: die Procession des gesamten hohen Rathes und der Wache durch die ganze Stadt, nach dem Grabe Christi, welche blos in dem Gehirne des Ungenanten existirt: den Widerspruch, daß die Jünger Jesu, welche von keiner Auferstehung jemals etwas gehört, nicht daran gedacht, dennoch einen erblaßten Leib gestohlen, eine Auferstehung vorgegeben, um darauf ein Lehrgebäude zu gründen, und sich dafür todschlagen zu lassen, u. d. m. Herr L. ist zu klug, als daß er die Vertheidigung dieses Unsins übernehmen solte. Allein, um doch auch hier seinen Ungenanten bey Ehren zu erhalten, so sollen es nur schadhafte und morsche Leitern seyn, welche einen kühnen und behenden Man dennoch tragen könten, nur zwanzigmal zurückgeschlagene Soldaten, welche aber doch das ein und zwanzigstemal wieder zurück kommen und siegen helfen könten. Bilder, welche unendlich viel zu viel sagen, und den Lesern falsche [59] Vorstellungen einflößen sollen. Diese Gründe des Ungenanten sind keine schadhafte und morsche Sturmleitern, sondern Lügen und Phantasien, die gewis keinen behenden und kühnen Man tragen, sondern ihn bey dem ersten Versuche in den Koth fallen lassen: keine zurückgeschlagene Soldaten, sondern Strohpuppen, denen etwa ein Soldaten-Rock angezogen ist, und die der Feind in die Reihe mit hinstellet, um den Belagerten in der Ferne sein Heer desto fürchterlicher zu machen, die aber bey dem ersten Ausfalle vernichtet werden. Können diese auch zum ein und zwanzigsten male wieder zurück kommen und mit siegen helfen? Kurz! der Ungenante hat mit Lügen, mit unverschämten handgreiflichen

Lügen, die allerwichtigste und für die Seelenruhe von Millionen Menschen unentbehrlichste Wahrheit: Jesus lebt! auf welche so viele Christen mit Freudigkeit, und zum Theile unter den erschröcklichsten Martern in die Ewigkeit gegangen sind, bestürmen und vertilgen wollen. So hätte Herr L. schreiben müssen, wenn es ihm mehr um die Ehre unsrer Religion, und unsers Erlösers, als seines Ungenanten zu thun gewesen; allein die von ihm erwählten Bilder waren seinen Absichten angemessener. Ich verbürge mich, wenn ich mir die Mühe geben wolte, die von dem Herrn L. so häufig gebrauchten Bilder auf gleiche Art zu untersuchen, aus denselben ein volzähliges Regiment aufzuführen, welche mit der Sache selbst, die sie ins Licht setzen oder beweisen sollen, eben so viel Uebereinstimmendes haben, als eine, mit einem Soldaten-Rocke bekleidete Strohpuppe, mit einem Soldaten.

[60] Auf der 9 S. giebt Herr L. den Gegnern einen viel bedeutenden Wink, „sich vorzusehen, daß sie sich nicht „ganz lächerlich machen möchten, wenn man endlich erführe, „wer der ehrliche und unbescholtene Man sey, über den „man so christmilde gespottet, wer der unstreitige Gelehrte „sey, den man so gern zum unwissenden und muthwilligen „Laffen erniedriget hätte. Das ist (fährt er fort) nichts „als die Gerechtigkeit, die ich seiner Person wiederfahren „lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache stehet auf einem „ganz andern Blatte. Ein Man, der Unwahrheit, unter „entgegen gesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben „so NB. scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist „unstreitig mehr werth, als ein Man, der die beste und „edelste Wahrheit, aus Vorurtheil, mit Verschreyung seiner „Gegner, auf altägliche Weise vertheidigt."

Also weis der Herr L. von seinem Ungenanten mehr, als er den Lesern von ihm zu sagen bisher gut gefunden, also ist alles, was er von dem Wertheimer Uebersetzer vorgegeben, Staub, den er uns in die Augen streuen wollen. Ob er der Man sey, oder gewesen sey, dafür Herr L. ihn ausgiebt, das stehet auf einem ganz

andern Blatte. Wir beurtheilen ihn aus seinen Fragmenten, und in denselben finden wir ihn als einen mehr als jüdisch giftigen Verläumder unsers hochgelobten Erlösers, und seiner so treuen Zeugen, denen auch wir so viel zu danken haben(*). Bey einer neuen Auflage von Wagenseils telis igneis Satanae, verdienet [61] das letzte Fragment mit Recht die erste Stelle. Wenn Herr L. in den vorhin gemeldeten von ihm zusammengeraften Gründen gegen die Auferstehung Christi, Scharfsin, wenn er in den Beschuldigungen, mit welchen er die Heiligen Gottes, die Zeugen Jesu, anfält, Bescheidenheit finden kan; so müssen alle übrigen Menschen, welche darin gerade das Gegentheil davon, und zwar so handgreiflich als möglich ist, erblicken, blind seyn. Noch eine Stelle aus dieser Duplik, und denn kein Wort mehr von derselben.

„Wil es denn eine Klasse von Leuten nicht lernen, „daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemahls ein „Mensch wissendlich und vorsetzlich sich selbst verblendet „habe? Es ist nicht wahr, sage ich, aus keinem geringern „Grunde, als weil es nicht möglich ist„(**).

Satis pro imperio! Schade, daß hier nicht gleich ein Bildgen bey der Hand war, daß Herr L. sich genöthiget siehet, einmahl seine Gedanken mit eigentlichen Worten auszudrücken. Es ist schlechterdings nicht wahr, daß ein Mensch sich wissendlich und vorsetzlich selbst verblendet habe. Also auch die Juden nicht, welche die Wunder des Erlösers dem Teufel zuschrieben? auch da nicht, da ihnen der Erlöser den Widerspruch, der in dieser Lästerung enthalten war, so handgreiflich vor Augen legte? Auch der Dieb nicht, der glaubt ein Recht zu haben, das-

(*) Ich hoffe, daß diese Stelle Herrn L. reizen werde, den Verfasser zu nennen, um mich lächerlich zu machen.

(**) Jener Professor der Mathematik bewies auf eben die Art, nur etwas plumper: denn wenn er bey der Demonstration eines Theorema stecken blieb, so muste ein: hohl mich = = = = es ist wahr! die Lücke ausfüllen.

jenige sich zuzueignen, was er zu wenig, und andere, seiner Meynung nach, zu viel haben? Auch ein [62] Ravaillac nicht? Wo bleibt also die menschliche Freyheit? Also können die Menschen nichts anders glauben, als was sie wirklich glauben, und nicht anders handeln, als sie wirklich handeln? Auf wen fält also die Schuld ihrer Uebelthaten? O Richter! was seyd ihr für Tyrannen, die ihr eine Sache als möglich voraus setzt, von welcher doch Herr L. so kräftig versichert, daß sie schlechterdings nicht möglich sey? daß ihr Dieben den Strang und Mördern das Schwerdt und das Rad dictiret, die nicht anders gedacht und gehandelt haben, als sie haben denken und handeln können, und nach ihrem Mechanismo, den sie weder selbst gemacht, noch ändern können, gedacht und gehandelt haben? Doch vielleicht hat diese zehnte Seite der Duplik eine ganz andere Wirkung, als wir uns vor der Hand vorstellen. Vielleicht schaft sie den ganzen Kriminal-Proceß eben so kräftig bey Seite, als Thomasius den Hexenproces. Herr L. macht von diesen Grundsätzen eine Anwendung, die seinen Gegnern nothwendig sehr trostreich seyn muß:

„Ich muß ihnen auch diese Wahrheit zu gute kommen „lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie „vorsetzlich und wissendlich kein falsches Urtheil fällen „können: so schweige ich, und enthalte mich alles Wieder„scheltens“. Und sie können sich vest darauf verlassen. In dieser Duplik hat er nicht wiedergescholten, da er selbst gestehet, daß sein lieber Nachbar ihn nicht gescholten habe. Hat er aber nicht, und zwar zuerst gescholten? Hier mögen Wahrheit und Billigkeit liebende Leser an meiner Stelle treten, und diese Frage beantworten.

[63] VI.

Ich bin es müde, dem Herrn L., der als ein Papillon von einem Gegenstande zum andern herumflattert, nach-

zulaufen. Ich wil es versuchen, ob ich ihm bey einem Puncte veste halten könne?

Ueber die abscheuliche Beschuldigung, mit welcher der, nach seinem Urtheile, so gründliche und bündige Ungenante die Ehre des Evangelisten Matthäus befleckt, da er nemlich S. 541. sagt, daß er die ganze Geschichte von der Bewachung des Grabes aus seinem Gehirne ersonnen, weil er auf die Beschuldigung (daß die Jünger den Leib Christi gestohlen hätten) etwas habe antworten wollen, und nichts bessers finden können, hat Herr L., so viel ich weis, sich nirgends heraus gelassen. Er muß sich aber darüber erklären, wofern er seinen Autor bey Ehren erhalten wil. Ich ersuche ihn daher auf das verbindlichste, mir zu sagen:

1. Ob er die vom Matthäo erzählte Geschichte für wahr halte, und ob er glaube, daß Matthäus hier nicht als ein Mensch, der die Welt mit Dingen, die er aus seinem Gehirne ersonnen, zu seinem Vortheil verblenden wil, sondern als ein ehrlicher Man gehandelt habe? Sagt er hier: ja! was ist alsdenn sein Autor?

2. Ob er glaubt, daß Matthäus diese Geschichte, wo nicht aus Eingeben, denn davon scheint er nichts wissen zu wollen, doch auf Antrieb des heil. Geistes, geschrieben habe? Leugnet er diese Frage, so muß er sein nein! gründlich beweisen. Denn wenn sein bloßes Leugnen hinlänglich seyn sol, |64| so kan er sogar die Mitwirkung des heil. Geistes, bey allen den Stellen, die ihm in der Bibel nicht anstehen, wegschaffen, und es stehet alsdenn lediglich bey ihm, wie viel er uns von der Bibel, ja ob er uns von derselben überhaupt auch nur etwas übrig lassen wolle.

3. Ob er gar glaubt, daß sein Autor Recht habe, und daß Matthäus hier gelogen? Schlägt er diesen Weg ein; so werde ich ihm das antworten, was er ehedem Klotzen würde geantwortet haben, wenn derselbe es sich würde haben einfallen lassen, ein von ihm angeführtes

historisches Zeugnis eines dem Herrn L. besonders werthen Geschichtschreibers, das er Klotzen entgegen gesetzt, auf eine solche Art abzuweisen?

4. Ob er glaubt, daß die Sache unwahrscheinlich sey, weil Matthäus solche allein gemeldet, daß man ihm die ganze Historie aufgebunden, und daß sie ihm um so viel lieber gewesen, weil er solche nützen können; imgleichen, ob er glaubt, daß Matthäus diese falsche Nachricht wirklich auf Antrieb des heil. Geistes aufgeschrieben? Solte H. L. sich hier mit ja! erklären, so ersuche ich ihn herzlich, uns armen verblendeten Menschen, die, ihrer Dogmatik zu Gunst, sich von der Wirkung des heil. Geistes an den Selen der Evangelisten, bey Aufzeichnung ihrer Schriften, so ungegründete Vorstellungen machen, die Wohlthat zu erweisen, und uns, aber wenn es ihm möglich wäre, mit eigentlichen und bestimten Worten, ohne Bilder, einen gütigen Unterricht zu ertheilen, was wir denen antworten sollen, die uns fragen möchten: ob denn der heil. Geist nicht vorhersehen können, daß der hohe Rath zu Jerusalem [65] bald würde Mittel und Wege gefunden haben, eine so unverschämte Lüge in ihrer ganzen Blöße darzustellen, und daß das ganze Evangelium Matthäi durch diesen einzigen Schlag alles sein Ansehen verlieren würde: daß also der Geist Gottes Matthäum im Grunde angetrieben, sich durch eine solche Fabel zu beschimpfen, und den Feinden ein Recht zu geben, zu rufen: Sehet, solche Lügner sind die Jünger! was wird der Meister seyn? Ich bitte ihn, uns zu erklären, wie dieses Verhalten des heil. Geistes mit der großen Verheissung, die Jesus seinen Jüngern gegeben: der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten, Joh. 16, 13. übereinstimme. Wenigstens kan ich nach meiner Einfalt nicht anders urtheilen, als daß zwischen dem: in alle Wahrheit leiten, und zwischen dem: antreiben, Lügen niederzuschreiben, der gröbste Widerspruch stat finde, den man nur denken kan.

Wie wenn Herr L. wüste daß man seinem Bedienten,

in Abſicht auf ein gewiſſes Factum, worauf aber ſehr vieles ankäme, eine Lüge aufgebunden hätte, und derſelbe ſolte nun vor Gerichte auftreten, und das ausſagen, was er davon wüſte, H. L. wäre aber davon ganz anders informiret, er verhehlte die Wahrheit vor ſeinem Bedienten, und triebe ihn vielmehr an, hinzugehen, und die Sache ſo auszuſagen, wie er ſich ſolche vorſtellete: was würde alsdenn Herr L. ſeyn! und wie würde er handeln? Und der Geiſt der Wahrheit ſol ==== doch mir zittert die Hand, und mein ganzes Herz empöret ſich, das, was nun folgen ſolte, völlig hinaus zu denken, oder gar niederzuſchreiben.

[66] Herr Leßing wird hier kurze Wendung machen. Er wird dieſe demüthige Bitten entweder als Inquiſitor-Fragen abweiſen, oder, wenn es ihm zu bedenklich fallen ſolte, dieſen Weg einzuſchlagen, weil er vielleicht weis, daß einige ſeiner Vorgänger auf demſelben ein ſchlechtes Glück gemacht haben; ſo wird er ſagen: ich rechne dieſen Einfal meines bündigen und gründlichen Ungenanten zu den morſchen Sturmleitern, welche ihn aber als einen kühnen und behenden Mann dennoch getragen, er iſt einer von den zwanzig mahl zurückgeſchlagenen Soldaten, der aber von meinem Helden zum ein und zwanzigſten mahle in das Feuer geführet wird, um mit ſiegen zu helfen. Solte H. L. dieſen Ausweg erwählen; ſo wiſſen die Leſer ſchon, was ich darauf antworten werde. Ich glaube aber, daß er ſolchen gerade aus eben dem Grunde nicht wählen werde, weil ich ihm denſelben vorgeſchlagen habe. Wir müſſen alſo erwarten, ob er ſich ſo weit herablaſſen, und mir und vielen andern in dieſer uns ſo dunklen, aber ſo ſehr angelegnen Sache, das ſo ſehnlich gewünſchte Licht geben werde.

VII.

Eben da ich ſchlieſſen wil, leſe ich in dem hieſigen Correſpondenten, daß in der Bohniſchen Buchhandlung zu haben wäre: Eine Parabel, eine kleine Bitte, ein eventuales Abſagungsſchreiben an den ==== von Herrn

Hofrath Leßing. Folget auf das: an den, mein Nahme; so wundre ich mich, daß derjenige, der das Avertissement einrücken lassen, mir die Ehre entzogen hat meinen Nah-[67]men hinzusetzen. Herr Leßing hat sich bereits in die Situation gesetzt, daß seine bittersten Angriffe einem rechtschaffnem Theologo eben so gewis zur Ehre gereichen, als ehemahls die Lästrungen eines Dippels und Edelmans, und in unsern Tagen die Anfälle der berlinischen und mietauischen Bibliothek. Es sollen hernach noch Axiomata dazu gekommen seyn. Vor dem Osterfeste habe ich wichtigere Geschäfte als solche fliegende Blätter zu lesen. Nach dem Feste wil ich eine müßige Stunde daran wenden, und zusehen, ob es der Mühe werth sey, mich ferner mit ihm einzulassen, oder ob es rathsamer sey, der Erklärung, welche der Herr Director Schuman in dem Schlusse seiner Antwort, auf das an ihn gerichtete Sendschreiben, von sich gegeben hat, zu folgen.

Hat H. L. mir die Ehre erwiesen, nahmentlich gegen mich zu schreiben; so kan ich leicht gedenken, wie liebreich er mit mir umgegangen seyn werde; da er in seiner Duplik gegen seinen lieben Nachbar, das Testament Johannis so heilig beobachtet hat: aber sein lieber Nachbar hatte auch nicht bedacht, daß Herr Leßing eine jede deductionem ad absurdum, die man seinem lieben Fragmenten-Schreiber entgegen setzt, als einen Schlag ansiehet, den man ihm selbst ins Angesichte giebt. Eine Anmerkung, welche künftig allen denen nützlich seyn kan, welche glauben, daß Gewissen und Beruf sie auffordern, die Ehre Jesu, seiner Zeugen und seiner Religion, gegen die Fragmente zu vertheidigen. Ich hatte noch dazu die unverzeihliche Sünde begangen, Herrn L. an seine Todesstunde [68] zu erinnern: und das ist gerade dasjenige, was diese Herren am wenigsten tragen können. Vermuthlich wird er, eine solche Verwegenheit zu rächen, alles niedergeschrieben haben, wovon er glaubt, daß es mir am wehesten thun möchte. Mag er doch! Aerger wird er es doch wohl nicht machen, als Abbt, als Basedow, als

Semler, Bahrdt, die Verfasser der algemeinen deutschen Bibliothek(*) und Consorten es gemacht haben. Und solte er es auch noch ärger machen; so wird er mir doch damit so wenig schaden, als diese mir geschadet haben. Sein spöttischer Witz, und wenn er auch zur höchsten Stufe der höhnenden Bitterkeit hinaufstiege, ist kein Arsenik, sondern nur Salz. Vor dem war es nach Beschaffenheit der Personen [69] und der Wunden, auf welche es gestreuet wurde, ziemlich beizend; man wil aber angemerket haben, daß solches nach der Ausgabe der Emilia Galotti, etwas dumpfig geworden. In der Duplik ist es das gewis. (**)

(*) So arg wird er wenigstens nicht lügen, als diese sehr oft gelogen haben. Doch wer kan es diesen ehrlichen Leuten verdenken, daß sie dem Grundsatze, auf welchem ihr ganzes Gebäude errichtet ist, calumniare audacter etc. treu bleiben. Jes. 28, 15. Jedoch Schmach von ihnen ist für redliche Knechte Gottes Ehre, aber ihr Lob Schande. Sie mögen also ihren Weihrauch opfern, wem sie wollen: mich bewahre Gott vor demselben. Was kan man von Leuten erwarten, die, wenn sie Brodt verdienen wollen, nichts anders schreiben dürfen, als was dem, der sie lohnet, gefält: und was für gründliche Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe kan man von einem Verfasser eines Noihankers hoffen? Ich bitte sie, sich doch nicht einzubilden, daß rechtschaffene Lehrer, wenn sie um der Wahrheit willen Schmach leiden müssen, am Gallenfieber sterben. Wäre dieses, so würde Fridrich Nicolai und seine Helfershelfer schon manchen Mord begangen haben, und diejenigen, die ihnen ein Dorn in den Augen sind, aus der Welt schaffen können, wenn es ihnen gefiele. Sie würden ihre Absichten durch ihre Federn weit sicherer und bequemer erreichen können, als die italiänischen braui durch ihre Stilette. Auch hier gilt die Verheissung unsers HErrn: so sie etwas tödtliches trinken, sols ihnen nicht schaden. Marc. 16, 18.

(**) Diese Anmerkung ist von verständigen Männern schon vor 24 Jahren, bey dem in seiner Apologie für den Simon Lemnius befindlichen Salze, gemacht worden. Insonderheit bey den Sätzen: Melanchthons Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit gegen Melanchthons Gelehrsamkeit; und: Lemnius entfloh nicht Richtern, sondern Tyrannen.

Ich beſorge ſehr, daß Herr Leßing, wenn er in das Feld der Philoſophie und Theologie übergehen, und ſich in denſelben eben das Anſehen geben wil, mit welchem er in ſeiner Dramaturgie, und in andern Aufſätzen welche die ſchönen Wiſſenſchaften betreffen, commandirt, ſehr gegen die, vom Ariſtoteles ſo hoch verpönte μεταβασιν εἰς ἀλλο γενος, anſtoßen werde. Wie gros war Herr D. Büſching, da er als Reformator von Hübners Geographie auftrat? und wie klein war er, da er als Reformator der Augsburgiſchen Confeßion und der ſymboliſchen Bücher erſchien? Ich bewundre den Herrn Leßing, wenn ich ſeinen Laokoon, ſeine antiquariſche Briefe, vornehmlich aber ſein unnachahmliches Meiſterſtück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, leſe. Allein wenn ich ſehe, was er als Philoſoph für Grundſätze hat, wie er ſchließt, wie er beweiſet, wie in den meiſten Fällen, zwar witzige und unerwartete, aber im Grunde die Sache offenbar verſtellende Bilder und Gleichniſſe die Stelle der Gründe vertreten müſſen, wie er mit [70] Worten ſpielet, wie er aus Sätzen, von welchen kein vernünftiger Menſch wiſſen kan, was er dabey gedacht hat, z. E. der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, die wichtigſten Folgen ziehet, wie er ſich hinter Equivocen zu verſtecken ſucht; ſo kan ich keinen großen Philoſophen ſehen. Liegt hier der Grund in der Blödigkeit und Schwäche meiner Augen; ſo muß ich mir mein Schickſal gefallen laſſen. Freylich werden hier die ſchönen Geiſter, die Zeitungsrecenſenten, die witzigen Damen, ſcharfſichtiger ſeyn: doch iſt dieſes dabey noch immer das Beſte, daß ihre Urtheile nicht entſcheidend ſind. Meine Leſer werden mir vergönnen, daß ich zum Beweiſe deſſen, was ich geſchrieben habe, nur ein Paar Proben aus dem vorhergehenden wiederhohle.

Die erſte: Herr L. ſchließt, 4 St. der Beyträge, S. 495. alſo: „War ein Zeitraum, in welchem die chriſtliche Religion ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtiget „hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe

„aus dem von ihr aufgezeichnet war, welches auf uns „gekommen ist; so muß es auch möglich seyn, daß alles, „was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, „wieder verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Re„ligion doch bestünde".

Zeigt dieser Schlus einen Philosophen? Der letzte Satz ist der, der bewiesen werden sol, und der erste sol den Beweis enthalten. Hat aber Herr Leßing hier die große Regel der Logik: distingue tempora, beobachtet? Muß nicht, wenn dieser Schlus etwas beweisen sol, dabey vorausgesetzet werden, daß eben diejenigen Umstände, welche sich [71] vor der Aufzeichnung der Schriften der Evangelisten und Apostel fanden, auch nach derselben da seyn, und unverändert bis an das Ende der Welt bleiben müsten? Das große Pfingstwunder müste bey der Ordination eines jeden Lehrers erfolgen: oder Christus müste sie alle auf die Art, wie Paulum, berufen. So oft wir die Auferstehung Christi beweisen wolten, (noch hat sich H. L. nicht erklärt, ob er diesen Artikel für einen wesentlichen Artikel der christlichen Religion ansehe, oder nicht) müsten wir erst, wie Petrus, einen von Mutterleibe an Lahmen durch ein Machtwort heilen. Ein Schicksal, dergleichen den Ananias und Saphira trafen, müste diejenigen treffen, welche die Lehrer mit Heucheley und mit Lügen hintergehen wolten. Alle diese Umstände muß Herr Leßing schlechterdings voraussetzen, wofern sein Schluß nicht ein bloßer Luftstreich seyn sol. Da er aber solche, ohne klüger als Gott seyn zu wollen, nicht voraussetzen kan; so ist er eben so bündig, als dieser: Da die deutsche Reichsverfassung lange vor dem westphälischen Frieden bestanden ist; so muß es auch möglich seyn, daß der westphälische Friede, und alle dazu gehörige Acten verlohren giengen, und die darin gegründete Verfassung des deutschen Reichs dennoch bestünde. Was ein verständiger Statsman zu diesem Schlusse sagen würde, das wird ein jeder verständiger Philosoph und Theolog auch auf H. L. Schlus antworten.

Ueberdem fliessen aus diesem Schlusse des Herrn Leßings Folgen, welche er entweder nicht vorhergesehen hat, oder welche er dem Leser, der schwach [72] genung seyn würde, sich von diesem Schlusse blenden zu lassen, unvermerkt an die Hand geben wollen. Es sind diese: Also sind die Schriften der Evangelisten und Apostel völlig unnütz und überflüßig: Gott kan nichts unnützes und überflüßiges thun: also sind diese Schriften nicht von Gott. Ich gebe dem Herrn Leßing diese Folgen nicht geradezu, als seine Lehrsätze auf den Kopf schuld. Aber er muß entweder zeigen, daß sie nicht aus seinem Schlusse fliessen; oder er muß solche eben so wohl als den Schlussatz, für die seinigen erkennen: oder er muß seinen Schlus selbst für falsch erklären. Spielt er aber hier wieder mit dem Worte: Christliche Religion, so wie er vorher mit den Worten: Geist, Buchstabe, Bibel, Religion, gespielet hatte; verstehet er unter der christlichen Religion, wie Tindal, die natürliche; so räume ich ihm seinen ganzen Schlus ein: aber wie würde es alsdenn um die Aufrichtigkeit und Redlichkeit aussehen, welche ein jeder ehrlicher Schriftsteller, insonderheit bey einem so wichtigen Gegenstande, seinen Lesern schuldig ist? Er mag sich hier selbst erklären.

Die zweite Probe. Herr Leßing wil beweisen, „daß „es schlechterdings nicht wahr sey, daß jemahls ein Mensch „wissendlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe". Nun den Beweis! er giebt ihn in diesen wenigen Worten: weil es nicht möglich ist. O Musen! o Logik! so pflegte er sonst bey anderer Gelegenheit auszurufen. Was setzet dieser Beweis voraus? dieses, daß Herr L. das ganze Reich der Möglichkeit so völlig durch-[73]schaue, daß er mit päbstlicher Untrieglichkeit bestimmen kan, was zu demselben gehöret, und nicht gehöret. Auf diese Art bewies ehemahls ein äthiopischer König gegen die Europäer, daß es schlechterdings nicht wahr sey, was sie ihm von der Verwandlung des Wassers in Eis erzählten. Ueber diesen äthiopischen König lachen alle Vernünftige, und Herr L.

ſelbſt wird mit lachen. Hätte Herr Leßing bey dieſem wichtigen Satze nicht erſt auf das beſtimteſte erklären ſollen, was er durch das: ſich ſelbſt wiſſendlich und vorſetzlich verblenden, verſtehe? Ich wil doch nicht hoffen, daß er damit ſo viel ſagen wolle: es iſt ſchlechterdings nicht wahr, daß jemahls ein Menſch ſeine beßre Erkentnis unterdrücket, und derſelben entgegen gehandelt habe: daß er behaupten werde, daß das:

- - - - - - video meliora proboque
deteriora ſequor - - - -

von keinem Menſchen geſagt werden könne. Er wird doch wohl nicht behaupten wollen, daß niemahls ein Menſch, der ſich deſſen bewuſt geweſen, daß er eine irrige und unzuverläßige Erkäntnis habe, und eine beſſere erlangen könte, ſich mit der erſten begnügt, und die letzte nicht verlangt habe, weil ſeine Begierden bey jener ihre Rechnung beſſer fanden als bey dieſer, oder weil er beſorgte, daß die erſte ſeyn Gewiſſen aufrühriſch machen würde. Wir erſuchen alſo den Herrn Leßing gar ſehr, da er uns eine neue bisher unerkante Wahrheit verkündigt, uns die Wohlthat zu erweiſen, und uns erſt durch beſtimte Erklärung deſſen, was er durch: ſich ſelbſt wiſſendlich und vorſetzlich ver-
[74]blenden, verſtehet, in den Staud zu ſetzen, ſolche recht einzuſehen, und prüfen zu können, ehe er von uns fordert, daß wir uns vor ſeinem: weil es uns unmöglich iſt! beugen ſollen.

Ich glaube, daß dieſe Proben hinlänglich ſeyn werden, zu beweiſen, daß wir von ihm, in Abſicht auf die Philoſophie, keine große Reformation zu beſorgen, Urſache haben.

Und eben ſo wenig in Abſicht auf die Theologie: denn da er von unſrer Dogmatik ſo verächtlich ſpricht, als gewiſſe Politici von den Verordnungen ihrer Obrigkeit; ſo können wir zum voraus daher den gewiſſen Schlus machen, daß er ſich nie die Mühe gegeben habe, ſolche zu ſtudiren.

VIII.

Für dieſes mahl habe ich von dieſer Sache meinen Leſern weiter nichts zu ſagen, als daß ich ihnen die Reſultate aus dem vorhergehenden vorlege.

Das Reſultat aus dem fünften Fragmente iſt dieſes: Alle Chriſten ſind von der Zeit an, da man angefangen die Auferſtehung Chriſti zu glauben, bis auf den heutigen Tag, in Abſicht auf die Religion, die elendeſten Dumköpfe geweſen. Sie haben ſich die Auferſtehung Chriſti, die dumſte Lüge die man denken kan, aufbürden laſſen, da ſie doch mit Händen hätten greifen können, wie ichs mit Händen gegriffen habe, daß die Jünger ſeinen Leib geſtohlen, und hernach vorgegeben haben: Er lebe, und ſey gen Himmel gefahren. Sie haben ſich eine, auf dieſe grobe Lüge gebauete Religion, bey welcher ſie ſo viel Elend erdulden müſſen, von jenen [75] Lügnern und Leichenräubern als eine göttliche aufbürden laſſen, und ſie ſind ſo blind geweſen, die in ihren Erzählungen ſo ſichtbar liegende Widerſprüche nicht zu ſehen. Weg alſo mit der ganzen chriſtlichen Religion!

Das Reſultat, das aus Herrn Leßings Gegenſätzen und Duplik flieſſet, iſt dieſes: Alle Chriſten, welche bis auf den heutigen Tag die ganze Bibel als Gottes Wort angenommen haben, und noch annehmen, und den Verfaſſern der bibliſchen Bücher gleiche Untrüglichkeit in allen Stellen zuſchreiben, ſind Thoren und Narren, da ſie nicht einſehen, daß ſich ſo viele Widerſprüche in denſelben finden. Chriſten! ihr müſſet alſo erſt unterſcheiden lernen, was unter dieſem Widerſprechenden wahr oder falſch iſt, und wenn ihr dazu nicht im Stande ſeyd, ſo wil ich euch künftig zu Hülfe kommen (*). Werfet alſo die Schale weg, und behaltet den Kern. Doch da ihr den Kern ſchon

(*) Wenn uns Herr Leßing die Ausgabe einer Bibel liefern ſolte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was er in derſelben für göttlich erkennet; ſo würde ſolche gewis im Taſchenformate erſcheinen.

habt, da die christliche Religion bleiben wird, wenn auch alle Schriften der Evangelisten und Apostel verlohren giengen; warum plagt ihr euch mit solchen Schriften? Weg also mit dem neuen Testamente! und das alte kan mitlaufen, ihr werdet dadurch noch weniger verlieren. Es ist doch aufs höchste nur ein Elementarbuch das für Kinder geschrieben ist, dessen sich aber erwachsene und verständige Menschen schämen müssen. Weg also mit der ganzen Bibel!

[76] Ich füge noch das Resultat, das aus meinem Aufsätzen fliesset, hinzu. Es ist dieses: Christen, lasset euch nicht verführen! Fordert von dem Herrn Leßing, daß er euch erst bestimt sage: was er durch christliche Religion versteht, weil ihr sonst Gefahr lauft, berückt zu werden. Fordert von ihm, daß er euch, bestimt, mit eigentlichen Worten, ohne Bilder und Gleichnisse, sagen solle, was er in der Bibel für götlich oder für menschlich hält, und seinen Ausspruchen die dazu gehörigen Gründe, aber wieder in eigentlichen Worten, beyfüge. Erklärt ihm, daß ihr, wenn er sich diesen gerechten Forderungen entzieht, euch genöthiget sehen würdet, ihn für den anzusehen, der es darauf angelegt, durch süße Worte und prächtige Reden unschuldige Herzen zu verführen, und euch, aus bloßem Muthwillen, mitten in einer gefährlichen Wüste und finstern Nacht, eures Fußes einzige Leuchte und das Licht eurer Wege zu rauben, ohne daß er euch etwas bessers wieder geben könte. Christen! werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel, von Herrn Leßing nehmen lassen? Eine schlechte Comödie kan er abwürdigen, aber an unsrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.

Das Final-Resultat mag der Machtspruch unsers großen Luthers machen, den er ganz andern Gegnern, als Herr L. ist entgegen gesetzt hat, der sich an ihnen allen legitimirt hat, und den Herr L. gewiß nicht zuerst umstoßen wird:

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben!

[77] Eine Anmerkung,

welche zu S. 18 (*) [24] gehört, und alda angezeiget worden.

Ich wil die Schrift, in welcher dieser rebellische Grundsatz als hohe Weisheit angepriesen wird, nicht nahmentlich anführen. Findet sich der Verfasser beleidiget, so mag er sich selbst melden. Leser, welche sie kennen, werden S. 137. 138. des hamb. Drucks, noch mehr solch unsinniges und verwegenes Zeug, von Abgötterey gegen Brutus, (Clement, Ravaillac, Cromwel, Damiens, gehören auch mit zur Gesellschaft) von Brutus Kopf und Dolch u. s. w. finden, dergleichen ein Mariana, Savedra, Leßius und Rose, in der Landsprache drucken zu lassen, gewis nicht dolkühn genung gewesen seyn würden. Kein Vernünftiger wird dem vielgepriesenen Homer dergleichen Schwärmereyen zuschreiben, noch ihn einer solchen Gesinnung gegen die Monarchen fähig halten, da er ehedem selbst es gerühmet hat, daß ein König den Weg mit Blumen bestreuet habe, den seine Muse noch wandeln solte. Allein wenn er sich nicht öffentlich dagegen erkläret? = = = = Man wird über die närrischen Einfälle eines Witzlings lachen: und ich lache auch über dieselben: allein fehlt es denn in der Geschichte an Beyspielen, daß der Same der [78] Rebellion, wenn er auch durch die Hände eines Gecken ausgestreuet worden, Wurzel geschlagen, und verderbliche Früchte getragen hat? Wer waren Krechting, Knipperdolling, Johan von Leyden? Wer war Ignatius Loyola? und was für eine Societät hat ihm ihren Ursprung zu danken? Man wird sagen, mit solchen Narren macht man in unsern Tagen kurzen Proces. Die gegenwärtige Einrichtung unsers Militair-Etats und der Kriegszucht läst sie nicht aufkommen. Gut! aber ist es denn nicht auch möglich, daß auch Officier und Soldaten von einem Brutussinne angesteckt werden können? Ist unsre Kriegeszucht besser eingerichtet, als die ehemalige römische war? Unsre Monarchen sind Gottlob sicher, daß ihre Garden die Wege nie betreten werden, auf welchen ehemals die prätorianische Leibwache die souveraine Macht an sich gerissen hatte, und, nach ihrem Wohlgefallen Kayfern den Hals brach, und andre auf den Thron setzte; allein woher entspringt ihre Sicherheit und die Treue, welche sie von ihren Kriegern erwarten, und wirklich bey ihnen finden? daher, weil solche

Christen sind. Sind sie es gleich nicht alle im schärfsten Verstande; so sind doch die Grundgesetze der christlichen Religion von dem Rechte der Obrigkeit, und von der Pflicht der Unterthanen, zu tief in ihre Herzen ge=[79]prägt, als daß es ihnen so leicht, als den Heyden, werden solte, solche daraus zu vertilgen. Werden sie aber Christen bleiben? wird nicht mit der Ehrerbietung gegen die heil. Schrift und Religion, auch zugleich die Bereitwilligkeit ihren Oberherren den schuldigen Gehorsam zu leisten, und der Abscheu gegen Rebellion, in ihren Herzen ausgelöschet werden, wenn es jedem Witzlinge und Narren frey stehet, mit der christlichen Religion und mit der Bibel vor den Augen des ganzen christlichen Publici das dolkühnste Gespötte zu treiben? Ich habe die Hofnung zu Gott, daß die Zeit nahe sey, welche diesem unsinnigen Unfuge ein Ende machen wird, und daß große Herren, um ihrer eignen Sicherheit willen, oder wenigstens zu verhüten, daß sie, als Gottes Stathalter, als Liebhaber des Lebens, nicht nöthig haben mögen, Schwerdt und Rad, zur Rache über die Uebelthäter gebrauchen zu dürfen, solchen Thoren und den verwegenen Ausbrüchen ihres Unsins, Grenzen setzen werden. Dabey kan es verständigen und gesetzten Männern vergönt bleiben, bescheidne Einwürfe gegen die christliche Religion, und selbst gegen die Bibel, zu machen. Es wird solches nötig seyn, um die Lehrer in Othem zu erhalten, und solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert [80] beynahe völlig zu Grunde gegangen wäre. Nur müste solches nicht, ohne besondere wichtige Ursachen, in einer andern Sprache, als in der Sprache der Gelehrten geschehen, und der angreifende Theil müste die Freyheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dumköpfe, als Böswichter, als Leichenräuber zu lästern.

Ich hoffe zugleich, daß die Zeitungsschreiber, welche so unersetzlichen Schaden thun, und die verderblichsten Grundsätze unter dem großen Haufen verbreiten, durch ihre, nun beynahe auf das höchste gestiegne Verwegenheit selbst, große Herren und andre Obrigkeiten auffordern werden, ihnen Zaum und Gebis anzulegen. Die Schrift, von welcher ich vorher geredet, in welcher ein solcher giftiger Same der Rebellion ausgestreuet, ja in welcher einer der größesten Monarchen des

Erdbodens nahmentlich auf die dolkühnste Art angegriffen worden, ist in einer Menge von Zeitungen, Buchhändler-Zeitungen sowohl als andern, als ein Wunder angepriesen worden. Ja die Zeitungsschreiber gehen so weit, daß sie selbst den allerhöchsten Kayserlichen Rescripten Hohn sprechen. In allen hiesigen und benachbarten Zeitungen standen unter den 6 Merz die Kayserlichen Verordnungen, nach welchen Bahrdts Neue Offenbarungen unterdrücket, und beyseite geschaffet werden solten. Und eine gewisse Zeitung, welche die Worte: mit allergnädigstem Kayserl. Privilegio, an der Stirne führet, bietet dieses Buch unterm 16 Merz zum öffentlichen Verkaufe aus. Höher kan der Frevel doch wohl nicht steigen.

Leßings
Schwächen,

gezeigt

von

Johan Melchior Goezen.

Das erſte Stück.

Hamburg,
gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmſen.
1778.

Lieber Herr Hofrath!

Sie werden es mir nicht übel deuten, daß ich mich in der Anrede an Sie, mit Beyseitsetzung aller Titulaturen, eben des vertraulichen Tones bediene, den Sie gegen mich gebraucht haben. Kan die Bitte eines in Ihren Augen so gering geachteten Mannes, bey Ihnen noch etwas gelten; so ersuche ich Sie, den Beschlus dieser Bogen eher, als den Anfang derselben, zu lesen. Vielleicht würde dieses Ihnen heilsam seyn, und die Erreichung meiner Hauptabsicht befördern. Und wie gros würde meine Freude sein, wenn ich solches erleben solte! Da ich aber groſse Ursach habe, das Gegentheil zu besorgen, so gebe ich Ihnen hiemit öffentlich die Versicherung, daß Sie Ihre Absicht an mir nicht erreichen werden. Diese kan wohl keine andere seyn, als mich in [4] ausschweifende Hitze zu jagen, und mich dadurch zu reizen, mich Ihnen gleich zu stellen. Glauben Sie also gewis, daß, wenn Sie auch noch härtere Ausdrücke, noch gröbere Injurien gegen mich ausschütten werden, als Sie bisher in Ihren Blättern ausgeschüttet haben, ein solches Verhalten zwar Mitleiden, nie aber Zorn, noch weniger flammenden Zorn, in meinem Herzen erwecken werde. Ich werde solche Stellen, wenn es ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kan, mit grosmüthiger Verachtung übersehen, aber desto mehr Fleis anwenden, Ihre Trugschlüsse offenbar zu machen, Ihre Bildergen zu untersuchen, Ihre Machtsprüche in das Bloſse zu stellen, und also Ihre Schwächen aufzudecken, und dabey mein Hauptziel, welches kein anderes ist, als unschuldige Herzen vor Ihren prächtigen süſsen und verführerischen Reden zu warnen, nie aus den Augen verlieren. Ich ersuche Sie also vorläufig, in Ihren künftigen Antigoezischen Blättern besser als in den bisherigen, auf Ihrer Huth zu seyn, und nicht alles, was

Ihnen Ihre oft schwärmende Einbildungskraft vorstellet, sogleich als Orakelsprüche niederzuschreiben. Ich bitte Sie, doch die ekelhaften Widersprüche zu vermeiden, welche besonders Ihrer Parabel ein so lächerliches Ansehen geben, und nicht heute das für ein bloßes [5] Nordlicht auszugeben, was Sie noch gestern Ihren Lesern als den fürchterlichsten Sturm auf alle Seiten der Vestung der christlichen Religion vorgespiegelt hatten. Et poetam oportet esse memorem. Auch Sie haben kein Recht, sich über die große Regel des Horatz: Sibi convenientia finge, wegzusetzen. Insonderheit aber ersuche ich Sie, sich vorläufig auf einen bessern Beweis der Fabel, die Sie Ihren Lesern auf der 45 S. der Axiomatum erzählen, zu schicken. Denn ich werde, wenn ich bis dahin komme, gegen Ihre Glaubwürdigkeit so wohl, als gegen die Glaubwürdigkeit des angeblichen heßischen Feldpredigers, sehr nachdrücklich protestiren. Ich werde Ihnen die Historie der Sevaramben entgegen setzen, und die Folge, welche Sie aus Ihrer Fratze ziehen, eben so wenig gelten lassen, als wenn Sie schliessen wolten: Moses wäre ein Betrüger, weil Struckoras eben die Wunderwerke, die Moses gethan hat, auch gethan hätte. Ich werde insonderheit den Unsin, der in der Antitheſe: Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! liegt, in seiner völligen schwarzen Gestalt darstellen.

Nehmen Sie dieses als eine vorläufige Antwort auf Ihr Absagungsschreiben an: [6] und wenn Sie Ihren fernern Schriften eben so wenig als in den bisherigen, für die Erbauung Ihrer Leser sorgen wollen; so sorgen Sie doch wenigstens für Ihre Ehre und für Ihren guten Nahmen, und bemerken Sie doch, wie sehr Ihre sonst lieben Getreuen, die Zeitungsrecensenten, die allezeit den höchsten Ton den sie aus ihrer Trompete herausbringen konten, angaben, wenn eine Minna, oder eine Emilia von Ihnen erschienen, gegenwärtig zurücke halten, und schliessen Sie daraus auf die Urtheile solcher Männer, die unpartheyischer und richtiger denken. ꝛc. ꝛc.

[1]

I.

Recenſion von des Hn. Superintendenten Lüderwalds Vertheidigung der Wahrheit und Gewisheit der Auferſtehung Jeſu, gegen das in die Beyträge des Herrn Leßings eingerückte Fragment eines Ungenanten.

Etwas über die gegenwärtige Art des Herrn Leßings, gelehrte Streitigkeiten zu führen.

Prüfung ſeiner abgeſchmackten Parabel.

Einige gerechte Forderungen an denſelben.

Aus dem 75 St. der freywilligen Beyträge d. J.

Helmſtedt.

Kühnlin hat verlegt: Die Wahrheit und Gewisheit der Auferſtehung Jeſu Chriſti. Gegen eine neuere in dem vierten Beytrag zur Geſchichte und Litteratur aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel dagegen herausgekommene und hier völlig eingerückte Schrift, erwieſen und vertheidigt, von Joh. Balth. Lüderwald, der heil. Schrift Doctor, Herzogl. Braunſchw. Superintendenten und Paſtor primarius zu Vorsfelde. 8, 13 Bogen.

In der Vorrede rechtfertigt der Herr D. ſein Verfahren, daß er das ganze fünfte Fragment hier mit einrücken laſſen. Eine Handlung, welche ſich ſelbſt rechtfertigt, des Hr. D. Unpartheylichkeit beweiſet, und dem Hrn. Herausgeber ſagt, daß rechtſchaffene Theologen ſich vor dieſem rauchenden [8] Löſchbrande gar nicht fürchten. Der Herr D. ſetzet erſt einige hiſtoriſche Gründe voraus, und erweiſet ſolche, um dieſelben hernach in ſeiner Widerlegung ſelbſt gebrauchen zu können: und ich glaube, daß

ihm hier niemand, der auf einen gesunden Menschenverstand Anspruch macht, werde widersprechen können. Hierauf folgt das Fragment Stückweis, und die Widerlegung desselben. Da aber aus Schriften solcher Art kein Auszug gemacht werden kan; so muß man es den Lesern überlassen, sich selbst mit denselben bekant zu machen. Und es wird gewis keinem Christen, wenn er auch gegen die elenden in dem Fragmente enthaltenen, Angriffe satsam verwahret wäre, gereuen, diese bündige Widerlegung derselben gelesen zu haben, als welche zur Bevestigung unsers Herzens in einer Wahrheit, an welcher unserm Glauben alles gelegen ist, noch sehr vieles beytragen kan.

Der Herr D. hat sich sehr sorgfältig gehütet, die beygefügten Gegensätze des Hrn. Leßings auch nur zu nennen, wie ich denn überhaupt diesen Nahmen in dem ganzen Tractate nicht bemerket habe; allein das wird ihm wenig helfen. Herr Leßing wird ihn eben so mishandeln, als er seinen lieben Nachbar gemishandelt hat, der eben diese Behutsamkeit gebrauchte; denn das ist itzt seine Methode, es zu versuchen, ob er diejenigen, die nicht so denken wie er, oder welche die Knie vor dem von ihm aufgerichteten Baal nicht beugen wollen, um mich seines eigenen Ausdrucks (Duplic S. 9.) zu bedienen, zu unwissenden und muthwilligen Laffen erniedrigen könne.

[9] Bey dieser Gelegenheit etwas

über die gegenwärtige Art des Herrn Leßings, Streitigkeiten zu führen.

Vor einigen Jahren controvertirte er eine Zeitlang mit dem Hallischen Geheimenrathe Klotz, über Gegenstände, welche eigentlich in das Feld liefen, dem sich Herr L. vorzüglich gewidmet hat. Er führete diesen Streit mit Nachdruck, er demüthigte seinen Gegner wo es nöthig war, er nahm ihm die fremden Federn, wenn er Parade mit denselben machen wolte; aber er führete diesen Streit auch mit Würde und volkommener Anständigkeit. Er verachtete mit wahrer Grosmuth alle kleine und niedrige Kunstgriffe, Vortheile über seinen Gegner zu erhalten, oder

die Leſer mit Vorurtheilen gegen ihn einzunehmen. Er ſtritte mit Gründen, und machte von ſeinem Witze nur alsdenn Gebrauch, wenn derſelbe ein beſonderes Licht über den Gegenſtand, den er eben vor ſich hatte, ausbreiten konte: denn er war überzeugt, daß die Wahrheit auf ſeiner Seite war.

Allein bey dem gegenwärtigen Streite müſſen wir ſagen: quantum mutatus ab illo! Hier iſt es die vornehmſte Abſicht des Herrn L. ſeine Gegner, ja auch die Gegner ſeines Fragmenten-Schreibers, wenn ſie ihm auch nicht im geringſten zu nahe getreten ſind zu unwiſſenden und muthwilligen Laffen zu erniedrigen. Wenn die Leſer merken werden, daß dieſes inſonderheit die Abſicht ſeiner Parabel ſey; ſo werden ſie den Schlüſſel zu derſelben haben. Er übergehet die Widerſprüche, deren ſich der Fragmenten-Schreiber ſchuldig gemacht, die Lügen und [10] Läſterungen, welche er gegen die, von Gott vorerwählten Zeugen des Erlöſers ausgeſchäumet, ob ſie ihm gleich mit allem möglichen Nachdrucke vorgehalten worden, mit tückiſchen Stilſchweigen. Er gebraucht alle mögliche Kunſtgriffe, um die Leſer zum Vortheile ſeines Fragmentenſchreibers einzunehmen, und denſelben als einen tiefſehenden Gelehrten, als einen Mann vorzuſpiegeln, der in Abſicht auf die Art, wie er die chriſtliche Religion angriffe, noch keinen Vorgänger habe. Doch hat er, ſo viel mir bekant geworden, ſelbſt unter den Zeitungsrecenſenten, von welchen doch ein großer Schwarm zu ſeiner Fahne geſchworen zu haben ſcheint, noch keinen gefunden, der ihm die Freude gemacht hätte, ihm dieſes Lied nachzuſingen. Er ſcheint die Logick und geſunde Vernunft aus dieſem Streite verbannet zu haben, und wil ſchlechterdings blos durch Witz, durch Parabeln, Bilderchen und Gleichniſſe den Sieg behaupten. Er wil durchaus für einen aufrichtigen Verehrer der chriſtlichen, ſogar der evangeliſch Lutheriſchen Religion angeſehen ſeyn, ob er gleich alles thut, was in ſeinem Vermögen iſt, die Bibel verdächtig und verächtlich zu machen. Er bedenket aber nicht, daß

er Leſer finden wird, welche im Stande ſind, Jacobs Stimme und Eſaus Hände zu unterſcheiden. Er gaukelt um ſeine Gegner herum, er trit in die Pfützen, damit ihnen der Koth ins Geſicht fliegen ſol, er ſchneidet ihnen Fratzengeſichter vor, auch dahin gehören die lakoniſchen und affectirten Titel ſeiner fliegenden Blätter. Er gibt ihnen bald von dieſer, bald von jener Seite einen Schlag mit ſeinem hölzernen [11] Säbel, darauf dann ſogleich ein Jo Triumphe! von einigen ſeiner Anhänger erfolgt. Andere aber verſichern ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung, daß der Streit für die Zuſchauer nicht ſo beluſtigend ſeyn könte, als er ſonſt ſeyn würde, weil Leßings Gewicht über ſeine Gegner gar zu gros und ſichtlich ſey. Eben die Gedanken, welche die Philiſter hatten, als ſie ihren Goliath gegen den David daher traben ſahen.

Ich wil mir die Mühe geben, bey dieſer Gelegenheit über ſeine Parabel, nach den Grundſätzen des geſunden Menſchenverſtandes, eine kleine Prüfung anzuſtellen.

Was ſol der unermeßliche Pallaſt in der Hauptſtadt des Königes vorſtellen? Entweder die natürliche oder die chriſtliche Religion. Etwas anders kan ich dabey unmöglich gedenken. Die erſte kan unmöglich das Augenmerk des Hrn. L. geweſen ſeyn. Denn daß das Vorgeben, daß die vornehmſten Gemächer ihr Licht von oben her empfangen ſolten, welches den wenigſten zu Sinne wolte: daß einige vorgegeben hätten, daß der Pallaſt nach Grundriſſen gebauet ſey, deren Worte und Charakteriſtick ſo gut als verloren wären: daß diejenigen welche dieſe Grundriſſe ein wenig näher beleuchtet hätten, als Mordbrenner des Pallaſtes ausgeſchrien worden: daß ſich Thoren gefunden, welche das plötzlich entſtandene Nordlicht, (und das kan kein anders ſeyn, als die Fragmente, und der Druck derſelben) für eine, im Pallaſt entſtandene Feuersbrunſt, angeſehen hätten, alles dieſes paſſet auf die natürliche Religion wie eine Fauſt aufs Auge.

[12] Alſo bleibt nichts anders, als die chriſtliche Religion übrig, aber eine ſolche chriſtliche Religion,

welche ihr Licht nicht von oben empfängt, sondern durch verschiedene große und kleine, runde und viereckte, hin und her zerstreute Fenster: diese sollen doch wol die verschiedenen Stufen der menschlichen Vernunft anzeigen. Eine christliche Religion, von welcher einige Grundrisse haben wollen, deren Worte und Characteristick so gut als verloren wären: das sol doch wol nicht das griechische neue, sondern das hebräische alte Testament bedeuten, und warum sollen die Worte und Characteristick desselben so gut als verloren seyn? weil H. L. kein Hebräisch versteht. Ein Nordlicht entstehet, deutsch: Herr Leßing läßt die Fragmente drucken. Nun schreyen die Wächter: Feur! Feur! im Pallaste! Nun lässet er diejenigen, welche glauben, daß ihre Pflicht sie auffordere, dieses Feuer zu löschen, als besoffene, als unkluge Leute herumlaufen, und legt ihnen allen Unsin in den Mund, der sie nach seiner Absicht lächerlich machen sol. Diesen Kunstgrif hat er in seinen Lustspielen sehr häufig, aber mit mehrerer Ueberlegung angewandt. Nur das Feurgeschrey hat er gewis im Traume gehört. Ich finde davon in den Aufsätzen derer, die wider die Fragmente geschrieben haben, nichts. Das finde ich, daß die Wächter des Pallastes anzeigen, daß sie Narren wahrnähmen, welche Versuche machten, an den Mauern desselben hinanzuklettern, um den an denselben befindlichen Statuen des Bauherrn, und seiner vornehmen Werkmeister, die Nasen abzuschlagen, oder sie sonst zu beschimpfen, und [13] wenn ihnen dieses nicht gelingen wolte, solche mit Koth bewürfen; Narren, welche Sturmleitern ansetzten, weil sie aber morsch und schadhaft wären, schon, ehe sie die zweyte Stufe erreicht hätten, im Kothe lägen; Narren, welche die Besatzung mit Stinktöpfen zu vertreiben suchten, aber sich selbst mit denselben besudelten; Narren, welche Versuche machten, den Pallast zu untergraben, aber gar bald mit Unwillen und Schnauben abzögen, weil sie fänden, daß er auf einem Felsen gebauet wäre. Heißt das: Feur! Feur! im Pallaste! schreyen? Hier erklärt Herr L. die Fragmente

für ein bloßes Nordlicht, um die Wächter, die Feur geschrieen haben sollen, durch dieses Bildgen zu dummen Laffen zu erniedrigen. Ich kan seinem Nordlichte schlechterdings keine andere Deutung geben, und ich glaube, daß der gesunde Menschenverstand bey dieser Erklärung auf meiner Seite sey. Hat Herr Leßing damit etwas anders sagen wollen; so muß er sich darüber erklären. Was soll also sein Bild sagen? dieses: so wenig ein Nordlicht eine Feuersbrunst in einem Pallaste ist, oder dergleichen anrichten kan; so wenig Schaden können die Fragmente der christlichen Religion thun. Was sollen also die Wächter seyn, die Feur! schreyen? Thoren. Also hat Herr L. vergessen, was er auf der ersten Seite seiner Duplick geschrieben hat: „der Ungenante, so viel ich nun von seinen „Papieren näher weis, hat nichts geringers, als einen „Hauptsturm auf die ganze christliche Religion unter„nommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch „so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht „angeworfen. Freylich hat er [14] diese Sturmleitern nicht „alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon „sind schon bey mehrern Stürmen gewesen; einige der„selben sind so gar ein wenig (nur ein wenig?) schad„haft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, „die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herab„warfen. — Doch was thut das? Heran komt nicht der, „der die Leiter macht, sondern wer die Leiter besteigt; „und einen behenden kühnen Mann trägt auch wol eine „morsche Leiter."

Hier haben die Leser eine Probe von Herrn L. vortrefflich übereinstimmenden, und sich allemal selbst gleichen Witze. Hier stellet er uns den Verfasser der Fragmente, als einen fürchterlichen Feind vor, als einen solchen behenden kühnen Mann, der unsre Vestung auch mit einer schadhaften und morschen Leiter besteigen könte, solche zu Grunde richten, und keinen Stein auf den andern lassen würde; und in der Parabel ist er ein nichtswirkendes, nichtsbedeutendes Nordlicht. Verdient ein Man, der seiner

selbst so sehr vergessen kan, daß Männer, welche wichtigere Arbeiten zum Besten der Gelehrsamkeit und der Wahrheit unternehmen können, ihre Zeit damit verderben, sein unzählbares Heer von Gleichnissen, die Munsterung paßiren zu lassen, um die Widersprüche, welche solche Vernünftigen zum Ekel machen, ans Licht zu bringen? Ich habe zwar eine solche Bemühung versprochen, auch den Anfang damit bereits gemacht, allein diese Arbeit wird mir so ekelhaft, und so unbedeutend, daß ich solche wieder bey Seite geworfen habe. Indessen können die Leser diese kleine Prüfung der Parabel, [15] welche vermuthlich ein Meisterstück von Hrn. L. seyn sol, als eine Probe ansehen, wie die Fortsetzung dieser Arbeit ausfallen würde.

Beyläufig merke ich noch an, daß aus diesem Eingange der Duplick offenbar erhelle, daß Hr. L. noch mehrere Sturmleitern vorräthig habe, welche sein Ungenanter schon angeschlagen hat, daß er noch mehrere Nordlichter werde erscheinen lassen, um die Wächter Zions zu Narren zu machen, und sie zu beschuldigen, daß sie Feur! gerufen hätten. Hat er Lust, und vergönnet es ihm die göttliche Vorsehung, so mag er immer damit ankommen. Aufs höchste wird nichts weiter als ein Edelmann in einem mehr nach der neuen Mode zugeschnittenen Habite, erscheinen, und seine Sturmleitern werden uns so wenig Furcht einjagen, als seine Nordlichter.

Ich fordere von Hrn. L. daß er, ehe er verlangen kan, daß man sich weiter mit ihm einlasse, sich rund erkläre, ob er der Verfasser des Bogens: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, sey, ingleichen, ob der darin befindliche Satz: daß sich seine ganze Vernunft gegen den Lehrsatz streube: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, ein Artikel seiner Religion sey? Sagt er hier ja; so muß es allen Verständigen unbegreiflich bleiben, wie er sich zum Vertheidiger der christlichen Religion aufwerfen, und wie er so viel von seiner guten Gesinnung gegen die Lutherische Religion prahlen können.

Zuletzt erinnre ich ihn noch, daß es nun für ihn Pflicht sey, den Verfasser der Fragmente [16] zu nennen: da er mit der Entdeckung seines Nahmens gedrohet, und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen: da es ihm nicht unbekant seyn kan, was für gelehrte unbescholtene Männer für die Verfasser dieser Missgeburten ausgegeben werden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, fält auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurück hält; und er kan solche zu offenbaren, um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Auctor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat.

Ich unterschreibe meinen Nahmen, um dem Hrn. L. zu zeigen, wie wenig ich mich vor seinem Kothsprützen fürchte, mit der Bitte, die Unbesonnenheit nicht wieder zu begehen, und, wie ich aus dem Beytrage zum Reichs-Postreuter, 30. Stück sehe, andrer Leute Arbeit auf meine Rechnung zu schreiben.

Goeze.

II.

Betrachtung über eine Stelle aus Hn. L. Duplik, in welcher er der heil. Schrift geradezu widerspricht, und wahren Unsin niedergeschrieben hat.

S. 10. 11. der Duplik lese ich folgendes:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein „Mensch ist, oder zu seyn vermeynt, sondern die auf„richtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahr„heit zu kommen, macht den Werth [17] des Menschen. „Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nach„forschung der Wahrheit, erweitern sich seine Kräfte, worin „allein seine immer wachsende Volkommenheit bestehet. „Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und „in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach

„Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und „ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: „wähle! Ich fiele Ihm mit Demuth in ſeine Linke, und „ſagte: Vater, gib! die reine Wahrheit iſt ja doch nur „allein für Dich.“

Wie auffallend iſt dieſe Stelle? wie offenbar widerſpricht dieſelbe dem, was die geſunde Vernunft lehret, und dem was die heil. Schrift an ſo vielen Orten mit ſo großem Nachdrucke einſchärft? Was iſt natürlicher, als daß ein Menſch, der den Werth der Wahrheit, und den Segen, den wir von dem Beſitze derſelben genieſſen, nie erkant, nie erfahren hat, wenn ihm dieſes Nordlicht plötzlich in die Augen leuchtet, zuſammenfährt, ſich einbildet, einen Strahl einer höhern Weisheit erblicket zu haben, und ſich in Bewunderung von Leßings großem Geiſte verlieret?

Und was iſt ſie im Grunde? Unſin. Herr Leßing muß entweder ſeine Leſer als Kinder anſehen, die alles blindlings glauben, was er mit einem affectirten Enthuſiasmus daher plaudert, oder er denket, ſchreibt und handelt ſelbſt als ein Kind. Ich wil einen Satz nach den andern betrachten.

Der Werth eines Menſchen, — und dieſer wird doch wohl nichts anders ſeyn ſollen, als das-[18]jenige, was den Menſchen wahrhaftig glücklich macht, — beſtehet nicht in dem Beſitze der Wahrheit, in welchem er entweder iſt, oder zu ſeyn vermeynt.

In dem Beſitze der Wahrheit ſeyn, oder zu ſeyn vermeynen, ſind zwey ſehr verſchiedene Dinge, welche Herr L. hier aber als gleichgültig zuſammenſetzet, um die Leſer zu verblenden. Ein großer Theil der Menſchen hält Vorurtheile und Lügen für Wahrheit. Er glaubt alſo in dem Beſitze der Wahrheit zu ſeyn, wenn er auf ſeine Vorurtheile und thörigte Einbildungen trotzet. Daß ein ſolcher vermeynter Beſitz der Wahrheit den Werth, oder die Glückſeligkeit eines Menſchen nicht ausmache, wiſſen wir, und wir dürfen ſolches nicht erſt von H. L. lernen. Alſo:

auch der wirkliche Besitz der Wahrheit, das ist, die Erkäntnis der Wahrheit ohne Ausnahme, eine Erkäntnis derselben, welche richtig, gegründet, überzeugend und lebendig ist — hat Herr L. dieses mit dem Ausdrucke: der Besitz der Wahrheit, nicht sagen wollen; so hat er betrüglich gehandelt — macht den Werth eines Menschen nicht aus, er kan ihn nicht glücklich machen.

Das sagt Hr. Leßing; was sagt Jesus? Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Joh. 17, 3. Welche Wahrheit kan höher seyn, als die, welche der Erlöser hier nennet? Die Erkäntnis dieser Wahrheit ist, nach dem Ausspruche Jesu, das ewige Leben, sie giebt dem, der sie besitzet, den Werth, daß er des ewigen Lebens, der höchsten Glückselig=[19]keit, zu welcher ein Mensch gelangen kan, fähig wird, und derselben theilhaftig werden kan. Sie ist der Weg zum ewigen Leben, sie ist dem Wesen nach das ewige Leben selbst. Diesem Ausspruche Jesu widerspricht Leßing geradezu: wer verdient nun unsern Beyfal, unsern Glauben? Jesus, oder Leßing?

Paulus sagt: Gott wil, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zur Erkentnis der Wahrheit kommen. 1 Tim. 2, 4. Wodurch kan also dem Menschen geholfen werden? wodurch kan er zu seinem wahren Werthe hinaufsteigen? wodurch kan er wahrhaftig glückselig werden? durch die Erkäntnis der Wahrheit, sagt Paulus; nein! sagt Leßing. Der Besitz der Wahrheit, oder die Erkäntnis derselben, macht ihn ruhig — und das kan hier nichts anders heissen, als unthätig — träge und stolz, mit einem Worte, unglücklich. Wie viel weiser ist hier Leßing, als Paulus?

Hebr. 13, 9. heist es: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz vest werde, welches geschicht durch Gnade. Der vorhergehende Gegensatz: Lasset euch nicht mit mancherley und fremden Lehren um=

treiben, ſagt uns, was der Apoſtel durch die Beveſtigung des Herzens verſtehe, nemlich die Erlangung einer überzeugenden und lebendigen Erkäntnis der Wahrheit. Dieſe erklärt er für ein köſtlich Ding, oder für etwas, darauf unſre wahre und höchſte Glückſeligkeit beruhet. Nein! ſchreyet Leßing: es iſt vielmehr ein verachtungswürdiges, ein ſehr ſchädliches Ding, daß das Herz veſt werde, oder zum Beſitze der Wahrheit gelange, denn dadurch wird der Menſch faul, träge und ſtolz.

[20] So lange nun ſich noch Chriſten finden, bey welchen Jeſus und ſeine Zeugen mehr gelten, als Leßing; ſo lange iſt es ſehr natürlich, daß dieſe neue Weisheit mit der ihr gebührenden Verachtung wird zurückgewieſen werden. Es iſt aber auch daher ſehr natürlich, daß Herr L., da es ihn ſehr erfreuen würde, wenn er durchgängig einen ſolchen Beyfal erhalten könte als er für ſeine Schauſpiele erhalten hat, alles thut, was in ſeinem Vermögen iſt, und was ſein Witz vermag, um die Bibel, als ein nichtsbedeutendes, unzuverläßiges, und zur Erhaltung und Fortpflanzung der chriſtlichen Religion ganz unnützes Buch, verdächtig, verächtlich und verhaßt zu machen, auch zu dem Ende Fragmente drucken läſſet, in welchen die heil. Verfaſſer derſelben, und alſo auch ihr erſter Urheber, der heil. Geiſt ſelbſt, mit Läſterungen angeſchwärzet werden, welche die Hölle ſelbſt nicht giftiger und ärger ausſpeyen könte. Doch was die Feinde des götlichen Wortes gerne wolten, das iſt verloren.

Nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit, erweitern ſich die Kräfte des Menſchen, worin allein ſeine immer wachſende Volkommenheit beſtehet.

Was kan ungereimter und widerſprechender ſeyn, als dieſer Satz: Unſre immer wachſende Volkommenheit beſtehet in Erweiterung unſrer Kräfte? Wozu ſind uns dieſe Kräfte verliehen? Zu welchem Ende ſollen ſie erweitert werden? Sie ſollen Mittel ſeyn, den uns vorgeſteckten Zweck zu erreichen. Welches iſt dieſer Zweck?

die [21] Erlangung und der Besitz der Wahrheit. Unglücklich ist der, sagt Herr L., der diesen Zweck erreicht. Er wird dadurch unthätig, träge und stolz. Begnüget euch also damit, o Menschen! daß ihr euch mit dem Tantalus in gleichen Umständen befindet. Dieser erweiterte seine Kräfte durch unaufhörliches Bemühen, die schönen Früchte zu erreichen, die ihm vor dem Munde hingen, und seine lechzende Zunge mit dem hellen Wasser zu erquicken, das ihm bis an die Lippen reichte, aber vergeblich: indessen war er doch glücklich, denn er genos die Volkommenheit, die in einer immer größern Erweiterung unsrer Kräfte bestehet. Ein herlicher Trost für die Goldmacher. Je länger sie in Kohlen wühlen, und im Dampfe und Rauche arbeiten, desto mehr erweitern sie ihre Kräfte, desto mehr wächset ihre Volkommenheit. Wie weit würden sie also herabsinken, wenn sie den Stein der Weisen wirklich zu Stande brächten? Wie gros war also der Vorzug der heydnischen Weltweisen vor den Aposteln und vor allen wahren Christen. Jene forschten beständig der Wahrheit nach, erweiterten ihre Kräfte, und beförderten also den beständigen Wachsthum ihrer Volkommenheit. Diese wurden ohne eigenes ängstliches und mühsames Nachforschen durch den Geist der Wahrheit selbst in alle Wahrheit geleitet; sie kamen zum Besitze der Wahrheit, aber was hatten sie davon für Vortheile? sie wurden dadurch, nach Herrn L. Urtheile, unthätig, träge und stolz. Wer sind also nach dem Leßingischen Grundsatze, unter den Menschen allein die wahren Glücklichen? diejenigen, von welchen Paulus 2 Tim. 3, 7. sagt: daß sie im-[22]merdar lernen, aber nimmer zur Erkäntnis der Wahrheit kommen können.

Diese neuentdeckte Wahrheit setzet Herrn L. nun auf einmahl in einen solchen Enthusiasmus, daß er eine Erklärung von sich giebt, vor welcher alle Vernünftige erstaunen, oder besser, welche sie mit Mitleiden ansehen, und daraus den Schlus machen werden, wie sehr ein Mensch ausschweifen könne, wenn er sich in einem Ir-

thume, den er für eine, von ihm selbst erfundne Wahrheit hält, spiegelt. Herr L. setzet es als einen möglichen Fall, daß Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in der Linken aber den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, ihn immer und ewig irren zu lassen, verschlossen halten, und ihm die Wahl zwischen beyden anbieten könte. Er erklärt sich, daß er alsdann mit Demuth in seine Linke fallen und sagen würde: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich.

Und das muste Herr L. Gott erst sagen? Da Er ihm alle Wahrheit, folglich auch die reine Wahrheit angeboten; so muste es Gott vorher nicht wissen, daß die reine Wahrheit eine Sache sey, an welcher die Menschen so wenig Theil haben könten, als an der Alwissenheit und an der Algegenwart Gottes. Oder wenn er gegen diese Folgerung protestiren solte; so muß er zugeben, daß Gott der armen Menschen durch eine solche, ihnen angebotene Wahl, spotten wolle. Aber ist es denn auch wahr, daß die reine Wahrheit nur allein für Gott ist, so daß die Menschen von dem Besitze derselben schlechterdings ausgeschlossen sind? [23] Was ist die reine Wahrheit? die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen von Gegenständen, mit der wahren Beschaffenheit derselben. Zum Beyspiele: die Vorstellung von der Barmherzigkeit Gottes, daß sie eine göttliche Neigung sey, den Elenden auf eine, seinen Eigenschaften und der Fähigkeit der Elenden gemäße Art, zu helfen, ist reine Wahrheit. Was stehet derselben entgegen? eine Vorstellung, nach welcher wir uns von der Sache, die wir erkennen, einen falschen Begrif machen. Ich behalte das vorige Exempel: wenn sich der Sünder von der Barmherzigkeit Gottes den Begrif macht, daß sie eine göttliche Neigung sey, den Sünder, als Sünder, ohne Buße und Glauben selig zu machen, so ist solche Vorstellung keine Wahrheit, sondern Irthum und Lügen. Von der reinen Wahrheit muß eine volständige Einsicht in die innere Natur und Beschaffenheit der Dinge, bey welcher nichts ver-

borgen bleibt, nothwendig unterſchieden werden. Wir können von der Barmherzigkeit Gottes, wie von allen göttlichen Eigenſchaften, von allen Geheimniſſen des Glaubens, von allem, was wir zur Seligkeit zu wiſſen nöthig haben, richtige, und zur Erreichung der göttlichen Abſicht mit uns, hinlängliche, aber keine ganz vollſtändige Vorſtellungen haben. Dieſe allervollkommenſte Erkäntnis der reinen Wahrheit gehört allein für Gott, nicht aber die reine Wahrheit ſelbſt. Was für Wahrheit war es, in welche der Geiſt Gottes, nach der Verheißung des Erlöſers, die Jünger leiten ſolte? Joh. 16, 13. Reine, oder unreine Wahrheit? Alwiſſend ſolte und konte ſie [24] der heilige Geiſt freylich nicht machen, aber dennoch ſolche Vorſtellungen von den, die menſchliche Vernunft überſteigenden Religionsgeheimniſſen, bey ihnen erwecken, nach welchen ſie die ſeligmachende Wahrheit richtig erkennen, ſolche auch andre wieder lehren konten. Was für eine Wahrheit iſt es, in welcher uns Gott heiliget? die reine, oder die unreine? Gehört nun die reine Wahrheit allein für Gott, wie konte denn unſer Erlöſer beten: Heilige ſie in deiner Wahrheit? Joh. 17, 17. Alſo widerſpricht Herr Leßing durch den Satz: die reine Wahrheit gehört allein für Gott, dem Erlöſer und der ganzen heiligen Schrift gerade in das Angeſicht.

Wenn Gott mir in ſeiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zuſatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerſchröcklichſte Schickſal, vernichtet zu werden, vorhielte, und ſagte: wähle! ſo würde ich mit Zittern in ſeine Linke fallen, und ſagen: Vater, vernichte mich! Denn gehört die reine Wahrheit allein für Gott, bin ich in ewiger Gefahr zu irren; ſo iſt kein Augenblick möglich, da ich verſichert ſeyn könte, daß ich nicht irre, und dabey einen immer regen Trieb nach Wahrheit zu haben, das iſt der ſchröcklichſte Zuſtand, in welchem ich mir eine menſchliche Sele denken kan. Und das iſt, nach Herrn L. ganzen Vorſtellung, der Zuſtand, zu welchem Gott alle Menſchen in

dieſer und jener Welt beſtimmet haben ſol. Nach dieſer Lehre iſt alle Zuverſicht des Glaubens, alle Freudigkeit zu Gott, alle Hofnung des ewigen Lebens, und ſelbſt die Seligkeit des ewigen Lebens, [25] Thorheit und Einbildung. Nach dieſer Lehre war es eitler Ruhm, wenn Paulus ſagte: Ich weis, an welchen ich glaube, und bin gewis, daß Er mir meine Beylage bewahren wird bis auf jenen Tag. 2 Tim. 1, 12. Schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre! Doch von der Art iſt die neue Weisheit, wodurch die angeblichen Freunde des Chriſtentums, und declarirten Feinde der heiligen Schrift, die Welt erleuchten wollen.

III.

Schwächen in Herr Leßings kleinen Bitte.

Wie unerſchöpflich der Witz des Herrn Leßings an Bildern und Gleichniſſen ſey, beweiſen alle Seiten ſeiner fliegenden Blätter. Ich glaube nicht, daß je ein Schriftſteller dieſe Art des Vortrags ſo weit und bis zum Unſinne getrieben. Es ſcheint, daß er gar nicht im Stande iſt, eine Sache mit eigentlichen Worten vorzutragen, und bey ſeinen Leſern muß er keinen Menſchenverſtand, ſondern blos und allein Phantaſie vorausſetzen. Kan es bey dieſen Umſtänden fehlen, muß nicht ſein Verſtand gegen den Witz, der immer das große Wort allein haben wil, eiferſüchtig werden, und demſelben den Scheidebrief geben? und was für Früchte wird alsdann der Witz hervorbringen? Mondkälber und Misgeburten, wovon ſeine Parabel den augenſcheinlichſten Beweis abgiebt. Er hätte die kleine Bitte mit deutlichen Worten vortragen ſollen, ſo würden ſeine Leſer und ich gewuſt haben, was [26] er gewolt hätte; allein ſo zu ſchreiben war für L. zu gemein. Alſo Bilder über Bilder, Gleichniſſe über Gleichniſſe. Er erzählt ſeinen Leſern erſt einige Fäbelchen, von einem Schäfer, von einem Kräuterkenner, von dem neidiſchen Hunde und hungrigen Ochſen, von dem Stalknechte und hungrigen Pferden, von dem Fuhrmanne, der mit

einem schwerbeladenen Wagen in einem grundlosen Wege vest gefahren ist. Und nun komt erst die kleine Bitte.

Das erste Bild hat er nicht völlig ausgemahlt. Einen öffentlichen Lehrer mit einem Schäfer, und einen Bibliothekar mit einem Kräuterkenner zu vergleichen, schicket sich ganz wohl. Der Schäfer erfüllet seine Pflicht, wenn er seine Heerde dahin führet, wo sie gesunde Weide findet. Der Kräuterkenner sucht seine Kentnis von Kräutern zu erweitern, und diejenigen, die er zuerst entdeckt, bekant zu machen, ohne darauf zu sehen, ob sie giftig oder nicht giftig sind. Bis hieher bin ich mit dem Herrn L. völlig eins. Allein nun weiter. Wenn aber der Kräuterkenner die giftigsten Kräuter, die in solchen Gegenden befindlich sind, wo die Schafe niemahls hinkommen, aussucht, aushebt, solche den Schafen zum Fressen vorwirft, und sie noch dazu mit giftigen darüber gestreueten Zucker süs und den Schafen angenehm zu machen sucht, handelt er alsdenn auch als Kräuterkenner, oder als derjenige, von welchem der Erlöser Joh. 10, 1. sagt, daß er nicht zur rechten Thür in den Schafstal eingehe, sondern anderswo hineinsteigt? Ich ersuche den Herrn Leßing, diesen kleinen Zusatz zu seinem Bilde einiger Aufmerksamkeit zu [27] würdigen, und dabey die Stimme seines innern Richters nicht zu unterdrücken.

Daß Herr Leßing nicht gern der neidische Hund seyn möchte der das Heu bewacht, das er selbst nicht genieſſen kan, und doch den hungrigen Ochsen die Zähne weiset, ist ein sehr kleiner Ruhm, den er sich selbst beylegt. Solte er ein solches Verhalten von sich blicken lassen; so würde er bald aus dem Munde seines Herrn das Wort hören: du kanst nicht ferner Bibliothekar seyn: und das würde ihm ungelegen fallen; allein daß er auch der Stalknecht nicht seyn wil, der jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe trägt, das gereicht ihm gar nicht zur Ehre. Beyläufig merke ich an, daß der Witz des Herrn Leßings, da er unaufhörlich angestrenget wird, die Kraft, sich empor zu schwingen, völlig zu verlieren scheint, und daher öfters

in das pöbelhafte fält. Was wil er eigentlich mit diesem niedrigen und schmutzigen Bilde sagen? Dieses. Ich erkenne mich als Bibliothekar nicht verbunden, Gelehrten, welche Nachrichten aus den Schätzen, die mir zur Aufsicht anvertrauet sind, die ich ihnen allein mittheilen kan, die sie zur Ausarbeitung nützlicher Werke nöthig haben, und sehr gut gebrauchen können, solche Nachrichten mitzutheilen, wenn auch sonst nicht die geringste Bedenklichkeit dabey wäre, wenn sie solche auf die bescheidenste und höflichste Art von mir suchen, und wenn sie mir auch die Mittheilung derselben noch so leicht und bequem machen. Das heist durch ein ander Bild: Die mir anvertraute Bibliothek betrachte ich als einen Kirchhof. [28] Ich bin der Todtengräber. So wenig es die Pflicht des Todtengräbers ist, die Leichen aus den Gräbern hervorzuziehen, so wenig ist es meine Pflicht, Bücher aufzusuchen, und andern die Nachrichten, die sie davon verlangen, mitzutheilen. Ich kan diese Sache aus eigner Erfahrung mit einer kleinen Geschichte erläutern.

Als ich anfing an meiner Historie der Niedersächsischen Bibeln — einem in den Augen dieses Bibliothekars so verächtlichen Buche, S. s. Antigoetzen, 1 St. S. 5. — zu arbeiten, und die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, welche 1523 zu Wittenberg von Melchior Lotther gedruckt worden, recensiren wolte; so hatte ich davon kein anders Exemplar, als ein, hier auf der Stadtbibliothek befindliches, dem aber das letzte Blat fehlete, auf welchem allein der Nahme des Druckers, der Ort und die Jahrzahl befindlich ist. Ich war also nicht im Stande, meinen Lesern die zuversichtliche Versicherung zu geben, daß das Exemplar, dessen genaue und kritische Beschreibung ich liefern wolte, das wahre Wittenbergische Original sey. Da ich aber wuste, daß sich davon ebenfals ein, und zwar volständiges Exemplar, in der vortreflichen Bibelsamlung der hochseligen Herzogin, Maria Elisabeth Sophia, befand, welche gegenwärtig das Gedächtnis ihres Nahmens, und ihrer Liebe zu dem götlichen Worte, in der wolfen-

büttelschen Bibliothek verewiget; so schrieb ich an den Herrn Leßing. Ich legte ihm ein Blat bey, auf welches ich verschiedene unfehlbare Merkmahle des in meinen Händen befindlichen [29] Exemplars, mit Anführung der Blatzahl und der Columne verzeichnet hatte. Ich ersuchte ihn, diese Merkmahle mit dem dortigen Exemplare zu vergleichen, und wenn sich, wie ich gewis glaubte, die Uebereinstimmung fünde, unter das Blat blos das Wort: Concordat, nebst seinem Nahmen zu setzen, und mir alsdenn solches zurück zu schicken. Ich machte mir die gewisseste Hofnung, diese meine Bitte erfüllet zu sehen, um so viel mehr, da ich bey seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemahl die Ehre erwiesen mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kentnis andern mitzutheilen, — er war damahls noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde. Allein meine Hofnung war verlohren. Es erfolgte keine Antwort. Durch die dritte Hand wurde ich benachrichtiget, daß ich, wenn ich auch meine Bitte an Herr L. zehnmal wiederholen wolte, doch nichts erhalten würde, weil er sich ein vor allemal vest vorgesetzet hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf solche Art zu dienen, oder, wie sich Herr L. selbst ausdrückt, weil er der Stalknecht nicht seyn wolte, der jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe trüge. Ich wurde darüber so verdrieslich, daß ich meine angefangene Arbeit würde haben liegen [30] lassen, wenn ich nicht auf den glücklichen Einfal gerathen wäre, mein Anliegen an den Herrn Generalsuperintendenten Knittel in Wolfenbüttel, einen Man, der mit weit häufigern und wichtigern Geschäfften beladen ist, als Herr L. jemals unter die Hände bekommen wird, zu bringen. Und hier traf ich es besser.

Denn den nächsten Posttag sahe ich meinen Wunsch erfüllet, ja übertroffen. Und ich rühme bey dieser Gelegenheit öffentlich, daß der Herr Generalsup. Knittel, mit welchem ich vorher in keiner Verbindung stand, in mehrern Fällen die Gewogenheit gehabt, mir aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek die verlangten Nachrichten auf das geschwindeste und volständigste mitzutheilen, und mir dadurch die Ausarbeitung meines Werkes sehr erleichtert habe.

Nun, vestram fidem Eruditi! Werdet ihr jemals wünschen, daß die Leßingische Gesinnung bey mehrern Aufsehern großer Büchersamlungen, oder bey Besitzern ansehnlicher Bibliotheken, die herschende werden möge? Werdet ihr wünschen, daß ein künftiger Lilienthal Materie für sich finden möge, stat einer Dissertation, einen Folianten de βιβλιοτάφοις, von den Todtengräbern der Bücher, zu schreiben? War es die Absicht des großen Stifters der Bibliothecae Augustae, seiner glorwürdigsten Nachfolger, und ist es die Absicht des itzigen durchlauchtigen Besitzers dieses Schatzes, welchen Herr L. mit Recht als den zweiten Stifter desselben, in der Vorrede zum ersten Stücke seiner Beyträge preiset, aus demselben ein Büchergrab zu machen? Wie viel der gelehrten Welt höchstschätz-[31]bare Werke würden zurückgeblieben seyn, wenn ein Magliabechi, wenn andre große Gelehrte, denen öffentliche Bibliotheken zur Aufsicht anvertrauet worden, oder die selbst zahlreiche Samlungen besessen, so gedacht, so gehandelt hätten, wie Herr Leßing?

Glaubt Herr Leßing, daß sich der Stalknecht unter seine Würde erniedrigen würde, wenn er jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe tragen wolte; was thut denn der Stalknecht, der jungen, noch an lauter gesundes Futter gewöhnten Pferden, verdorbenes Heu, oder Heu, von welchem er weis, daß solches mit einem giftigen Mehltaue befallen worden, auf die Raufe wirft, und dabey unbesorgt ist, ob sie sich den Tod daran fressen werden, oder nicht?

Ich bedaure den Hn. Leßing, daß er sich S. 13 so

verwegen erklärt, „daß er nie vor seiner Todesstunde „zittern werde. Am allerwenigsten deswegen, daß er das „gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß „es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Caesarea, „zu Constantinopel, mit den Schriften des Celsus, des „Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun „können, möchten gethan haben, zumahl, da ein Mann, „der sich auf solche Dinge verstünde, gesagt, daß itzt „mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchen„vater um die Schriften des letzten hingäbe."

Wie froh bin ich, daß ich hier einmal eine Stelle finde, da ich nicht nöthig habe, erst die Bildersprache in eine eigentliche Rede zu übersetzen, [32] und mühsam herauszusuchen, was Herr L. mit seinen Schäfern, Kräuterkennern, neidischen Hunden, Stalknechten und hungrigen Pferden sagen wil. Hier finde ich doch einmal einen Grund, der mit eigentlichen Worten ausgedrückt ist, aber einen solchen, der nichts mehr beweiset, als was seine Bilder bewiesen haben, also einen nichtsbedeutenden Scheingrund.

Ich bin selbst der Meynung, daß die alten Bibliothekare wohl gethan hätten, wenn sie uns die Schriften der heydnischen Weltweisen gegen die christliche Religion, wenn sie es hätten thun können, aufbewahret hätten. Aber wäre das denn eben das gewesen, was Herr L. durch den Druck der Fragmente, die er selbst sehr unchristliche Fragmente nennet, und durch seine, denselben beygefügten noch unchristlichern Gegensätze, gethan hat? Jene hätten allenfals von diesen Schriften eine Abschrift genommen, diese hätten sie andern christlichen Lehrern mitgetheilet, um ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, auf diese ihnen sonst unbekanten Einwürfe, zu antworten, und solche zu widerlegen. Würden dadurch diese Schriften so sehr ausgebreitet seyn, als sie gegenwärtig durch den Druck ausgebreitet werden? Würden sie dadurch in die Hände der Schwachen und Ungeübten gekommen seyn, von welchen sie unstreitig hätten erwarten müssen, daß solche

dadurch tödtlich würden geärgert, und entweder von der Annehmung der christlichen Religion abgeschröcket, oder zur Lästerung der Geheimnisse derselben gereizet, oder zum Rückfalle in das Heydenthum verlei=[33]tet worden seyn? Würden aber diese Bibliothekare Recht gethan haben, wenn sie diese Schriften auf die Art, als H. L. die Fragmente bekant gemacht und ausgebreitet hätten? wenn sie aus der Ausbreitung derselben eine affaire des finances gemacht, wenn sie die Urheber derselben als scharfsichtige Forscher der Wahrheit, als einsichtsvolle Gelehrte, kurz! als Leute, welche die größeste Hochachtung verdienten, angepriesen hätten, wenn sie zwar Gegensätze beygefügt hätten, aber solche, in welchen die ärgsten und giftigsten Lästerungen des Erlösers und seiner treuen Zeugen, mit einem tückischen und billigenden Stilschweigen übergangen, dagegen gegen ihre Einwürfe solche Gegenstände angerathen worden, von welchen sie es schon zum voraus an den Fingern abzählen konten, daß sie bey dem Gebrauche derselben sich den Feinden lächerlich machen würden, in welchen insonderheit das Wort Gottes, welches Paulus ihnen Ephes. 6, 17. als das Schwert des Geistes angepriesen hatte, als ein, mit menschlichen Einfällen vermischter Sauerteig, als ein, zur Erhaltung und Fortpflanzung der christlichen Religion ganz untaugliches, überflüßiges, nichtswürdiges Mittel, verächtlich, verdächtig und verhaft gemacht wäre? Das ist der Fal, über welchen ich mit Herrn Leßing streite. Und wie himmelweit ist derselbe von dem Falle unterschieden, den er setzet. Doch von einem Heterogeneo auf das andre, oder von dem Stocke im Winkel auf den morgenden Regen zu schließen, das verstattet seine Theaterlogik. Wir werden davon in dem Folgenden wieder ein sehr auffallendes Beyspiel finden, [34] da er von Luthers Uebersetzung der Bibel, auf Bahrdts Verfälschung des neuen Testaments schließet. Er verspricht sich dabey einen gewissen Sieg, weil er glaubt, daß er die Kunst als ein Meister verstehe, dem größesten Theile seiner Leser mit seinem Witze, Bildern und Gleichnissen, den Kopf der=

geſtalt in die Runde zu drehen, daß ſie ſich weder die Zeit nehmen, noch die Mühe anwenden werden, die verſchiednen Fälle gehörig aus einander zu ſetzen, und alſo ſeine Sophiſtereyen zu entdecken.

Lieber Herr Hofrath! Erbittern Sie ſich nicht, wenn ich bey dieſer Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher geweſen iſt, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weis, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die ſchönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geſchenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einſichten und Kentniſſe, die Sie ſich durch rechte Anwendung in manchen Theilen der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften, erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt, und meiner Gemeine, zum unwiſſenden und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müſte und würde ich ſeyn, wenn meiner ſieben nicht einem Siebentheile von Ihrem Fragmenten Schreiber das Gleichgewichte halten könten: aber eben dieſe Liebe, eben dieſe Achtung beweget mich, Sie vor dem Angeſichte Gottes zu bitten, folgendes in ei-[35]ner ſtillen Stunde, da Ihre Leidenſchaften nicht brauſen, in reife Betrachtung zu ziehen.

Sie erklären ſich, und mein ganzes Herz bebet vor dieſer Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabey gethan haben, vor Ihrer Todesſtunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeſchrieben haben. Ach! verſchlieſſen Sie ſich den Weg zur Buße nicht ſelbſt auf dieſe Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu ſuchen. Denken Sie an die Rechenſchaft, welche der HErr, deſſen Ehre durch die Fragmente ſo frevelhaft angegriffen und geläſtert worden, deſſen Wort Sie ſo tief unter elende menſchliche Schriften herunter zu ſetzen ſuchen, an jenem Tage, inſonderheit von dieſer Handlung, von Ihnen fordern

wird. Fragen Sie Ihr Gewiſſen, ob es eine lebendige Ueberzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung deſſelben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen ſchwacher Chriſten, noch leichter aber der Freygeiſter verblenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, deſſen Augen heller ſind als Feuerflammen? Stellen Sie ſich vor, daß an jenem Tage, nicht einer, ſondern Hunderte gegen Sie auftreten, und ſagen werden: HErr! wir ſind im Unglauben geſtorben, aber wir glaubten entweder ſchon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht ſeyn, denn unſer Herz war noch nicht völlig verſtockt, und [36] wir hatten noch zu Zeiten ſtarke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da iſt Urſach, daß wir deinem Geiſte hernach beſtändig widerſtrebt haben. Bis zu dem unglücklichen Zeitpuncte, da wir die ärgerliche Schrift laſen, die er durch öffentlichen Druck gemein machte, glaubten wir, daß du deine Verheiſſung, daß du am dritten Tage nach deinem Kreuzestode auferſtehen wolteſt, wahrhaftig erfüllet hätteſt; allein dieſer Glaube verſchwand auf einem mahl, da wir das verfluchte, aber den Lüſten unſers Herzens ſo angenehme Buch laſen. Nun glaubten wir, daß dieſe Verheiſſung entweder gar nicht aus deinem Munde gegangen, oder daß ſolche eine Unwahrheit geweſen. Wir laſen, daß deine Jünger, welche wir bisher als Werkzeuge des heil. Geiſtes angeſehen hatten, als die ärgſten Betrüger, Leichenräuber und Böſewichter angeklagt wurden. Nun konten wir deine Auferſtehung von den Todten nicht anders als eine boshafte Erdichtung anſehen, mit welcher die Welt verblendet worden. Wir fiengen an uns derſelben zu ſchämen, wir ſpotteten über dieſelbe, wir läſterten, wir ärgerten damit andere, und machten ſie dazu, was wir ſelbſt waren, nemlich zu Kindern der Hölle. Nun wurden uns die Schriften dieſer Männer ſowohl, als die ganze Religion, die ſie gelehrt hatten, lächerlich und abſcheulich. Doch die Wirkung dieſes Gifts würde uns nicht ſo plötzlich und ſo ſtark angegriffen haben, wir würden uns vielleicht Zeit zum

Nachdenken genommen haben; aber dieſer Man öfnete dieſem Gifte den Weg zu unſerm Herzen. Durch die Lobeserhebungen, [37] mit welchen er den Verfaſſer des Buchs anpries, nahm er uns zum voraus zu ſeinem Vortheile ein. Er hatte verſprochen, uns mit einem hinlänglichen Gegengifte zu verſehen; allein ſein völliges Stillſchweigen zu dieſen Läſterungen überredete uns, daß er ſolche ſelbſt für Wahrheit halten müſſe. Noch mehr aber verſtockten uns die unglücklichen Bemühungen, die er anwandte dein Wort für unnütz zu erklären, und ſein Vorgeben, daß die chriſtliche Religion — ob er uns gleich nie geſagt hatte, was er dadurch verſtünde — dennoch, und noch beſſer beſtehen würde, wenn dieſe untaugliche Stütze auch gleich völlig wegfiele. Nun warfen wir unſre Bibeln weg, der öffentliche Gottesdienſt wurde uns ein Greuel. Auf dieſe Art bemächtigte ſich der Unglaube unſers Herzens völlig, und ſeine nachherigen fliegenden Blätter waren immer neues Oehl in dieſes verderbliche Feuer. Wir laſen ſie mit einer deſto größern Begierde, je größer das Vorurtheil war, das wir für ihn hegten, und je mehr Künſte er anwandte, uns durch ſeinen beſtändig ſpielenden, und unſern Herzen ſo reizenden Witz, in einer beſtändigen Verblendung und Trunkenheit der Sele zu erhalten. HErr! ſei Richter zwiſchen uns und ihm!

Wohlan, lieber Herr Hofrath! ſind Sie auf das gewiſſeſte und lebendigſte in Ihrer Sele überzeugt, daß dieſer Auftrit nie erfolgen werde, oder glauben Sie, daß, wenn er erfolgen ſolte, Ihr Gleichnis von dem Kräuterkenner, und andere witzige Einfälle hinlänglich ſein werden, vor dem Angeſichte Jeſu Chriſti Ihr Verhalten zu rechtfer- [38] tigen, und für Sie zu Ihrem Vortheile ein gerechtes Urtheil auszuwirken; ſo fahren Sie, auf Ihre Gefahr, auf Ihrem bisherigen Wege fort, erwarten Sie aber alsdenn, was für ein Ziel Sie auf demſelben erreichen werden.

Erlauben Sie mir noch eine Anmerkung. Würden Sie auch die geringſte Verantwortung vor Gott oder vor Menſchen zu beſorgen gehabt haben, wenn Sie dieſe Frag-

mente nie an das Licht gebracht hätten? Wie ſchwer aber wird Ihre Rechenſchaft ſeyn, wenn die Fragmente, und Ihre Gegenſätze, tauſenden ein tödtliches Aergernis werden? Haben Sie bey ſo ſtarken Gegengründen, als ich Ihnen bereits vorgelegt habe, dennoch den Muth, das Gegentheil zu behaupten, und das dadurch unausbleiblich entſtehende Aergernis, als ein genommenes anzuſehen, von welchem keine Schuld auf Sie fallen könte; ſo wil ich Ihnen dazu Glück wünſchen. Ich ſage es noch einmahl: ich würde vor meiner Todesſtunde zittern, wenn die Fragmente durch meine Veranſtaltung in ſo viele Hände gekommen wären. Die Vorſtellungen, die ſchröcklichen Vorſtellungen, wie lange ich dadurch noch nach meinem Tode ſündigen und Selen verderben würde, für welche Chriſtus geſtorben iſt, imgleichen daß menſchliche Augen nicht vermögend ſind, das Ende des dadurch angerichteten Unglücks abzuſehen, würden mich in die größeſte Gefahr ſetzen, mich ſelbſt als einen Verlohrnen zu betrachten. Verkennen Sie, lieber Herr Hofrath, meine redliche Abſicht bey dieſer Gewiſſensrüge nicht. Wollen Sie indeſſen nach Ihrer bisheri=[39]gen Art derſelben mit bitterm Hohne entgegen gehen, und auf dieſe Art das Maas Ihrer Sünden noch mehr häufen, ſo werde ich dadurch nichts, Sie aber werden in Zeit und Ewigkeit dadurch deſto mehr verlieren.

Ich breche hier ab, und werde mein künftiges Verhalten gegen Sie ſo einrichten, wie meine Ueberzeugung vor Gott, und mein Gewiſſen es erfordern werden. Iſt dieſe aus dem aufrichtigſten, und um Ihre Rettung wahrhaftig bekümmerten Herzen, hergefloſſene Gewiſſensrüge an Ihnen verloren: werden Sie ſolche als Pfaffengeſchwätz ſtolz verachten; ſo bezeuge ich hiemit vor Gott und vor der Welt, daß ich rein bin von Ihrem Blute.

So viel für dieſes mahl. Künftig, wenn Gott wil, und wenn Herr Leßing fortfähret, mich dazu aufzufordern, ein mehreres.

Leßings Schwächen,

gezeigt

von

Johan Melchior Goezen.

Das zweite Stück.

Hamburg,
gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmſen.
1778.

Vorerinnerung.

Der Herr Hofrath Leßing hat seine Drohung erfüllet, und die Verwegenheit gehabt, wieder einen Theil der Fragmente dem Drucke zu übergeben. Er hat dieser abscheulichen Misgeburth blos eine Vorrede vorgesetzet, derselben aber keine Gegensätze beygefüget, und dafür verdient er in sofern Dank: denn seine vorigen Gegensätze waren eine Arzeney, welche noch giftiger war, als das in dem Fragmente befindliche Gift selbst. Die Ursachen, welche ihn bewogen, das neue Fragment ohne Gegensätze in die Welt zu schicken, lassen sich leicht errathen: da es ihm aber nicht gefallen, solche anzuzeigen, so wil ich solche seinem eigenen Gewissen zur Verantwortung vor dem zukünftigen gerechten Richterstuhle überlassen.

Ich bewundre die Scharfsinnigkeit des Herrn Leßings. In jenem fünften Fragmente wurden nur allein die Jünger Jesu gelästert; denn obgleich ebenfals Lästerungen gegen Jesum selbst, genung in demselben liegen, so musten doch solche erst [44] durch Folgerungen herausgezogen werden, und dieses ist wenigstens nicht so auffallend, als unmittelbare Lästerungen und Verläumdungen des Erlösers selbst, welche in dem neuen Fragmente so weit getrieben werden, als der Satan solche selbst unmittelbar zu treiben gewis nicht Verwegenheit genug haben würde. Jenes Fragment war also in gewisser Absicht doch noch erträglicher, als dieses, in welchem unser hochgelobter Heyland — das übrige mögen diejenigen, welche solches gelesen haben, selbst hinzudenken — zugleich auch alle, die an seinen Nahmen geglaubt haben, und noch an denselben glauben, und in diesem Glauben Ruhe für ihre Sele gefunden haben und

noch finden, für Thoren und Narren erkläret werden. Der Abgang der drey ersten Stücke der Beyträge konte also weit besser befördert werden, wenn solchen die zuerst gedruckten Fragmente beygefügt, und das vierte Stück dieser Beyträge nicht ohne die drey ersten verkauft wurde, als wenn Herr Leßing gleich mit der Thür in das Haus gefallen wäre, und das neue Fragment ganz, oder den ersten Theil desselben, zum vierten Stücke der Beyträge gemacht hätte.

Ueberdem ist dieses neue Fragment in einem eben so hohen Grade abgeschmackt und unsinnig, als es boßhaft und lästernd ist. Selbst ein vernünftiger Naturalist, der noch einige Empfindungen von Wahrheit, Billigkeit und Gerechtigkeit [45] hat, wird vor demselben ausspeyen, da es in die Augen leuchtet, daß nach der, von dem Verfasser gebrauchten Methode, das Licht selbst in Finsternis, die edelste Tugend in die schändlichsten Verbrechen, und die heilsamste Wahrheit in die abscheulichsten Lügen verwandelt werden kan; oder, damit ich mich bequemer ausdrücke, daß nach der von dem Verfasser angewandten Art des Angrifs, dem unschuldigsten, rechtschaffensten, verdientesten und verehrungswürdigsten Manne, erst der schändlichste Endzweck angelogen, und hernach alle seine untadelichen, heilsamsten, und der menschlichen Gesellschaft erspriesslichsten Arbeiten und Unternehmungen, wenn sie nach diesem vorausgesetzten Gesichtspuncte beurtheilet werden, zu Galgen- und Rad-mäßigen Uebelthaten gemacht werden können. So wenig auch Herr Leßing es werth ist, mit Christo und mit seinen Aposteln, auch nur auf die entfernteste Art, in Vergleichung gesetzet zu werden; so ersuche ich doch denselben, sich selbst zu fragen, wie es ihm gefallen würde, wenn sein, von einem aufrichtigen und wahrheitliebenden Freunde von ihm geschriebener Lebenslauf auf die Art gemishandelt würde, als sein vielgeliebter und hochgeschätzter Fragmentenschreiber den Lebenslauf Christi gemishandelt hat? wenn ihm solche Absichten angedichtet, und seine besten Handlungen nach denselben so

beurtheilet würden, als dieser Verläumder unserm hochgelobten [46] Erlöser beygemessen, und nach derselben seine Handlungen auf die boshafteste Art verstellet hat?

Herr Leßing glaubt, daß die Wahrheit der christlichen Religion nicht eher völlig erwiesen, und daß die Ehre unsers Erlösers und seiner ersten Zeugen nicht eher völlig gerettet sey, bis alle Einwürfe gegen die erstere, und alle mögliche Schmähungen gegen die letztern, durch den Druck in deutscher Sprache dem großen Haufen in die Hände gegeben, ihm selbst zur Prüfung überlassen, und von den Gelehrten ausführlich beantwortet und widerlegt wären. Er glaubt, daß er der christlichen Religion und dem Erlöser selbst einen Dienst thue, und die Ehre von beyden befördere, wenn er bey den allerschändlichsten gegen beyde gerichteten Schriften, Hebamme wird, und solche zum Drucke befördert. Siehet aber Herr Leßing es nicht ein, was aus diesem Grundsatze fließt, oder wil er es nicht einsehen? Was wil er dem antworten, der sagen würde: das Regierungssystem der besten und gerechtesten Regenten verdienet nicht eher Beyfal, bis alle mögliche, auch noch so unsinnige Einwürfe gegen dasselbe, bis alle mögliche Lästerungen und Verläumdungen der Person des Regenten im Drucke dargelegt, und den Unterthanen in die Hände gegeben, bis seine besten und heilsamsten Handlungen von der schwärzesten Seite, die nur möglich ist, vorgestellet, und seine Ministers da-[47]durch aufgefordert werden, die Ehre ihres Herrn, seines Regierungssystems und seiner Handlungen zu retten und zu vertheidigen. Was wil er dem antworten, der behaupten wolte: die wahre Beschaffenheit der Keuschheit, und die Pflicht solche auszuüben, und den Neigungen zur Unreinigkeit zu widerstehen, ist nicht eher in ihr völliges Licht gesetzet, und hinlänglich erwiesen, bis alle mögliche unflätige Schriften gemein gemacht, die rar gewordenen wieder aufgelegt, die in fremden Sprachen abgefaßte in die unsrige übersetzt werden, und die in Handschriften verborgenen in öffentlichen Drucke erscheinen. Diese beyden Sätze sind

mit dem ſeinen von gleicher Natur. Läugnet er dieſes, ſo muß er den weſentlichen Unterſchied ſeines Satzes und dieſer Sätze erweiſen, kan er dieſes nicht; ſo muß er die letzten ebenfals zugeſtehen. Und alsdann kan er es niemand verdenken, der vermuthen wird, daß er, wenn nicht Nebenbetrachtungen ihn zurück hielten, eben ſo bereitwillig ſeyn würde, bey den Schriften, welche die beyden letzten Fälle erfordern, Hebammendienſte zu leiſten, als er ſich bey den Schriften gegen die chriſtliche Religion, und bey den vermaledeyeteſten Läſterungen ihres göttlichen Stifters, dazu bereitwillig bewieſen und erkläret hat.

Wil Herr Leßing nicht einſehen, daß zwiſchen Einwürfen und Zweifeln gegen algemeine Lehrſätze, und zwiſchen Läſterungen und Verläumdungen der [48] Perſonen, der Urheber, oder der Fortpflanzer und Vertheidiger derſelben, ein himmelweiter Unterſcheid ſey, daß die erſten in vielen Fällen unſchuldig, recht- und pflichtmäßig, die letzten aber in vielen Fällen criminel ſeyn können? Dieſer Unterſcheid fället nur bey ſolchen Lehrſätzen weg, welche Laſter anpreiſen und Rebellion lehren. Denn in dieſen Fällen kan man die Urheber, Fortpflanzer und Vertheidiger mit Recht als Laſterhafte und als Rebellen anſehen, und alſo behandeln. Wenn der Verfaſſer der Fragmente beſcheidne Einwürfe und Zweifel gegen die Lehrſätze der chriſtlichen Religion gemacht, wenn Herr Leßing ſolche an das Licht geſtellet hätte, ſo würde man, wenn es der Mühe werth geweſen, die erſten beantwortet, und dem letzten ſein Verhalten zu ſeiner eigenen Verantwortung überlaſſen haben; allein die wohlthätigſte und heiligſte Religion, ohne welche der ganze Erdboden das ſeyn würde, was Athen nach den Zeiten des Socrates, und Rom in den Zeiten der Triumvirs und der Kayſer war, eine Mörderhöhle und ein Sodom, dadurch ſtürzen wollen, daß man den Urheber derſelben als einen Sabathai Zevi, und die Apoſtel als Cartouchen behandelt, davor muß jedem Chriſten das Blut in Adern ſtarren. Und wenn derjenige, der ſolche hölliſche Läſterungen aus der verborgenen Finſternis an das Licht

bringet, noch dazu die Verwegenheit hat, von Christen zu fordern, daß [49] sie es ihm als ein großes Verdienst anrechnen sollen, wenn er eine Pest die im Finstern schleichet, in eine Seuche verwandelt die im Mittage verderbet; so muß er nothwendig glauben, daß alle Christen eben so gegen ihren Erlöser gesinnet sind, als er selbst gegen ihn gesinnet ist. Ich kan mir nicht vorstellen, daß Herr Leßing so frech seyn, und von Christen verlangen werde, daß sie ihn, nach dem von ihm veranstalteten Drucke der Fragmente, nach den, dem Urheber desselben beygelegten so übertriebenen Lobsprüchen, noch für einen wahren Verehrer des Erlösers ansehen sollen.

Für die Ehre, welche mir Herr Leßing in der, diesem Fragmente vorgesetzten Vorrede, erwiesen hat, erkenne ich mich demselben verbunden. Möchte er doch mir so viel Glauben beymessen, daß ich nicht zu der Klasse der Vertheidiger der Religion gehöre, welche sich durch Stinktöpfe von ihrem Posten treiben lassen. Basedow, Semler, Bahrdt, haben sich durch dieses Mittel viele Gegner vom Halse geschaft, und manche Batterie zum Schweigen gebracht, gegen welche sie sonst auszukommen keine Möglichkeit vor sich sahen. Dippel und Edelman waren in der Kunst, mit Stinktöpfen zu schiessen, ebenfals große Meister: allein die damahligen Gottesgelehrten, welche es mit ihnen aufgenommen hatten, wichen ihnen darum keinen Schrit. Und was hat ihre Ehre durch die abscheu=[50]lichen Lästerungen, welche dieselben Strommeise gegen sie ausgegossen haben, verlohren? Wie betrübt ist es, daß so viele sonst grundgelehrte und rechtschaffen gesinnete Lehrer unsrer und der Reformirten Kirche, ihre Ehre für so schlecht gegründet ansehen, daß ein Semler, ein Bahrdt, ein Leßing, ein Nicolai und seine Bande u. d. g. solche zu Grunde richten könten, daß sie daher denselben auf alle mögliche Art ausweichen, und die heil. Schrift ihren Angriffen und Lästerungen Preis geben, ja diesen Bibelfeinden und Bibelverderbern bey Gelegenheit wohl noch ein Compliment machen, ne noceant. Ich bin in meinem

Gewiſſen überzeugt, daß Schmach von ſolchen Leuten zu ertragen, das allergeringſte ſey, was wir der Wahrheit, unſerm Gewiſſen und unſerm Berufe ſchuldig ſind. Die Erſtgenanten ſcheinen ihren Vorrath von Stinktöpfen beynahe völlig verſchoſſen zu haben; allein Herrn Leßings Arſenal ſcheint einen überaus großen Vorrath davon zu haben. Mag er ſie doch alle auf ſeine Rechnung vor Gott, gegen mich, und gegen andere, die ihm in ſeinem unglücklichen Laufe in den Weg treten, verſchieſſen. Bey mir wird er gewis ſeine Abſicht nicht erreichen. Doch bald ſolte ich über dieſer Betrachtung die Vorrede zu dem neuen Fragmente gar aus den Augen verlieren. Ich wiederhohle nochmahls meinen Dank für die mir darin erwieſene Ehre, und glaube, daß Herr [51] Leßing es als einen thätigen Beweis meiner dankbaren Geſinnung anſehen wird, wann ich, zu ſeiner Zeit, ſolche wieder abdrucken laſſe, und ſie mit einigen von ihm überſehenen Anmerkungen erläutere.

Bis hieher hatte ich geſchrieben, als mir das 8 Stück vom Anti-Goeze gebracht wurde. Ich las dieſen Bogen, aber mit innigſter Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäuſerten Gemüthsfaſſung entſprang. Ach! dachte ich, wie tief iſt der gefallen, der ſonſt in dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften als ein Morgenſtern glänzte, und auf den wir Deutſchen in dieſem Felde ſtolz zu ſeyn Grund hatten. Wie ſichtbar iſt hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. I, 21. φασκοντες εἰναι σοφοι, ἐμωρανθησαν. Wie unbeſonnen müſſen diejenigen ihre eigene Ehre zu Grunde richten, welche ſolche darin ſuchen, daß ſie die ſchändlichſten und verdamlichſten Angriffe gegen die Ehre unſers hochgelobten Erlöſers und ſeiner treuen Zeugen unter die Leute bringen? Wahrlich, Herr Leßing muß wiſſen, daß ſein Vorrath von Stinktöpfen unerſchöpflich ſey, da er ſich kein Bedenken macht, in einem einzigen Bogen ſoviel davon auf einmahl zu verſchieſſen. Aber bedenkt er denn nicht, daß er, da die Erfarung ihm ſchon ſagen muß, wie wenig er damit gegen ſeine Gegner aus-

richtet, dadurch auch die Zuschauer des Kampfes, und selbst die-[52]jenigen verjagt, welche sonst sich noch freuen würden, wenn der Sieg auf seine Seite fallen solte. Niemand, der noch natürliche Empfindung von Tugend und Wohlstand hat, kan und wird ein solches ungezogenes Betragen mit Gleichgültigkeit ansehen. Und welcher billig denkender würde es mir verargen, wenn ich, nach der Ausgabe dieses Blattes keine Feder ferner gegen Herrn Leßing ansetzte*). Allein dieses thut meinem Gewissen noch kein Genüge. Es sind noch gewisse wichtige Puncte übrig, welche ich noch erst gegen Herrn Leßing zu [53] vertheidigen habe, und hier fordern Pflicht und Gewissen, nicht zu weichen. Vermuthlich sucht Herr Leßing, durch seine Art zu streiten, mich abzuschröcken. Er wird aber sehen, daß er sich geirret hat. Da seine Anfälle meine Ehre nicht treffen können, so habe ich auch nicht nöthig, solche gegen ihn zu vertheidigen. Die Ehre meines HErrn und Heylandes, des göttlichen Wortes, und der darin enthaltenen seligmachenden Wahrheit, welche er so frech geschmähet hat, liegt mir näher am Herzen; und es wird Ehre genug für mich seyn, wenn an jenem Tage nur eine einzige Sele

*) Selbst seine noch übrigen Freunde, denn er hat durch den Druck der Fragmente viele verlohren, urtheilen, daß sein Witz bey der Abfassung dieses Blattes einen starken Paroxismus vom hitzigen Fieber gehabt habe, sie wünschen, daß solcher nicht öfters wiederkommen, oder gar habituell werden möchte. Eine solche Unterredung mit einem wirklichen Postpferde würde schon äuserst lächerlich seyn, aber eine Unterredung mit einem nur im Holzschnitte auf Zeitungsblättern existirenden Postpferde, was ist diese? Möchte doch Herr Leßing bedenken, wie wichtig und heilig der Hauptgegenstand ist, den wir bey dieser Streitigkeit vor uns haben, und daher verständige und gesetzte Leser mit solchen Boussonnerien verschonen! Wenn er übrigens glaubt, daß ich die Recension, welche seine Galle so sehr erhitzet hat, vor dem Abdrucke gesehen, das geringste davon gewußt, oder den geringsten Theil daran genommen habe; so handelt er eben so unbesonnen, als er bey Gelegenheit der Recension des Maschoischen Buches gehandelt hat.

auftrit, und mir das Zeugnis giebt, daß sie durch meine Gründe und Vorstellungen von den Stricken und Netzen bewahret worden, welche Herr Leßing denen legt, die an den Nahmen Jesu glauben. Die Gnade, welche aus einen Saul einen Paulus machen konte, verherliche sich an seiner Sele, und lasse ihn doch nicht mit der Gesinnung in die Ewigkeit gehen, welche er in seinen bisherigen Blättern, leider! so frech und so stolz zu Tage gelegt hat.

Ich stehe noch bey Herrn Leßings so genanten kleinen Bitte. Ich habe auf die Instanz, die er S. 13. macht, und welche von dem Wunsche hergenommen ist den einige Gelehrte gethan haben, daß die alten Bibliothekare die Schriften der ehemahligen heidnischen Feinde der christlichen Religion [54] möchten aufbewahrt haben, hinlänglich geantwortet, und gewiesen, daß dieser Fal, die von dem Hn. Leßing veranstaltete Ausgabe der Fragmente, nicht rechtfertigen könne. Nun solte die Bitte selbst folgen, aber er schickt noch viele unnöthige Umschweife voraus. Das Gleichnis von den Verfinsterungen der Planeten ist von eben der Art, als die übrigen Gleichnisse des Herrn Leßings, es sagt im Grunde nichts, und ist seiner Sache mehr nachtheilig als vortheilhaft. Ich verstehe solches nicht halb. Er schreibt: „die Verfinsterungen bringen die Planeten „nicht aus ihrer Bahn, aber die Sekten des Christenthums „sind die Phases desselben". Wessen? des Christenthums, oder der Planeten? vielleicht sol es heissen: derselben. Denn den Planeten werden Phases zugeschrieben. Doch ich kan mich irren. Herr Leßing betrachtet vielleicht das Christenthum auch als einen Planeten. Objective ist es solches gewiß nicht, und in dieser Hinsicht hat es so wenig Phases als die Sonne; allein in den Selen der Menschen kan es Phases haben, ohne desfals ein Planet zu seyn: und diese Phases haben alsdenn ihren Grund in den

falschen und irrigen Vorstellungen, welche sich die Menschen von den an sich reinen und lautern Wahrheiten bilden, welche das Wesen des Christenthums ausmachen. Vermuthlich wil Herr Leßing mit diesem Gleichnisse dieses sagen: so wenig die Finsternisse die Planeten aus ihrer Bahn bringen können; so wenig können die Fragmente das Christenthum verdrängen. Dieses gebe ich ihm gerne zu. Allein die Finsternisse, sonderlich die Finsternisse der Sonne, zumahl wenn sie total werden, [55] halten doch die Strahlen auf, und bedecken die Erde mit einer traurigen Nacht. Und diese Wirkungen können auch die Fragmente, in Absicht auf die Erkäntnis der Wahrheit zur Gotseligkeit, bey denen hervorbringen, welche in derselben noch nicht völlig gegründet sind. Und nun stehen wir wieder bey der Frage: ob Herr Leßing Recht und dem Christenthum einen Dienst gethan habe, daß er durch den Druck der Fragmente, so viel an ihm gewesen, das Licht der göttlichen Wahrheit vor den Augen der Menschen zu verdecken, und die Selen der Christen mit Haß und Abscheu gegen ihren Erlöser und gegen seine ersten Zeugen zu erfüllen, gesucht hat? Diese Frage habe ich schon hinlänglich beantwortet. Ich werde aber meine Antwort, wenn Gott wil, noch ferner gegen die elenden Angriffe des Herrn Leßings auf dieselbe, behaupten. Ob der Wunsch: „Gott „bewahre uns vor dieser schröcklichen Stockung!“ aus einem heuchlerischen oder aufrichtigen Herzen gefloſſen sey, solches überlasse ich seinem eigenen Gewissen. Mich macht es sehr zweifelhaft, da ich sehe, wie feindselig er denen begegnet, welche diese schröckliche Stockung zu verhüten suchen.

Er wil sich das Ansehen geben, daß er aus bloßer Ehrlichkeit die, wie er sie selbst nennet, unchristlichen Fragmente drucken lassen, und sie also vor dem Untergange bewahrt habe. Hat dieses Grund, so kan auch jemand die schändlichsten Schmähschriften auf itzt regierende große Herren drucken lassen, Käufer dazu wird er häufig finden, und alsdenn, wenn er dafür zur Rechenschaft gefordert wird, sagen: er habe es aus bloßer Ehrlichkeit [56] ge-

than, um dadurch andern Gelegenheit zu geben, ihre Ehre desto nachdrücklicher zu retten. Und ich glaube, daß die Ehre Jesu und seiner Apostel in der christlichen Welt eben so unverletzlich seyn müsse, als die Ehre der Götter der Erden in der bürgerlichen und bey ihren Unterthanen. Er rühmet, daß er eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange gerettet und an das Licht gebracht habe. Ich habe das Werk des Berengarius selbst noch nicht, wohl aber eine Anzeige davon und Auszüge aus demselben gesehen. Besser wäre es gewesen, wenn er das ganze Werk des Berengarius, als die lästernden Fragmente hätte drucken lassen; allein zu jenem fand sich nicht so leicht ein Verleger, und der Abgang desselben konte auch nicht so stark erwartet werden und so viel einbringen, als der Abgang der Fragmente.

Nun sol die Bitte kommen. Aber erst noch ein Gleichnis, an welchem er sich erklären wil. Ein Gleichnis von einem Fuhrman, das mir aber zu hoch ist. Und eben so ist die Bitte selbst beschaffen. Noch diese Stunde kan ich nicht sagen, was Herr Leßing eigentlich von mir verlangt. Verstatten es ihm seine gegenwärtig in solcher Gährung stehende Leidenschaften, so ersuche ich ihn, sich deutlicher darüber zu erklären, und mir, ohne Gleichnisse vom Fuhrman, von schwachen und mürben Strängen, von Einpacker und Befrachter u. s. f. zu sagen, was er eigentlich von mir verlangt, und alsdenn sol er finden, daß kein Mensch bereitwilliger sey, das zu thun, was Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit fordern.

[57] Nun folgt das Absagungsschreiben. Herr Leßing wird die Freude nicht erleben, daß ich mich so weit wegwerfe, solches Punct vor Punct zu widerlegen. Ich wil nur eine algemeine Betrachtung über dasselbe anstellen, und alsdenn einige Sätze desselben, welche Realia betreffen, kurz berühren.

Was sollen Leute, welche Herrn Leßing bisher als einen Mann von honnetter Herkunft, von einer derselben gemäßen Erziehung, von feiner Denkungs- und Lebensart,

als einen Mann, der vorzüglich Gelegenheit gehabt hat, in der sogenanten großen Welt, Artigkeit und Wohlstand zu lernen, und der bisher gewiesen daß er diese Gelegenheit nicht ungenutzt gelassen, gekant, und, wie er es auch würdig war, hochgeschätzt haben, was sollen diese denken, wenn sie dieses Ausforderungsschreiben, wenn sie die darauf erfolgten Blätter, insonderheit das achte vom Anti-Goeze, lesen? Müssen sie nicht über die bey Herrn Leßing vorgegangene Verwandlung, erstaunen? Was sollen Leute, welche Herrn Leßing erst aus diesen Blättern kennen lernen, und die Anzahl derselben ist gewiß sehr gros, was sollen diese Leute, wenn sie sonst Geschmack, Grundsätze der Billigkeit und Gerechtigkeit, Achtung des Wohlstandes, überdem noch Religion und Christenthum haben, sich von Herrn Leßing für ein Bild machen? insonderheit, wenn sie die ihm so geläufigen niedrigen und pöbelhaften Gleichnisse, von einem Stalknechte und hungrigen Pferden, von dem mit einem Stricke an die Krippe gebundnen Ochsen, (Axiomata S. 9) von der schröcklichen Tortur, mit welcher er mich höchsteigenhändig zu martern drohet, (A. G. [58] 3 St. S. 16.) und viele andere von eben dieser Art erwägen? was sollen sie von ihm denken, was sollen sie ihm für einen Character beylegen? Ich wil ihnen nicht vorgreifen, sondern es ihrem eigenen unpartheyischen Urtheile überlassen. Ich denke wenigstens, und das ist doch wohl das gelindeste das man dabey denken kan, daß der sonst bekante und in vielen Fällen wahrbefundene Satz:

didicisse fideliter artes
emollit mores, nec sinit esse feros,

hier eine starke Ausnahme leidet, und daß derselbe durch Hn. Leßings Beyspiel sehr viel von seiner Kraft verlieret. Wer wird ihm das erste, das didicisse fideliter artes, absprechen? Gewis keiner, der seine vorigen Schriften gelesen hat, und vermögend gewesen ist solche nach ihrem Werthe zu schätzen, er müste denn Lust haben, sich als einen offenbaren Verläumder darzustellen. Wer wird aber behaupten, daß sich das letzte in seinem Absagungs-

ſchreiben, und in den folgenden Blättern zeige? Gewis niemand, als der, der von ſanften Sitten und von Bändigung der natürlichen Wildheit und Ungezogenheit noch nicht den geringſten Begrif hat. Wem ſchadet alſo Herr Leßing durch dieſes Verhalten, meiner oder ſeiner Ehre? Gewis nicht der meinigen. Denn Leute, welche mich von Perſon oder aus meinen Schriften kennen, und nach den Grundſätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit urtheilen, werden ſich durch Herrn Leßings Bezeigen gegen mich, keines andern bereden laſſen. Und Leute, welche mich nicht kennen, auch von meinen Schriften nichts geleſen haben, werden, wenn ſie mit den [59] vorigen gleiche Geſinnung haben, und von keiner kindiſchen Leichtgläubigkeit beherſchet werden, Herrn Leßings Schmähungen und ungeſalzene Spöttereyen mit keinem blinden Beyfalle beehren. Solten ſich indeſſen dergleichen finden, ſo komt auf das Urtheil ſolcher Menſchen nichts an, und ſie ſind es gerade am wenigſten, welche den Werth eines rechtſchaffenen Mannes beſtimmen können. Alſo handelt Herr Leßing ungerecht und grauſam gegen ſich ſelbſt, er zerſtöret ſeinen vorher erlangten Ruhm, er läſſet Blätter hinter ſich in der Welt zurück, die in ſeinem künftigen Lebenslaufe, und in dem Verzeichniſſe ſeiner Schriften, eine ſchlechte Parade machen werden. Sciopp ius und Weislinger können ihm unmöglich unbekant ſeyn. Ich erſuche ihn, ſeine Schriften mit den ihrigen zu vergleichen, und alsdenn ſelbſt den Schlus zu machen, daß er eben die Lorbeeren einerndten werde, welche dieſe errungen haben.

Ich finde hier eine gute Gelegenheit, eine ſehr treffende Anmerkung über das Theater einzuſtreuen. Die Freunde deſſelben rühmen, daß ſolches vorzüglich ſanfte Geſinnungen, angenehme Sitten, und die Neigungen, in allen Fällen ein billiges, rechtmäßiges und der Menſchenliebe gemäßes Verhalten zu beweiſen, hervorbringe. Einige enthuſiaſtiſche Freunde deſſelben ſind gar ſo weit gegangen, daß ſie daſſelbe darin dem Evangelio Chriſti ſelbſt an die Seite geſetzet haben. Herr Leßing iſt längſtens von ſeinen

Verehrern, und zwar nicht ohne Grund, für den größesten Meister unter den Verfertigern deutscher Schauspiele erkläret worden. Sol nun das [60] Theater solche heilsame Wirkungen bey den Zuschauern hervorbringen, wie vielmehr müssen sich dieselben bei denen zeigen, die selbst Schauspiele, moralische Schauspiele, Meisterstücke derselben, verfertigen? Wer kan aber diese Wirkungen in dem Ausforderungsschreiben des Herrn Leßings, und in seinen darauf gefolgten Blättern, wahrnehmen? Gewis er würde sich geschämet haben, seinen Major Tellheim, einem niederträchtigen und betrügerischen Wirthe, solche Worte sagen zu lassen, mit welchen er alle Seiten gegen mich besudelt.

Nun noch einige einzelne Anmerkungen über einzelne Stellen des Absagungsschreibens.

Als in den ersten Aufsatz gegen das fünfte Fragment in die (nicht in meine) freywilligen Beyträge einrückte, glaubte ich, daß ich der erste sey, der dagegen schriebe. Ich trug also Bedenken, das Buch, gegen welches mein Aufsatz gerichtet war, und den Nahmen des Ausgebers zu nennen, um durch meine Schuld das Aergernis denen nicht in die Hände zu bringen, welche von den Leßingischen Beyträgen noch nichts wusten. Als ich aber hernach sahe, daß der Herr Dir. Schuman, und der Herr Verfasser der Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte Jesu, mir schon zuvorgekommen waren; so fand ich diese Behutsamkeit nicht mehr nöthig. Ich nante nun das Kind bei seinem Nahmen. Es sind also zwischen dem 55 und 61 Stücke dieser freywilligen Beyträge keine, von meiner Feder, verloren gegangen. Das ist die Sache, worüber Herr Leßing S. 21. 22. 23. ein solches Geschrey erhebt, und mich als den Man [61] vorstellet, der zugleich die Katze und den Eber gespielet: die Katze, die um den heissen Brey herum gehet, und den Eber, der blind auf den Spies rennet. Nun wird Herr Leßing im Stande seyn, das ihm so unbegreifliche Plumps (wie niederträchtig!) zu erklären. Die

übrigen abgeschmackten auf diesen Seiten befindlichen Spöttereyen verdienen nichts weiter als Verachtung.

S. 24. pocht Herr Leßing darauf, daß er es mit der Lutherischen Kirche gut meyne. Von seinem Meynen, oder von den Gesinnungen seines Herzens, bin ich nicht Richter. In sofern man aber den Baum aus seinen Früchten erkennen kann, werden alle redliche Freunde der Lutherischen Kirche für ein solches Gutmeynen ein Kreuz machen, und solche Freunde der Lutherischen Kirche in ihre Litaney, unter die Rubrik: Behüt uns, lieber HErre Gott! einrücken.

Die folgenden personellen Angriffe und Verläumdungen verdienen Verachtung.

Die Apostrophe von Luthern, S. 26. ist — — doch verständige Leser mögen urtheilen, was sie sey. „Du hast uns" sagt Leßing, „von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?" Nach seiner eignen Erklärung ist der Buchstabe die heil. Schrift, so wie wir solche in den Händen haben, von welcher er den Geist unterscheiden und absondern wil. Denn die Bibel ist ihm ein ganz unnützes Buch, welches ohne allem Nachtheil der christlichen Religion verlohren gehen kan, schon längst hätte verlohren gehen können, ja niemals hätte existiren dürfen. Er schreyet nach einen Erlöser von [62] dem unerträglichern Joche desselben. Freylich ist die heil. Schrift für Herrn Leßing und seines Gleichen ein unerträgliches Joch. Wäre sie nicht in der Welt, oder könte er seine Absicht erreichen, solche abwürdigen und sie den Christen verhaßt machen, so hätte er und seine Mitgenossen freye Hände: so könten sie uns eine Religion geben, wie sie wolten. Nur erst das Originaldocument weggeschaft; so ist das uns von Christo bestimte Erbtheil auch verlohren. Allein Herrn Leßings und seiner Mitgenossen Anschläge müssen zu Grunde gehen, und zu schanden werden plötzlich; ob sie gleich die letzten nicht seyn werden, welche an diesem Felsen die Scheiteln zerstoßen. O wie schwer wird ihm diese lästernde Ex-

clamation zur Verantwortung fallen, wenn der Tag kommen wird, an welchem dieser Buchstabe und der Inhalt desselben ihn richten werden!

S. 27. lese ich den ungereimten Einfal, daß mir der Tummelplatz des sel. Ziegra nicht vergebens nun ganz angestorben seyn müsse. Ich kan gar nicht begreifen, was Herr Leßing damit sagen wil. Sol es so viel heissen, ich sey der Erbe des Rechtes, das der sel. Ziegra über die freywilligen Beyträge gehabt hat, ich sey in seine Stelle getreten, und der Director derselben geworden; so ist solches die unverschämteste Unwahrheit. Doch was macht sich Hr. Leßing aus einer Unwahrheit, wenn solche ihm nur vortheilhaft ist? Ex hoc uno capitulo comprobo, ferream te frontem pollidere fallaciae. Hieron. adv. Ruffi. Ich bin solches nach seinem Tode so wenig geworden, als ich es bey seinem Leben gewesen bin. Ich habe mit diesen Blättern nichts weiter [63] zu thun, als daß ich bisweilen einige Aufsätze in dieselben einrücken lasse. Heisset das, sie sind mir angestorben, so sind sie allen denen angestorben, welche sich derselben auf gleiche Art bedienen. Herr Leßing hat nachher in dem 1 Stücke seines A. G. S. 10. mich in seiner Verblendung als den Verfasser der Recension von des Herrn Maicho Vertheidigung, die in dem 51 St. der freyw. Beytr. befindlich ist, angesehen, und nach dieser ungegründeten Einbildung, die er aber weil sie in seinem Gehirne gebohren war, als ein völlig erwiesenes Factum voraus setzte, eine Menge von schwarzer Galle gegen mich ausgeschüttet, sogar daß er mir auf den Kopf Schuld gab, ich hätte mancherley Maas und Gewicht, welches dem HErrn ein Gräuel sey. Er fährt fort, nach Andabaten Art, mit verbundnen Augen um sich zu schlagen, und schreyet dabey immer bey jedem Schlage: Victoria! Im 30 St. der Beyträge des Alton. Postr. nahm ihm ein Ungenanter die Binde vor den Augen weg, und nun sahe er, daß er auf eine lächerliche Art lauter Luftstreiche gemacht hatte. Ist es aber möglich, daß Herr Leßing

irren kan? Im 3 St. des A. G. wil er S. 15. 16. dennoch dieſe Thorheit rechtfertigen, aber mit ſolchen läppiſchen Gründen, die keiner Antwort werth ſind. Weil ich bisweilen in dieſe Blätter etwas einrücken laſſe, ſo ſol ich die Compagnieſchaft mit den übrigen Verfaſſern der darin befindlichen Aufſätze nicht leugnen können, ob ich gleich keinen einzigen davon kenne, ich ſol mich mit ihnen einer gemeinſchaftlichen Firma bedienen. Ich ſol mich dadurch rechtfertigen, daß ich nächſtens [64] den Herrn Maſcho in den fr. B. eben ſo behandle, als ihn. Was kan lächerlicher ſeyn, als die erſten Gründe, als die letzte Forderung? Hat Herr Maſchos Buch eben die Grundſätze, die ich an Herr Leßing verworfen, ſo ſehe ich nicht, mit welchem Rechte der Bibliothekar in Wolfenbüttel dem Hauptpaſtor in Hamburg befehlen könne, eine Sache zweymahl zu ſagen, oder mit welchem Rechte der erſte fordern kan, daß der letzte ſich vor ſeinem Richterſtuhle rechtfertigen müſſe, wenn er keine Neigung hat ſeiner Ordre zu pariren. Er ſiehet es ſelbſt ein, daß dieſer Grund nicht zureiche, ſeinen unbeſonnenen Schrit, mit welchem er ſich vor den Augen der Zuſchauer dieſes Streits ſo lächerlich gemacht hat, zu rechtfertigen, darum fügt er noch einen Schlus nach ſeiner Logik bey. Er ſchließt von meinem Verhalten gegen Nicolai in Berlin auf ſein Verhalten gegen mich, und wil das letzte aus dem erſten vertheidigen. Dieſer Schlus iſt der Leßingiſchen Theaterlogik völlig gemäs. Er würde volkommen bündig ſeyn, wenn ich ſo der Verleger der freywilligen Beyträge wäre, als Nicolai der Verleger der algem. deutſchen Bibliothek iſt. Doch was irret Herrn Leßing ein ſolcher Umſtand, wenn er auch die ganze Streitfrage alteriren ſolte? Er ſpricht pro autoritate, und glaubt, wie ehemahls Zinzendorf, daß in ſeiner Feder die offenbarſten Lügen zu Wahrheiten werden müſſen. Zuletzt wil er die ganze Sache für eine Kleinigkeit ausgeben. Was würde er aber für ein ſchröckliches Geſchrey erregt haben, wenn ich mich gegen ihn auf dieſe

Art vergangen hätte? Zehn Blätter würden nicht zu-
[65]gereicht haben, mich dafür zu züchtigen, und Ströme von bittern Schmähworten würde er gegen mich ausgegossen haben: da ich mich doch blos begnüget habe, ihn S. 16. der Schwächen, mit einem Fingerzeige zu warnen, daß er sich der Unbesonnenheit nicht wieder schuldig machen möchte, anderer Leute Arbeit auf meine Rechnung zu schreiben. Ich würde dieser von ihm begangenen Thorheit nicht weiter gedacht haben, wenn er nicht so eitel gewesen wäre, seine Leser gleichsam zu forciren, daß sie solche für eine wohl überlegte, kluge und rechtmäßige Handlung ansehen solten.

Zum Beschlusse ist es noch nöthig die Leser zu erinnern, daß sie die mehr als väterliche Liebe und den enthusiastischen Affect bemerken, von welchem Herr Leßing gegen den ungenanten Verfasser der Fragmente und gegen seine Misgeburten trunken ist, und welchen er S. 29. auf eine solche Art zu Tage legt, daß er selbst die Leser dadurch berechtiget und auffordert, sehr nachtheilige Urtheile von ihm zu fällen. Er bedient sich dabey gegen mich eines solchen pöbelmäßigen Schimpfworts, (bubenmäßig) über welches ich ihn injuriarum belangen könte, wenn es der Mühe werth wäre sich mit ihm auf die Art abzugeben, und wenn Herr Leßing der wäre, dessen Schmähungen die Ehre eines rechtschaffenen Mannes im Geringsten schmälern könten. Die Vergleichung, die er zwischen dem Werthe seines Ungenanten und zwischen dem meinigen anstellet, und das Urtheil, das er von seinem selbst aufgerichteten Richterstuhle fället, sind nichts anders als die Wirkungen eines blinden Affects, sie werden daher [66] bey vernünftig und billig Denkenden keinen Eindruck machen. Herr Leßing hat dieses und vieles andere in seinen Blättern zu seiner eigenen Schande geschrieben.

Ich komme nunmehr auf die Axiomata. Ich weis es, daß Herr Leßing und seine Anhänger es mir zum Vorwurfe machen, daß ich solche nicht gleich beantwortet habe, und daß sie schon prahlen, daß ich solche wohl würde

unbeantwortet lassen müssen. Ich habe diese Vorwürfe und diese Prahlereyen bisher keiner Aufmerksamkeit gewürdiget, denn ich bin berechtiget, den Weg welchen ich zu gehen rathsam finde, mir selbst vorzuzeichnen, ohne mir darin von andern etwas vorschreiben zu lassen. Indessen ist es nun Zeit, mich darüber zu erklären. Meine Erklärung ist diese: Ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen, S. 50. an ihn gethan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekäntnis vorlegt, bis ich weis, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heyden streite.

Die Frage, über welche ich mit Herr Leßing streite, ist diese:

> Kan die christliche Religion bestehen, wenn auch die Bibel völlig verlohren gienge, wenn sie schon längst verlohren gegangen wäre, wenn sie niemahls gewesen wäre?

Herr Leßing sagt ja! ich sage nein! Herr Leßing hat in seinen Gegensätzen, welche er dem fünften [67] Fragmente beygefüget hat, Gründe für seine Meynung angeführet. Ich habe solche in dem ersten Abschnitte des Vorläufigen beantwortet. Er glaubt meine Antwort in seinen Axiomen völlig widerlegt zu haben. Nun gestehe ich, daß die Ordnung an mir sey mich zu erklären, ob mir diese Widerlegung ein Genüge geleistet habe, oder ob ich solche verwerfe. Allein hier erfordert die Natur der Sache, daß ich, ehe ich mich mit ihm darüber weiter einlasse, erst die bestimteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort, christliche Religion, verstehe? und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu seyn, er sich rühmet. Denn es kan ihm nicht unbekant seyn, daß schon manche Naturalisten sich eben dieses Blendwerkes

bedienet, und von dem Christenthume, für dessen Vertheidiger sie sich ausgaben, großes Aufheben gemacht haben, da es doch hernach darauf hinausgelaufen, daß sie nichts anders als den Naturalismus darunter verstanden haben. Und wer ist uns Bürge, daß Herr Leßing nicht eben diese Masque gebrauche, und wenn wir ein langes und breites disputirt haben, zuletzt mich auslachen und sagen werde: ich rede von der Religion, welche nicht durch Thatsachen, nicht mit historischen Beweisen, sondern allein aus den Eigenschaften und Willen Gottes, und aus ihrer innern Wahrheit, bewiesen werden kan. Diese Religion kan bestehen, wenn auch die Bibel verlohren gienge. Der Sieg ist also auf meiner Seite. Ich kenne keine [68] andere Religion, als diese. Und da mich nichts verbindet, eine andere Sprache als die meinige zu reden; so muß es mir frey stehen, ob ich diese Religion die natürliche oder die christliche oder die lutherische nennen wil.

Zu dieser Besorgnis hat mich Herr Leßing noch mehr berechtiget, da er in dem Bogen: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft,(*) S. 11. ausdrücklich schreibt: „Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden „habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum „für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der „mit Ihm gleiches Wesens sey? In welcher Ver„bindung stehet mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse „von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner „Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen sich meine „Vernunft streubet". In dem folgenden erkläret er

(*) Da ich den Herrn Leßing mehr als einmahl auf das nachdrücklichste aufgefordert habe, sich zu erklären, ob er der Verfasser dieses Bogens sey, den jederman ihm zuschreibt; da er diese Aufforderung bisher beständig mit Stillschweigen übergangen hat; da ihm derselbe sowohl, als das Testament Johannis, in dem Meß-Catalogo zugeschrieben wird: so mache ich mich, da ich ihm solchen nun als dem Verfasser zuschreibe, damit der Unbesonnenheit nicht schuldig, deren er sich bey der Recension des Maschoischen Buches schuldig gemacht hat.

ſich, daß auch nicht die Auferſtehung Jeſu von den Todten, daß Chriſti eigne Zeugniſſe, daß die Zeugniſſe inſpirirter Geſchichtsſchreiber, ihn je von dieſem Satze überzeugen könten, [69] weil alle Beweisgründe zuletzt doch nichts mehr als hiſtoriſche Beweiſe wären.

Streubt ſich nun die Vernunft des Hn. Leßings gegen den Satz: daß Chriſtus der weſentliche Sohn Gottes iſt, ſo wird ſie ſolchen verwerfen, ſo muß ſie alle diejenigen Sätze verwerfen, welche mit demſelben in einer weſentlichen Verbindung ſtehen. Wil er nichts annehmen, was nicht anders als hiſtoriſch erwieſen werden kan; ſo wird er die meiſten von den weſentlichen Lehrſätzen der chriſtlichen Religion im eigentlichen Verſtande, verwerfen: folglich bleibt ihm nichts anders übrig, als der Naturalismus.

Ich bin verſichert, daß Herr Leßing, wenn er voraus hätte ſehen können, daß dieſe Controvers dieſen Lauf nehmen würde, ſich ſehr gehütet haben würde, ſich ſo frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gedanken ſeines Herzens zu offenbaren. Er würde ſich vielmehr ſeiner nachher gebrauchten Künſte bedienet, und ſeine Erklärung in Gleichniſſe und Bilder, welche mehr als eine Seite haben, verhüllet und dafür geſorgt haben, daß ihm noch immer eine Ausflucht übrig bleiben möchte. Allein dieſes Hülfsmittel iſt nun zu ſpäte, und dieſe Erklärung iſt hinlänglich, verſtändigen Leſern zu ſagen, wie die Religion des Herrn Leßings beſchaffen ſey. Sie wäre auch hinlänglich, mich zu rechtfertigen, wenn ich ſolche, bey der fernern Fortſetzung der Streitfrage mit ihm, zum Grunde legte. Ich habe aber meine ſehr gegründete Urſachen, warum ich, ehe ich auf dieſer Bahn einen Schrit mit ihm weiter gehe, von ihm ſelbſt eine völlig runde, und von al=[70]ler Zweideutigkeit entfernte Erklärung, über die Fragen: was für eine Religion er durch die chriſtliche Religion verſtehe; und was für eine Religion er ſelbſt als die wahre erkenne und annehme? fordere. Denn daß bey der Religion, die ich

als die christliche bekenne und predige, die Bibel schlechterdings unentbehrlich sey, das kan ich beweisen, aber nicht daß solches auch von der Religion gelte, welche Herr Leßing die *christliche* nennet, und welche die *seinige* ist. Hier kan er gar leicht den Sieg behaupten. Allein alsdenn entstehet wieder die Frage: ist diese Religion die wahre christliche Religion? Auf diese komt es vornehmlich an. Und wie ist es möglich, diese Frage zu untersuchen und zu entscheiden, so lange Herr Leßing hier einer deutlichen und bestimten Erklärung ausweicht, und wenn er sich hier als ein ehrlicher Man erklären sol, den Lesern lauter blaue Dünste in die Augen bläset.

Ich übrigen hat er so wenig als seine Anhänger Grund und Ursach, auf die *Axiomen* zu pochen, und solche als ein unübersteigliches Bolwerk anzusehen. Ich fürchte mich vor denselben so wenig, als vor einem Maulwurfshaufen. Es beruhet auf einem völlig sandigen Grunde, und wenn dieser weggeräumet ist, so muß alles übrige hinterher fallen. Es sind mehr solche *Schwächen* in denselben, als S. 45. die Fratze von einer auf einer kleinen Insel befindlichen lutherischen Colonie, welche die lutherische Religion besessen haben sol, aber keine Bibel. Denn diese beweiset eben so stark, daß die lutherische Religion ohne Bibel bestehen kan, [71] als Herrn Leßings und Aesops Fabeln beweisen, daß Thiere Vernunft und Sprache haben. Er hat ihr zwar in dem 8ten St. des A. G. zu Hülfe kommen wollen, aber auf einer solchen Art, bey welcher man ausrufen muß: risum teneatis amici!

Bis dahin also, daß Herr Leßing uns diese mit Recht geforderte Erklärung seiner Religion, oder der Religion, die er mit dem Nahmen der christlichen belegt, und für deren Gegner er durchaus nicht angesehen seyn wil, aber mit eigentlichen bestimten Worten, ohne Sophismen, Equivocen, ohne blendende und betriegende Gleichnisse, vorlegt, setze ich *meine Antwort auf die Hauptsache der Axiomen*, mit Recht aus. Indessen aber

kan ich ohne Nachtheil dieſer Erklärung, doch dem Hauptzwecke dieſer Blätter gemäs, fortfahren, die Schwächen zu zeigen, welche Herr Leßing in denſelben ſich zu Schulden kommen laſſen.

Zuerſt bin ich über den Stolz und über die Prahlerey, die er S. 5. u. f. zu Tage gelegt hat, erſtaunt, und ich bin verſichert, daß alle Leſer, welche noch Empfindungen von Beſcheidenheit und Selbſterkäntnis haben, dabey mit mir auf gleiche Gedanken gerathen ſind.

Er erklärt alle bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion ſchlechterdings für untauglich, folglich für nichts beweiſend, für verwerflich. Denn dieſes und nichts anders können ſeine eigne Worte ſagen: „Ich habe es „geſagt, und ſage es nochmahls, an und für ſich ſelbſt „ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Reli„gion bey weiten nicht mit allen den Kentniſſen, mit aller „der Wahrheits-[72]liebe, mit allem dem Ernſt geſchrieben, „den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes er„fordert“. Er rühmet: „daß dieſe ſeine algemeine Aeuſe„rung aus Induction entſtanden, und zwar aus einer ſo „volſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als er in „ſeiner Verfaſſung zu machen nur im Stande geweſen“. Vorläufig erinnere ich, daß ich die ganze Verſicherung des Herrn Leßings und ſein Urtheil über die bisherigen Vertheidigungen der Wahrheit der chriſtlichen Religion einräume, wenn die Worte: in meiner Verfaſſung, ſo viel ſagen ſollen, als: nach meinen einmahl angenommenen und veſtgeſetzten Vorurtheilen und Grundſätzen: deren Zuverläßigkeit und Richtigkeit ihm aber kein Verſtändiger einräumen wird.

Ich habe verlangt, daß er dieſe Induction vor unſern Augen führen ſolle. Er nennet dieſe gerechte Forderung ſpöttiſch eine Kanzelzumuthung. Elender Witz! Wie glücklich würde Hr. Leßing ſeyn, wenn er durch denſelben die Forderungen der Gläubiger abweiſen könte? Ich wil damit nichts mehr ſagen, als wenn er durch denſelben die Augen der Leſer blenden, und ſie überreden könte, daß er

Heldenthaten thun könte, welche ihnen unglaublich schienen, und wenn sie alsdenn forderten, daß er solche vor ihren Augen thun solte, eine solche Forderung mit einem hähmischen Nahmen belegte.

Doch er besinnet sich. Er nimt seine Zuflucht abermahl zu einem Bilde. Er sagt: die Forderung, alle Schriften, welche auch nur in diesem Jahrhundert für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, vor den Augen der Christen zu [73] prüfen, und ihre Untrüglichkeit zu erweisen, sey ebenso ungereimt, als wenn man jemanden, der nicht wüste daß das Queckſilber auf der Capelle verrauchte, sagte, daß alles Queckſilber auf der Capelle verrauchen müste, und er wolte solches nicht glauben, sondern fordern, daß man alles Queckſilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und solches vor seinen Augen verrauchen lassen solte.

Hier erscheint die Leßingische Logik abermahls in ihrer wahren Gestalt. Der Schlus würde volkommen überzeugend seyn, wenn er nur nicht zum Unglücke vergessen hätte, die beyden Hauptsätze, auf welchen dieser Schlus beruhet, zuerst zu erweisen. Es sind diese:

Der erste: Gleichwie alles Queckſilber in der ganzen Welt nur einerley Natur hat, also sind auch alle Vertheidigungen für die Wahrheit der christlichen Religion von gleicher Beschaffenheit und von gleicher Stärke.

Der zweite: Eben das Verhältnis, welches das Feuer der Capelle gegen alles Queckſilber hat, hat meine Vernunft gegen alle Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion.

Diese beyden Sätze sollen die Leser voraus setzen, und Herrn Leßing zu gefallen als Axiomen annehmen. Einen unverschämtern Stolz hat wohl noch kein Gelehrter verrathen, und eine größere Prahlerey hat gewis keiner unter so vielen gelehrten Thrasonen in die Welt von sich selbst hinein geschrieben.

Er fordert von mir, ich sol diejenige Schrift nennen, an welcher er zuerst seinen Versuch des Verrauchens machen

ſol. Und dieſe Forderung zu [74] erfüllen bin ich nicht verbunden. Ich bin vielmehr berechtiget, ihn aufzufordern, uns diejenigen Schriften zu nennen, welche auf der Capelle ſeines Verſtandes wie Queckſilber verflogen ſind. Zugleich aber erwarte ich auch, daß er uns zeige, auf welche Art er die Sache angegriffen hat. In dem Felde der Schauſpiele kan Herr Leßing allerdings Verwüſtungen anrichten, ſeine Dramaturgie hat manches ſchlechte Stück abgewürdigt, und hier wil ich ihm gern die algemeine Regel: artifici in ſua arte credendum eſt, zu ſtatten kommen laſſen; aber auf ſein bloßes Wort zu glauben, daß er der Man ſey, vor dem alle bisherige Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion, ſobald er ſeinen Wind darüber gehen läſſet, wie Spreu verfliegen müſſen, das kan er von keinem vernünftigen Manne verlangen, am wenigſten von denen, welche dieſe Schriften auch geleſen, geprüfet, zwar nicht alle von gleicher Art, und alle Gründe von gleicher Stärke, aber doch die meiſten von denſelben bewährt, und viele von ihnen vortreflich gefunden haben: oder Herr Leßing müſte ſo weit gehen, daß er ſich einbildete, und zugleich ſeine Leſer bereden wolte, daß er allein einen Menſchenkopf, dieſe Gelehrten aber nur Menſchengeſichter hätten.

Indeſſen kan ich es mir leicht vorſtellen, wie er auf dieſe ſtolze Höhe gerathen ſey. Er hat bey ſeiner Prüfung der Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion gewis den Satz zum Grunde gelegt:

> Da keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kan, ſo kan auch nichts [75] durch hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden, das iſt: zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Und höchſtwahrſcheinlich finden in dem Lehrgebäude der Leßingiſchen Religion, keine andre, als nothwendige Vernunftswahrheiten, ſtat. Allein mit dieſem Satze darf er ſich nicht eher melden, bis er dasjenige, womit der Herr Director Schuman ſolchen in

seiner Antwort völlig zu Grunde gerichtet, gründlich widerlegt hat.

Dieser Satz ist ganz gewis das Feuer der Leßingischen Capelle. Er hat solchen S. 34. der Axiom. wieder angeführt. Er sagt daselbst, dem Scheine nach zwar etwas schwankend, aber doch für einsehende Leser bestimt genung, daß er keine Lehrsätze der Religion annehme, die sich auf geschehene Thatsachen gründen, sondern nur solche, welche mit den Eigenschaften und Willen Gottes übereinstimmen, eigentlich, welche aus den Eigenschaften Gottes demonstrirt werden können, und dem im Naturgesetze geoffenbarten Willen Gottes (ein Man, der die Bibel für überflüßig erklärt, und den Untergang derselben auf alle Art zu befordern sucht, kan von keiner andern Offenbarung des göttlichen Willens etwas wissen wollen) gemäs sind, die also nur aus ihrer innern Wahrheit erwiesen werden können. Da nun alle Schriften von der Wahrheit der christlichen Religion gerade das Gegentheil zum Grunde setzen, und richtig erwiesene Thatsachen zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion annehmen: so hat Herr Leßing kurze Arbeit gehabt, sie alle in diesem Feuer seiner Capelle verrauchen zu lassen. Allein dieses Feuer ist nichts mehr als ein Nordlicht. Er darf sich mit diesem Satze nicht wieder melden, da der Herr Dir. Schuman solchen in s. Antwort, S. 10. f. als eine offenbare Thorheit dargestellet hat. Doch dieses heisse Eisen anzugreifen, hat Herr Leßing bisher wenig Lust bewiesen(*). Und ich glaube, daß diese Antwort des [76]

(*) Ich habe darüber meine Gedanken in dem Vorläufigen, S. 47. u. f. bereits dargelegt. Auch diese hat Herr Leßing mit Stilschweigen übergangen. Er schwärmt dagegen bey Nebendingen und Personalien herum, um die Leser von dieser Hauptsache der Controvers abzuführen. Ich wil aus tausend Fällen, welche die Ungereimtheit dieses Satzes darlegen, nur noch einen hersetzen. Gesetzt, Herrn Leßing wäre in Indien von einem dort verstorbenen Bruder seines Vaters eine wichtige Erbschaft zugefallen. Die Bewindhaber der Ostindischen Compagnie hätten

Herrn Schumans die Capelle sey, auf welcher der Leßingische Bogen: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, sehr geschwind den Weg durch den Schornstein genommen hat.

[77] Indessen wil ich mehr thun als ich zu thun schuldig wäre. Ich ersuche ihn, unsers großen Wagners Betrachtungen über die geoffenbarten Geheimnisse der christlichen Religion: vor unsern Augen auf seine Capelle zu bringen, und solche als Queckſilber verrauchen zu lassen. Ich sage mit großem Vorbedacht: vor unsern Augen. Denn er wird uns doch wohl nicht für so einfältig halten, noch weniger fordern, daß seine Autorität so viel bey uns gelten müste, daß wir es blindlings glauben solten, wenn er uns sagte: Ich habe solche längst auf meine Capelle gebracht, und sie sind verraucht. Nur bitte ich mir dabey folgende Kleinigkeiten aus: Einmahl, daß er den eben angeführten Satz, der die strengste Vernunft, das ganze cultivirte, auch nicht cultivirte Menschengeschlecht, (denn alle vernünftige Bauern werden über denselben spotten) und den

erklärt, daß er diese Erbschaft durch einen Bevolmächtigten abfordern lassen könte, der aber zugleich einen unwidersprechlichen Beweis seiner ehrlichen Geburth und Abstammung von dem Bruder des Verstorbenen mitbringen müste. Wie müste Herr Leßing hier handeln, wenn er nach seinem Grundsatze handeln wolte? er müste sagen: Ich weis es blos aus historischen Nachrichten, daß ein Indien in der Welt ist, darauf werde ich die Kosten, die zur Ueberschickung eines Bevolmächtigten erfordert werden, nicht wagen. Wird er so schliessen? o nein! er wird seinen Grundsatz vergessen, sich mit einem Taufscheine aus dem Kirchenbuche versorgen, und vielleicht selbst nach Amsterdam übergehen. Wie aber, wenn alsdenn die Bewindhabers sagten: der Taufschein ist nur ein historischer Beweis, er beweiset nur eine historische Wahrheit. Wir können es also nicht wagen, auf denselben die theoretische Wahrheit, daß Herr Leßing der rechtmäßige Besitzer der Erbschaft sey, zu bauen, und ihm solche also durch einen Rechtsspruch nicht zu erkennen. Wie würde Herrn Leßing ein solches Verfahren gefallen?

[78] Common ſenſe gegen ſich hat, zurücke laſſe. Zweitens, daß er bedenke, daß die geoffenbarten Wahrheiten der chriſtlichen Religion nicht als das Einmahl Eins der Arithmetik demonſtrirt werden können, und demonſtrirt werden ſollen. Drittens, daß er mit ſeiner Theaterlogik zu Hauſe bleibe, und ſo lange er dieſe Arbeit unter Händen hat, ſeine Leſer mit Antitheſen, Sophismen, Equivocen, Fallacien, und mit ſeinem ganzen Bilderkrame verſchone. Denn wir verlangen richtige und beſtimte Erklärungen, und richtige Schlüſſe. Wir verlangen das Feuer ſeiner Capelle und die Wirkungen deſſelben, nicht aber die Nordlichter zu ſehen, in deren Schöpfung ſeine Phantaſie zum Ekel vernünftiger und Wahrheit liebender und ſuchender Leſer, unerſchöpflich iſt. Wil er zu gleicher Zeit die beyden Schriften des Herrn Dir. Schumans mit verrauchen laſſen, ſo wird er uns über die Stärke des Feuers ſeiner Capelle in eine deſto größere Verwunderung ſetzen, und ſeinen Ruhm deſtomehr erhöhen. Ich glaube, daß er, wenigſtens zu dem letzten, meiner Aufforderung nicht bedurft hätte, ſondern ſolches ſeiner eignen Ehre ſchon längſt ſchuldig geweſen wäre.

Nun folgt S. 8. der Axiom. eine Stelle, welche ich ganz herſetzen muß, weil ſie ein Beweis der Argliſt des Herrn Leßings iſt, und die Abſicht hat, flüchtigen Leſern Sand in die Augen zu ſtreuen. Er ſchreibt:

„Nur eines muß ich mir dabey ausbedingen. Er „muß nicht thun, als ob der, der gewiſſe Beweiſe einer „Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt be-[79]zweifle. Der „geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt iſt Meuchelmord. „Was kan ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe „zu einer Gewisheit und Evidenz erheben wil, die ſie „ſchlechterdings nicht haben können? Was kan ich dafür, „daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen „Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere „Theologen geſichert genung hielten“?

Wie ſehr wäre Herr Leßing zu beklagen, wenn ſeine Gegner ſo grauſam mit ihm umgiengen, und ihn

solcher Dinge beschuldigten, an welchen er so unschuldig seyn will, ja wenn man gar meuchelmörderisch mit ihm verführe? Aber wie sehr ist Herr Leßing zu beklagen, daß er ein so kurzes Gedächtnis hat, und da er die 8te Seite niederschreibt, schon vergessen hat, was er auf der 5. 6 und 7ten geschrieben hatte. Dort lässet er alle bisherige Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion auf der Capelle seiner Vernunft verrauchen, so daß auch nicht ein einiges Buch, welches den Zweck hat dieselbe zu beweisen, und nicht ein einiger Grund, welchen die bisherigen Philosophen und Theologen dafür angeführt haben, übrig bleibt, und hier wil er die Leser überreden, daß er nur gewisse Beweise, nicht verrauchen lassen, sondern nur bezweifle, daß es nur Nebenbeweise wären, welche man neuerer Zeit zu einer Gewisheit und Evidenz erheben wolle, welche sie schlechterdings nicht haben können, die er nicht als ächte Münze annehmen wolle. Ist hier nicht der offenbarste Widerspruch? Ist es möglich, mit dem Manne einen vernünftigen Streit zu führen, der so wetterwendisch ist, und [∞] sich kein Bedenken macht, nach Verlauf einer Viertelstunde dasjenige zu leugnen, was er vor derselben mit der äuserſten Hitze bejahet hatte, und dasjenige einzuschränken, was er vorher ohne alle Einschränkung, in dem algemeinsten Verstande und mit den algemeinsten Ausdrücken, die nur möglich sind, behauptet hatte? Welche Schwäche! aber welche Tücke zugleich, da er sich so sorgfältig hütet, die gewissen Beweise anzuzeigen, die er nun nur bezweifelt, da er sie vorher hatte im Rauche aufliegen lassen, und diejenigen zu melden, die er noch für gültig erkennet? Allein er hat zugleich vergessen, daß er sich bereits selbst blos genung gegeben hat, so daß man ihm das, was er so sorgfältig zu verdecken sucht, aus seinen eignen Grundsätzen und Aeuserungen unter die Augen stellen kan.

Da er die Bibel mehr als einmahl für ein ganz unnützes Buch erkläret hat, welches ohne den geringsten

Nachtheil der christlichen Religion verlohren gehen könte, ja welches ohne ihren Nachtheil nie existirt haben dürfte: so folgt daraus unwidersprechlich, daß er schlechterdings alle, aus der Bibel hergenommene Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, verwirft, und für untauglich erklärt. Was bleiben also für Beweise übrig? keine andre, als diejenigen, welche die Vernunft an die Hand giebt. Können diese aber die christliche Religion und die Geheimnisse derselben beweisen? Nichts weniger, sie beweisen nur die natürliche Theologie und Religion. Es kan also schlechterdings keine andre seyn, als diese, welche Herr Leßing betrüg-[81]lich beständig die christliche Religion nennet, und durch welchen Kunstgrif er den großen Haufen der Leser seiner Blätter zu berücken, und zu bereden sucht, daß er ein wahrer Verehrer der christlichen Religion sey. Ich fordre also den Herrn Leßing auf, uns die Wohlthat zu erweisen, und stat aller von ihm verworfenen bisherigen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, uns seinen Beweis zu geben, der gewis ächtes Gold seyn wird, und das Feuer der Capelle, ohne etwas zu verliehren, vertragen kan. Denn eine Uhr verachten und tadeln, auch in Stücken schlagen, das ist eine Kunst, zu welcher ein jeder aufgelegt ist, aber eine bessere und zuverläßigere zu machen, das bedeutet etwas mehr. Ich weis es aber schon zum voraus, daß Herr Leßing diese Forderung so wenig als alle übrige, die ich ihm bereits vorgelegt habe, erfüllen wird. Denn ob er sich gleich das Ansehen geben wil, als ob er die Capelle allein gepachtet habe; so muß er doch besorgen, daß auch andre Leute sich derselben bedienen können und bedienen werden. Sein eignes Gewissen wird ihm sagen, daß sein Beweis, stat richtiger Definitionen, nur Bilder und Gleichnisse, stat vester Gründe, nur analogische Schlüsse darstellen würde, welche, wenn andre Leute solche auf die Capelle bringen würden, nicht wie Queckſilber verrauchen, sondern wie Stroh und Stoppeln verfliegen würden. Herr Leßing wird sich also mit der Weitläuftigkeit dieser Arbeit

entſchuldigen. Ich wil es ihm bequemer machen. Ich erſuche ihn alſo nur uns zu ſagen, ob die beyden Artikul: von der Einigkeit Gottes, und von der Unſterblichkeit der Sele, [82] Artikel ſeiner Religion ſind? Wenn er ſolches zugeſtehet; ſo bitte ich ihn, uns von beyden die Beweiſe zu geben. Hier wird er Gelegenheit haben, die anderweitigen Gründe, auf die er ſo ſehr pochet, anzubringen, und wir werden Gelegenheit haben, die Probe zu machen, ob ſie die Capelle aushalten können.

Herr Leßing wil es nicht an ſich kommen laſſen, daß man ihn beſchuldigen ſol, daß er die Sache ſelbſt, die Wahrheit der chriſtlichen Religion, bezweifle, weil er gewiſſe Beweiſe davon bezweifele. Er erklärt den geringſten dahin ausgeſtreckten Fingerzeig für Meuchelmord. Ich habe oben ſchon erinnert, daß er nicht gewiſſe Beweiſe, ſondern alle Beweiſe, nicht bezweifle, ſondern mit dem äuſerſten Stolze verwerfe. Ich wage es auf ſeine Drohung, daher den Schlus zu machen, daß er die Sache ſelbſt, nemlich die chriſtliche Religion in ihrem eigentlichen Verſtande, nicht bezweifele, ſondern verwerfe, und er muß ſich erklären, ob er die chriſtliche Religion ohne alle Beweiſe annehme, oder er muß uns den Beweis vorlegen, den er allein für hinlänglich hält, ſeinen Verſtand von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. Das wäre ſeine Schuldigkeit geweſen, da er ein ſolches ſtolzes und wegwerfendes Urtheil über alle bisherige Beweiſe derſelben von ſeinem Richterſtuhle erſchallen lies. Und nun iſt ſolches noch mehr ſeine Schuldigkeit, da ich ihn öffentlich dazu auffordere, und ihm erkläre: daß ich bis dahin alle dieſe Aeuſerungen für nichts anders als für Gaſconnaden anſehe.

[83] Wie wenn Herr Leßing auftreten und ſagen wolte: ich erkenne es, daß der gegenwärtig regierende durchlauchtige Herzog von Braunſchweig ſeine Lande mit dem höchſten Rechte beſitzet, aber ich erkläre alle bisherige Beweiſe dieſer Wahrheit für untauglich. Was wird ihm

zur Antwort werden? dieſes: Gut, ſo zeige die Untüchtigkeit der bisherigen Beweiſe, und gieb uns einen andern und beſſern. Wie, wenn er hier mit ſeinem Gleichniſſe vom Queckſilber erſchiene, und damit die erſte Forderung abweiſen, zu der letzten ſich aber ſchlechterdings nicht bequemen wolte, würde alsdenn ein jeder darauf ausgeſtreckte Fingerzeig, daß man ihn im Verdachte hätte, daß er die Sache ſelbſt, nicht allein bezweifelte, ſondern auch verwürfe, auch Meuchelmord ſeyn?

Die beſcheidnen Schranken, in welchen alle ältern Theologen die Sache ſelbſt geſichert genung gehalten hätten, von welchen Herr Leßing in dem folgenden redet, und welche er im Sinne hat, kenne ich nicht. Er muß ſolche alſo auch anzeigen, oder ich erkläre die Sache auch für einen Kunſtgrif, mit welchem er ſchwache Leſer berücken wil.

Auf der neunten Seite heiſt es: „Ich bin ein Liebhaber der Theologie", (aber nicht der bibliſchen; warum hat Herr Leßing dieſen Zuſatz ausgelaſſen?) „und nicht „Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören „müſſen". (und niemand muß auf ein gewiſſes Syſtem ſchwören. Alle diejenigen, die dieſen Eyd ablegen, erklären ſich, daß ſie ſolches freywillig thun, meynen ſie es anders, ſo ſind ſie Betrüger.) „Mich verbindet nichts, [84] „eine andre Sprache zu führen, als die meinige. Ich „betaure alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, „dieſes von ſich ſagen zu können". (alle dieſe Männer ſind keine ehrliche Männer. Iſt die Sprache, die ſie führen, nicht die ihrige, das iſt, nicht die Sprache ihres Herzens und ihrer Ueberzeugung, und ſie machen ſich doch durch Eyde verbindlich, ſolche zu führen, ſo ſind ſie Meyneidige.) „Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern „ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner „werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden „ſind. Sonſt höret mein Betauren auf, und ich kan „nichts, als ſie verachten".

Abermahl ein ſauberes Gleichnis aus Herrn Leßings unerſchöpflichen Schatzkammer. Männer, welche unter eyd-

lichen Verbindungen ſtehen, ſind Ochſen, die mit Stricken an die Krippe gebunden ſind. Kein Ochſe trägt dieſen Strick mit ſeinem guten Willen. Alſo ſind alle eydliche Verbindungen Zwang und Gewalt. Stehet Herr Leßing nicht auch als Bibliothekar und Hofrath unter eydlichen Verbindungen? Unter der Verbindung, zu glauben, daß die Bibliothek, die ihm anvertrauet iſt, ſeinem Herrn eigenthümlich und rechtmäßig zugehöre? daß folglich eine jede Entwendung eines Buches aus derſelben durch eine fremde Hand, ein Diebſtahl ſey? Fordert er nicht, daß alle andere, welche die Bibliothek betreten, eben dieſes glauben, und ihr Verhalten darnach einrichten ſollen? Wil er damit andern den Strick, mit welchem er ſelbſt an die Krippe gebunden iſt, um die Hörner werfen? Was würde er antworten, wenn ein anderer ſagte: [85] ich betaure den ehrlichen Leßing, der nicht ſo glücklich iſt als ich, der ich meine Handlungen nach meinem Wohlgefallen einrichten kan. Aber wenn er den Strick, mit welchem er an die Krippe gebunden iſt, auch mir um die Hörner werfen wil, ſo höret mein Betauren auf, und ich kan nichts als ihn verachten?

Hat Herr Leßing auch bedacht, daß alle und jede, welche in dem Civil- und Militairſtande die höchſten Stellen bekleiden, auch unter eydlichen Verbindungen ſtehen? wird er ſein pöbelhaftes Gleichnis auch auf dieſe ausdehnen?

Ich übergehe das übrige der Axiomen bis dahin, da Herr Leßing die von mir verlangte Erklärung abgegeben haben wird. Bleibt er dieſe ſchuldig, ſo wie er bisher die Antwort auf alle die Puncte in meinem Vorläufigen ſchuldig geblieben iſt, bey welchen er Gefahr gelaufen wäre, die innern Gedanken ſeines Herzens zu verrathen; ſo werde ich alle weitere Bedenklichkeit bey Seite ſetzen, und die Gründe, welche er ſelbſt an die Hand gegeben hat, und welche ihn ſchon, aller ſeiner ſcheinbaren Proteſtationen ungeachtet, höchſt verdächtig machen, daß er keine andere als die natürliche Religion annehme,

als völlig bewiesen ansehen, und ihn alsdenn aus diesem Gesichtspuncte behandeln.

Ich komme nun zu den Blättern, welchen er den Titel: Anti-Goeze, zu geben gut befunden hat.

In dem ersten derselben wil er gleich anfangs den von ihm veranstalteten Druck der boshaften und lästernden Fragmente damit rechtfertigen, daß ich [86] selbst zugestanden hätte, daß dieselben schon ein Paar Werke hervorgebracht hätten, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiegen. Das hier befindliche Wort: unendlich, hat Herr Leßing selbst hinzugesetzt. Es kan etwas zur Beförderung seiner Absicht beytragen. Aus meiner Feder ist solches nicht geflossen. Die Sache selbst habe ich geschrieben, und es ist noch meine Meynung. Ich wil solche durch ein Bild, aber nicht aus Herrn Leßings Vorrathshause, erklären. Wenn die Obrigkeit und die Bürger einer Stadt in Absicht auf die Policey und Feueranstalten nachläßig werden, und solche eingehen lassen, wenn alsdenn ein Mordbrenner Feuer anlegt, und Ursach wird, daß eine große Anzahl Häuser, insonderheit armer Leute darauf gehen, auch einige Kinder, Kranke, alte, auch gesunde und starke Leute, mit verbrennen, dadurch aber die Obrigkeit und Bürger auffordert und aufwecket, auf diejenigen, die zu ihren Thoren aus- und eingehen, und sich unter ihnen aufhalten, imgleichen auf die Feuergeräthe bessere Aufmerksamkeit zu richten, und dadurch aufs künftige dergleichen, oder noch größere Unglücksfälle zu verhüten; so hat die Stadt wirklich davon einige wesentliche Vortheile, sie bekomt neue Häuser, vielleicht regelmäßigere Gassen, und erhält gegen die Gefahr von Mordbrennern eine größere Sicherheit. Von diesen Vortheilen ist der Mordbrenner die causa sine qua non. Aber es ist auch eine große Anzahl von Einwohnern dadurch an den Bettelstab gerathen, und einige haben ihr Leben gar in den Flammen aufopfern müssen. Die gedruckten Fragmente [87] haben einige neue Vertheidigungen der Wahrheit der christlichen Religion und der heil. Schrift veran-

lasset. Es ist zu hoffen, daß solche noch manchen Lehrer und Christen aus seiner bisherigen Schlafsucht aufwecken, und sie antreiben werden, theils mehrere Bevestigung ihres Glaubens zu suchen, theils zu besorgen, daß sich mitten unter uns Leute finden, welche gegen die christliche Religion und gegen den einigen Lehrgrund derselben, die heil. Schrift, eben die Gesinnung haben, als die Mordbrenner gegen eine Stadt. Diese Vortheile räume ich ein. Allein sie sind zufällig. Sie hätten eben sowohl durch andre Bewegungsgründe, und durch Anwendung anderer unschädlicher Mittel, als durch die Ausbreitung der gotteslästerlichen Fragmente, erhalten werden können; so wie nicht schlechterdings Mordbrenner nöthig sind, wenn Obrigkeit und Bürger einer Stadt aufgefordert werden sollen, eine verfallene Policey, und die Aufsicht auf die Feueranstalten einer Stadt zu verbessern und wieder herzustellen. Allein der Schade ist nothwendig, der daher entstehet, wenn Unglaubige in ihrem Unglauben gestärket, wenn ihre Selen völlig verstocket, und ihre Verachtung des Erlösers und ihre Feindschaft gegen sein Kreuz, aufs höchste getrieben wird, wenn Schwache geärgert, wenn unbevestigte Selen zum völligen Abfalle gereizet, wenigstens gegen Jesum, gegen seine Zeugen und gegen das Evangelium, das doch die einige Kraft Gottes bleibt, selig zu machen, die daran glauben, Röm. 1, 16. mit solchen Vorurtheilen eingenommen werden, welche sich ihres Herzens plötzlich bemächtigen, und hernach von ih-[88]nen schwerlich oder gar nicht überwunden werden können, und fliesset unmittelbar aus dem Drucken und aus dem Lesen der Fragmente, und solches mehr aus diesen, als aus allen bisher gegen die christliche Religion herausgekommenen feindseligen Schriften, weil meines Wissens wenigstens noch keine in unsrer Sprache an das Licht getreten sind, in welchen der Lästergeist sich in solcher Größe, und mit solcher Frechheit gezeiget hätte, als in diesen. Die Schuld und Verantwortung dieser Folgen fält lediglich auf den Herausgeber derselben. Glaubt er nun, daß seine vorgespiegelten

Scheingründe, mit welchen er sein Verhalten vor der Welt rechtfertigen wil, und auf welche er so sehr trotzet, auch an jenem Tage, vor dem Richter aller Welt, die Feuerprobe aushalten werden, so glaube er solches auf seine Gefahr. Ich und andre rechtschaffene Christen und wahre Verehrer unsers großen und in dem letzten Fragmente so teuflisch gelästerten Erlösers, haben die stärksten Gründe zu besorgen, daß das, aus dem ewig vest stehenden Grundsatze dieses Gerichts: Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget, und er ersäufet würde im Meere, wo es am tiefesten ist. Wehe der Welt der Aergernis halber! Es muß ja Aergernis kommen! doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis komt! Matth. 18, 7. 8. fliessende Urtheil, ganz anders ausfallen werde. Herr Leßing schreibt zwar, A. G. 7 St. S. 14. mit der äuserstен Verwegenheit: ich glaube ganz und gar an kein solches Aergernis; allein [89] diesen dem Worte Jesu so frech entgegen gesetzten Unglauben muß er an jenem Tage vor dem Angesichte seines Richters verantworten, und das wird ihm schwer genung fallen. Da wird es sich zeigen, wer die Oberhand behauptet, das Wort das Jesus geredet hat, oder sein Unglaube.

Man könte hier einwenden: Alles dieses trift auch diejenigen, welche nachher die Fragmente wieder, obgleich mit beygefügten Widerlegungen, haben drucken lassen. Denn es ist zu besorgen, daß die Neugierigen die ersten allein, die letzten aber nicht lesen werden. Ich antworte: Freylich würde es sehr bedenklich seyn, diese Lästerschriften zuerst aus der Finsternis an das Licht zu bringen, und solche mit einer Widerlegung begleitet, drucken zu lassen. Allein die Sache gewinnet ein ander Ansehen, nachdem Herr Leßing die Sorge übernommen hat, die eigentliche Hebammenstelle bey diesen Misgeburten zu vertreten, und überdem solche noch mit Gegensätzen zu begleiten, welche dem in den Fragmenten befindlichen Gifte, den Weg zu den menschlichen Herzen erst recht bahnen, und insonder-

heit die Absicht haben, ihnen das einige kräftige Gegengift, die heil. Schrift, verdächtig und verhaft zu machen. Nun sind durch seinen Dienst die Fragmente, da sie auf die Messe nach Leipzig gekommen, in ganz Deutschland verbreitet. Seine Gegensätze reizten die heimlichen und öffentlichen Feinde der Religion Jesu noch mehr, dieselben zu kaufen und begierig zu lesen. Von diesen wurden sie andern angepriesen, und der Schaden, der dadurch angerichtet werden konte, war gewis geschehen, noch ehe die Lüderwal-[90]dische Ausgabe derselben mit der Widerlegung erfolgte. Und da Herr Lüderwald seine Absicht allein auf die Widerlegung des Fragments gerichtet hatte, Herrn Leßings Gegensätze aber zugleich, aus leicht zu begreifenden Ursachen, zu berühren Bedenken trug; so that er wohl, daß er das Fragment abdrucken lies: theils damit er es den Lesern bequem machen möchte, Angrif und Vertheidigung zu vergleichen, theils weil er dadurch verhütete, daß diejenigen, welche beydes vor Augen haben wolten, nicht gereizet würden, die Leßingische Ausgabe zu kaufen, wodurch er ihnen also einen großen Theil des Aergernisses sparete, welches sie aus den Leßingischen Gegensätzen hätten schöpfen können.

Herr Leßing hat zwar an vielen Stellen seiner Blätter vorgegeben, daß nicht er, als der Herausgeber, sondern daß diejenigen, die gegen die Fragmente geschrieben haben, schuld an der Ausbreitung und Bekantmachung derselben wären: also ist nicht der, der das Feuer anlegt, sondern der Thurmwächter der stürmet, und die Leute die zum Löschen laufen, sind Schuld an der daher in der Stadt entstehenden Unruhe; und im 1 St. des A. G. S. 1. 2. und im 7 St. S. 9. stellet er sich, (mit welcher Aufrichtigkeit des Herzens, darüber mag der Herzenskündiger urtheilen) als ob er sie zu dem Ende an das Licht gestellet habe, damit er solche so bald als möglich widerlegt sehen, und solche Widerlegung auch selbst nützen könte, weil er nicht im Stande wäre, viele dadurch bey ihm erregte Zweifel zu überwinden. Doch dergleichen Widersprüche

ſind bey Herrn Leßing nichts neues. Wie er aber [91] die Widerlegungen aufnehme, welche von anderer Art ſind, als ſeine Gegenſätze, bey welchen die heil. Schrift als Gottes Wort gebraucht wird, und welche den elenden und betrüglichen Grund: das Chriſtenthum iſt einmahl da, ſein Proces iſt gewonnen, alſo proteſtiren wir wider alle Reviſion deſſelben, mit Verachtung verwerfen, davon hat er in der Duplic gegen ſeinen lieben Nachbar die Probe gewieſen: und wir können es zum voraus an den Fingern abzählen, wie er bey einer ſolchen Affenliebe für ſeinen Fragmentenſchmid, allen Widerlegern begegnen werde.

Ich muß einen Schrit zurücke gehen, und noch eine Stelle aus dem A. G. 1 St. S. 4. mitnehmen. Hier ſchreibt Herr Leßing: „Ich hoffe, mein Ungenanter wird „noch zeitig genung unter die rechten Hände kommen, unter „welchen er mir noch nicht zu ſeyn ſcheint: und ſodann „glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine „Bekantmachung einen größern Dienſt erwieſen zu haben, „als Sie mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen".

„Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zu„traue, als Sie, ſol ich ein Feind der chriſtlichen Religion „ſeyn? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem „Geſundheitsrathe anzeige, ſol ich die Peſt ins Land ge„bracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren „ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenante ganz „aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihn nicht hinein„geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch gan; „exiſtirt, und bereits in mehrern Abſchriften exiſtirt, wovon, „ich weis nicht wie", (kan Herr Leßing [92] das mit gutem Gewiſſen ſchreiben?) „nur Fragmente des erſten „Entwurfs ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich „der Welt freylich nutzbarer hätte machen können, wenn „ich alle darin befindliche platdeutſche Bibeln für Sie „conferiret hätte".

Die elende Spötterey über meine Poſtillen und Zeitungen, verdient Verachtung. Ich habe mich nie

gerühmet, daß ich der christlichen Religion durch meine Schriften, welche nicht alle Postillen sind, einen großen Dienst erwiesen habe. Allein daß Selen darin ihre Erbauung, und niemand als die Feinde der göttlichen Wahrheit darin einen Anstos gefunden haben, davon habe ich Gott Lob! häufige und unwidersprechliche Zeugnisse. Ich bin gewis, daß diese an jenem Tage auf meine Seite treten werden. Ueber den Dienst, den Herr Leßing durch den Druck der, Jesum lästernden Fragmente, und durch seine beygefügte Gegensätze der christlichen Religion geleistet, und über die Erbauung, die er dadurch gestiftet, hat er schon hier viele Urtheile rechtschaffener Christen gelesen, und wird noch mehrere davon zu Gesichte bekommen. Er wird solche höhnisch verachten, so wie er, laut seines bisherigen Betragens gegen mich, meine, ich nehme Gott zum Zeugen, aus dem aufrichtigsten Herzen gegen ihn hergeflossene Gewissensrüge, mit welcher ich das vorige Stück beschlossen habe, schnöder verachtet, und seine feindselige Spöttereyen gegen mich hernach noch viel höher getrieben hat; allein mit solchem Trotze und Hohne wird er auf seinem Todtenbette das Urtheil seines Gewissens, und [93] an jenem Tage das Urtheil seines und meines Richters, nicht abweisen können. Ich habe nie Zeitungen, sondern nur einige Aufsätze in gelehrten Zeitungen geschrieben. Diese Wahrheit war den Absichten des Herrn Leßings nicht gemäs, also grif er stat derselben gleich eine Lüge aus der Luft, und schrieb: ihre Zeitungen; und hier handelt Herr Leßing nicht, wie ein ehrlicher Man handeln muß.

Durch den Druck der Fragmente wil er nichts weiter gethan haben, als das im Finstern schleichende Gift dem Gesundheitsrathe angezeigt haben. Erweiset er damit dem Fragmentenschreiber eine Ehre, daß er seine ungedruckten Blätter ein im Finstern schleichendes Gift nennet? Das habe ich auch gethan, und darüber hat mich Herr Leßing, Parabel, S. 29. beschuldigt, daß ich seinen Ungenannten buben-

mäßig behandelt hätte. Hier fält also die Beschuldigung auf ihn selbst zurück. Möchte doch Herrn Leßings Gedächtnis so stark seyn, als seine Phantasie ist, so würde er sich solcher Schwächen vielleicht nicht schuldig machen. Indessen hat er Recht. Die Fragmente sind Gift. Eben ein solches Gift, als eine rebellische Schrift seyn würde, in welcher der rechtmäßige, gerechte, weise und wohlthätige Regent eines Landes vor den Augen seiner Unterthanen so geläſtert würde, als unser hochgelobter Erlöser in diesen Fragmenten vor den Augen aller derer, die sich zu Ihm bekennen, an sein Evangelium glauben, und von Ihm Leben und Seligkeit haben und erwarten, geläſtert wird. Der von Herrn Leßing [94] veranstaltete Druck derselben sol nur eine Anzeige dieses Gifts an den Gesundheitsrath seyn. Abermahls eines von den Lessingischen hinkenden Gleichnissen. Der Gesundheitsrath ist also die ganze Welt, wenigstens der Theil derselben, der Deutsch lesen und verstehen kan. Mit eben dem Rechte, mit welchen ein Mensch, der einen Scheffel vol Giftpulver, dessen Ausdünstungen tödtlich sind, aus einen verborgenen Winkel hervorziehet, und solches in der Nacht in den vornehmsten Straßen einer Stadt ausstreuet, sich damit entschuldigen kan, daß er solches nur dem Gesundheitsrathe anzeigen wollen, kan auch Herr Leßing diese Entschuldigung für sich gebrauchen, und eben das, was einem Mordbrenner zur Antwort werden würde, wenn er zu seiner Rechtfertigung sagen wolte: Es sind mehrere meines gleichen, wenn ich die Stadt nicht angesteckt hätte, so hätte es gewis ein andrer gethan, kan auch dem Herrn Leßing auf seine Ausflucht, die in den folgenden Zeilen befindlich ist, geantwortet werden. Gewis, er würde die ihm anvertrauete Bibliothek, zwar nicht der Welt, aber doch den Liebhabern der Literair-Geschichte der Bibel, nutzbarer gemacht haben, wenn er alle in derselben befindlichen niedersächsischen Bibeln für mich conferirt hätte, als da er die Fragmente drucken lassen. Allein ich würde mich sehr gehütet haben, ihm eine solche Arbeit anzumuthen. Denn

ich konte es voraus sehen, daß ich die höfliche Antwort erhalten würde: ich bin nicht der Stalknecht, der einem jeden hungrigen Pferde das Heu auf die Rause trägt, und in diesem Falle würde ich solche haben müssen gelten lassen.

[95] Auf der 5 S. stehet eine bittere und äuserst verwegene Spötterey über eines der ersten Reichsgerichte, an welcher ich um alles in der Welt willen keinen Theil nehmen möchte, und auf den folgenden Seiten giebt er sein verwegenes Urtheil über das, in der Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung, N. 33. unter den 27 Febr. d. J. und hernach in allen mir zu Gesichte gekommenen Zeitungen publicirte, im allerhöchsten Nahmen Ihro Kayserl. Majest. abgefassete Reichshofrathsconclusum vom 26 Febr. d. J. Hat Herr Leßing solches damahls, als er dieses schrieb, gesehen? das Gegentheil ist fast unglaublich, aber eben so unbegreiflich ist es auch, daß er schreiben können: „daß ich den Reichs-Hof-Rath gern zu einem Schritte „verhetzen möchte, der vor 250 Jahren mit Ernst gethan, „uns um alle Reformation gebracht haben würde". Wie niederträchtig, wie beleidigend ist hier der Ausdruck: verhetzen? wie unsinnig, bey diesem erlauchten Collegio nur die Möglichkeit, sich von einem lutherischen Pastor verhetzen zu lassen, und bey mir eine solche Absicht, vorauszusetzen? wie boshaft von dem Schritte, den der R. H. R., wie Herr Leßing nothwendig wissen muste, nicht erst thun solte, sondern wirklich gethan hatte, vorzugeben, daß uns dieser Schritt vor 250 Jahren, wenn er im Ernste gethan wäre, um alle Reformation gebracht haben würde, folglich da er nun im Ernste gethan ist, uns um alle Reformation bringen muß, oder wenigstens bringen sol. Damit aber die Leser um so viel mehr überführt werden mögen, daß gegen Bahrdts, nicht Uebersetzung, sondern vor-[96]setzliche und boshafte Verfälschung des neuen Testaments ein solcher Schrit im Ernste gethan sey; so will ich das allerhöchste Kayserl. Rescript aus angeführter Zeitung hersetzen: „Frankfurth vom 26 Febr. „Wegen des anstößigen Buches des D. Bahrdts: die

„neueſten Offenbarungen Gottes ꝛc. ſind folgende „Reichs-Hofraths-Concluſa ergangen: Reſcribatur dem „Herrn Churfürſten zu Pfalz, daß Kayſerl. Majeſtät dieſes „zu Frankenthal gedruckten Buches, welches verſchiedne „gleich erſten Anblicks ſehr anſtößige Religionsſätze ent- „halte, nach deshalb veranſtalteten völligen Unterſuchung, „fernere Ausbreitung verſorglich einſtellen laſſen; anbey „Ihm Herrn Churfürſt, allergnädigſt auftragen, nicht nur „ſämtliche in ſeinen Landen befindliche Exemplaren einſt- „weilen bey Seite zu ſchaffen, und bis zu anderweitiger „Kayſerlichen Verordnung in Verwahrung zu behalten, „ſondern auch den Drucker und Verleger darüber ad pro- „tocollum zu conſtituiren: Reſcribatur dem Grafen von „Leiningen Heidesheim: daß Kayſerl. Majeſtät ihm Grafen, „allergnädigſt und ernſtlich befehlen, nicht nur alle in „ſeinem Gebiete antreffende Exemplaria dieſes Buchs eins- „weilen auf die Seite zu ſchaffen, und in Verwahrung zu „halten, ſondern auch den D. Bahrdt immittels, und bis „zu weiterer allerhöchſten Verordnung alles, einigen Bezug „auf die Religion habende Bücherſchreiben, Lehren und „Predigen, gänzlich zu unterſagen. Reſcribatur der „Kayſerl. Bücher-Commißion im Reiche, das von D. „Bahrdt verfertigte beſagte Buch an die beyden Univer- „ſitäten zu Göttingen und Würz-[97]burg des Endes ab- „zuſenden, damit von den daſigen Theologiſchen Facul- „täten ein ausführlich ſtandhaftes Gutachten darüber, und „wie weit die darin aufgeſtelleten Sätze eine von den drey „im römiſchen Reiche beſtehenden Religionen abweichende „Lehre enthalten, unverweilt abgegeben werden möge. So- „thanes ſeiner Zeit einlangende theologiſche Gutachten habe „Commiſſio an Kayſerl. Majeſtät zu nachdruckſamer Vor- „kehrung anderweitiger Reichsgeſetzmäßiger Verfügungen, „nicht nur allergehorſamſt einzuſenden, auch immittelſt „und verſorglich ſämmtliche allenthalben ausfündig zu „machende Exemplare mediante requiſitione einzubringen, „und die fernere Ausſtreuung derſelben, auf alle mögliche „Art, zu verhindern".

Die auf der 6 und 7 S. des 1 St. des A. G. befindliche Apologie für Bahrdt, und für sein Unternehmen, ist der offenbarste und allerverwegenste Widerspruch gegen dieses allerhöchste Kayserliche Rescript. Denn was ist dasselbe, wenn Bahrdt rechtmäßig gehandelt hat? wenn er zu dem, was er gethan hat, völlig befugt gewesen ist? und das sol er nach Herrn Leßings dictatorischem Urtheile noch mehr gewesen seyn, als selbst Luther es zur Unternehmung seiner Uebersetzung gewesen ist. Dieser Beweis ist werth, daß ich denselben etwas näher auf die Capelle bringe. Ich sehe es schon zum voraus, daß er wie Queckſilber verrauchen wird: denn die Grundsätze sind offenbar und handgreiflich falsch, aus welchen Herr Leßing solchen führet. Er schreibt:

[98] „Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch „jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es itzo keinem „Doctor der Theologie erlaubt ist, die Bibel aufs neue „so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Ge„wissen verantworten kan", (wenn aber der Doctor der Theologie zum Unglücke keinen Gott, wenigstens keinen strafenden Gott, glaubte, und kein Gewissen hätte, und das hat er nicht, wenn er socinianische oder andre irrige Lehrsätze angenommen hat, und lehret, die er doch wenigstens nie zu lehren eydlich versichert hat?) „so war es auch „Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu, so war es Luthern „noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel „zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine, „von der Kirche angenommene Wahrheit: nemlich, daß es „besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne „in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund „dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes „muste er erst erweisen; er muste die Wahrheit des Gegen„satzes erst erfechten; er muste sie schon als erfochten an„sehen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konte. „Das alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer „nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger „gebunden, die es für einen Grundsatz annimt, daß der

„gemeine Man die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, „lesen müsse, nicht genung lesen könne. Er thut also „etwas, das ihm niemand streitig macht, daß ers thun „könne; anstat daß Luther etwas that, wobey es noch sehr „streitig war, ob ers thun dürfe. — Das ist ja sonnen„klar. — Kurz, [99] Bahrdtens, oder eines andern Jtzt„lebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen „Uebersetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch „so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung gieng „von der damals angenommenen Uebersetzung auch ab; „und mehr oder weniger, darauf komt nichts an".

Nun wenn das kein Gewäsche ist, so weis ich nicht, was sonst diesen Nahmen führen könte? So etwas in die Welt hinein schreiben zu können, und dabey doch auf die Dictatur in der Kirche selbst und der gelehrten Welt Anspruch machen, ja, dabey nur Bibliothekar in Wolfenbüttel zu seyn, das ist zu viel.

Herr Leßing setzet hier zum Grunde, daß Luther durch Uebernehmung einer neuen Uebersetzung der Bibel, eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nemlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Und das weis Herr Leßing so gewis, daß er es auch nicht einmahl nöthig findet davon den geringsten Beweis zu geben. Ich weis es, daß mehrere Gelehrte diese abgeschmackte Meynung angenommen haben, aber nur solche, welche in der gelehrten Geschichte der Bibel offenbare Jdioten sind. Herr Leßing mag nun so geringschätzig von der Bibel urtheilen als er wil; so behauptet doch dieselbe immer unter den merkwürdigsten Büchern den ersten Platz, und ich solte glauben, daß eine solche Unwissenheit in diesem Fache, als Herr Leßing hier zu meinem Erstaunen zu Tage [100] legt, niemand weniger kleide, als einen Vorsteher eines solchen Bücherschatzes, dessen erster durchlauchtigster Stifter ein so großer Verehrer der heil. Schrift war, und weder eigenhändigen Briefwechsel,

noch Mühe, noch Kosten scheuete, um seine Bibliothek mit den kostbarsten und seltensten Ausgaben derselben in allen Sprachen zu bereichern, so daß auch Conring wuste, daß er demselben eine besondre Freude machte, wenn er in seiner Epistola gratulatoria auf den 88sten Geburtstag desselben die vornehmsten Stücke davon nahmentlich anführte, und den Herzog zum Besitze derselben besonders Glück wünschte: als den Vorsteher eines Bücherschatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortreflichen Bibelsammlung der hochseligen Herzogin Maria Elisabeth Sophia, einen solchen Vorrath in diesem Fache erhalten hat, daß nun die wolfenbüttelsche Bibelsamlung unstreitig in Deutschland die erste ist. So lange also Herr Leßing diese Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in diesem Felde wohl wenig Thaten thun, und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben.

Ich ersuche denselben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, sondern als einen lehrbegierigen Schüler anzusehen. Ich verspreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stalknechts der nur Heu auf die Raufe tragen sol, sondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten, und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen ich den Beweis des, von ihm mit so großer Autorität dahin geworfenen Satzes:

> [101] Daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache gar nicht gelesen würde, finden könte.

Ich vermuthe, daß es eben die Schriften seyn werden, in welchen der Beweis für die, von dem Herrn D. Semler angenommene Meynung: daß die ganze römische Kirche, vor der tridentinischen Kirchenversamlung, die Vulgata für authentisch gehalten, und verlanget habe, daß so gar die Grundtexte nach derselben geändert werden müsten, befindlich ist. Daß dieser Satz in der tridentinischen Kirchenversamlung Sess. IV. 7. an-

genommen worden, aber mit der Einschränkung, daß der Bischof, Inquisitor, Parochus, oder Beichtvater das Recht haben solte, die Erlaubnis die von catholischen Verfassern in die Landessprachen übersetzten Bibeln, solchen Personen zum Lesen zu ertheilen, von welchen sie versichert wären, daß dieselben am Glauben und an der Gotseligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weis ich, aber ich weis auch, daß dieser Satz nicht von dem Concilio selbst förmlich confirmirt worden, sondern erst seine Bestätigung von den Päpsten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten. Daß er aber schon zu Luthers Zeiten ein solcher algemeiner Satz gewesen, dessen Ungrund Luther erst hätte erweisen, und die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten müssen, ehe er, ohne gegen ein algemeines Kirchengesetz zu sündigen, sich an seine Uebersetzung [102] hätte machen können, das ist mir ein böhmisches Dorf. Wie viele Uebersetzungen in Landessprachen, in die Italiänische, Ober- und Niederdeutsche, Holländische, waren schon an das Licht getreten, ehe Luther den ersten Gedanken von einer neuen Uebersetzung fassen konte und gefasset hatte? Herr Leßing wird sie alle in der wolfenbüttelschen Bibliothek finden: er muß sie aber noch nicht angesehen haben, denn sonst würde der Anblick derselben ihn von dem Ungrunde dieser seiner Meynung überzeugt und ihn bewahrt haben, solche zu seinem eignen Nachtheile, so dreiste auf das Papier zu werfen. Wie leicht wäre es in den Zeiten gewesen, diese Uebersetzungen zu unterdrücken, oder den Druck derselben zu hindern? Kan aber Herr Leßing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könte? Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der Cölnischen Bibel nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache vertheidigt, nein! das hatte er nicht nöthig, denn es war kein Verbot da, sondern anpreiset. Hatten denn etwa Emser, Dietenberger, Eck, besondere Dispensationen, daß sie mit ihren deutschen Uebersetzungen des neuen Testaments und der Bibel an

das Licht treten durften? Ich weis keine. Aber, wird Herr Leßing ſagen: Hat man nicht vor dem tridentiniſchen Concilio Luthers Ueberſetzung auf das heftigſte verfolgt, und ſolche an vielen Orten ſogar verbrant? Hat nicht Carl V. in den Niederlanden durch die ſchärfſten Mandate alle aus Luthers Ueberſetzung gemachte holländiſche Ue-[103]berſetzungen zum Feuer verdamt, und ſind ſolche aus dem Grunde nicht ſo häufig verbrant, und auf alle mögliche Art vertilget, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben iſt? Ich antworte: dieſes alles räume ich ein: aber iſt ſolches aus dem Grunde geſchehen, weil Luther die Bibel in die Landesſprache überſetzt hat, oder weil man ihn beſchuldigte, daß er ſolche ſeinen Irthümern zu Gunſt verfälſchet hätte? Dieſes, und nicht jenes, warf ihm Emſer vor, und ſein Hauptgravamen iſt dieſes: er hätte nicht allein aus einem verfälſchten hußitiſchen Exemplare überſetzet, ſondern auch ſelbſt hinzugeſetzet, was ihm gefallen, und in der Feder gelaſſen, was ihm nicht angeſtanden hätte. Allein dieſe Beſchuldigungen getrauete ſich kein vernünftiger Catholike, die einzige Stelle Röm. 3, 28. wo er das Wort: allein, gegen den Grundtext hinzugethan haben ſolte, ausgenommen, zu wiederhohlen. Zu eben der Zeit, da in den Niederlanden Luthers Ueberſetzung auf das heftigſte verdammet wurde, erſchienen Catholiſche Ueberſetzungen in holländiſcher Sprache mit dem Privilegio eben des Kayſers, der Luthers Ueberſetzung zum Feuer verurtheilte. Kan Herr Leßing nach ſeinem Grundſatze dieſen Widerſpruch heben? Ich beſitze ein ſehr ſeltenes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occluſum, ſive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua Vulgari, ſeu vernacula, Tractatus. Gallice primum conſcriptus, anno 1651. a Dō *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in Facul-[104]tate Pariſienſi, Conſiliario, Eleemoſynario, & prædicatore Regis Chriſtianiſſimi etc. Nunc Latine prodit in Germania. Herbipoli M. DC. LXII. 4. Dieſer

Verfaſſer theilt ſein Werk in drey Theile. In dem erſten wil er ſeinen Satz aus der heiligen Schrift, und in dem zweiten, aus den Kirchenvätern der erſten vier Jahrhunderte beweiſen, in dem dritten macht er den Anfang ſogleich, aus dem tridentiniſchen Concilio ſeinen Beweis zu führen. Ein ſichtbarer Beweis, daß er vor dieſer Kirchenverſamlung nichts gefunden, was er zu ſeinem Behufe hätte anführen können. Ich glaube nunmehr das Gegentheil von dem, was Herr Leßing vorgegeben, hinlänglich erwieſen zu haben. Kan er dieſe Beweiſe umſtoßen, und mir gegenſeitige vorlegen, welche ſeinen Satz erweiſen, ſo wil ich es ihm von Herzen danken. Bis hieher iſt das, was er vorgegeben, nicht ſo ſonnenklar, wie er rühmt, ſondern vielmehr erweislich falſch.

Nun folgt ein Schlus von Luthern auf Bahrdten, ein abermahliger Beweis der Leßingiſchen Logick. Kan Herr Leßing behaupten, daß Bahrdtens neue Offenbarungen eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments ſind, ſo iſt ihm ſeine eigne Ehre ſehr gleichgültig. Er legt damit das Bekäntnis ab, daß er entweder, weder Griechiſch noch Deutſch verſtehe, und ſo wird ihn ſein ärgſter Feind nicht beſchimpfen, oder er ſagt damit, daß er gegen allen Augenſchein urtheile, und die Wahrheit ſeinen Leidenſchaften aufopfere. [105] Daß Bahrdt das neue Teſtament auf die offenbarſte und boshafteſte Weiſe verfälſchet habe, iſt eine Wahrheit, welche ſo ſonnenklar erwieſen iſt, als etwas erwieſen werden kan. Wil Herr Leßing dieſes leugnen, ſo rette er die in meinem Beweiſe, und in vielen andern dagegen gerichteten Schriften, angeführten Stellen. Wer hat Heumans, Bengels, Michaelis, und vieler andrer neuere Ueberſetzungen verdammet? Selbſt den alten Socinianern und Dammen läſſet man die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie in ihren Ueberſetzungen, wenige Stellen ausgenommen, als ehrliche Leute zu Werke gegangen ſind. Dagegen zeigt ſich in Bahrdtens Buche der boshafte Verfälſcher auf allen Seiten. Alſo nach der Leßingiſchen Logik: „Bahrd-

„tens Ueberſetzung verdammen, heiſſet der Lutherſchen „Ueberſetzung den Proces machen, wenn auch jene noch „ſo ſehr von dieſer abgehet: Luthers Ueberſetzung gieng „von den damahls angenommenen Ueberſetzungen auch ab“, (verfälſchte ſie aber den Grundtext? gieng Luther bey derſelben ſo zu Werke, als Bahrdt bey der ſeinigen?) „und mehr oder weniger“, (überſetzt oder verfälſcht) „da„rauf komt nichts an“. Kan ein rechtſchaffener Man, der es nicht vorſetzlich darauf ſetzet, ſeine Leſer zu verblenden und zu verführen, ſo ſchlieſſen?

Auf der 9 S. des 1 St. des A. G. fordert mich Herr Leßing auf, ſeine Duplic zu widerlegen. Ich finde ſolches nicht nöthig; theils weil [106] ich mich nicht verbunden ſehe, ſeinem lieben Nachbar vorzugreifen, theils weil ich das Urtheil über dieſelbe verſtändigen Leſern überlaſſen kan. Daß er in der Kunſt, mit ſeiner Theater-Logik und Bilderſprache die richtigſten Sachen zu verwirren, und die helleſten in Nebel und Dunkelheit einzuhüllen, ein großer Meiſter ſey, das wil ich ihm gerne zugeſtehen. Solten ſich indeſſen Leſer finden, welche ſich überreden könten, daß er in ſeiner Duplic die, von dem Fragmentenſchmiede angegebenen Widerſprüche erwieſen habe, ſo kan man ſie ihrem Dünkel überlaſſen: denn bey Leuten, welche ſich durch ſolchen Wind hin und her treiben laſſen, iſt wenig auszurichten.

Den nun folgenden Misgrif, in Abſicht auf die mir ſo unbeſonnen zugeſchriebene Recenſion der Maſchoiſchen Schrift, habe ich oben ſchon hinlänglich abgewieſen. In Herrn Maſchos Buche iſt viel Gutes, aber auch viel Verworrenes und Seltſames. Seine beſondre Meynungen werden wenig Leſer verführen, am allerwenigſten der Einfal, daß der Verfaſſer der Fragmente, dieſe unſchuldige und fromme Sele, wie ihn Herr Maſcho, vermuthlich in Rückſicht auf den Herrn Leßing nennet, durch Buxtorfs und Danzs Syſtemen zum Naturalismo verleitet worden. Und warum haben denn ſo viele andre große und berühmte Gelehrte, welche dieſe Syſtemen an-

genommen, dieſes Unglück nicht gehabt? warum ſind Burtorf und Danz nicht ſelbſt Naturaliſten [107] geworden? Der Schlus dieſes Stückes, da Herr Leßing zum Spaße vorgiebt, daß er und Herr Maſcho unter einer Decke liegen könten, iſt kindiſch.

Für dieſes mahl keinen Schrit weiter, bis Herr Leßing erſt die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er ſie, ſo wird ſolches unſerm Streite erſt die rechte Richtung geben. Bleibt er ſie ſchuldig, ſo werden verſtändige Leſer ſelbſt wiſſen, was ſie daraus ſchlieſſen ſollen.

Leßings
Schwächen,

gezeigt

von

Johan Melchior Goezen.

Beſchütz uns Heyland Jeſu Chriſt,
Der du zur Rechten Gottes biſt.
Sey unſer Schild und ſtarke Wehr,
Staub iſt vor Dir der Spötter Heer!

Du haſt von Ewigkeit geſehn,
Wie lange noch ihr Trotz beſtehn
Und gegen Dich hier ſchnauben ſoll;
Vielleicht iſt nun ihr Maaß bald voll.

Auch ſie, o HErr! haſt Du verſöhnt,
Sie, deren Spott Dich itzt verhöhnt:
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernſten Reu ihr Geiſt erwacht!

Klopſtock.

Das dritte Stück.

Hamburg,
gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmſen.
1778.

Vorerinnerung.

Der Herr Hofrath Leßing hat mich auf die von ihm verlangte Erklärung über die Frage: was für eine Religion er durch das Wort: christliche Religion, verstehe? nicht lange warten lassen. Er hat diese Antwort in einem Bogen unter dem Titel: Gotth. Ephr. Leßings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel, 1778. ertheilt. Ich erwartete diese Antwort in einem Stücke der Anti-Goezen. Allein es hat Herrn Leßing gefallen, solche in einer besondern Schrift, welcher er seinen Nahmen vorgesetzet hat, zu geben. Diese plötzliche Verändrung machte mich stutzig, und führte mich auf Gedanken, welche mir zwar vorher schon öfters eingefallen sind, die mir aber allezeit zu unwahrscheinlich geschienen haben, als daß ich es hätte wagen können, solche dem Publico vorzulegen. Nun aber gewinnen sie eine andre Gestalt.

Höchstwahrscheinlich haben alle bisherige Leser der bisher erschienenen nahmlosen Blätter, Herrn Leßing, welcher in denselben durch und durch zu reden scheint, für den Verfasser derselben gehalten, und nur diejenigen könten hier eine Ausnahme machen, denen er im Vertrauen andre Nachrichten [112] mitgetheilt hätte. Ich selbst habe, wie aus meinen Aufsätzen erhellet, gleichfals in dieser Meynung gestanden. Indessen werden die Leser sich erinnern, daß ich an mehr als einem Orte meine äuserste Befremdung bezeugt habe, wie es möglich seyn könne, daß der sonst so scharfsinnige, so witzige, so ernsthafte und bescheidne Ver-

faſſer des Laokoon, der antiquariſchen Briefe und der Abhandlung: wie die Alten den Tod abgebildet haben, ſo tief hätte ſinken können, als er in dieſen Blättern geſunken iſt? wie es möglich ſeyn können, daß aus Leßings Kopfe und Feder ſolche Trugſchlüſſe, ſolcher falſcher Witz, ſolche Widerſprüche, ſolche ungeſchickte und lächerliche Bilder und Gleichniſſe, ſolche ungereimte Wendungen, ſolche niederträchtige und pöbelhafte Ausdrücke, kurz! aller der Wuſt habe flieſſen können, welcher auf allen Seiten dieſer Blätter den Leſern in die Augen fällt? Ja ich habe immer gezweifelt, ob er der Verfaſſer des Bogens: über den Beweis des Geiſtes und der Kraft, imgleichen des Teſtaments Johannis, ſeyn könte, da ſonderlich das letzte, das ganze Verhalten des Verfaſſers der Parabel, des Abſagungsſchreibens, und der Anti-Goezen, verdammet. Ich habe ihn mehr als einmahl, aber allezeit vergeblich aufgefordert, ſich darüber zu erklären.

[113] Es iſt mir unbegreiflich geweſen, daß der ſonſt ſo muthige und ſeiner gerechten Sache in ſeinen vorigen Streitigkeiten ſo viel zutrauende Leßing, der ſeinen Streitſchriften allezeit ſeinen Nahmen und den Nahmen des Verlegers vorgeſetzet hat, ſich dergeſtalt vergeſſen könte, daß er dieſen Blättern, welche alle innere Eigenſchaften der Pasquille haben, auch noch die äuſerlichen Kenzeichen derſelben, die Verleugnung ſeines und des Verlegers Nahmens, geben könte. Freylich würde er den Vortheil davon haben können, daß er, wenn er darüber rechtlich belanget wäre, allezeit hätte ſagen können: beweiſet, daß ich der Verfaſſer bin; und ſolches würde ſeinen Gegnern nach juriſtiſcher Art, allezeit ſchwer gefallen ſeyn. Allein wer ſolte es einem Leßing zutrauen, daß er vermögend wäre, auf eine ſolche Art zu Werke zu gehen?

Alle dieſe Gründe zuſammen genommen, haben den Herrn Lic. Wittenberg bewogen, den Herrn Leßing in ſeinem an ihm gerichteten Sendſchreiben, die Anti-Goezen ſchlechterdings abzuſprechen, und in dieſem Falle ſeine Ehre

zu retten. Allein dieſes wird ihm wenig helfen; und er wird die Schmach davon bey der gegenwärtigen und bey der Nachwelt tragen müſſen, ſo lange bis er öffentlich erklärt, daß er nicht der Verfaſſer dieſer Schmähkarten iſt, und bis er den [114] wahren Verfaſſer nennet. Denn der Verdacht, daß ihm derſelbe bekant ſeyn müſſe, hat Gründe der höchſten Wahrſcheinlichkeit. Der Herr Lic. Wittenberg ſpricht ihm nur die Anti-Goezen ab; ich füge noch die Parabel, die kleine Bitte und das Abſagungsſchreiben bey. In Abſicht auf den Bogen: über den Beweis des Geiſtes und der Kraft, und auf die Axiomata, bin ich noch zweifelhaft. Indeſſen aber bin ich doch völlig berechtiget, ihn ſo lange als den Verfaſſer aller gegen mich in dieſer Streitigkeit an das Licht geſtelleten Schriften anzuſehen, bis er ſich ſelbſt öffentlich davon losſaget, und alsdenn bin ich bereit, ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die er nach den Geſetzen von mir verlangen kan.

Der neueſte Bogen, deſſen Aufſchrift ich vorhero angeführet habe, beſtätiget die Meynung, daß es ſehr unwahrſcheinlich ſey, daß Herr Leßing der Verfaſſer der Parabel, der kleinen Bitte, des Abſagungsſchreibens und der Anti-Goezen ſey: denn gleich in den erſten Zeilen deſſelben bezeuget er ſeinen Abſcheu an einem ſo langen ärgerlichen Aufheben, welches nur bey den ſchlechteſten Klopffechtern im Gebrauche ſey, welches ich aber, da er mir ſolches ſchuld giebt, für eine Calumnie erkläre. Würde ein Leßing, wenn er der Verfaſſer dieſer [114] Blätter wäre, dieſe Zeilen haben niederſchreiben können, ohne daß ihm das: turpe eſt doctori, cum culpa redarguit ipſum, vor Augen geſtanden hätte? Alle vernünftige Leſer, auch ſeine noch übrigen wenigen partheyiſchen Freunde, erkennen und geſtehen, daß in dieſen Blättern das ärgerliche Aufheben, welches nur bey den ſchlechteſten Klopffechtern im Gebrauche iſt, ſo hoch getrieben werde, als es jemahls ein Weislinger und Bandel getrieben haben. Die ganze

Parabel beſtehet aus lauter Luftſtreichen. Die kleine Bitte ſucht die Leſer mit elenden Bildern und Gleichniſſen zu verwirren, und im Grunde ſagt ſie nichts. Das Abſagungsſchreiben iſt eine Nachahmung der Ausforderungen eines Goliaths, 1 Sam. 17. Der Verfaſſer derſelben wil für einen recht warmen Freund der Lutheriſchen Kirche angeſehen ſeyn; S. 24. und der Verfaſſer des Bogens: über den Beweis des Geiſtes und der Kraft, erklärt ſich: daß ſich ſeine Vernunft gegen den Satz ſtreube: daß Gott einen Sohn habe, der mit Ihm gleiches Weſens ſey, alſo gegen den Hauptſatz der Lehre, die in der Lutheriſchen Kirche getrieben wird, S. 11. Kan ein gröberer Widerſpruch gedacht werden? und was iſt, wenn beyde Schriften aus einer Feder gefloſſen ſind; die Freundſchaftsverſicherung gegen die Lutheriſche [116] Kirche? der niedrigſte Klopffechterſtreich, der nur gedacht werden kan. Was findet man auf allen Seiten der Anti-Goezen? Nichts als die ekelhafteſten Klopffechterkünſte und Harlekinaden, welche den Zweck haben, mich von der Klinge zu entfernen, und mich zu verleiten, daß ich die Hauptſache aus den Augen verlieren ſol. Nur ein paar zum Beyſpiele, denn wenn ich alle herſetzen wolte, ſo müſte ich alle Anti-Goezen abſchreiben. Was iſt die A. G. 2 St. S. 4. in der Anmerkung befindliche Gloſſe über das von mir gebrauchte Wort: Equivocen. Ich kan auf das heiligſte verſichern, daß mir die, von dem Verfaſſer angegebne Bedeutung deſſelben, völlig unbekannt geweſen, bis ich ſie hier geleſen habe. Daß ich die franzöſiſche Endigung mit der deutſchen verwechſelt, und das Wort: æquivocatio, equivocen, und nicht equivoquen, geſchrieben habe, ſtand in meiner Freyheit. Mir wil es der Verfaſſer zum unvergeblichen Verbrechen anrechnen, daß ich ein Wort gebraucht, welches, aber gegen alle meine Abſicht, und gegen alle Verbindung mit den andern Ausdrücken, in welche ich dieſes Wort geſetzet habe, durch Pferdegeſchrey überſetzt werden könte, aber in dieſer Verbindung nur von Narren alſo

übersetzt werden kan: und er beschuldigt mich mit der äuserſten und recht teufeliſchen Bosheit, S. 11, daß ich als ſein Ankläger da ſtünde, [117] und Blut und Verdammung wieherte. Was iſt es anders, als ein elender Klopffechterſtreich? wenn er auf den erſten drey Seiten des 2ten A. G. mit dem Worte: etwas Vorläufiges, mit welchem ich die erſte ihm entgegen geſetzte Schrift bezeichnet habe, ein ſolches läppiſches Gewäſche treibt, und ſagt: „er aequivocire und wortſpiele „mit Vorläufig und Vorlaufe, ohne ſich im geringſten zu „erklären, ob er den Vorlauf von der Kelter oder von „der Blaſe verſtehe“. Was iſt es anders, als ein boshafter Klopffechterſtreich, wenn er S. 3. des 3ten A. G. mich beſchuldiget, daß ich die Ehre und das Vergnügen hätte, den Herrn Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfaſſern der algemeinen Bibliothek, und ſeiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen, und ſolches deswegen, weil ſie nicht gerade dasjenige glaubten, was ich glaubte. Der Verfaſſer bleibt ſo lange der unverſchämteſte Lügner, bis er mir dieſe Verläumdung erweiſet, bis er mir in meinen Schriften die Seite zeigt, wo ſie ſtehet, und wo ich des Hn. Tellers Nahmen genant habe. Ich hatte geſchrieben: Herr Leßing habe die Advocatur des Ungenanten übernommen. Ein Kind, das weis, was Advocatur heißet, wird dieſe Worte ſo verſtehen: er habe die Vertheidigung des Ungenannten übernommen. Nun [118] bitte ich die Leſer nachzuſehen, wie der Verfaſſer der Anti-Goeze im Anfange des ſiebenden Stücks mit dieſen Worten erſt umgehet, und hernach doch ſelbſt bekennet, daß er den wahren Sin derſelben, welchen kein Karrenſchieber verkennen könte, einſähe. Welcher Klopffechter kan es ärger machen? Und was iſt das ganze achte Stück? Doch gegen dieſes hat der Verfaſſer einen Gegner gefunden, den er gegen ſich gereizet zu haben, gewis nunmehr ſehr bedauren wird. Ich ſage es noch einmal: iſt es möglich, daß Herr Leßing, der ſich das Anſehen geben wil, daß er an ſolchem Auf-

heben, welches nur bey der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch sey, einen so großen Abscheu habe, der Verfasser dieser Blätter seyn könne? Ein so großer Geist wird sich doch wohl keine solche facta protestationi contraria zu Schulden kommen lassen. Doch der nahmenlose Verfasser mag seyn wer er wolle; so ist er ein boshafter Verläumder, dafür erkennen und erklären ihn alle diejenigen, die nicht gleiche Gesinnung mit ihm haben, und dagegen wird ihm die Protestation 2 A. G. S. 15: daß er zwar ein ungesitteter, aber kein unmoralischer Gegner sey, wenig zu statten kommen. Wahrlich! die Moral der Kannibalen ist weit gesunder, als die Moral dieses Menschen.

[119] Nur noch eine Anmerkung zur Vorerinnerung. Es ist mir bekant geworden, daß Verschiedne es mir verdacht haben, daß ich nicht lieber die Widerlegung der Fragmente selbst vor mich genommen, als daß ich mich mit Herrn L. abgegeben hätte. Zu meiner Rechtfertigung gebe ich denen, die also urtheilen, folgendes zu bedenken. Die Erfahrung lehret, daß bereits verschiedne Widerlegungen des Fragments, in welchem die Auferstehungsgeschichte des Erlösers bestritten wird, an das Licht getreten sind, daß aber die Herren Verfasser derselben sich mit allem Fleiße gehütet haben, der Gegensätze des Herrn L. auch nur auf die entfernteste Art zu gedenken, oder über das Unternehmen desselben, da er diese Schandschriften durch den Druck gemein gemacht, ein Urtheil zu fällen. Man konte sich die gegründeteste Hofnung machen, daß noch mehrere Vertheidiger der Wahrheit unsrer allerheiligsten Religion gegen diese Angriffe auftreten würden; man muste aber besorgen, daß sie in die Fusstapfen ihrer Vorgänger treten, und es mit aller Sorgfalt vermeiden würden, den Herausgeber dieser Früchte der Finsternis und der Bosheit, gegen sich zu reizen. Dieses würde Herrn L. gar außerordentlich stolz gemacht, und ihn gereizet haben, sein Triumphslied aus dem höchsten Tone anzustimmen. Und mich reizte diese Be-[120]trachtung, es im Vertrauen

auf Gott und auf die Gerechtigkeit der Sache, die ich vor mir habe, getrost zu wagen, mich diesem Goliath gerade entgegen zu stellen. Dieser Entschlus hat mich bis hieher nicht gereuet, und er wird mich auch ewig nicht gereuen. Ich konte es an den Fingern abzählen, wie Herr Leßing mir begegnen würde: und er hat meine Erwartung noch übertroffen. Indessen hat keiner von seinen Klopffechterstreichen mich getroffen, und seine Schmähungen sind mir Ehre. Hoffentlich werden sich auch Lehrer finden, welche das neueste so abscheuliche Fragment, von dem Zwecke Christi und der Apostel, in seiner Blöße und Schande darstellen werden, und meine Hofnung ist desto gegründeter, da unsre Zeiten an Doctoren der heil. Schrift so fruchtbar sind, welche sich bey Uebernehmung dieser vorzüglichen Würde, in ihrem desfals abzulegenden Eyde, besonders verbindlich machen, die Ehre der heiligen Schrift und der in derselben enthaltenen göttlichen Wahrheiten, gegen solche Angriffe zu vertheidigen, als ohne welche besondre Verbindlichkeit die Ertheilung dieser Würde eine völlig nichtsbedeutende Sache, und ein noch so prächtig gedrucktes Diploma nichts mehr als eine glänzende Seifenblase seyn würde. Luther leitete seine Verbindlichkeit, für die evangelische Wahrheit zu kämpfen, vornehmlich aus seinem [121] Doctoreyde her. Er trat den Leviathan zwischen seine großen Zähne, bekante Jesum frey, und lies ihn walten. Zu solchen Beweisen eines Heldenglaubens werden wir itzt nicht aufgefordert. Bahrdt, Leßing und andre Feinde der heiligen Schrift sind keine Leviathans, und die Auswürfe ihres elenden Witzes sind keine große Zähne des Leviathans. Erfüllet ein lutherischer Doctor der heiligen Schrift seine Pflicht, wenn er nur bisweilen, auch in einer gedruckten Schrift oder Predigt, in algemeinen Ausdrücken über die Feinde des Wortes Gottes seufzet und vor denselben warnet; so erfüllet ein General auch seine Pflicht, wenn er bisweilen gegen das feindliche Lager aufs Gerathewohl einen Schus thut. Schweigen unsre Doctores Theologiä so gegen die Frag-

mente und gegen Leßing, wie viele gegen die Bahrdtiſchen Verfälſchungen des neuen Teſtaments und gegen ſeine Läſterungen des Urhebers der Schriften deſſelben, geſchwiegen haben; ſo müſſen die Steine ſchreyen: und ſie beweiſen dadurch, daß bei der Uebernehmung ihrer Würde nichts weniger ihre Abſicht geweſen, als dieſe: ſich der evangeliſchen Kirche als gute Streiter Jeſu Chriſti darzuſtellen, und als ſolche zu leiden.

Hamburg, den 14 Aug. 1778.

Goeze.

* * *

Ich hatte mich in dem 2ten Stücke von Leßings Schwächen S. 67 erklärt, daß ich die weitere Beantwortung der Axiomaten bis dahin ausſetzen müſte, bis er uns erſt die beſtimteſte Erklärung gegeben: *was für eine Religion er durch die chriſtliche Religion verſtünde? und daß er uns die weſentlichſten Artikel der Religion anzeigen ſolte, zu welcher er ſich ſelbſt bekennet:* und ich bin verſichert, daß die rechtmäßige Abſicht dieſer gedoppelten Frage allen verſtändigen und unpartheyiſchen Leſern in die Augen geleuchtet hat. Es iſt keine andre als dieſe, denſelben dadurch zu nöthigen, bey der Klinge zu bleiben, und alſo den niedrigen und pöbelhaften Klopffechterſtreichen, mit welchen von jener Seite der ganze Streit bisher geführet worden, einmal ein Ende zu machen. Dieſe Fragen kamen den Herrn Leßing ungelegen, und er kan ſeinen Unwillen nicht bergen. Die zweite hat er mit völligem Stilſchweigen übergangen. Die erſte nennet er auf dem Titel ſeiner neueſten Schrift, eine *ſehr unnöthige Frage*, und S. 4. ſagt er, *daß ſolche eine wahre Calumnie* enthielte. Iſt es möglich, die Unverſchämtheit weiter zu treiben, als Herr Leßing ſolche hier getrieben hat? Ich ſetze nochmals voraus, daß alles, was in den bisher von jener Seite herausgekommenen Blättern befindlich iſt, vor Hrn. L. Rechnung da ſtehet, bis er ſich ausdrücklich davon losſaget. Nun bitte ich einen jeden Rechtſchaffenen, zu erwägen:

[123] 1. daß Herr Leßing in dem Bogen: *über den Beweis des Geiſtes und der Kraft*, S. 11 ausdrücklich geſchrieben, daß ſich ſeine Vernunft gegen den Satz: *daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm*

gleiches Wesens sey, streube. Streubt sie sich gegen diesen Satz, das ist, erklärt sie solchen für falsch, also für verwerflich, so wird sie sich auch gegen alle Sätze streuben, welche mit diesem in wesentlicher Verbindung stehen, und mit ihm zugleich fallen müssen.

2. Daß er sich in eben diesen Bogen ausdrücklich erklärt, daß er keine Lehrsätze für wahr erkenne, welche allein durch historische Beweise und durch Facta erwiesen werden könten. Da nun aber die vornehmsten und wesentlichsten Lehrsätze der christlichen geoffenbarten Religion sich allein auf Beweise von dieser Art gründen; so folgt ja unwidersprechlich, daß Herr Leßing alle diese Lehrsätze verwerfen müsse und wirklich verwerfe.

Wäre ich also nicht durch seine eigne Erklärung hinlänglich berechtiget, ihm gerade auf den Kopf schuld zu geben, daß er mit dem Nahmen der christlichen Religion nur spiele, daß er den Lesern Staub in die Augen werfen wolle, wenn er sich für einen Freund der christlichen, besonders der Lutherischen Religion ausgiebt? daß er im Grunde allezeit, so oft er die christliche Religion nennet, wie Tindal und Toland nichts anders als die natürliche Religion verstehe? Ich trug aber dennoch Bedenken diesen Weg einzuschlagen, und glaubte, es sey der Billigkeit gemäßer, erst desfals seine eigne runde [124] Erklärung zu fordern und zu erwarten. Herr Leßing wil sich zwar das Ansehen geben, als ob er dergleichen Aufforderung gewünschet habe; allein er kan doch den Unwillen seines Herzens nicht verbergen, und legt vielmehr seinen Verdrus deutlich zu Tage, da er meine Frage nicht allein für eine sehr unnöthige Frage erklärt, sondern solche gar als eine Calumnie lästert. Was für eine Absicht er dadurch zu erreichen suche, ist leicht zu entdecken. Er wil sich das Ansehen geben, als ob er ein aufrichtiger und recht warmer Freund der christlichen und Lutherischen Religion sey, damit gutherzige Leser desto eher geblendet und sicher gemacht werden mögten, ihm nichts Arges zuzutrauen: so wie er bereits in den Axiomaten, S. 8. den geringsten Finger-

zeig, der dahin ausgestreckt würde, ihn zu beschuldigen, daß er die Sache selbst, die Wahrheit der christlichen Religion, bezweifele, weil er gewisse Beweise bezweifele, für Meuchelmord erkläret hat. Sind das nicht sichtbare Schlangenkrümmen! Ich sage: sichtbare: denn sie müssen demjenigen sogleich in die Augen fallen, der den Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft, gelesen hat, und sich erinnert, daß Herr Leßing in demselben solche Erklärungen von sich gegeben, nach welchen in seiner christlichen Religion durchaus nichts anders, als allein die Wahrheiten der natürlichen Religion, stat haben können. Dieses hatte ich vor Augen, da ich in dem 2ten Stücke von Leßings Schwächen S. 69 schrieb: daß, wenn Herr L. hätte vermuthen können, daß die Controvers diesen Gang nehmen würde, er sich wohl gehütet haben [125] würde, sich so frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gedanken seines Herzens zu offenbaren. Denn mit jenen Aeuserungen hat er sich zum voraus selbst geschlagen, wenigstens sich offenbar für einen Widersacher und Feind der geoffenbarten christlichen Religion erklärt. Und daher werden ihm einsehende Christen um so viel weniger trauen, wenn er hernach in dem Schafskleide erscheint, und es für Meuchelmord und Calumnie erklärt, wenn man ihn nicht für einen aufrichtigen Bekenner und Verehrer der christlichen Religion ansehen wil.

Allein ich bemerke hier noch eine Schlangenkrümme, noch einen Schlupfwinkel, welchen sich hier Herr Leßing offen zu behalten sucht, die nicht so deutlich in die Augen fallen, dennoch aber dem, der seine Wendungen im Zusammenhange übersiehet, sichtbar genug werden.

Er erklärt sich S. 6. der nöthigen Antwort rund und deutlich: daß er unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind, er begreift unter denselben auch das so genante apostolische Symbolum, und das so genante Symbolum des

Athanasius, ob es schon ausgemacht sey, daß diese zu jenen nicht gehören.

Können nun mit dieser Erklärung die in dem Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft, befindlichen Aeuserungen: daß Herrn Leßings Vernunft sich gegen den Satz: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm glei=[126]ches Wesens sey, streubet, imgleichen: daß er keine Lehrsätze annehme, welche nicht anders als durch historische Beweise und durch *Facta* bewiesen werden könten, bestehen? Ich antworte: gar wohl. Denn wenn man ihm den Einwurf machen wolte: daß gleichwol der von ihm verworfene Satz: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, in allen diesen Symbolis den Haupt= und Grundsatz ausmache, imgleichen: daß die in diesen Symbolis enthaltene Lehrsätze auf keinen andern als auf historischen Beweisen und Thatsachen beruhen; so wird er antworten: das gebe ich gern zu, bey dem allen aber ist doch die, von mir gegebne Beschreibung der christlichen Religion, richtig. Und wer von uns wird das letzte leugnen? Allein ist denn nun die, in diesen Symbolis enthaltene christliche Religion, auch diejenige Religion, welche Herr L. für die wahre und für die Seinige erkennet? ist sie diejenige Religion, welche er selbst so wenig bezweifelt, daß ein jeder Fingerzeig, der dahin ausgestreckt würde, ihn dessen zu beschuldigen, weil er einige Beweise derselben bezweifelt, Meuchelmord seyn würde? Diese Frage, so deutlich ich sie ihm auch vorgelegt habe, zu beantworten, hat er gar nicht rathsam gefunden. Und ich war völlig berechtiget, ihm solche vorzulegen, da er von uns mit solchem Pochen verlanget, daß wir ihn für einen aufrichtigen Freund und Verehrer der lutherischen Religion ansehen sollen. Parabel, S. 24. Wie aber, wenn Herr L. sich erklären solte, daß er der Verfasser des Bogens: über den Beweis [127] des Geistes und der Kraft, ingleichen, der darauf gegen mich erfolgten Schriften nicht sey? Gut, alsdann muß er sich auch erklären, daß er die, aus dem ersten

Bogen angeführten beyden Sätze, beteſtire, er muß ſich auch von den Axiomaten losſagen, weil der zweite Satz in denſelben S. 33. 34. wiederholet worden, er muß ſich deutlich und rund erklären, daß er die, in den angeführten Symbolen enthaltene chriſtliche Religion, für die wahre und für die ſeine erkenne. Und alsdann können wir erſt zu unſrer Hauptſache kommen, zu der Frage: ob dieſe Religion ohne die Bibel beſtehen könne? Einen Grund muß ſie doch haben: entweder die Tradition, oder die Bibel. Herr L. verwirft den letzten: alſo muß er den erſten annehmen. Iſt er aber der Verfaſſer des Abſagungsſchreibens, ſo muß er beyde verwerfen. Denn dieſer verwirft beyde, da er S. 26 Luthern rühmet, daß er uns von dem Joche der Tradition erlöſet habe, und wünſchet, daß ein andrer kommen und uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens erlöſen möge.

Ich beſorge, daß Herr L. dieſe Fragen und Forderungen für ein Inquiſitionsverhör ausgeben werde. S. 7 der Antwort hat er bereits einen, dahin abzielenden Fingerzeig, gegeben. Ich warne ihn aber treulich, dieſen Weg nicht einzuſchlagen, und das alte Schandlied, auf welchem ſich Abbt und ſeine Nachfolger heiſer geſchrien, von Inquiſition, Auto da Fé, und Inquiſitor, nicht wieder anzuſtimmen, oder es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er eine Antwort erhält, welche ihm nicht gefallen [128] wird. Von mir hat er kein Inquiſitions-Verhör zu beſorgen, ob ſolches aber nicht von denen erfolgen möchte, deren Amt es mit ſich bringet, die Reichsgeſetze wider die Publication gotteslästerlicher Schriften, aufrecht zu erhalten, das iſt eine andre Frage.

Auf der 6 und 7 S. dieſer Antwort fordert der Hr. L. von mir, daß ich folgende Sätze beweiſen ſolte:

1. Warum nothwendig die, in jenen Glaubensbekäntniſſen enthaltenen Lehren, ſich verlieren müßten, wenn die Bibel ſich verlöre?

2. Warum die Lehren längſt verlohren gegangen ſeyn müßten, wenn die Bibel verlohren gegangen wäre?

3. Warum wir dieſe Lehren gar nicht wiſſen könten, wenn die Bibel niemals geweſen wäre?

Dieſe Forderung iſt ſo ungereimt, als eine ſeyn kan. Ich bin in dieſer Sache der Reſpondent. Herr L. iſt der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſcheid der verſchiednen Partheyen, in welche dieſelbe getheilet iſt, ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, als ein, keinem Zweifel unterworfener Grundſatz, angenommen iſt:

Daß die Bibel der einige Lehrgrund der chriſtlichen Religion iſt, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, nicht fortgepflanzet werden, alſo nicht beſtehen könte.

Herr L. trit auf und ſagt: Alle gegenwärtige ſo wohl als verſtorbene Chriſten und Lehrer, welche [129] dieſen Satz als eine unſtreitige Wahrheit angenommen haben, ſind Thoren und Narren, ich behaupte:

Daß die chriſtliche Religion beſtehen kan, beſtanden wäre und beſtehen wird, wenn die Bibel niemals geweſen wäre, wenn ſie ſchon längſt verlohren gegangen wäre, wenn ſie völlig verlohren ginge, oder welches einerley iſt, von allen Chriſten als ein ganz unnützes Buch verworfen würde.

Auf wen fält nun die Pflicht, den Beweis zu führen? auf mich, oder auf den Opponenten? Iſt der Beweis von unſrer Seite nicht genugſam geführt? Wie viele Schriften liegen da, welche denſelben in ſeiner ganzen Stärke darlegen? Hier wird Herr L. mit ſeinem Mene Mene Tekel Upharſin! fertig ſeyn. Er wird rufen: ich habe alle dieſe Beweiſe längſt auf meine Kapelle gebracht, und ſie ſind wie Queckſilber verraucht. Hier weiſe ich ihn auf die Antwort, mit welcher ich in dem 2ten Stücke ſeiner Schwächen, S. 72. f. eine ähnliche abgeſchmackte

Prahlerey abgefertiget habe. Noch mehr! dasjenige, was Herr L. der Bibel abspricht, das muß er der Tradition beylegen: denn es ist kein andres Mittel, die christliche Religion und die historischen Facta, auf welchen dieselbe beruhet, fortzupflanzen und zu erhalten, als diese beyde: Herr L. müste denn annehmen, daß die Wahrheiten und Lehrsätze der christlichen Religion jedem Menschengeschlechte, wenigstens alle dreyßig Jahre, von neuem geoffenbaret, und durch neue Wunder bestätiget, und zugleich von den eingeschlichenen [130] Verfälschungen, Irrthümern und Menschenlehren gereinigt würden. Nun aber habe ich die allgemeine Erfahrung, und die darauf beruhende Uebereinstimmung aller Menschen, welche keiner Verrückung des Verstandes unterworfen sind, vor mir, nach welcher die mündliche Ueberlieferung das allerunsicherste und unzuverläßigste Mittel ist, historische Facta, noch mehr, Lehrsätze in ihrer Lauterkeit und Reinigkeit fortzupflanzen, welche nicht aus Gründen der Vernunft erfunden, oder erwiesen werden können. Ist die Tradition ein so sicheres Mittel, die Geschichte der Kirche Gottes auf Erden, die Reden und Handlungen Christi, und die Lehren der Apostel zuverläßig fortzupflanzen, so daß wir auf dieselbe unsern Glauben, unsre Hofnung, unsre Seelenruhe gründen, und daher die, zur Bezähmung und Dämpfung unsrer so verderbten und heftigen Begierden, kräftige Gründe nehmen können; so muß sie bey viel geringern Gegenständen ein eben so zuverläßiges Mittel seyn. Folglich handeln die Menschen, und insonderheit die Fürsten thörigt, daß sie Testamente, Vergleiche, Erbverbrüderungen und Erbvereinigungen, Friedensschlüsse u. s. w. schriftlich abfassen, und solchen durch Unterschrift, Siegel, Zeugen u. s. f. alle mögliche Zuverläßigkeit und Glaubwürdigkeit zu geben suchen. Wozu aller dieser Unrath, wenn die blos mündliche Ueberlieferung allein hinlänglich ist, dasjenige, was beschlossen, verglichen oder verabredet worden, sicher auf die Nachkommen fortzupflanzen? Solte man wohl glauben, daß es möglich wäre, daß ein vernünftiger Mensch, daß

ein Gelehrter es wagen könte, [131] Sätze zu behaupten, durch welche alle vernünftige Menschen, welche jemals in der Welt gelebt haben und noch in derselben leben, auf eine solche Art für Unsinnige erkläret werden, und aus welchen, wenn sie wahr wären, nothwendig folgen müste, daß er der einige wäre, dem die Gabe der gesunden Vernunft zu Theile geworden. Wie ist die gegenwärtige Gestalt der jüdischen Religion beschaffen? und wie weit ist solche von ihrer ehemaligen Reinigkeit abgewichen? Und wodurch ist sie eine solche Misgebuhrt geworden? durch die, der Bibel des alten Testaments beygefügte Tradition. Und wie würde sie aussehen, wenn das alte Testament gar verlohren gegangen wäre? Wie sichtbar zeigen sich die traurigen Wirkungen der Tradition in der papistischen Religion? und woher hat sie das Wahre, das noch in derselben befindlich ist? allein aus der heiligen Schrift. Woher komt es, daß die Historie von Deutschland, vor dem 14 Jahrhundert, so dunkel, verworren und unzuverläßig, und vor dem achten Jahrhundert lauter Finsternis ist, da im Gegentheil die Geschichte der Römer und Griechen, so viele hundert Jahre vor Christi Gebuhrt hinaus, so helle und so volständig ist? daher, weil die Deutschen in dem mittlern Zeitalter wenige, rohe, und in den Wissenschaften fremde, und in dem ältern Zeitalter gar keine Geschichtschreiber hatten, folglich alles allein auf der Tradition beruhete, da im Gegentheile die Griechen und Römer Geschichtschreiber hatten, welche mit allen Eigenschaften, welche dieses Geschäfte erfordert, hinlänglich versehen waren, und den heutigen Geschichtschreibern [132] noch immer zu Mustern dienen können. Kan die christliche Religion ohne Bibel durch die bloße Tradition erhalten und fortgepflanzet werden; so muß solches auch von der Historie, und überhaupt von aller Gelehrsamkeit gelten; so sind alle Bücher eben so unnütz und überflüßig als die Bibel; so ist das Amt, das der Herr Lessing verwaltet, das unbedeutendeste unter allen Aemtern.

Alles dieses habe ich vor mir, wenn ich behaupte,

daß die christliche Religion ohne die Bibel schlechterdings nicht bestehen kan. Ich behaupte damit nichts anders, als was alle vernünftige Christen, deren Zahl nach Millionen, als was so viele große und gelehrte Männer aller cultivirten Völker, welche sich zur christlichen Religion bekant haben, und noch bekennen, deren Zahl nach Tausenden berechnet werden muß, behauptet haben, ohne daß einem von denselben jemahls ein widriger Gedanke dagegen eingefallen wäre. Diesen Erfahrungen, diesen Bekennern und Zeugen dieser Wahrheit stellet sich Herr Leßing ganz allein entgegen, er behauptet gerade das Gegentheil, aber bisher durch bloße Machtsprüche, und er verlanget von mir, daß ich den Beweis dessen führen sol, woran bis hieher kein vernünftiger Christ, diesen Nahmen im weitesten Verstande genommen, gezweifelt hat. Ist dieses nicht eben so unsinnig, als wenn ein Phantast auftreten und sagen wolte: Unser Weltsystem kan ohne die Sonne bestehen. Der Mond, die Sterne, allenfals der Sirius, können die Stelle der Sonne vertreten, und eben das wirken, was die Sonne gewirket hat, und noch wirket. Ich würde mich anfänglich schä-[133]men, mich mit einem Menschen von so zerrütteten Sinnen einzulassen, allein wenn ich es doch nicht ändern könte, und wenn er von mir verlangte, daß ich von der Sonne beweisen sol, daß sie allein die zur Erhaltung ihres Systems nöthigen Kräfte hätte; so würde ich ihm antworten: Meinen Satz hat die Erfahrung von so vielen tausend Jahren bewiesen. Beweise du, daß der Mond, der Saturn, der Sirius die dazu erforderlichen Kräfte und Eigenschaften haben. Und ich bin versichert, daß alle Vernünftige auf meine Seite treten würden.

Herr Leßing hat es empfunden, daß die Last zu beweisen auf ihn fallen würde. Er hat daher in seinen Axiomaten schon verschiedene Proben gemacht, den Beweis zu führen, und die abgeschmackte Fabel von einer Lutherischen Colonie, welche ein heßischer, oder ein braunschweigischer Feldprediger auf einer neuentdeckten bermudischen Insel gefunden haben sol, welche so dum gewesen,

ſich einzubilden, daß ihre angeblich richtige und volſtändige Glaubenslehre in den beyden Bretterchen enthalten ſey, in welche ehemahls ein kleiner Catechismus Lutheri gebunden geweſen, Axiom. S. 45. ſol vermuthlich die Möglichkeit des Satzes, den Herr Leßing behauptet, beweiſen. Allein in der Antwort auf meine Frage wil er noch mehr thun. Er pflanzet zwanzig Sätze als Axiomata dahin, welche ſeinen Satz beweiſen ſollen. Aber alle dieſe Sätze ſind blos wilkührlich, daher bedarf ein jeder von denſelben eines gründlichen und volſtändigen Beweiſes. Herr Leßing pochet S. 15. darauf, daß er dieſe Sätze aus mehrmahliger Leſung der Kirchenväter der erſten vier [134] Jahrhunderte geſamlet habe. Er ſpricht aus einem hohen Tone, daß der Beleſenſte in dieſer Sache nicht mehr Quellen als er gehabt hätte, daß der Beleſenſte nicht mehr wiſſen könte, als er. Wo haben denn, werden alle verſtändige Leſer dieſes Blattes denken, ſo viele Gelehrte, welche doch eben die Kirchenväter gehabt haben, auf welche Herr Leßing pochet, ihre Augen gehabt, daß ſie dieſe Sätze nicht entdecket haben? Es fehlet uns ja nicht an volſtändigen und zuverläßigen Auszügen der Glaubenslehren aus den Schriften der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte, alſo auch des Artikels von der heil. Schrift, welche die redlichſten und gelehrteſten Theologen aus denſelben der Welt vor Augen gelegt haben, und in dieſen wird man dieſe Sätze vergeblich ſuchen. Doch dieſer Widerſpruch läſſet ſich erklären. Dieſe haben eine geſunde Logik und Hermeneutik gebraucht, dagegen hat Herr Leßing hier ſeine Theater-Logik zu Hülfe genommen, und mit dieſer iſt vieles möglich zu machen, was der geſunden und richtigen Logik unmöglich bleibt.

Wahrſcheinlich ſind dieſe zwanzig Sätze lauter Concluſionen, die Herr Leßing aus ſelbſt erwählten Prämiſſen gezogen, oder vielleicht ohne Prämiſſen dazu zu haben, nur ſo hingeworfen hat, um den Leſern Sand in die Augen zu ſtreuen. Denn daß er dieſe Kunſt könne, auch die dazu erforderliche Dreiſtigkeit in reichem Maaße beſitze,

davon hat er in den vorhergehenden Blättern Proben genung abgelegt. Es ist also seine Schuldigkeit, uns diese Prämissen mitzutheilen, und uns solche zur Prüfung vorzule=[135]gen. Ich setze dabey aber folgende Postulata mit dem höchsten Rechte voraus:

1. Daß er seine Beweise aus unstreitig ächten Schriften der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte führe, und sich niemahls auf zweifelhafte, noch weniger auf untergeschobene berufe.

2. Daß er nie verlange, daß wir eine einzelne Stelle eines Kirchenvaters, welche etwa eine solche paradoxe Meynung in sich fassete, als einen volständigen und bündigen Beweis derselben ansehen sollen. Er muß bey jedem Satze beweisen, daß alle Kirchenväter der ersten vier Jahrhundert in demselben übereingestimmet.

3. Daß er Stellen dieser Kirchenväter, welche den etwa von ihm anzuführenden Stellen widersprechen, und die Lehre von der Wahrheit, Nothwendigkeit und Göttlichkeit der heil. Schrift behaupten, wenn sie seinen Stellen entgegen gesetzet werden, eben so viel gelten lasse, als die Seinigen, wenigstens zugebe, daß beyde einander aufheben.

Ich glaube, daß diese, aus der Natur der Sache selbst flieſſenden Einschränkungen, dem Herrn Leßing seinen Beweis, von welchem er sich so zuversichtlich verspricht, daß solcher die ganze Bibel auf einmahl zu Grunde richten werde, merklich schwer machen werden. Indessen, gesetzt, daß er im Stande wäre denselben zu führen, was würde er damit gewinnen? Ein jeder, in seinem Glauben gegründete Christ, würde ihn antworten: Was gehen mich die Kirchenväter an? diese waren fehlerhafte Menschen, und sie haben genugsam bewiesen, daß sie irren und fehlen konten. Ich baue meine Ueberzeugung von [136] der Wahrheit, Göttlichkeit und Nothwendigkeit der heil. Schrift nicht auf die, derselben vortheilhafte Aussprüche der Kirchenväter; daher können mich auch die gegenseitigen, wenn sich auch einige finden solten, nicht irre machen. Ich würde ein schlechter Christ seyn, wenn ich solches aus der

ſo genanten Regula fidei, oder aus den Symbolis der erſten vierhundert Jahre hätte werden ſollen. Denn ſolche enthalten lauter Glaubenslehren, aber ohne Beweiſe, daß ſolche unmittelbar von Gott geoffenbaret worden. Ich finde aber in denſelben keine Lebenspflichten, noch weniger die Ordnung des Heyls, welche ich mit völliger Ueberzeugung meines Herzens, als den einigen Weg zu Gott zu kommen, anſehen muß, keine Verheiſſungen, keine Troſtgründe, welche ich ſchlechterdings nöthig habe, wenn ich wahre Ruhe der Sele, und eine gegründete Hofnung des ewigen Lebens erhalten wil. Alles dieſes aber finde ich in der heil. Schrift. Ich habe das bewährte Gold in Händen, und ſolches werde ich nie gegen Bley vertauſchen.

Doch vielleicht kan ich es zum voraus muthmaßen, was es für Stellen der Kirchenväter ſind, auf welche hier Herr L. ſo pochet. Wahrſcheinlich ſolche, welche von Kirchenvätern herrühren, die nach der Nicäniſchen Kirchenverſamlung geſchrieben haben, und in der Hitze der damaligen, in vollem Schwange gehenden arianiſchen Streitigkeiten, dem auf dieſer Kirchenverſamlung abgefaſſeten Symbolo mehr Autorität beylegten, als ihm wirklich zukam, und bey dieſer Gelegenheit, da die Arianer ihnen aus misverſtandnen Stellen der heiligen Schrift [137] Scheingründe zur Behauptung ihres Irthums entgegen ſetzten, welche ſie ſo gleich nicht wegräumen konten, einige, dem göttlichen Anſehen und der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nachtheilige Ausſprüche haben mit einfließen laſſen. Vielleicht aber werden auch Stellen mit unterlaufen, welche das, kurze Zeit nach dem, auf der Kirchenverſamlung zu Nicäa in Bythynien verfertigte Symbolo, von arianiſchen Biſchöfen zu Nicäa in Thracien verfertigte Symbolum, zum Gegenſtande haben.

Ich proteſtire aber ſchon zum voraus feyerlich gegen Stellen und Zeugniſſe von dieſer Art. Sie können, zum Nachtheile der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nichts beweiſen, da die Zeugen von beyden Theilen partheyiſch ſind, und bey Ablegung dieſer Zeugniſſe mehr ihren Leyden-

schaften und Vorurtheilen, als der reinen Ueberzeugung von der Wahrheit gefolget sind. Herr L. wird damit zu seinem Vortheile nichts mehr gewinnen, als wenn er alle Stellen aus dem Bellarmin samlen wolte, in welchen er, zum Vortheile der Tradition, von der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nachtheilige Urtheile fället.

Noch finde ich nicht, daß Herr L. mich, nach seinem pöbelhaften Ausdrucke S. 5, genöthiget habe, mit der längern Nase abzuziehen. Ob er mich künftig, wenn er mit seinen Beweisen erscheinen solte, dazu nöthigen werde, das wird die Zeit lehren.

Da ich in dieser Streitigkeit nicht gern ausführliche Werke schreiben, sondern lieber dem Vorbilde meines Herrn Gegners folgen mögte; so sehe [138] ich mich abermal außer Stande, mein gegebenes Versprechen zu erfüllen, und das, was in den Axiomaten noch rückständig ist, zu beantworten. Ich muß solches also bis zu dem folgenden Stücke aussetzen. Alsdann wird mir diese Arbeit leichter werden, und ich werde bey derselben gründlicher zu Werke gehen können, wenn Herr Leßing erst mit dem, was er noch in recessu zu haben vorgiebt, (ein Schröckschus, der bey mir keine Wirkung hat) wird an das Licht getreten seyn. Indessen wil ich, in Erwartung desselben, doch eine Stelle aus den Axiomaten beantworten, welche mit dem, was den Hauptinhalt der vorhergehenden Blätter ausmacht, in genauer Verbindung stehet, und gar füglich vorläufig beantwortet werden kan. Er schreibt S. 35 der Axiomaten:

„Noch kan ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Pastor mit einer solchen Zuverläßigkeit thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. Würde, fragt er, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben seyn? — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese

Frage so gerade mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorſagte. Geſchweige denn, da mir es nur ein lutheriſcher Paſtor in den Mund legen wil. — Alles was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt nach, [139] ob ſie gleich der Menſch nicht immer nachweiſen kan: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären geprediget worden, ſolten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſolten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nemliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben ſo wohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? O über den Mann, almächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn wil, und ſo keck vorgiebt, daß du zur Erreichung deiner Abſichten nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen ihm kund zu machen! o über den Gottesgelehrten, der, außer dieſem einzigen Wege, den er allein ſiehet, alle andre Wege, weil er ſie nicht ſiehet, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde!"

„Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich, durch bloße mündliche Ueberlieferung, bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, *ohne* deren Hülfe wir ſchwerlich die Schriften des N. T. volkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir *mit* ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen: ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben."

[140] Welches Geſchwätz! was für Verwirrungen der Begriffe, welche offenbar falſche Grundſätze, welche Trugſchlüſſe herſchen in dieſen wenigen Zeilen! Iſt es möglich,

daß ein Leßing ein ſolches Gewäſch niederſchreiben können? Hier iſt die Theater-Logick abermal in ihrer ganzen Größe ſichtbar. Lauter Schlüſſe a poſſe ad eſſe, oder von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit. Auf dem Schauplatze können ſolche Wirkungen thun, und die Gemüther der Zuſchauer blenden und verwirren, auf dem Schauplatze können die abgeſchmackten und zum Theile gottesläſterlichen Exclamationen, die Herr L. bey aller Gelegenheit anbringet, Eindruck machen, und die Witzlinge von beyden Geſchlechtern hinreißen, aber in einer polemiſchen Schrift entdecken ſolche Kunſtgriffe ſo wohl die Schwäche des Verſtandes, als auch die Tücke des Herzens deſſen, der ſie anwendet, um die Leſer dadurch auf ſeine Seite zu ziehen. Bald nimt Herr L. die Einwürfe der Papiſten zu Hülfe, bald bedient er ſich der Sprache der läſternden Fanatiker, ohne zu bedenken, wie gründlich, wie treffend beyde ſchon längſt von unſern Theologen abgefertiget worden. Hat Herr L. keine andre Waffen, mit welchen er die Hoheit, Würde, Wahrheit und Nothwendigkeit unſrer Bibel beſtreiten kan; ſo iſt er ein verachtungswürdiger Widerſacher derſelben, und er wird nichts anders, als, zu ſeiner Schande, einen Fehl gebähren. Ich wil mir indeſſen die kleine Mühe nicht verdrießen laſſen, dieſe elende Stelle, Satz vor Satz, durchzugehen, und die Schwächen derſelben in ihr völliges Licht zu ſetzen.

[141] Ich habe die Frage: „Würde, wenn die neute„ſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben, und bis auf uns „gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Chriſtus „gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben ſeyn“? wirklich gethan, ich wiederhole ſolche, und beantworte ſie mit einem zuverſichtlichen Nein! Ich ſehe aber dabey blos auf den Lauf der Natur, auf die Beſchaffenheit des Gedächtniſſes der Menſchen, und auf ihre natürliche Neigungen, die Begebenheiten und Lehren, inſonderheit ſolche, welche über die menſchliche Vernunft gehen, und welche dem verderbten menſchlichen Herzen bitter ſind, zu verſtellen und zu verfälſchen. Und hier iſt die algemeine Erfahrung

mein unverwerflicher Zeuge. Kan Herr Leßing derſelben widerſprechen, ohne ſich der offenbarſten Thorheit ſchuldig zu machen? Ich geſtehe es zu, daß das Gegentheil hätte ſtat haben können, wenn Gott alle 20 oder 30 Jahre, wenigſtens unter zehen Menſchen einen dargeſtellet hätte, der aus unmittelbarer Eingebung des heil. Geiſtes dasjenige mündlich wieder erzählt hätte, was Jeſus auf Erden gethan und gelehret hat, und die Wahrheit ſeiner Nachrichten durch Wunderwerke beſtätiget hätte. Da aber Gott dieſen Weg nicht erwählt hat, die Nachrichten von den Lehren und Thaten Jeſu fortzupflanzen und unverfälſcht zu erhalten; ſo ſchlieſſen wir daraus mit Recht, daß ſolches ſeiner Weisheit nicht gemäs geweſen. Herr Leßing muß alſo den einigen noch übrigen Weg, die Fortpflanzung und Erhaltung der Lehren und Thaten Jeſu, durch Schriften die den heil. Geiſt zum Urheber haben, eingeſtehen, oder er muß einen dritten Weg angeben. Mit dem bloßen Berufen auf die al-[142]gemeine Möglichkeit und auf die Almacht Gottes, wird er hier nicht weit kommen. Gott könte auch dieſes Weltſyſtem ohne Sonne erhalten, und das, was die Sonne wirket, beſtändig durch ſeine unmittelbare Almacht wirken; alſo iſt die Sonne etwas ganz unnützes und überflüßiges. Würde ein Menſch, der eine geſunde Vernunft hat, ſo ſchlieſſen? und iſt Herr Leßings Schlus von andrer Art? Wir Chriſten denken darum nicht klein von Chriſti Lehren, weil wir behaupten, daß das einige der Weisheit Gottes gemäße Mittel der Fortpflanzung und Erhaltung derſelben in ihrer Lauterkeit, die Verfaſſung derſelben in den Schriften des N. T. geweſen. Und der Vorwurf, den er uns desfals macht, iſt eben ſo ungerecht und eben ſo ungereimt, als wenn ich ihn beſchuldigen wolte, daß er klein von den Befehlen ſeines Landesherrn dächte, wenn er glaubte und behauptete, daß derſelbe weislich handelte, wenn er ſolche ſchriftlich, und mit dem Siegel beſtärket, in das Land ergehen läſſet, und ſolche nicht in allen Städten, Flecken und Dörfern mündlich durch beſondere Abgeordnete verkündigen läſſet.

„Alles," sagt Herr Leßing, „was in der Welt ge„schicht, läst Spuren in der Welt zurück, ob sie gleich der „Mensch nicht immer nachweisen kan." Solche Spuren sind keine Spuren. Sie bedeuten nichts mehr, als Spuren, die ein Schiff in der See nach sich lässet. Eben solche Spuren würden auch die Thaten und Lehren des großen göttlichen Menschenfreundes, unter dem so vergeslichen und zu Lügen, Fabeln und Irthümern so geneigten menschlichen Geschlechte nach sich gelassen haben, wenn Gott solches nicht ganz umgeschaffen, oder diese Spuren [143] durch beständige, und in das Unendliche gehende Wunder, erneuret hätte. Die Lehre, daß Jesus Gottes Sohn sey, der mit Ihm gleiches Wesens ist, ist eine von den Hauptlehren Jesu. Aus welchen Spuren würde Hr. Leßing den Ursprung derselben haben erkennen können, da er sich so offenbar erklärt, daß seine Vernunft sich dagegen streubt, ob sie gleich aus den Zeugnissen der heil. Schrift so deutlich erwiesen werden kan.

Es scheint, daß Herr Leßing auf den Grund: daß Jesus seine Lehren nur zu predigen, nicht aber aufzuschreiben befohlen, sehr viel bauet. Diesen Grund hat er den Papisten abgeborget, und sie gebrauchen denselben, wenn sie das Ansehen der heil. Schrift schwächen, und dagegen ihre Traditionen auf den Thron setzen wollen. Bellarminus schreibt: Lib. IV. de verbo Dei, cap. 4. § 2. Si Christo et Apostolis fuisset propositum, verbum Dei coarctandi, et restringendi ad Scripturam, imprimis rem tanti momenti Christus aperte praecepisset, et apostoli vbique testarentur, se ex mandato Domini scribere, quemadmodum ex mandato Domini in toto orbe docuerunt. At id nusquam legimus. Das ist: „Wenn Christus „und die Apostel den Vorsatz gehabt hätten, das Wort „Gottes auf das Schreiben einzuschränken, und solches „daran zu binden; so würde Christus eine so wichtige „Sache ausdrücklich befohlen, und die Apostel bezeugt „haben, daß sie aus einem göttlichen Befehle schrieben, wie

„ſie nach demſelben in der ganzen Welt gelehrt haben. „Wir finden aber ſolches nirgends“. Elender Einwurf! ſind denn mündliche und ſchriftliche Lehren, Dinge die einander aufheben? oder von welchen eines das an=[144] dere mit in ſich begreift? Wenn der Landesherr zu ſeinen Räthen ſagt: Machet meinen Willen den Unterthanen bekant; ſchlieſt dieſer Befehl allein den mündlichen Vortrag in ſich? ſchlieſt er den ſchriftlichen aus? Wie würde Herr Leßing ſpotten, wenn ich mit einem ſo lahmen, andern abgeborgten Grunde gegen ihn auftreten wolte? Doch da die Kirchenväter bey Herrn Leßing mehr gelten, als die Bibel; ſo wil ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegen ſetzen, welche ſein Gewäſche, und überhaupt ſeine in der Antwort angegebene 20 Sätze auf einmahl niederſchlagen kan. Dieſer ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts ſchreibt adv. Hær: Lib. III. c. 1. Non enim per alios diſpoſitionem noſtrae ſalutis cognouimus, quam per eos, per quos Euangelium peruenit ad nos, quod quidem tunc praeconiauerunt, *poſtea vero per Dei voluntatem in ſcripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei noſtrae futurum.* D. i. Wir erkennen die Ordnung des Heyls aus der Lehre derer, von welchen das Evangelium zuerſt zu uns gekommen iſt: welches ſie zwar zuerſt mündlich gepredigt haben, hernach aber, nach dem Willen Gottes, uns ſolches in Schriften überliefert haben, damit es ein Grund und Pfeiler unſers Glaubens werden möge. Es wird ſich zeigen, ob Herr Leßing Stellen in Vorrath habe, welche hinlänglich ſeyn werden, dieſes Zeugnis niederzuſchlagen.

Welcher Unſin iſt es, wenn er fortfähret: „Deine „Worte, göttlicher Menſchenfreund, ſolten erſt in todte „Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn“! Die Läſterung, da er die heil. Schrift einen todten Buchſtaben nennet, [145] iſt ein Lied, das er den Fanatikern nachſingt. Dieſe führen dieſe Sprache, wenn ſie ihr inneres Licht erheben wollen. Wie wenn Herr Leßing aus dem

Geheimen-Rathe einen von seinem Herrn unterzeichneten schriftlichen Befehl erhielte, und er wolte sagen: das ist ein todter Buchstabe, den respectire ich nicht: wie können die Worte meines Herrn, erst in todte Buchstaben verwandelt, mir Worte des Befehls werden? würde man nicht Ursach haben zu fragen: ob Herr Leßing auch seine Sinne beysammen habe?

„Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen „zu erleuchten und zu bessern? Ist die mündliche Ueber„lieferung nichts"? Ich antworte: In Dingen, welche die Lehren und Thaten Christi, und die Geheimnisse der christlichen Religion betreffen, sind die Schriften des N. T. der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern, und mündliche Ueberlieferung, wofern sie nicht aus unmittelbarer Eingebung des heil. Geistes fliesset, ist hier nichts! denn sie hat keine Beweise der Göttlichkeit und Wahrheit für sich, und kan sie auch nicht haben. Das ist der Glaube aller vernünftigen Christen, von Christi Zeiten an bis auf unsre Tage. Wil Herr Leßing hier widersprechen, so muß er den Beweis von dem Gegentheile führen.

„Und wenn mündliche Ueberlieferungen tausend vor„setzlichen und unvorsetzlichen Verfälschungen unterworfen „wären, sind es die Bücher nicht auch"? Wil Herr Leßing damit so viel sagen: eben so leicht, als mündliche Ueberlieferungen verfälschet werden können, können es auch die Bücher, und überhaupt alle Schriften; so verdienet er wirklich von allen [146] Vernünftigen ausgezischet zu werden. Vox audita perit, littera scripta manet, ist ein allgemeiner Grundsatz aller vernünftigen Menschen. Wenn Herr Leßing ein Kapital ausliehe, und sein Schuldner wolte sagen: Seyn sie mit meinem mündlichen Bekäntnisse zufrieden, eben so leicht als ich solches verändern, oder ableugnen kan, kan ich auch einen Wechsel verfälschen, oder ableugnen. Würde Herr Leßing diesen Grund gelten lassen? Traurige Arbeit! einen solchen Gegner vor sich zu haben, der so blind und verwegen gegen alle Erfahrung,

gegen den gesunden Menschenverstand angehet, blos um Recht zu haben.

„Hätte Gott durch die nehmliche Aeuserung seiner „unmittelbaren Gewalt nicht eben so wohl die mündlichen „Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, „als wir sagen, daß Er die Bücher bewahrt hat“? Wir sagen nicht, daß Gott die Bücher der heil. Schrift durch Aeuserung seiner unmittelbaren Gewalt, oder welches einerley ist, durch Wunderwerke, bewahret habe. Eine weise Einrichtung und Regierung der dazu dienlichen Mittelursachen war dazu hinlänglich. Allein die Bewahrung der mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen, würde unzählbare Millionen Wunder erfordert haben. Wunder bey dem, der sie andern mittheilete, damit er solche nicht verstümmelte, nichts darin veränderte, nichts aus seinem eignen Gehirne hinzusetzte. Wunder bey dem, der sie empfing, Wunder im Verstande, um solche recht zu fassen, Wunder im Gedächtnisse, um sie treulich zu bewahren, Wunder im Willen, um sie so wieder zu liefern, als er sie empfangen. Dieser Weg scheint [147] dem Herrn Leßing eben so richtig, eben so zuverläßig, und der Weisheit Gottes eben so angemessen zu seyn, als der andre, nach welchen Gott die Schriften zu einem Mittel der Erhaltung und Fortpflanzung der Thaten und Lehren Christi erwählet hat. Das ist wahrlich neue, aber sehr thörichte Weisheit, und H. Leßing muß das itztlebende Menschengeschlechte mit eben den Augen betrachten, mit welchen vor den Zeiten der Reformation die papistische Clerisey die Bauren, und überhaupt die Layen betrachtete.

Von den nun folgenden Exclamationen gegen mich, habe ich mich schon erklärt, daß solche auf das Theater gehören. Herr Leßing lasse solche, doch von dem darin befindlichen schändlichen Misbrauche des allerheiligsten Nahmens des almächtigen Gottes gereiniget, einen Comödianten auswendig lernen und declamiren, da werden alle Witzlinge zu seinem Lobe klatschen. Die letzten Worte, welche dieses gotteslästerliche Gebeth in sich fassen: „Laß mich,

„gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie „so vermessen werde“, sind eine frevelhafte Lästerung aller wahren und verständigen Christen aller Zeiten. Diese sind in Absicht auf die Lehre von der Nothwendigkeit der heil. Schrift, zur Erhaltung der christlichen Religion, eben so rechtgläubig, als ich. Sind wir darum vermessen? Wer ist vermessen? derjenige, der das von Gott selbst erwählte und also einige Mittel, die Wahrheit, die unsre Selen allein selig machen kan, uns mitzutheilen, mit demüthiger Verehrung und Dankbarkeit annimt, und die Ehre desselben vertheidigt? oder der, der solches freventlich verwirft, abzuwürdigen sucht, und dagegen ein anderes anpreiset, das die Weisheit [148] Gottes verworfen, und damit selbst für untauglich und unzuverläßig erklärt hat?

Was Herr Leßing in dem folgenden, von kleinen Nachrichten und Begriffen plaudert, „welche durch bloße „mündliche Ueberlieferungen bis auf den heutigen Tag „fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich „wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen „und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe wirklich „thun“, das ist ein leeres, nichts bedeutendes Geschwätz, welches so lange vergeblich da stehet, bis er solches durch wirkliche Beyspiele erwiesen hat.

Ex ungue leonem! Von dieser Art ist alles, was Herr Leßing unter dem prächtigen Titel: Axiomata, geschrieben hat, um unsre Bibel zu stürzen, um den, ich weis nicht, wie ich mich ausdrücken sol — — unerhörten Satz: daß die christliche Religion ohne Bibel bestehen könne, bestanden seyn würde, und bestehen werde, den Lesern als neue, als große Weisheit aufzubürden. Bey wem wird er seine Absicht erreichen? nur allein bey denen, welche die Bibel so wenig achten, als die christliche Religion. Um dieser willen hätte er sich die Mühe nicht geben dürfen, alle Kräfte seines so sichtbar spielenden Witzes aufzubieten, und alle Kunstgriffe der Theaterlogik anzuwenden. Diese würden ihm auf sein bloßes Wort geglaubt haben. Allein bey allen verständigen

Chriſten wird er ſtat der verhoften Ehre, Schande erjagen, und er wird es erfahren, daß er, ſtat ſie in ihren Glauben wankend zu machen, ſie in demſelben, durch ſeine elenden Einwürfe, und in ihrer Blöße ſo leicht in die Augen fallenden Scheingründe, noch mehr beveſtiget habe. Ich ſchlieſſe mit den Worten eines, eben durch ſeine wahre Verehrung der heil. Schrift, großen Weiſen, unſers unſterblichen Gellerts:

Halt veſt an Gottes Wort, es iſt dein Glück auf Erden,
Und wird, ſo wahr Gott iſt, dein Glück im Himmel werden.
Verachte chriſtlich groß des Bibelfeindes Spott,
Die Lehre, die er ſchmäht, bleibt doch das Wort aus Gott!

Anhang.

1. Freywillige Beyträge

zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

87.—91. Stück, 2. August 1774, S. 690.

J. M. Goezens, Drittes Verzeichnis, merkwürdiger Stücke, mit welchen seine Bibelsammlung seit Michaelis 1773 vermehret worden.

. . . . Mir ist gegenwärtig, ausser dem Hn. Pastor Lorck in Copenhagen, und dem Hn. Pastor Giese in Görlitz, kein Gelehrter bekant, welcher eine besondre beträchtliche Bibel-Samlung besässe. Und dennoch kan der wahre Nutze solcher Samlung am leichtesten erhalten werden, wenn sich dergleichen in den Händen von Privatpersonen befinden, welche zugleich Kenner seltener und wichtiger Schriften sind, und an dem Studio der biblischen Kritik, ein Vergnügen finden. Oeffentliche und grosse Bibliotheken sind gemeiniglich ein Grab rarer und merkwürdiger Bibeln. Die Hn. Aufseher derselben sind entweder zu bequem oder zu beschäftigt, oder die biblische Kritik und die Kenntniß der dazu gehörigen seltenen Ausgaben, ist nicht ihr Feld. Da es nun unmöglich ist, daß ein in diesem Felde arbeitender Gelehrter, selbst alle dazu erforderliche Hülfsmittel besitzen könnte; da manche zweifelhafte Frage, in einem Augenblick durch den Augenschein entschieden werden kan, zu deren Entscheidung sonst mühsame, und oft, ja in den meisten Fällen, unglückliche Muthmassungen und Untersuchungen angewandt werden müssen; so ist es unmöglich, in diesem Felde etwas auszurichten, wofern man sich nicht im Stande siehet, in solchen Fällen, in welchen wir uns selbst durch den Augenschein nicht helfen können, andre, welche dieses Glück geniessen, zu Rathe zu ziehen. Die Ursachen, warum man in diesen Fällen von den Aufsehern öffentlicher Biblio-

theken, wenig Troſt zu erwarten hat, habe ich bereits angeführt. Dagegen wird ein jeder andrer Gelehrter, der eine ſolche Samlung beſitzet, wofern er ſonſt kein βιβλιοταφος iſt, ſich allezeit willig finden laſſen, die von ihm verlangten Nachrichten, mitzutheilen.

33. Stück, 9. September 1777, S. 262—264 (alles Folgende im 5. Band) über eine Recension des „Verzeichnisses“ im Hamburgischen Correspondenten (Beyträge zum gelehrten Artikel, August).

Zuletzt wünſcht der Herr R[ecenſent]. daß ich Sorge tragen möchte, daß dieſe Samlung doch zukünftig nicht zerſtreuet werden möchte. Und er ſetzet desfals ein ſolches Vertrauen in mich, daß er dieſen Wunſch beynahe für überflüßig hielte. Aber hier muß ich offenherzig bekennen, daß ich in dieſem Stücke mit ihm nicht gleiche Geſinnung habe. Das Zuſammenhalten ſolcher Samlungen iſt nach meiner Einſicht der Gelehrſamkeit ſo nachtheilig, als das Niederlegen der Capitalien in eiſerne Kaſten, dem gemeinem Weſen. Wenn alle diejenigen, die ſchöne Samlungen von dieſer Art beſeſſen haben, ſo hätten denken wollen, ſo hätten ich und andere, uns die Hofnung, ſolche Schätze zu erhalten, müſſen vergehen laſſen. Mit wie vielen Beſchwerden iſt der Gebrauch oder nur das Nachſchlagen ſeltener Bücher, welche auf großen Bibliotheken verwahrt werden, verbunden? Vor der Hand habe ich die Hofnung zu Gott, daß Er meinen einzigen hofnungsvollen Sohn, mich werde überleben laſſen, und daß ich ihn in ſolchen Umſtänden, und in einer ſolchen Gemüthsverfaſſung hinterlaſſen werde, daß er weder aus Mangel noch aus Leichtſinnigkeit, ſich entſchließen muß, oder wird, das zu zerſtreuen und zu verſchleudern, was ſein Vater auch zu ſeinem Beſten und Vergnügen, mit, ich will nicht ſagen ſo vielen Koſten; ſondern mit ſo vieler Mühe geſamlet hat. Nach ihm mag die Vorſehung ſelbſt, über meine Bibelſamlung, wie über meine geſamte Bibliothek diſponiren. Indeſſen würde ich es doch nicht vorſchreiben, auf den Fall, wenn er keine Erben hinterlaſſen ſolte, dieſe Samlung einer öffentlichen Bibliothek zu beſtimmen. Denn zum Unglücke könte es derſelben an Raum fehlen. Alsdann würden die Kaſten, in welchen die Bücher abgeliefert würden, zwar angenommen, aber in die Winkel herumgeſteckt werden, da dann die Würmer

und die Verweſung ihr Werk an denſelben ungeſtört fortſetzen und vollenden könnten. Als ich anfing an der Hiſtorie der niederſ. Bibeln zu arbeiten; ſo war das niederſächſiſche N. T. das zu Wittenberg von Melchior Lotthern 1523 in Fol. gedruckt war, das erſte, das ich genau und kritiſch beſchreiben muſte. Ich beſas damahls ſolches noch nicht ſelbſt, ich hatte nur ein Exemplar der hieſigen Stadt-Bibliothek in Händen, dem aber das letzte Blat fehlete. Ich ſahe mich alſo nicht im Stande, den Leſern eine ganz zuverläßige Verſicherung zu geben, daß das Exemplar, das ich beſchriebe, würklich die Lottheriſche erſte Original-Ausgabe ſey. Ich wandte mich alſo zu einem berühmten Bibliothekario, einer auswärtigen großen Bibliothek, von welcher ich zuverſichtlich wuſte, daß dieſes Kleinod auf derſelben verwahrt würde. Ich ſchrieb auf ein beſonders Blat gewiſſe unfehlbar Merkmale des vor mir habenden Exemplars, und bat ihn nachzuſehen, ob ſich ſolche auch in dem dortigen befänden, und wenn ſich ſolches ſo fünde, blos Concordat unter dieſes Blatt zu ſchreiben, und es mir zurück zu ſchicken. Ich erhielt aber geraume Zeit keine Antwort. Endlich wurde mir durch die dritte Hand gemeldt, daß der Hr. Bibliothekarius es ſich zum Geſetze gemacht hätte, auf keine Anfrage auswärtiger Gelehrten zu antworten. Zum Glücke hatte ich an dem Orte noch einen vornehmen Gönner, dem legte ich mein Anliegen vor, und ich erhielt den nächſten Poſttag von der Güte deſſelben, das was ich ſuchte.

Das ſind doch gewiß keine Reitzungen, ſolche Samlungen, um ihre Zerſtreuung zu verhüten, auf öffentliche Bibliotheken zu geben. Für die gelehrte Republik iſt es allezeit vortheilhafter, wenn die Bücher zerſtreuet, als wenn ſie begraben werden. Ich werde die meinigen ſo lange mir Gott das Leben friſtet, zum Beſten der Gelehrſamkeit recht zu nutzen ſuchen, und ich habe davon ſchon verſchiedene Beweiſe gegeben. Die Sorge für das Zukünftige aber, werde ich der Vorſehung überlaſſen. Den 25. Sept. 1777. Goeze.

59. Stück, 9. Januar 1778, S. 466 f. wird unter der Überschrift Hannover eine kurze Reclame für Schumann so eingeleitet:

Es iſt allemal rühmlich, wenn wirkliche Schätze der Gelehrſamkeit, die hie und da auf öffentlichen Bibliotheken

versteckt gelegen haben, dem Staube der Vergessenheit entrissen werden: es versteht sich aber von selbst, daß dieses mit Vorsicht und Klugheit geschehen müsse. Wenn bisher ungedruckte Schriften laute Lästerungen wider die Religion enthalten, oder ihr Inhalt die guten Sitten beleidiget: so verlieret die Welt nichts, sondern gewinnet dabey, wenn Schriften von der Art einer ewigen Vergessenheit, so wie sie es verdienen, übergeben werden. Und so hätten wir es gern gesehen, wenn der Herr Rath Leßing die Papiere eines Ungenannten über die göttliche Offenbarung lieber unterdrückt hätte, als daß er sie in dem 4ten Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbüttelischen Bibliothek der Welt öffentlich vorgeleget hat. Er hat zwar am Ende des Stücks eine Prüfung und Widerlegung der abgedruckten Lästerschrift hinzugefüget: allein diese ist fürwahr nichts weniger als genugthuend. Indessen da das Gift einmal da ist: so ist es billig, daß die Freunde der Religion auf ein kräftiges Gegengift denken; und wir hören es gern, daß schon mehr als eine Widerlegung der Lästerungen des Ungenannten theils schon fertig, theils unter der Presse sey.

61.—63. Stück (worin Goeze für Ress eintritt) bringen S. 503 einen Nachruf auf den Canonicus M. Christian Ziegra (26. Februar 1719 — 22. Januar 1778), der ausser fünfzehn — verschollenen — Bänden „Hamburgischer Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ fünf der „Freywilligen Beyträge“ herausgegeben. In dem Nekrolog (vgl. Beytrag zum Reichs-Postreuter 1778, Stück 7) wird unbefangen „unser unvergesslicher Reimarus“ genannt.

66 f. Stück, 20. Februar 1778, S. 530 f. schliesst Goeze einen geharnischten Artikel mit einem Ausfall nach derselben Seite, wohin in unserm Neudruck die Anm. S. 70 ff. zielt — gegen C. F. Cramers anonyme Lobschrift „Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa“ 1777, S. 122 („Was in der Stelle über die bösen Könige im Messias für ein Brutussinn liegt! Brutus ist überhaupt sein Abgott, und er führt ein Petschaft mit seinem Kopfe und einem Dolche bey sich . . . . Sein Grundsatz ist geradezu: Sobald ein Volk sich eins wird Republick seyn zu wollen, so darf es auch“):

. . . ein jeder Wizling, dem einige neue freydenkerische

Schriften den Kopf verrückt haben, sol berechtiget seyn, die symbolischen Bücher der Kirche, deren Lehrer er seyn wil, mit Füßen zu treten, und die Gemeine soll gezwungen werden, ihn dafür zu futtern und zu besolden, daß er in derselben das unterste zu oben kehret, ihr seine närrische Grillen vorplaudert, und zugleich ihre vorigen, oder an seiner Seite stehenden, den symbolischen Büchern gemäs lehrenden Arbeiter, für Dumköpfe erklärt?

Doch es scheint, daß wir bereits anfangen, diejenigen Zeiten zu erleben, in welchen dieser Krebs um sich frisset. Wenn einige unsrer schönen Geister und selbstdenkenden Köpfe an den symbolischen Büchern und kirchlichen Verfassungen zu Rittern werden wollen; so machen andre schon Versuche, ihre Gesinnungen gegen die bürgerlichen, insonderheit gegen die monarchischen, an den Tag zu legen. Mit Erstaunen habe ich neulich in einer gewissen Brochüre folgendes gelesen. Eustathius rühmt den Homer, daß in einer gewissen Stelle seiner Schriften ein Brutussinn liege, daß Brutus sein Abgott sey, daß er ein Petschaft mit einem Brutuskopfe und einem Dolche, bey sich führe, daß sein Grundsatz gerade zu dieser sey; sobald sich ein Volk eins wird, Republick seyn zu wollen, so darf es auch*). Gott behüte! Solte man nicht bald anfangen, angst und bange zu werden, und froh zu seyn, daß man kein Cäsar ist? Doch so lange diese großen Geister noch die Brutusköpfe und Brutusdolche nur auf ihren Petschaften an der Uhrkette führen, wird es keine sonderliche Noth haben. Indessen könte aber doch eine Zeit kommen, da sie ihnen auf die Schultern, und in die Hände geriethen? Bis dahin können wir ganz ruhig schlafen. Ich denke immer, diese Zeit wird nie kommen: denn ich besorge, daß unsre schönen Geister, welche mit Heldenthaten prahlen, die sie noch erst thun wollen, mit dem gelehrten

*) Man erinnere sich, daß Milton defensionem populo anglicano geschrieben. Wahrlich die Monarchen haben große Ursach, auf die Epischen Dichter und ihre Stalmeister ein aufmerksames Auge zu richten, wenn ihre Thronen nicht erschüttert werden sollen. Der oben im Texte angeführte Grundsatz, ein Brutuskopf und Dolch auf dem Petschaft, das Küssen eines auf dem Bostonischen Felde gewachsenen Stocks, sind sehr bedenkliche Dinge. Und was für Muth gehört schon dazu, damit auf eine solche Art von dem Publico zu braviren.

Könige Jacob 1. von England ein gleiches Schicksahl haben, und wie er, im Mutterleibe verwahrloset sind, daß sie keinen bloßen Degen sehen können. Horatzen fiel es auch einmahl ein, Heldenthaten zu thun, allein da es bey Philippi zur Schlacht kommen solte, verging ihm die Lust für Brutum zu fechten auf einmahl, er bedachte sich eines bessern, sorgte für seine Haut, und ging durch, relicta non bene parmula.

Goeze.

71. Stück, 17. März 1778, S. 561—563 enthält die vielberufene Mascho-Recension, wohl von demselben, der oben für Schumann gesprochen hat.

Hamburg.

Die leidigen Fragmente, aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, in welchen der christlichen Religion so freventlich Hohn gesprochen wird, sind nun einmal da; und den aufrichtigen Verehrern der göttlichen Offenbarung bleibt nichts übrig, als daß sie dem starken Gift ein noch stärkeres Gegengift entgegen zu setzen, und die Gefahr der Verführung, so viel möglich, zu mindern suchen. Nur ist dies zu beklagen, daß die Vertheidigungen der Religion gemeiniglich nicht so begierig als die Schriften des angreifenden Theils gelesen werden. Denn die Feinde der Religion erlauben sich wilde Spöttereyen, an welchen sich der Pöbel unter den Lesern, zumal in diesen witzsüchtigen Zeiten belustiget, dergleichen sich der ernsthafte Bekenner der Religion niemals erlauben kann. Dazu kommt auch bey ernsthaften Lesern das Vorurtheil, daß man aus den Schriften der Gegner immer etwas neues lernen könne, unter der Voraussetzung, daß man von den Gründen der Vertheidiger schon vorhin unterrichtet sey. Und was soll man davon sagen? Man hat uns lange genug Staub in die Augen geworfen, indem man gesagt hat, man wolle die christliche Religion, diesen liebenswürdigen Zusatz zu der natürlichen Religion, so liebenswürdig machen, daß auch die Feinde der Religion sie annehmungswürdig finden sollten. Und was ist die Folge von dieser Verfeinerung gewesen? Keine andre als diese, daß die Feinde der Religion Jesu sich in unglaublicher Zahl vermehret und heftige Angriffe gewagt haben, die an Dreistigkeit und Unverschämtheit nicht ihres gleichen in der Geschichte der vorigen Zeiten finden. Jedoch, wie gesagt, die leidigen Schriften,

und so auch die leidigen Fragmente sind nun einmal da, und man muß die Verführung zur Irreligiosität, so viel als möglich zu mindern suchen. Diese nöthige Sorge hat bereits verschiedene bündige Schutzschriften für die Wahrheit der christlichen Religion veranlasset, unter welchen diejenige, deren Anfang mir heute ankündigen, nach aller Wahrscheinlichkeit die vollständigste werden wird: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider die Fragmente aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, aufgesetzt von Friedrich Wilhelm Mascho, vormaligen Rector der Schule zu Ruppin. Erstes Stück. Ps. 119, 130. Mit Churfürstl. Sächs. Freyheit. Hamburg bey J. P. C. Reuß, 1778. beynahe ein Alphabet in gr. 8. Herr Rect. Mascho ist schon aus mehreren Schriften als ein scharfsinniger und einsichtsvoller Mann bekannt, und der sophistische Verfasser der Fragmente findet hier seinen Mann vor sich, der ihn bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolget, und nachdem er ihn ertappet, ihm recht genau auf die Finger siehet. Er versichert mehr als einmal, daß er sich von keiner Heftigkeit irgend einer Leidenschaft hinreißen lassen wolle, und es kommt uns oft so vor, als ob er einen so ungestümen Feind der Wahrheit, der den gänzlichen Umsturz der christlichen Religion zur Absicht hat, nur gar zu säuberlich behandelt habe. Allein er hat der Wahrheit nichts vergeben, und sonderlich gegen das Ende dieses ersten Stückes mit einem solchen Ernst und Nachdruck geredet, daß der lichtscheuende Spötter in seiner Unwissenheit und Sophisterey und folglich in seiner völligen Blöße dargestellet wird. Von den abscheulichen Folgen dieses ersten Angriffs hat Herr Mascho seinen Lesern die deutlichsten Vorstellungen gemacht; und nichts ist stärker als die Schilderung der beyden Hohenpriester Hannas und Caiphas, die über die ganze Auferstehungsgeschichte ein helles Licht verbreitet. Ueberhaupt hat diese Schrift viel vorzügliches, und auch die hin und wieder eingestreueten Anmerkungen, die sich auf unsre Zeiten beziehen, verdienen eine nähere Prüfung und Aufmerksamkeit. Wir sehen der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Dann wird im 97. Stück, 27. Oktober 1778 S. 765—767 Maschos neue „Beleuchtung“ angepriesen, worin die Fragmente als unverschämte Compilation aus dem Jüdischen erwiesen seien. „Recensent freuet sich, dass durch den hierüber geführten Beweis die arge Verläumdung, als ob die Fragmente auf die Rechnung eines vormaligen ver-

dienten Hamburgischen Lehrers geschrieben werden müssten, aufs neue völlig vereitelt wird."

Im gleichen Stück S. 567 f. wird von Goeze zu dem Conclusum gegen Bahrdt bemerkt:

Gott sey gelobt, der das Herz unsers großen Kayſers gelenket, auf dieſe Art den bisherigen allerverwegenſten Angriffen auf die heil. Schrift, auf den einigen Grund aller Kirchlichen und Bürgerlichen Verfaſſungen im Römiſchen Reiche, zu ſteuren. Nun werden wir ſehen, was die Bibliotheken und Zeitungsſchreiber, auch die Verfaſſer der Hamb. neuen Zeitung, welche vordem den D. Bahrdt in ihren mächtigen Schutz genommen, und gegen die rechtſchaffenen Männer, welche ſich dem Unfuge dieſes Bibelſtürmers, mit gerechtem Eifer widerſetzten, ſo vielen Geifer ausgeſchäumet haben, bey dieſer ſo ganz unerwarteten Erſcheinung für Gebärden machen werden. Vielleicht wird der Herr Doctor Semler und ſeine Anhänger und Nachbeter auch auf dieſes Wort merken. Und der Herr Leßing wird anfangen zu glauben, daß es keine Kleinigkeit ſey, Fragmente drucken zu laſſen, in welchen die heil. Apoſtel, welche die römiſche und proteſtantiſche Kirche, bis hieher mit dem höchſten Rechte, als von Gott erleuchtete und getriebene Männer Gottes verehret haben, als die ärgſten Böſewichter, Leichenräuber, und Lügner geläſtert werden. Wird er dieſe Reichshofraths-Concluſa, auch als die vorigen gegen den Wertheimiſchen Bibelverdreher, aus einer wilden Orthodoxie herleiten? Und wie wird denen zu Muthe werden, welche ſchon angefangen haben, die Grundſäulen und Grundſätze der politiſchen Verfaſſung mit eben ſolcher Dollkühnheit anzugreifen, als andre, die Grundſäulen und Grundſätze der kirchlichen?

85. f. Stück, 21. Juli 1778, S. 665—667 zetert ein G., nicht Goeze, gegen das letzte Fragment „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" (vgl. S. 688 über diese „Missgeburt" oder „Schandschrift" und die „Hebammen solcher Lästerschriften"; es sei eine Ehre für Gottesgelehrte. einerlei Schicksal mit ihrem Jesu zu haben). Wie könne Lessing gegen alle Gesetze offen in deutscher Sprache drucken lassen, was jedem Christen das Haar sträube? Und seine eigne Rede sei so unzusammenhängend und

widersprechend, dass man künftig das Sprichwort brauchen werde, jemand processire tumultuarisch wie Lessing.

Er mag denn nun fortfahren, seinen unregelmäßigen Witz anzustrengen, und er mag dabey schmähen und toben, so lange und so viel er will: das von ihm öffentlich gegebene Aergerniß wird ihn in den Augen aller aufrichtigen Verehrer der christlichen Religion verächtlich und seine Gegner verehrungswürdig machen: und insbesondre wird sein Antigoeze, das Muster eines tumultuarischen Witzes, das man schon itzt mit Verachtung und Ekel lieset, bey unsern nächsten Nachkommen noch mehr Verachtung und Ekel erwecken. Er selbst, Herr Leßing, soll wissen, daß seine schmähende Blätter den wohlverdienten Ruhm unsers Goeze nicht vermindert sondern vermehret haben; und man wird die weit ausgebreiteten Verdienste dieses Mannes um die gute Sache der christlichen Religion noch alsdenn mit Dankbegierde nennen, wenn man sagen wird, daß Leßing sich bey der Ausgabe der unseligen Fragmente vergeblich bemühet habe, die christliche Religion zu bestürmen, ohne etwas besseres und zuverläßigeres uns zeigen zu können.

89. Stück, 10. August 1778, S. 699 f.

Altona.

Wenn man denjenigen einen Meister in der Fechtkunst nennen will, der mit vieler Fertigkeit rückwärts und vorwärts um sich herum zu schlagen weiß: so wird dieser Ruhm dem Herrn Hofrath Leßing nicht abgesprochen werden können. Dieser versuchte Streiter, den man schon aus seinen gelehrten Fehden mit dem Past. Lange, Prof. Dusch, Geh. Rath Klotz und Gott weiß mit wie viel mehr andern Männern kennet, hat seit der Herausgabe der nur leyder! allzubekannten Fragmente schon so manchen braven Mann, der ihm in die Quere entgegen trat, mit Heftigkeit angegriffen, daß man, wenn der Streit so fortgeht, ein ganzes Verzeichniß von gemishandelten Männern aufzuweisen haben wird. Einige haben den Leßingischen Mishandlungen ein großmüthiges Stillschweigen entgegen gesetzet, andre aber, weil sie sich der Gerechtigkeit der guten Sache bewußt waren und der Wahrheit nichts vergeben konnten, haben ihm nach dem Wiedervergeltungsrechte so vergolten, als er es verdienet hatte. Eine von den neuesten hieher gehörigen Schriften ist folgende: Albrecht

Wittenbergs, B. R. L., Sendschreiben an den Herrn Hofrath Leßing. Qui, quae vult, dicit, quae non vult, audiet. 1778. Ohne Benennung des Druckorts. 3 Bogen in 4. Herr L. Wittenberg hatte in dem Altonaischen Reichs-Postreuter einige Beurtheilungen der neuesten Schriften wider den von Hrn. Leßing in Protection genommenen Fragmentenschreiber mit der größesten Unpartheylichkeit eingerücket. Dies mußte ja wol dem Hrn. Leßing unleidlich seyn, weil er in dem 8ten Stück seines Antigoeze mit vieler Ungezogenheit daher fähret, und den Hrn. Verf. des Reichs-Postreuters auf eine Art behandelt, deren sich billig ein jeder gesitteter Mann schämen sollte. In der jetzt angezeigten Schrift findet er nun seinen Mann vor sich, der ihn so vest hält, daß wir noch nicht absehen, wie er sich mit guter Manier und mit Ehren werde losmachen können. Der erste Theil der Schrift ist in eine feine Ironie eingekleidet, und wir können uns leicht die Vorstellung machen, wie ungeberdig sich Herr Leßing anstellen wird, wenn er S. 13 f. die treffende Critik über seine Epigrammen und S. 23 f. das ihn lebhaft belehrende Gespräch zwischen Orbil und Ephraim liefet. Doch wir wünschten vielmehr, daß ihn der mehr ernsthafte Theil der Schrift von S. 35 bis 44 zum Nachdenken bringen mögte. Hier überzeugt ihn ein Rechtsgelehrter auf die bündigste und fühlbarste Art, wie gesetzwidrig und sträflich er bisher gehandelt habe, daß er die häßlichste Schmähschriften wider die christliche Religion, die er billig einer ewigen Vergessenheit hätte übergeben sollen, zu seiner unauslöschlichen Schande und zum unersetzlichen Schaden so vieler muthwillig geärgerter Menschen ans Licht gezogen hat.

90. f. Stück, 21. August 1778, S. 720 (S. 705 ff. ein hübscher numismatischer Aufsatz Goezes).

Extract eines Briefes aus dem Braunschweigischen vom 9ten August.

— Auch berichte hiemit, daß unterm 13. Julii das Leßingsche Buch, das den Titel führt: Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, als eine zum Anstoß und öffentlichen Aergerniß gereichende Schrift vom Durchl. Herzoge confisciret; die Exemplarien weggenommen, und befohlen worden, selbige in den hiesigen Catalogis, wo sie befindlich, auszustreichen. Hr. Hofr. Leßing hat solches sehr ungnädig vermerkt, und

soll sogar drohen, seine Dimißion nehmen zu wollen. Ich glaube aber, der Hof wird wenig darnach fragen: und Hr. Leßing besinnt sich auch wol. Vermuthlich wird an ihn selbst auch wol ein Rescript ergangen seyn, das er aber nicht vielen zu lesen geben dürfte.

96. Stück, 13. October 1778, S. 573—576 lebhafte Parteinahme für Behns „Vertheidigung“ und Lob des muthigen Verlegers (6, 508 Subrector Behn ist im August 1779 Conrector geworden).

. . . Die gegenwärtige lesende Welt verlangt Schriften von ganz anderer Art, und von einem ganz andern Inhalte. Und wir sind versichert, daß der Herausgeber, Verleger und die Verkäufer der, Jesum, seine Werkzeuge, und seine Religion lästernden, und tausend Seelen, für welche Christus gestorben ist, verderbenden Fragmente, ihre Rechnung bey denselben besser finden werden. Wir glauben aber auch, und alle rechtschaffene Christen werden mit uns gleiche Ueberzeugung haben, daß der aus der Herausgabe, Verlage, und Verkaufe dieser Fragmente erhaltene Gewinn wahres Blutgeld sey, und daß solches allen denjenigen, welche Theil daran genommen haben, in ihrer Todesstunde als eine schwere Last, zu schwer werden wird, daß sie sich glücklich schätzen würden, wenn es ihnen alsdann möglich wäre, diesen Judasgewinn, so wie dieser seine dreyßig Silberlinge, von sich zu werfen.

Der Herr Verfasser bekleidet schon seit einigen Jahren ein ansehnliches Schulamt, er hat sich bereits auf Universitäten und durch Schriften als einen gründlichen Gelehrten gezeiget, und der Herr Hofr. Leßing hat sich durch die stolze und wegwerfende Art, mit welcher er diesen Gelehrten vor einiger Zeit öffentlich gemißhandelt, und ihn insonderheit von der Seite seines Amts verächtlich zu machen gesucht, wenig Ehre erworben, da Gerechtigkeit liebende Leser versichert sind, daß ein rechtschaffener Schullehrer Gott, der Kirche und der Welt, in einer Woche mehr reelle Dienste leistet, als ein stolzer, müßiger und herumschweifender Gelehrter vielleicht in seinem ganzen Leben. Wir können nicht alle glänzende Hofräthe seyn. . . .

. . . Wir machen uns die gegründete Hofnung, daß der Herr V. bey der Fortsetzung vornehmlich sein Hauptaugenmerk auf das schröckliche Zeichen unsrer Zeit, auf die Frag-

mente richten, und die unglücklichen Versuche, welche Herr Leßing gemacht, die heilige Schrift zu stürzen, und dagegen das Gefühl und die Traditionen auf den Thron zu setzen, nicht vergessen werde.

100. Stück, 17. November 1778, S. 791 f. (Schlussartikel des 5. Bandes).

Nachricht an das Publicum.

Ich habe nun länger als vier Monate ruhig erwartet, ob nicht der Verfasser des schändlichen Pasquills Anti-Goeze, Nr. 8. (für dessen niederträchtigen Verfasser ich noch immer den Hrn. Hofrath Leßing nicht halten kann) die mir wegen meines Epigramms an Doctor Schrill aufgebürdete Beschuldigung wahr machen, und mit dem S. 19 meines Sendschreibens an den Herrn Hofrath Leßing von mir geforderten Beweis hervortreten würde. Da nun aber bisher dergleichen nicht erfolgt ist: so halte ich mich für berechtiget, den Verfasser des achten Stückes der Schandschrift Anti-Goeze, wie auch seinen Correspondenten, der ihm die mich treffenden Lügen mitgetheilt hat, der Verfasser sey auch, wer er wolle, hierdurch öffentlich nochmahls für ehrlose Lügner und des K., welches die Römer den Verläumdern an der Stirn brannten, würdige, boshafte Verläumder zu erklären. Von dem Publico bin ich überzeugt, daß es solche Buben mit mir verabscheuen, und ihren Namen nicht anders, als mit Verachtung aussprechen werde.

Hamburg, den 13. Nov. 1778.

Albrecht Wittenberg, Lt.

VI 14. f. Stück, 12. Februar 1779, S. 105—114 grosse, überaus heftige Recension über den „Augenscheinlichen Beweis, dass die Abhandlung von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, voll ganz offenbarer Widersprüche und Unwahrheiten sey. Von einem Freunde der Wahrheit" (Frankfurt u. Leipzig). Bewiesen sei, dass Lessing „grossen Leichtsinn, groben Mangel der zu solchen Dingen nöthigen Einsichten, blöden Muthwillen, blindtobende Bosheit und giftigen Hass wider die christliche Religion, mit vielem Unfug an den Tag gelegt . . . wenn ein L. sich ungescheuet erfrechen kann, einige zerrissene Lumpen aus dem

Gassenkothe aufzusammlen und solche um sich zu hängen, in der Absicht, unter dieser Gespensterfigur, wie auf der Schaubühne, wider Christum und seine Anhänger zu declamiren ... um das Mass voll zu machen, declamirt nun auch ein L. über alle diese stinkende Lumpen, die ein Sudelkrämer aus allem diesem Koth, herauszuklauben und in einen Pack zu sammlen, sich die Mühe gegeben hat. Wenn auch ein Mendelsohn dieses Lumpenzeug Herrn L. für Sammet und Seide verkauft hätte, so hätte das ein Mann, der die verwirrtesten Knoten mit der allerfeinesten Hand auflösen können, sich nicht müssen beygehen lassen, dergleichen aus Bettlerslumpen zusammen zu knüpfen ... Wenn Herr L. einst einmahl mit dem Tode kämpfet, wird es sich entscheiden, ob man mit Bildern und Schatten zu streiten habe, und alsdann wünschet Recensente, dass sein Herze noch ein Korn Weyhrauch behalten habe, unter dessen Aufduften er diesen verachteten Anführer der Christen, als seinen Herrn und Meister anbeten möge." Der Göttinger Recensent (Less) wird als complimentirender Leisetreter getadelt. „Kann es noch, zum Lobe des Herrn Lessings dienen; so muss ich dem Evangelium des Herrn Jesu zu Ehren anführen, dass der Herr Haupt-Pastor Goeze, durch Herrn Lessingen, über den Streit aller bösen und guten Gerüchte, durch welche dieser redliche Mann hat durchdringen müssen, zum völligen Triumph gelangt sei. Recensente, der keine persönliche Bekanntschaft mit diesem würdigen Manne hat, schreibet dieses ohne die mindeste Versuchung zu einer Partheylichkeit, und glaubet, das Zeugniss aller Verständigen vor sich zu haben, dass dieser aller Verehrung verdienende Mann, in dergleichen Fällen, wo das Evangelium angefochten worden, nicht blos gestritten, sondern sich als einen treuen Knecht seines Herrn, vor den Riss gestellet habe. Mum, Mum hat er niemalen gesagt [Lutherisch, s. D. Wörterbuch 6,2660]. Das wollte auch der sel. Luther nicht; und ich lobe dieses an jeder Religions-Parthey."

Stück 65 f. Goezes famose Erklärung über den „Papst Hammoniens" (schon im Beytrag zum Reichs-Postreuter Stück 72 s. u.); Stück 73 f. S. 585 die von Redlich wiederholten Abdrucke aus dem Wiener Diarium; Stück 80 f. S. 637 gegen Lessings Beiträge zum Vossischen Musenalmanach 1780;

Stück 98 über Walch gegen Lessing; Schlussstück 99 f., 11. April 1780, S. 791—793: endlich habe Jerusalem sich geäussert; sehr interessantes Citat aus den „Betrachtungen" II 2.

Erwähnt seien noch folgende bellettristische Anzeigen der Freywilligen Beyträge: Bd. II Stück 17 gegen Klopstocks „mondartige" Gelehrtenrepublik, St. 48 f. über und gegen den Lenorenalmanach; III St. 41 f. 44 Goezes bekannte Wertherrecension, IV St. 14 seine Stellarecension (St. 23 f. eine schwache andre); IV St. 50 f. über das „Hamburgische Theater": „Die Zwillinge" ein „rasendes Trauerspiel", der Verfasser gehöre ins Tollhaus.

---

2. Beytrag zum Reichs-Postreuter (Altona).

Im 44. Stück 1777 wird noch laute Reclame für ein Bildnis (gewiss das von Bause nach Graff) Lessings, „dessen Name sein grösster Lobspruch ist", gemacht; im 98. (11. December) aber für Schumann, mit glimpflicher Erwähnung Lessings; im 1.—4. Stück 1778 (5.—15. Januar) Goezes erster Artikel abgedruckt; im 19. (9. März) Mascho sehr gerühmt:

Hamburg. Die Aufseher über öffentliche Bücherſammlungen handeln pflichtmäßig, wenn ſie aus den ihrer Aufſicht anvertrauten gelehrten Schätze dasjenige gemeinnützig zu machen ſuchen, was wirklich gemeinnützig gemacht zu werden verdient. Dabey verſteht es ſich alſo von ſelbſt, daß Schriften, durch welche die Religion, der Staat und die guten Sitten beleidiget werden, von dieſer Gemeinnützigmachung ſchlechterdings ausgeſchloſſen werden müſſen. Und ſo hätten wir gewünſcht, daß die bekannten Fragmente aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek niemals zum Vorſchein gekommen ſeyn mögten, weil ſie eine laute Läſterſchrift wider die chriſtliche Religion enthalten. Der Herr Herausgeber derſelben iſt auch bereits deswegen in einige unangenehme Streitigkeiten verwickelt worden, zumal da er nach ſeiner bekannten Scharfſinnigkeit leicht vorausſehen konnte, daß die den Fragmenten beigefügte Widerlegung nichts weniger als befriedigend wäre. Indeſſen die Läſterſchrift liegt nun einmal jedermann vor Augen, und

nun ist es für die aufrichtigen Verehrer und Bekenner der christlichen Religion Pflicht, daß sie den lauten Lästerungen auch laut widersprechen, damit sie nicht in den Verdacht gerathen, in welchen schon diejenigen gerathen sind, denen man jüngsthin den öffentlichen Vorwurf gemacht hat: „Sie leihen der Irreligion so emsig ihre Dienste, als wenn sie vom Unglauben besoldet würden, ohne zur Ehre der Wahrheit jemals den Mund zu eröffnen, und sie tragen keine Scheu, die heiligsten Gesinnungen ihrer Mitbrüder, deren Brod sie essen, mit allem Muthwillen der Satyre lächerlich zu machen.“ Und so viel zur Vorrede bey der Anzeige folgender neuen Schrift: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek aufgesetzt von Friedrich Wilhelm Mascho, vormaligem Rector der Schule zu Ruppin. Erstes Stück, Hamburg, bey J. P. C. Reuß. 1778. 1 Alph. in gr. 8. Herr Mascho ist nicht der erste, der sich dem Verfasser der Fragmente öffentlich entgegen gesetzt hat; und wir selbst haben schon im vorigen Jahr die schöne Schutzschrift des Hrn Director Schumanns zu Hannover nach Verdienst gerühmet: allein nach aller Wahrscheinlichkeit wird die Schutzschrift des Hrn. Mascho, von welcher wir itzt das erste Stück vor uns liegen haben, ungleich vollständiger werden. Er stellet zuvörderst über den ungenannten Verfasser der Fragmente, dem er es zutrauet, daß er auch wol ein Buch de tribus impostoribus schreiben könne, lehrreiche Betrachtungen an, und findet den zureichenden Grund von seinen feindseligen Gesinnungen gegen die christliche Religion in seiner verkehrten Erziehung und tumultuarischen Art zu studieren. Wenn man das, was Herr Mascho davon sagt, mit Aufmerksamkeit liefet: so fällt der Ungrund von jener schwarzen Verleumdung, als ob ein vormaliger berühmter Hamburgischer öffentlicher Lehrer Verfasser der Fragmente gewesen sey, gar bald in die Augen. Nach dieser Voraussetzung prüft Hr. Mascho alles, was sein Gegner zur Entkräftung der Auferstehungsgeschichte Christi gesagt, oder vielmehr aus den Schriften der Engelländer geplündert hat, und zuletzt widerlegt er alle seine übrige Scheingründe mit einer Gründlichkeit und zugleich mit einem so nachdrucksvollen Ernst, daß man wol siehet, er habe aus der Fülle des Herzens geredet. Hin und wieder hat Herr Mascho einige Anmerkungen, die sich auf den jetzigen Verfall der Re-

ligion und Wissenschaften (denn beyde leiden gleich stark) beziehen, die auch alsdenn, wenn man nicht mit dem Hrn. Verf. einerley Meynung ist, gefallen. Eine baldige Fortsetzung wird uns und allen aufrichtigen Freunden der christlichen Religion willkommen seyn.

30. Stück, 16. April 1778, unterzeichnet E., folgende Anzeige:

Zur Steuer der Wahrheit, und zur Nachricht des Herrn Hofrath Leßing, wird hierdurch bekannt gemacht: 1) daß Herr Pastor Goeze in Hamburg nicht der einzige Verfasser der Hamburgischen freywilligen Beyträge ist, sondern daß verschiedene gelehrte und unpartheyische Männer in und ausserhalb Hamburg daran arbeiten; 2) Daß Herr Pastor Goeze so wenig Verfasser von der Recension des gegen die von Herrn Hofrath Leßing herausgegebenen, die Grundstürzung der christlichen Religion zur Absicht habenden Fragmente eines leider! nur zu bekannten Ungenannten, gerichteten Buchs des Herrn Mascho in gedachten freywilligen Beyträgen, als in dem Beytrage zum Reichspostreuter ist, wozu ihn doch Herr Leßing hat machen wollen; sondern daß selbige einen ganz andern Verfasser haben, der nicht ermangeln wird, sich zu nennen, wenn er darzu aufgefodert werden sollte. 3) Ueberläßt man es Unpartheyischen, aus diesem Verfahren des Herrn Leßing, der gerade zu, ohne Untersuchung dem Hrn. Goeze Aufsätze zuschreibt, wovon er nie Verfasser gewesen ist, ja was noch mehr, von deren bevorstehenden Einrückung in besagte Blätter (die nicht unter seiner Direction stehen) er auch nicht einmal das geringste gewußt hat, auf seine übrigen Behauptungen einen Schluß zu machen.

Stück 32 (27. April) rühmt lang und breit „Etwas Vorläufiges" und Goezes anständige, auch satirisch sichere Schreibart.

Stück 35. Wittenbergs berüchtigtes Schrill-Epigramm, wiederholt in den „Epigrammen und anderen Gedichten" Altona 1779 S. 61 mit der Fussnote:

Ein ungenannter Pasquillant (denn ich bin noch immer der Meynung daß Herr Hofrath Leßing unmöglich der Verfasser des schändlichen Pasquills, Anti-Goeze betitelt, seyn kann) oder vielmehr der verläumderische Correspondent dieses Pasquillanten hat von diesem Epigramm gelogen, es habe in Ham-

burg sehr viel Aufsehen gemacht und ich sei gezwungen gewesen, zu erklären, daß ich nicht Verfasser desselben sey. Ich habe schon in meinem Sendschreiben an Herrn Hofrath Leßing diese Beschuldigung für eine Lüge, und so wohl den Verfasser des achten Stücks des Antigoeze, das diese Lüge enthält, als dessen Correspondenten für Verläumder erklärt, wofern sie diese Beschuldigung nicht erwiesen. Da sich nun beyde bisher auf keine Weise darüber geäußert haben: so kann ich nicht umhin, vor der ganzen ehrbaren deutschen Welt meine Erklärung zu wiederholen, und sowohl den Verfasser des achten Stücks des Antigoeze als dessen Correspondenten hiermit nochmals für Verleumder und Lügner zu erklären."

Stück 45, 15. Juni 1778:

Leßings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Goezen. Das erste Stück. Hamburg . . . 1778.

Der Streit, worinn Herr Pastor Goeze mit dem Herrn Hofrath Leßing über die Fragmente, die dieser herausgegeben hat, gerathen, ist mehr als zu bekannt. Des Herrn Hofrath Leßings Art zu streiten ist sonderbar. Da die schlechte Beschaffenheit seiner Sache ihm nicht erlaubt, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreift er Nebendinge, läßt die Hauptsache unbeantwortet, und sucht sich durch witzige Einfälle heraus zu helfen, die freylich denen, welche keine richtige Logik im Kopfe haben, ein Genüge thun mögen; allein, wenn man sie nach den Regeln einer gesunden Vernunft prüfet, wie Rauch vor der Sonne, bestehen. Herr Hofrath Leßing bedient sich dabey einer gar sonderbaren Logik, wovon wir doch der Seltenheit halber ein Pröbchen anführen wollen. Im dritten Anti-Goeze S. 16 sagt Herr Leßing: „Warum muß denn Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büssen, so oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt,[1]) was ihm nicht ansteht. Herr Nikolai ist auch nicht Director der A. B. Herr Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort

[1]) Herr Leßing schreibt vorkömmt, bekömmt, da es doch eigentlich vorkommt, bekommt heissen sollte. Wir bemerken diese Kleinigkeit blos deswegen, weil es uns gewissermaßen kränkt, daß ein so großer Sprachkundiger, als Herr Leßing, in solchen Kleinigkeiten fehlt.

gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt, das sollte ich mir mit Goezen nicht erlauben dürfen?" Wir müssen doch diesen Schluß ein wenig beleuchten. Er wäre ungefähr dieser: Weil sich Herr Goeze wegen der Aufsätze in der A. B. an Nikolai, der nicht Director derselben ist, auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen bekömmt, aber doch (welches Herr Leßing wohlbedächtig ausläßet) der bekannte Verleger der A. B. ist, hält; so darf ich mich auch an Herrn Goeze halten, der weder Direktor der freywilligen Beyträge ist, noch einige Aufsätze in selbiger, ausser seinen eigenen, vor dem Drucke zu sehen bekommt, noch Verleger derselben ist. Andere Leute, die nach der gewöhnlichen Logik schließen, würden aus dem Vordersatze gefolget haben: „so darf ich mich auch wegen den in den freywilligen Beyträgen vorkommenden [Aufsätzen] an den Hamburgischen Buchdrucker Schröder halten, als welcher der bekannte Verleger der F. B. ist, und also auch von mir so, wie Nikolai von Herrn Goeze behandelt zu werden verdient. Dieß wäre nun freylich der natürliche Schluß: allein einem so großen Geiste, wie Herr Leßing, ist es erlaubt, ganz anders zu schließen, und wir versichern unsere Leser, daß fast alle seine Schlüsse in dieser Streitigkeit, wenn man sie genau untersucht, von gleichem Schlage sind. Wir verdenken es daher dem Herrn P. Goeze gewissermaßen, daß er sich auf eine ernsthafte Art mit Herrn Leßing einläßet, der nur mit Waffen streitet, die mit Flitter-Gold behängt, und nur denen fürchterlich sind, welche den Schein vom Wesen nicht zu unterscheiden wissen.

In der gegenwärtigen Schrift prüfet Herr P. Goeze die bekannte Parabel des Herrn Leßing, da sie denn freylich in einem Lichte erscheint, das ihr eben nicht vortheilhaft ist; thut einige Forderungen an Herrn Leßing, wovon wir glauben, daß er ihnen wohl nicht leicht ein Genüge thun werde, und erinnert einiges über Herrn Leßings gegenwärtige Art, Krieg zu führen. Ferner stellt er eine Betrachtung über einige Stellen aus der bekannten Duplik des Herrn Leßing an, und endlich zeigt er des Herrn Leßings Schwäche in seiner kleinen Bitte, die er in der Parabel an Herrn Goeze thut. Herr G. zeigt dabey, daß Herr Leßing bey seinem Witzeln bisweilen ins Niedrige fällt, um uns nicht eines stärkern Ausdrucks zu bedienen, und bey Gelegenheit des Ausdrucks des Herrn Leßing, daß er nicht andrer Stallknecht seyn, noch

ihnen das Heu auf die Raufe tragen wolle, erzählt Herr Goeze S. 28 u. f. einen gewiſſen Vorfall. Wir bitten alle diejenigen, die dieſer Streit intereßirt, dieſe Schrift des Herrn P. Goeze und deſſen Vorläufiges aufmerkſam zu leſen, und alsdann zu urtheilen; dem Herr Paſtor aber möchten wir wohl anrathen, auf die Anti-Goezen nicht ernſthaft zu antworten: denn ſie verdienen eigentlich gar keine Antwort. Zu ernſtlicher Beantwortung der Axiomata des Herrn Leßing aber fodern wir ihn öffentlich auf, da die Freunde des Herrn Hofraths ſchon darüber triumphieren, und verbreiten, die werde Herr G. wohl unbeantwortet laſſen.

Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, nochmals der ſehr weit verbreiteten Lüge, daß ein gewiſſer ehemaliger berühmter Lehrer am Hamburgiſchen Gymnaſio Verfaſſer der Fragmente ſey, öffentlich zu widerſprechen. Wir können dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun, da wir wiſſen, daß Herr Lt. Wittenberg Briefe von dem Herrn Sohne dieſes berühmten Mannes in Händen hat. worinn derſelbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verläumdung erklärt, und deren Einſicht der Herr Beſitzer einem jeden, dem daran gelegen iſt, gern erlauben wird. E.

Stück 57. (25. Juli) für „Lessings Schwächen“ II, Stück 67. (31. August) für „Schwächen“ III; Stück 82. für Maschos „Beleuchtung“.

1779 Stück 45. (14. Juni) wird Pfeffels Fabel „Das Goldstück“ preisend aus (Unzers) Altonaischem Mercurius wiederholt, Stück 86. die erste Nachricht des Wiener Diariums von den tausend Ducaten.

Stück 71. 13. September 1779, über Lessings Beiträge zum Vossischen Musenalmanach 1780:

Wie man ſeine Grabſchrift auf Voltairen in dieſe Sammlung habe aufnehmen können, iſt uns unbegreiflich. Leßings Feindſchaft gegen Voltairen, den er gleichwohl bey Gelegenheit genützet hat, iſt bekannt und die Urſache iſt auch bekannt. Aus dieſem Grunde alſo hätte die Grabſchrift hier ſchon keine Stelle verdient, da Feindſchaft nicht leicht ein richtiges Urtheil fällt. Aber was iſt auſſerdem unwahrer, als dieſe Grabſchrift? Voltairs Henriade, ſeine Trauerſpiele und andere Verſe werden darinn getadelt, die man doch gewiß noch leſen wird, wenn des Tadlers Luſt- und Trauerſpiele längſt vergeſſen ſind; von ſeinen übrigen Schriften aber heißt es:

Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Seine Schriften gegen die Religion also hat er ziemlich gut gemacht. Doch was ist viel davon zu sagen? Von dem Herausgeber der bekannten Fragmente konnte man wohl dergleichen Urtheil vermuthen. — Die Grabschrift auf einen Orthodoxen verdient gleichfalls keine Stellung in dieser Sammlung. Es ist leicht zu errathen, wem diese Grabschrift gelten soll; aber wo hat dieser rechtschaffene Geistliche den verstorbenen A***i je einen Ketzer genannt? Und wo hat er vom Sokrates behauptet, daß er verdammt sey. Wir sind nicht berechtigt, den Sokrates und andere tugendhafte Heiden selig zu preisen; aber wir können sie auch nicht verdammen; das ist die Lehre des hier angestochenen, und wie wir glauben, aller billigen Geistlichen.

Stück 72., 20. September 1779 (wiederholt im 73., 23. September, da die Montagsnummer rasch vergriffen war. S. o. Freywillige Beyträge V. Stück 65 f., 15. October, S. 516—520):

Hamburg. Unser seliger Luther erhielt, wie bekannt, im Jahre 1545 eine zu Rom in Italienischer Sprache ausgegangene Lügenschrift, in welcher sein Tod angekündigt, und zugleich erschreckliche Wunderzeichen, die sich nach demselben mit seinem Körper zugetragen hätten, erzählt wurden. Er ließ solche ins Deutsche übersetzen, und versahe sie mit einer Nachschrift, worinn er bezeugte, daß er solch zornig Gedicht am 21sten März empfangen, und fast gern und fröhlich gelesen hätte, ausgenommen die Gotteslästerung, daß solche Lügen der höchsten göttlichen Majestät zugeschrieben würden. Es thäte ihm sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse, daß ihm der Teufel und seine Knappen, Pabst und Papisten, so herzlich feind wären. Gott möchte sie vom Teufel bekehren, u. s. w. Er ließ solche in diesem Jahre zu Wittenberg drucken. Sie steht in der Hallischen Ausgabe der Werke Lutheri, Th. XXI, S. 253 f.

Ich habe in diesen Tagen etwas ähnliches erlebt. Mir ist eine auf mich gemachte schmähende Grabschrift zu Gesichte gekommen, welche nicht zu Rom, sondern hier zu Hamburg gedruckt ist; sie steht in dem von Bohn verlegten, und von Voß und Goekingk herausgegebenen Musen-Almanach auf das künftige Jahr, S. 73. Ich will sie hier noch einmal abdrucken lassen.

Grabſchrift auf den Orthodoxen.

Der Pabſt H — — s liegt unter dieſem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates den Heiden
So wenig, als den Ketzer A — — i, leiden.
Giebt Gott ihm alſo keinen Himmel allein:
So wiſſen wir nicht, wo er wird bleiben.

Der Leſer wird ſich wundern, daß ich ſo ausdrücklich ſage, daß dieſer ſtumpfe Pfeil auf mich abgedrückt iſt, da mein Name nicht ausdrücklich hingeſetzt worden. Sollte der Verfaſſer ſolches ausdrücklich leugnen: ſo würde ich damit zufrieden ſeyn: er müßte aber alsdann auch die Buchſtaben H — — s und A — — i auf eine ſchickliche Art ausfüllen. Gegenwärtig leſen ſie alle alſo: Hammoniens, und: Alberti. Und ich, Joh. Melchior Goeze, nicht Pabſt, ſondern Diener des göttlichen Worts in Hamburg bekenne und zeuge mit dieſer Schrift, daß ich dieſe läppiſche Grabſchrift faſt gern und fröhlich geleſen habe, doch aber die Verſündigung beklage, deren ſich der Verfaſſer, die Herausgeber und der Verleger damit ſchuldig gemacht haben. Es thut mir ſanft auf der rechten Knieſcheibe und linken Ferſe, daß meine Feinde, Verfolger und Läſterer nichts anderes, als ſolche handgreifliche Lügen von mir auszuſprengen wiſſen. Gott bekehre ſie!

Die Schmähung: Der Pabſt Hammoniens, erkläre ich ſo lange für eine boshafte und ſchändliche Lüge, bis die Urheber derſelben aus meinem Verhalten, oder aus meinen Schriften beweiſen, daß ich, ein Pabſt zu ſein, affectirt habe. Ich habe nach Ueberzeugung, Eid und Pflicht die evangeliſche Wahrheit zu vertheidigen, dagegen die derſelben entgegenlaufenden Irrthümer zu widerlegen geſucht. Das iſt doch wol kein Charakter eines Pabſtes.

Sollte Gott die beyden in der Grabſchrift benannten Perſonen würdig befunden haben, ſie in ſeinen Himmel aufzunehmen, ſo würde ich mich freuen, ſie in demſelben zu finden. Ich habe mich mehr, als einmal, in öffentlichen Schriften ſo deutlich und ſo nachdrücklich, als es möglich iſt, erklärt, daß ich es für eine eben ſo ſtrafbare Vermeſſenheit und für einen eben ſo verwegenen Eingriff in die höchſten Rechte Gottes halte, wenn man ſich unterſteht, über ganze Nationen, oder auch über einzelne Perſonen das Verdammungsurtheil zu fällen. Ich berufe mich desfalls auf die am 8ten Sonntage nach Trinitatis in dieſem Jahre gehaltene Predigt,

und auf den gedruckten Auszug derselben. Wie hoch steigt also die lästernde Bosheit, wenn sie sich erfrechet, einen rechtschaffenen Lehrer dasjenige gerade auf den Kopf Schuld zu geben, dem er so oft widersprochen, und wofür er seine Zuhörer zu warnen, sich so ernstlich bemühet hat.

Einen Himmel für mich allein zu haben, habe ich nie verlangt. Dieses würde ein sehr trauriger Himmel seyn. Die Sorge, wo ich bleiben werde? können meine Lästerer demjenigen überlassen, der allen seinen Gläubigen und treuen Knechten die Verheissung gegeben: Ich will wieder kommen, und euch zu mir nehmen, daß ihr seyn sollet, wo ich bin. Möchten doch der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger bedenken, daß sie keine Verbündlichkeit haben, dafür zu sorgen, wo ich bleiben werde? aber eine desto größere, die Frage oft und reiflich zu erwägen: Wo werden wir bleiben?

Ich glaube, daß ich als ein Christ und als ein evangelischer Lehrer berechtiget und verbunden sey, bey dieser Gelegenheit noch ein Wort an das Herz und Gewissen der Verfasser, der Sammler und der Verleger der Musen-Allmanache zu reden. Ist es möglich, daß, wenn sie bedenken, wie viele ärgerliche Stücke in denselben befindlich, und was für Personen die meisten von ihren Lesern sind, ihnen das Wort Jesu: Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehänget, und er ersäufet würde, im Meere, da es am tiefsten ist. — — Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! nicht als ein Donnerschlag das Herz erschüttern muß? Ist es möglich, daß sie, wenn sie um schnödes Gewinstes willen diese Aergernisse fortsetzen und häufen, glauben können, daß dieses Wort sie richten werde an jenem Tage? und wenn sie es nicht glauben: wird dieser ihr Unglaube die Wahrhaftigkeit und höchste Gerechtigkeit unsers Erlösers aufheben? Goeze.

Gegen den „Nathan“ findet sich nur ein flüchtiger Ausfall im 14. Stück 1780. Lessings Tod wird würdig angezeigt im „Reichs-Postreuter“ 21. Februar 1781 (abgedruckt bei R. M. Werner, L. Ph. Hahn S. 138, wo man vorher interessante Auszüge und Erörterungen findet).

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

46/47

AUSGEWÄHLTE

KLEINE SCHRIFTEN

VON

GEORG FORSTER

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1894

Das Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

GEORG FORSTERS URENKEL

OTTO VON GREYERZ

IN BERN

ZUM SÄKULARGEDÄCHTNIS

VON FORSTERS TOD.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	VII
I. Ein Blick in das Ganze der Natur (1781) . .	1
II. Noch etwas über die Menschenrassen (1786) .	26
III. Ueber Leckereien (1788)	58
IV. Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands (1788)	80
V. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit (1789)	97
VI. Ueber Proselytenmacherei (1789)	107
VII. Die Kunst und das Zeitalter (1789)	138
VIII. Ueber lokale und allgemeine Bildung (1791) .	152

Einleitung.

Die folgende Sammlung kleiner Schriften Georg Forsters will durch Zusammenstellung und Auswahl des Bedeutendsten eine klarere Einsicht in das Wesen und den Wert des über Gebühr vernachlässigten und fast vergessenen Mannes ermöglichen und versuchen, ihm seine wohlverdiente Stellung unter den Klassikern des deutschen Gedankens und der deutschen Prosa wieder zu erobern. Man überschaut in den dargebotenen Arbeiten den vielseitigen Geist des Mannes, man sieht ihn nach den verschiedensten Richtungen hin in klarer Gedankenarbeit vordringen, man erbaut sich an der innern Einheit, Kraft und Geschlossenheit dieser Ideenwelt, in der mit genialer Leichtigkeit vieles vorweggenommen ist, was wir später in systematischerer Form behandelt erhalten haben und seitdem an andre Namen zu knüpfen gewohnt sind.

Eine allseitige Eingliederung des Gedankengehalts dieser Aufsätze in eine noch erst zu schreibende Geschichte von Forsters geistiger Entwicklung, die ein gutes Stück Geschichte der Wissenschaften wird sein müssen, und eine damit verbundene eingehendere Würdigung konnte im Rahmen dieser Einleitung nicht versucht werden. Die kurzen Einführungen in die einzelnen Aufsätze handeln daher nur mit wenig Worten über Veranlassung, Entstehung und Aufnahme; die daran sich anschliessenden kleinen kritischen Bemerkungen wollen nirgends erschöpfen, sondern nur einige Gesichtspunkte angeben. Die beste Charakteristik Forsters als Schriftsteller ist noch immer die von Friedrich Schlegel aus dem Jahre 1797 (Prosaische Jugendschriften 2, 119 Minor).

Auch die Bekanntschaft mit Forsters Lebensschicksalen musste vorausgesetzt werden: zur Orientierung

darüber sei auf Gervinus' Einleitung zum siebenten Bande von Forsters sämtlichen Schriften, auf den Artikel Doves in der Allgemeinen deutschen Biographie (7, 172), sowie auf meine akademische Rede „Georg Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts“ (Halle 1893) hingewiesen.

Die Texte der Aufsätze, in den bisherigen Sammlungen von Forsters Schriften teils mehr oder weniger arg durch Fehler entstellt, teils gar nicht aufgenommen, sind überall nach den ältesten Drucken mit Beibehaltung der orthographischen und Interpunktionseigentümlichkeiten, jedoch mit Korrektur der offenbaren Druckfehler wiedergegeben.

I. Ein Blick in das Ganze der Natur. Erster Druck: Kleine Schriften 3, 309—354 (1794). Wiederholt: Sämtliche Schriften 4, 307—327. — Die gewiss vom Herausgeber der Kleinen Schriften Forsters, Ludwig Ferdinand Huber, zugefügte zweite Ueberschrift „Einleitung zu Anfangsgründen der Tiergeschichte“ zeigt übereinstimmend mit der Stelle 5$_8$ die Entstehung und den Ursprung der Arbeit an: wir haben in ihr den einzigen erhaltenen Rest aus Forsters Kollegienheften, nach denen er am Karolinum in Kassel Naturgeschichte vortrug. Nach den Vorlesungsverzeichnissen dieser Lehranstalt, die die dortige ständische Landesbibliothek aufbewahrt, las Forster ein Publikum über Anfangsgründe der Tiergeschichte zweistündig vom Winter 1781/82 bis Sommer 1783 jedes Semester. Damit ist der Herbst 1781 als Entstehungszeit gegeben: dafür spricht auch der nahe inhaltliche Zusammenhang des Aufsatzes mit der der gleichen Zeit entstammenden, am 16. Februar 1782 in der Kasseler Gesellschaft der Altertümer vorgetragenen Rede „*de la félicité des êtres physiques*“ (Sämtliche Schriften 5, 256); die Anmerkung auf S. 4, die ein erst 1782 erschienenes Buch Campers zitiert, wird spätere gelegentliche Randbemerkung sein, die wohl nur die Uebereinstimmung des Gedankens konstatieren sollte.

Der Aufsatz giebt uns ein Bild von Forsters Naturansicht während seiner christlich-gläubigen Kasseler Periode. Die klare Auffassung des Weltganzen, seiner mannigfachen Kräfte und seines Zusammenhanges erscheint noch durchaus gehindert durch die Fesseln des religiösen Glaubens und seiner Weltanschauung, mit der die Forderungen und Resultate der Naturforschung auf alle Fälle in Einklang gebracht werden sollen: neben Gott, den Schöpfer und Regierer aller Dinge, wird die Natur gestellt, eine farblose Hypostase der lebendigen Kräfte der gesamten Schöpfung, die als Dienerin Gottes und Ausführerin seiner Entwürfe gedacht ist. Ein leise angedeuteter pantheistischer Gedanke steht dicht neben einem Hinweis auf die Heilsoffenbarungen des Christentums als ein stiller Zeuge der in Forsters Geiste allmählich sich vorbereitenden Revolution zu freieren Anschauungen. Im übrigen ist der Aufsatz aus der Fülle des lebendigen Glaubens heraus mit einer Kraft der Ueberzeugung geschrieben, die von stärkeren Zweifeln noch ganz unberührt ist, und daher eine sprechende Charakteristik von Forsters erster Geistesepoche, der auch die Schilderung der Weltreise mit ihren frommen Reflexionen und teleologisch-christlichen Naturbetrachtungen entstammt. In Stil und Schreibart erscheint Forster in unserm Aufsatz als Schüler und Nachahmer seines damals von ihm hochverehrten Meisters Buffon, der mit ihm auch die gläubig-fromme Grundstimmung teilt.

Bemerkungen: 21] „*l'esprit, qui devine, qui se hâte et qui peut se tromper*“ Hemsterhuis, oeuvres philosophiques 1, 87 Meyboom. — 41] „durchlaufet die vornehmsten Städte unsrer Niederlande, tausend reiche Sammlungen, mit allem, was die vier Erdteile und ihre Elementen darbieten, reichlich angefüllt, werden euch schnell überzeugen, dass der emsige Kaufmann sich auch Schätze sammelt, um sich in seiner Einsamkeit der Wunder der Allmacht und der unendlichen Weisheit

des Schöpfers zu erfreuen“ Camper, Naturgeschichte des Orang-Utang und einiger andern Affenarten, des afrikanischen Nashorns und des Renntiers (übersetzt von Herbell) 14. — 533| *„quanto diutius considero, tanto mihi res videtur obscurior“* Simonides bei Cicero, de natura deorum 1, 60. — 613| kann ich genauer nicht nachweisen. — 827| vgl. Lambert, Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaus, Augsburg 1761. — 1116| vgl. Blumenbach, Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft, Göttingen 1781.

II. Noch etwas über die Menschenrassen. Erster Druck: Deutscher Merkur 1786, 4, 57—86, 150—166 (Oktober, November). Wiederholt: Kleine Schriften 2, 287—346; Sämtliche Schriften 4, 280—306. — Der Aufsatz entstand im Juni und Juli 1786 im Wilnaer Exil, dessen traurige Oede in den persönlichen Eingangsworten an Biester wehmütig sich darstellt, im Anschluss an Kants kurz vorher in der Berlinischen Monatsschrift erschienene Aufsätze „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse“ und „Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte“ (Sämtliche Werke 4, 215. 313 Hartenstein). „Es wäre doch gut, wenn überall der Schuster bei seinem Leisten bliebe! Kant ist ein so vortrefflicher Kopf und doch kommt der verzweifelte Paroxysmus, der den Philosophen von Profession eigen ist, auch über ihn, die Natur nach ihren logischen Distinktionen modeln zu wollen“, schreibt Forster an Soemmerring 8. Juni (ähnlich an Meyer 10. August, an Heyne 20. November, an Camper 7. Mai 1787). Am 21. Juli ging der Aufsatz mit einem Begleitbrief an Bertuch und der Weisung, zunächst Herders Urteil unterbreitet zu werden, nach Weimar zur Aufnahme in den Deutschen Merkur ab, in dessen Oktober- und Novemberheft er erschien. Herder schrieb Forstern einen nicht erhaltenen „vortrefflichen“ Dankbrief; auch Heyne und Lichtenberg waren davon befriedigt. Kant replizierte mit einem Aufsatz „Ueber

den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie“ im Deutschen Merkur vom Januar und Februar 1788 (Sämtliche Werke 4, 469 Hartenstein; vgl. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 590). Der Verfasser selbst freute sich nicht ohne Grund der gelungenen Arbeit und der vornehmen einwandfreien Polemik gegen den sonst hochverehrten Meister, für den er wahre Hochachtung empfand und den er in seinem Arbeitsfelde gern gelten liess. Stilistisch zeigt die Arbeit einen bedeutenden Fortschritt und kann als ein Muster wissenschaftlichen Prosastils bezeichnet werden.

In allen wesentlichen Punkten dürfte Forster gegen Kant recht behalten. Kant hat thatsächlich seine Behauptungen auf Grund mangelhaften, ja fehlerhaften empirischen Materials aufgestellt und dürfte auch von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, dass er das Faktische seinen Abstraktionen zuliebe durch eine falsche Brille gesehen hat. Durchaus berechtigt finden wir heute auch Forsters Einwand gegen den zweiten der oben zitierten Kantischen Aufsätze: „Ich bin erstaunt, dass Kant sich in der Berliner Monatsschrift auf die seltsamen Bibelerklärungen einliess, womit er offenbar einen Gesichtspunkt für die mosaischen Schriften wieder hervorsucht, den jeder weise und redliche Gottesgelehrte in Vergessenheit zu begraben wünscht“ (an Herder 21. Januar 1787); ich zitiere diese Stelle hier auch deshalb, weil Forster dadurch seinen früher verehrten Buffon zugleich mitverdammt, in dessen Schriften ähnliche gesuchte Konkordanzen zwischen Naturforschung und mosaischer Schöpfungsgeschichte sich finden, im Grunde also seine eigene frühere Betrachtungsweise als unzutreffend negiert. Dem unerquicklichen und ergebnislosen Streite über die Begriffe Art und Varietät hat erst Darwins entwicklungsgeschichtliche Ansicht der organischen Welt für immer ein Ende gemacht. Es ist neuerdings beliebt und gewiss auch für die Entstehungsgeschichte wissenschaftlicher Theorien bedeutungsvoll,

in den Naturforschern vor Darwin Darwinistische Ideen, wenn auch nur im Keime aufzufinden: in unserem Aufsatz könnte man in der Betonung des Gedankens, dass alles in der Schöpfung durch Nüancen zusammenhänge, in der divinatorischen Andeutung massenhafter autochthoner Urzeugungen und ähnlichem Darwinistisches finden. Forster war, wie alle tieferen Naturforscher, in seinen reifsten Naturanschauungen der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung sehr nahe. Was die Abstammung des Menschen von einem oder mehreren Paaren betrifft, so schwankt ja die Anthropologie auch heute noch zwischen der mono- und polyphyletischen Ansicht: Forsters Bemerkungen zu Gunsten der letzteren können auch heute noch vom grössten Interesse sein.

Bemerkungen: 26 17] Horaz, ars poetica 365. — 37 14] „*color in eadem specie mire ludit, hinc in differentia nil valet*“ Linné, critica botaniça 174. — 40 4] vgl. Fabricius, Betrachtungen über die allgemeine Einrichtung in der Natur, Hamburg 1781. — 40 11] der Brief Campers steht in Forsters Briefwechsel 2, 763. — 40 19] Herder, Sämtliche Werke 13, 66 Suphan.

III. Ueber Leckereien. Erster Druck: Göttingischer Taschenkalender 1789, 81—123. Wiederholt: Kleine Schriften 1, 355—392; Sämtliche Schriften 5, 173—190. — Der unfreiwilligen Göttinger Musse zwischen der Wilnaer und Mainzer Stellung, und zwar dem Juli 1788 entstammt der Aufsatz über Leckereien, über dessen Entstehung Forster am 7. August an Soemmerring schreibt: „Im Taschenkalender habe ich etwas über Leckereien geschrieben; Lichtenberg schickte mir nämlich das schwedische Buch des Bergius, Om Läckerheter, mit Bitte, etwas daraus auszuziehen; allein ich fand nichts, was mir für den Kalender tauglich schien, daher schwadronierte ich etwas daher und *indulgebam genio meo*, d. h. ich habe zum Scherz etwas Paradoxes gesagt; nur ist es für den Kalender zu ernsthaft philosophisch, und die meisten werden es nicht ver-

stehen.“ An Jacobi, dessen Beifall die „Spielerei“ im vollen Masse gefunden hatte, schreibt Forster am 19. November: „Ich bin um eine Spanne höher geworden, seitdem ich Ihren Beifall in Absicht auf dieses Produkt erhalten habe. Den etwanigen Materialismus darin will ich gern auf meine Hörner nehmen; überhaupt könnte man vielleicht von dem ganzen Aufsatz das nämliche sagen, was vom menschlichen Leben gilt, dass es nämlich voll Widersprüche ist.“ Ein Urteil Lotte Schillers über den Aufsatz steht Schiller und Lotte 2, 217 (vgl. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 506).

Die allerdings für den gewöhnlichen Kalenderstil zu schwere Plauderei zeigt an einem guten Beispiel die beneidenswerte Universalität der Gesichtspunkte, die Forstern in so hohem Grade eigen war, und zeigt ferner, wie er spielend leicht den Geist seines Lesers durch eine Menge von Gebieten mit sich zu führen und ein Bild der allgemeinen Harmonie und des beständigen Zusammenhangs aller Gebiete des Seins und Denkens zu entwerfen versteht. Wie geistvoll und allseitig anregend ist dies Kapitelchen aus der Physiologie und Psychologie des Geschmacks in Gedanken und Ausdruck! Während der Wilnaer Einsamkeit hat Forsters Anschauung vom Naturganzen ihre letzte Reife und Läuterung empfangen: wie ein Kosmos von seiner Hand ausgesehen haben würde, davon giebt unser Aufsatz eine kleine Probe. Seit seinem Wiedereintritt in Deutschland kehrte sich sein Interesse, das in Wilna noch einer allgemeinen philosophischen Botanik und einem naturgeschichtlichen Handbuch mit vorwiegend entwicklungsgeschichtlicher Tendenz zugewandt war, mehr und mehr von speziell naturhistorischen Dingen ab und den grossen Fragen der moralischen, religiösen und politischen Welt zu, wie die folgenden Aufsätze beweisen.

Bemerkungen: 582] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: „*nec sibi cenarum quivis temere arroget artem non prius exacta tenui ratione saporum*“

(Horaz, Satiren 2, 4, 35). — 76|36| vgl. Ingenhouss, *Experiment upon vegetables, discovering their great power of purifying the common air in sunshine and of injuring it in the shade and at night*, London 1779.

IV. Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands. Erster Druck: Neue Litteratur und Völkerkunde 1789, 1, 373–392 (Mai). Wiederholt: Archiv für neuere Sprachen 88, 142–153. — Im Augustheft des Deutschen Museums von 1788 erschien Friedrich Leopold Stolbergs Aufsatz „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlandes" (Gesammelte Werke 10, 424). Kurz darauf und wohl noch in Göttingen vor seiner Uebersiedelung nach Mainz (Ende September), vielleicht aber erst in den ersten Mainzer Wochen, schrieb Forster eine Verteidigung Schillers. Ein projektierter Abdruck in der Berlinischen Monatsschrift kam nicht zu stande, da Biester Forsters Wunsch, anonym zu bleiben, nicht erfüllen wollte; so erschien denn der Aufsatz in Archenholzens Zeitschrift, leider etwas zu spät, um noch aktuell wirken zu können. Wie Schiller den Aufsatz aufnahm, wissen wir nicht; leider hat sich seine Antwort auf Körners ungerechtes Urteil vom 5. Juni 1789 „Ich vermisse Klarheit und Zusammenhang in diesem Aufsatze, und der Stil ist ungleich, bald trocken, bald zu sehr geschmückt" nicht erhalten. Ueber Forsters persönliche und litterarische Beziehungen zu Schiller habe ich ausführlich im Archiv für neuere Sprachen 88, 140 gehandelt.

Wie die eigentliche Abhandlung durch Stolbergs Angriff auf Schiller, so ist die längere reflektierende Einleitung wohl hauptsächlich durch Wöllners Religionsedikt und die Wendung der religiösen Dinge seit dem preussischen Thronwechsel angeregt. Nirgends hat sich Forster über das Verhältniss der subjektiven religiösen Ueberzeugung zum moralischen Werte und der bürgerlichen Brauchbarkeit des Menschen klarer und eindring-

licher ausgesprochen; das Recht der freien Forschung und Ueberzeugung beansprucht er für jeden denkenden Menschen, die Staatsregierungen warnt er vor Vergewaltigung dieser Freiheit, überhaupt vor aller positiven Sorge für das moralische Wohl der Bürger. Seine Ausführungen behalten auch heute noch ihren Wert, ja sie sind zu einer erneuten Klärung der Ansichten vorzüglich geeignet, und dürfen aktuelles Interesse beanspruchen. Die Polemik gegen Stolberg selbst müssen wir ganz im Gegensatze zu Körners Urteil als fein, sachgemäss, überzeugend und durchaus vornehm bezeichnen: Forster war überhaupt das Muster eines polemischen Schriftstellers. Die glühende Begeisterung für das Griechentum und seine idealen Schöpfungen erhöht zusammen mit dem feinen und zarten poetischen Sinne, der sich in dem mitfühlenden Verständnis für Schillers Gedicht ausspricht, und der edeln Schönheit der Sprache den Wert des herrlichen Aufsatzes.

Bemerkungen: 82 14. 31] Jacobi, Werke 2, 372. 373. 401. — 83 23] Worte des Klosterbruders im Nathan 4, 7. — 87 33] Jacobi, Werke 2, 410.

V. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit. Erster Druck: Neues deutsches Museum 1, 269—283 (September 1789). Wiederholt: Kleine Schriften 3, 263—282; Sämtliche Schriften 5, 225—233. — Als nach dem Eingehen des Deutschen Museums Boie in anderem Verlage das Neue deutsche Museum begründete, bat Jacobi Forstern, einen launigen Einfall zu einem Aufsatze für dasselbe auszugestalten, den Forster wohl während seines Osteraufenthalts 1789 bei Jacobi in Pempelfort gehabt hatte: das geschah im Juni desselben Jahres. Die an Matthew Priors Gedicht *Alma or the progress of the mind* sich anschliessende Arbeit (vgl. auch Herders Brief an Therese Forster, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 589) erschien dann im Septemberheft gedruckt.

Der Spass eines die Philosophie und die Philo-

sophen bespöttelnden Dichters wird hier zu einem für die Anthropologie und organische Entwicklungsgeschichte höchst fruchtbaren Gesichtspunkt. Der ganze Grundgedanke und die Anwendung auf die Völkergeschichte sind fast Darwinistisch zu nennen: namentlich gemahnt an die moderne naturwissenschaftliche Anschauungsweise der Passus über den Streit der Anlagen im Organismus und ihre nähere Bestimmung durch Vererbung und Anpassung, wie die heutigen Kunstausdrücke lauten. Interessant ist es, zu verfolgen, wie ähnliche Grundideen als die von Forster hier in grossen Zügen durchgeführte in der heutigen anthropologischen und kulturhistorischen Wissenschaft wiederaufleben.

Bemerkungen: 97 3] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: *„fingere cinctutis non exaudita Cethegis continget dabiturque licentia sumpta pudenter“* (Horaz, ars poetica 50). — 98 22] *„a dark illimitable ocean without bound, without dimension, where length, breadth and highth and time and place are lost“* Milton, paradise lost 2, 891. — 99 20] vgl. Stahl, theoria medica vera, Halle 1707. — 99 21] vgl. zu 11 16.

VI. Ueber Proselytenmacherei. Erster Druck: Berlinische Monatsschrift 14, 543—580 (Dezember 1789). Wiederholt: Kleine Schriften 3, 205—262; Sämtliche Schriften 5, 191—216. — Die nähere Veranlassung zur Abfassung dieses Aufsatzes war ein in der Berlinischen Monatsschrift abgedruckter Privatbrief eines Amtmanns Bender in Eltvill an die Witwe des Verwalters Krammer, worin dieselbe ermahnt wurde, ihre Söhne katholisch erziehen zu lassen. Der ganze Brief atmet Ueberzeugungstreue und redliche Absicht, und nur die katholikenfeindliche Richtung der Herausgeber der Monatsschrift konnte darin eine der protestantischen Religion gefährliche, mit unredlichen Mitteln arbeitende Proselytenmacherei erkennen. Forsters Aufsatz entstand im September 1789, während Wilhelm von Humboldts Anwesenheit in Mainz: ihm und Soemmerring wurde das

täglich Gechriebene zur Begutachtung vorgelesen und nach ihrem Rate auch dies und jenes geändert. Ein Dankbrief des Amtmanns Bender an Forster für seine Verteidigung steht in Forsters Briefwechsel 1, 869; eine Antwort Biesters folgt im selben Hefte der Monatsschrift unmittelbar auf Forsters Aufsatz. Ich bemerke noch, dass es über diesen Aufsatz beinahe zum Bruch zwischen Forster und Jacobi gekommen wäre: worum es sich genauer dabei gehandelt hat, ist leider, da Jacobis Briefe nicht erhalten sind, nicht zu ermitteln.

Der Aufsatz über Proselytenmacherei ist das umfassendste und klarste Glaubensbekenntnis Forsters in betreff des religiösen und politischen Despotismus in ihrem Zusammenwirken zur Mechanisierung der Geistesfreiheit. Die ruhige, sichere Klarheit des Vortrages im Bunde mit dem männlichen Eintreten für den ungerechterweise verleumdeten Mann macht die Arbeit zu einer der hervorragendsten und schönsten unter den kleineren Schöpfungen Forsters. Mit weitschauendem Blick hat er versucht, keimkräftige Samenkörner segensreicher Wahrheiten auszustreuen, die als Ferment gewirkt haben in dem gewaltigen Kampfe um alles Bestehende, den die grosse Revolution heraufführte. Leider fanden aber die Keime doch den fruchtbaren Boden nicht, den sie verdienten, obwohl die Vortrefflichkeit gerade dieses Aufsatzes für sich selbst spricht. Er ist aus dem innersten Kerne der Forsterschen Gedankenarbeit herausgeboren und sammelt wie in einem Brennpunkte alle die höchsten Interessen der Menschheit, die ihm so warm am Herzen lagen.

Bemerkungen: 11116. 11722] kann ich nicht nachweisen. — 13012] Worte Boileaus, die Forster auch in der Weltreise zitiert (Sämtliche Schriften 1, 84). — 13714] Worte Nathans 3, 7.

VII. Die Kunst und das Zeitalter. Erster Druck: Thalia 9, 91—109. Wiederholt: Kleine Schriften

3, 283—308; Sämtliche Schriften 5, 235—246. — „Ich arbeite jetzt an einigen Zeilen über die Kunst", schreibt Forster an Jacobi am 17. Oktober 1789; „es freut mich diese Arbeit, weil ich mir meine Empfindungen dadurch, wie soll ich sagen? deutlicher und bestimmter mache, oder wenigstens, da das nicht möglich ist, ihr Verhältnis unter einander mir klar vorstelle. Wenigstens glaube ich in meinem Aufsatz zu finden, dass mein Raisonnement ganz in dem Gefühl gegründet ist, womit ich Werke der Kunst auffasse." Durch Hubers Vermittlung gelangte der Aufsatz in Schillers Thalia, die auch in den beiden folgenden Heften Forstersches brachte.

Alle unnachahmlichen Vorzüge der Forsterschen Schreibart sind in diesem seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis vereinigt, dem man so recht die warme innige Freude am eigenen Schaffen und die Fülle der edelsten Begeisterung anmerkt. Der Aufsatz ist wichtig als eine gewissermassen theoretische Grundlage zu Forsters Kunsturteilen in den Ansichten vom Niederrhein, die zum Schönsten gehören, was überhaupt derart in deutscher Sprache geschrieben ist. Forsters idealistische Aesthetik steht ganz auf dem Boden Winckelmanns, Lessings und Herders, und nimmt mit liebenswürdiger Leichtigkeit viele Gedanken voraus, denen später Schiller klassischen Ausdruck gegeben hat. Ueber Schillers sytematischeren Arbeiten hat man Forsters Aesthetik wider Verdienst vergessen und vernachlässigt. Sehr warme, wenn auch nicht unbedingte Anerkennung zollte Forstern Schiller selbst in einem Briefe an Huber vom 13. Januar 1790: „Mit Forstern hätte ich beinahe Lust eine Lanze zu brechen und die unterdrückte Partei der neuen Kunst gegen ihn zu nehmen. Er hat, däucht mir, alle seine Begeisterung und die ganze Zaubergewalt seiner Phantasie seiner Schönen zugetragen, dass er einem andern für seine andre alles übrig liess. Ich muss im Ernste gestehen, dass ich nicht ganz seiner Meinung bin, und ich finde ihn an manchen Orten durch

Herderische Ideen zu sehr hingerissen. Aber auch seine unhaltbarsten Meinungen sind mit einer Eleganz und einer Lebendigkeit vorgetragen, die mir einen ausserordentlichen Genuss beim Lesen gegeben hat. Danke ihm in meinem Namen und in meiner Seele dafür.“ Dies anerkennende und liebevolle Urteil muss uns dafür entschädigen, dass über den Reflex, den die Ansichten vom Niederrhein in Schillers Seele machten, gar nichts bekannt ist: wir dürfen annehmen, dass er auch hierbei mit der Meinung seines Freundes Körner nicht übereinstimmte (vgl. dessen Briefe an Schiller vom 31. Mai und 1. Juli 1791).

Bemerkungen: 138 2] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: „*vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna*“ (Horaz, ars poetica 268). — 145 31] kann ich nicht nachweisen. — 147 37] Goethe, Das Göttliche Vers 8.

VIII. Ueber lokale und allgemeine Bildung. Erster Druck: Neues deutsches Museum 4, 509—529 (Juni 1791). — Der Aufsatz entstammt dem Februar 1791, in welchem sich Forster eingehend mit der aus England mitgebrachten Sakontala und im Anschluss daran mit der indischen Dichtung überhaupt beschäftigte. Im selben Frühjahr erschien auch seine Uebersetzung der Sakontala, welche für die Geschichte der indischen Studien in Deutschland so bedeutsam gewesen ist. Der damals gefasste Plan eines Buches über die indische Dichtung, von dem unser Aufsatz ein Teil sein sollte, kam nicht zur Ausführung: über das darin zu Behandelnde macht Forster Andeutungen in der Vorrede zur Sakontala, deren Widmung an Heyne gleichfalls inhaltlich unsern Aufsatz streift.

Auch in diesem Aufsatz, wenigstens in seiner ersten Hälfte, stecken Darwinistische Elemente: die Ausführungen über die lokale und klimatische Bedingtheit der Völker erläutern eigentlich den entwicklungsgeschichtlichen Begriff der Anpassung im weitesten Sinne. Die

zweite Hälfte nimmt wieder viele Ideen Schillers voraus: Kants rigoristische Moral soll in dem später von Schiller ausgeführten Sinne ersetzt werden durch eine Harmonie von Neigung und Pflicht; Einheit von Gefühl und Vernunft, in der die echte Humanität begründet ist, ist das letzte Ziel, dem wir als Menschen zustreben müssen, und nach dessen Erreichung wir selbst die hohe Natur der Griechen nicht zurückzusehnen brauchten; darum wird die Pflege der schönen Kunst, die recht eigentlich die Spiegelung schöner, höchster Individualität ist, vor allem empfohlen, ein Gedanke, der an Schillers ästhetische Erziehung erinnert.

Bemerkungen: 160 32] „εἰ δέ τις παραβαίνοι τι τῆς ἀρχαίας μουσικῆς, οὐκ ἐπέτρεπον· Τιμοθέου δὲ ἀγωνιζομένου τὰ Κάρνεια εἰς τῶν ἐφόρων μάχαιραν λαβὼν ἠρώτησεν αὐτόν, ἐκ ποτέρου τῶν μερῶν ἀποτέμοι τὰς πλείους τῶν ἑπτὰ χορδῶν" Plutarch, instituta laconica 17. — 162 12] *„though this be madness, yet there is method in't"* Worte des Polonius im Hamlet 2, 2. — 163 28] Schiller in der Kritik von Bürgers Gedichten (Sämtliche Schriften 6, 214 Goedeke). — 164 14. 165 20] Goethe, Zueignung Vers 93. 100.

Jena, 18. September 1893.

Albert Leitzmann.

I.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen, fast allein sein Forschen beseelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen, da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer seyn. Drey bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menschlichen Geistes, welche jener große Zeitraum beschließt. Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfassender Kopf, der, in mehreren Wissenschaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinschwebt, sondern ihre Tiefen versucht und ergründet. Allein wie selten wird der Welt ein solches Göttergeschenk? Oft ist ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anschauungskräfte entnervt. Der Heiligenschein (nimbus) unserer Polyhistoren zerflattert leicht, und läßt uns sodann nur lebendige Register oder Wörterbücher zurück. Statt des Verstandes gilt noch öfter Witz, der nicht nach strengen und bewährten Regeln schließt, der Resultate ahnden und errathen will, sich aber übereilt und

die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann*). Nur wahres Genie dringt in das finstre Chaos der Gelehrsamkeit, und schafft es zur organischen Gestalt um: es verdauet gleichsam das Ganze, und bereitet aus seiner heterogenen Mischung gesunden, gleichartigen Lebenssaft. Mit kühnen aber sichern Schritten nahet es sich der Wahrheit, als seinem Ruhepunkte, und verschwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft umsonst: mit eigenthümlichem Scharfsinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entferntesten Resultate eines geprüften Satzes, fast in dem Augenblicke des Anschauens; ja, es fühlt schon sympathetisch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüssen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieser Schlußfolge berichtigen kann. Allein ächtes Genie ist am litterarischen Horizonte noch seltener als Kometen und neue Irrsterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein so wohlthätiges Phänomen sie der Vergessenheit entreißt, und die Nationen mit seinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerstückte also die Wissenschaft, und glaubte, nun sey jede Schwierigkeit besiegt. Es entstanden Facultäten, und in diesen fast unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menschlichen Kenntnisse erhielt eigne Beobachter, die auf das ganze Verzicht thun, sich nur dem Theile widmen sollten. Da entwich dem schönen Körper die schönere Seele, und jedes erstarrte, abgeschnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder schätzte nur die Wissenschaft, die er gewählt, und schien zu vergessen, daß sie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menschheit befördert. So ergötzt sich das Kind noch an den Trümmern seiner künstlichen Spielsachen, die es muthwillig zerschlug. Die Folgen dieser Sünde blieben nicht aus: sie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wissens; sie erschwerte die Anwendung neuer Er-

*) S. *Hemsterhuis* Lettre sur l'homme etc. p. 9.

findungen zum Besten des Staats, und streute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unserer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des physischen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geistes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die Kenntniß der Natur, entging keinesweges einem ähnlichen Schicksal. Allmählich entriß man ihr jede Hülfswissenschaft, schränkte sie auf die äußerlichen Gestalten der Körper ein, und machte sie zu einem leeren Gewäsch von Namenverzeichnissen, Kunstwörtern und Systemen. Physik — die Entwickelung der allgemeinen Gesetze, nach welchen sich das Weltall in ungestörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirksamen Kräften der Natur; — dann Physiologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeschichte des organischen Körpers; — Zergliederungskunst, der einzige sichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, so wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich Chymie, das Mittel, dem Grundstoff eines jeden Dinges nachzuspähen, und dessen Anwendung zu entdecken: — dies sind lauter Wissenschaften, die so mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwohl keck auf den ehrwürdigen Namen des Naturforschers Anspruch macht. Ihm ist Naturkunde eine Wissenschaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres bestimmt sie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und solcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuser und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu seyn, dennoch an der Beschauung ihrer Produkte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitsamen Bürgers sich immer mit selbstgewähltem Genusse belohnen, wenn er unschuldig wie dieser ist! Mag der Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angestrengt, in Erholungsstunden, im häuslichen Kreise der Seinen, oder

bey ſtiller Einſamkeit*) immerhin ſo glücklich ſeyn, als der Anblick einer endloſen Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, und der dabey erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich iſt nur der Prahler, der ſeine Unwiſſenheit für baare Gelehrſamkeit verkauft, und dadurch die nützlichſte Wiſſenſchaft um ihr Anſehen bringt.

Daß der fleißigſte Forſcher der Natur alles mit eigenen Augen ſehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wiſſenſchaft mit eigenem Scharfſinn erweitern, und in Anwendung auf das phyſiſche und ſittliche Glück der Menſchheit benutzen könne, iſt nach dem Maße unſerer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverläſſigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft inne zu haben, Wahrheit und Thatſache von Irrthum und Betrug zu unterſcheiden, die weſentlichen Grundlehren ganz zu verdauen, und dann den einzelnen Theil, den Punkt der Wiſſenſchaft, deſſen Aufklärung uns näher liegt, mit ſteter Rückſicht auf jene Grundlage genauer zu ſichten und zu kultiviren: dazu iſt das Leben nicht nur, ſondern ſelbſt die Zeit der Bildung, unſere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher dieſe Vorkenntniſſe von jedem, der ſich um die Unſterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beſte ſeiner Mitbürger, am Herzen zu haben vorgiebt.

Die ächte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menſchen überall; er ſelbſt iſt das größte ihrer Wunder; das einzige ſichtbare Geſchöpf, dem ein innerer Trieb beſtändig zuruft: ſich ſelbſt zu erkennen, in dieſer Erkenntniß nirgends ſtille zu ſtehen, ſondern die Räthſel ſeines Daſeyns von einer Auflöſung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieſer heilige Trieb

*) Natuurkundige Verhandlingen van *Petrus Camper*, etc. p. 131.

macht ihm alles wichtig und seiner Aufmerksamkeit würdig. Er kann sich selbst die Wahrheit nicht verschweigen: was auf ihn wirke, stehe mit ihm in Verhältniß, habe eine bestimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieser Verhältnisse könne seine Erkenntniß nicht vollkommen seyn, und seinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geschehen!

Die Untersuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geschöpft — ist zum Geschäfte dieser Stunden bestimmt. Ehe wir aber diesen Theil herausheben, für sich betrachten, und seinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zusammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau sehen. Dieser Blick ins Ganze der Natur, der für unser Vorhaben seinen vielfältigen Nutzen hat, ist zugleich Entschädigung für die Einförmigkeit, welche bey speciellen Erörterungen unvermeidlich ist, wo alles auf kaltblütige Geduld, und Anstrengung der Verstandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantasie gestattet wird. An Büffons Hand sey uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erst empfinden wir die Würde unserer Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestätisch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerst die Frage ein: Was ist Natur? was ist diese plastische Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln, erneuern, nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie Plato und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umstaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden sey, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntniß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründen versuche, je unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sey. Wir

überlassen speculativen Köpfen, geübten Metaphysikern beyde Aufgaben zur Entscheidung, und, falls sie dieselbe nicht lösen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und diese bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überschwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande sind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um so viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollesten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe, die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie ist ein offenes Buch", sagt der beredte Büffon, „in welchem wir lesen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit." Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Gestirne, sondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Keime; das Unerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbilde ähnlich sind; kurz, dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit einigen Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, — ist Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein Gott hat sich dieser beyden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Erschaffen und Vernichten sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaffene umgestalten, auflösen und wieder einkleiden: so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin seiner unwandelbaren Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Gränzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchsten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmahlen ein für allemal ausgedrückt sind: ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird. Wir wollen versuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbestimmten Raumes, wo sie bloß zwischen Erschaffen und Vernichten schon seit Jahrtausenden schwebt, zu fassen und zu betrachten.

Welche Gegenstände! Welche Zurüstungen den leblosen Stoff zu beseelen, und in seine kleinsten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfesten des Weltgebäudes hingestellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrsternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zwey Urkräfte sind es, welche diese großen Massen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, sondern mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beschreiben. So entspringt selbst aus der Bewegung

das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erste dieser beyden Kräfte, ist überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fortstoßende Kraft, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixsterne, und Planeten; Sphären die bloß zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu seyn scheinen fortzustoßen, oder fortgestoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinschaftlichen, und andre, die einen besonderen Schwung erhalten zu haben scheinen; einsame Gestirne, und solche die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstre Körper; Planeten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um sich mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorschein kommen und verschwinden, vielleicht wechselsweise sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Eine verlöschende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht, thut auf unsere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwundenes Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große Lambert, wagte den Gedanken, daß sich jene ungeheure Menge von Fixsternen, und unsere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geschwindigkeit, die sich unsern Gedanken entzieht, um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchstraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erscheint, ein anderes dem unsrigen ähnliches System von Fixsternen seyn, und daß jene entfernten Wölkchen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehrere große Systeme dieser Art bilden könnten,

denen dieselbe Kraft Bewegung und Gesetze gäbe. Die Gründe, auf welchen diese Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menschliche Verstand Kraft gehabt hat, sie zu fassen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erscheint, und sieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebst ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper ist diese Sonne! Welch eine unerschöpfliche, stets von sich strömende, und gleichwohl nie verringerte Quelle des Lichtes! Und dieses Licht, dieses subtilste Wesen, das wir nur an seiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt, und überall Bewegung und Leben schafft: was ist es für eine uns unbekannte Substanz? Ist es vielleicht eins und dasselbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar ist dieses Bestreben so vieler großer dunkler Körper, sich der Quelle des Lichtes zu nähern, sodann jener heftige Schwung, der sie stets aus eben diesem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beyden gegen einander wirkenden Kräften entstandene, schnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig ist es nicht, daß eben dieses Phänomen sich auf jeder dieser Himmelskugeln, welche sich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darstellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel fest an sich reißt, und eine schwingende aus diesem Mittelpunkte hervor gehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel sich um ihre Achse bewegt, und ein Bestreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu sprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne selbst schwingt sich in fünf und zwanzig Tagen um ihre Achse, und vielleicht ist die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortsetzung jener Sonnenschwingungen.

In einem Systeme, wo alles wechselseitig anzieht, und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die

Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe, und folglich erlischt auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts. Inzwischen gehen überall in diesem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es scheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwohl ansehnlich genug sind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine sehr sichtbare Art umzugestalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verursacht eine Veränderung, eine Auflösung in dem angezogenen dunklen Körper, welche stärker, auffallender, sichtbarer, in dem Verhältnisse wird, in welchem beyde Körper sich einander nähern. Diese Auflösung nennen wir Wärme; in stärkern Graden Hitze, und im heftigsten, wo sie sichtbar ist, Feuer. Diese Veränderungen würden aber nicht Statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein diese Bahnen bilden nicht völlige Kreise, sondern längliche Figuren oder Ellipsen. Ueberdies steht die Achse eines Planeten nicht senkrecht auf seiner Bahn, sondern ihre schiefe Richtung verursacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher ist. Es kann demnach, so oft der Planet auf seiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflösung Statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verursacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper bringt, so oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten selbst wird stärker, er bewegt sich schneller als sonst in der ihm vorgeschriebenen Bahn; sondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er besteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Gestalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geschöpfen verschiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirksamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrscheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Gränzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organische Bildungskraft den Anfang nimmt,

die Gränzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsern Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkührliche Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich eigen sey. Der Chymiker, der sie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählig verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dies ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bey der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unserer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beyde Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgiebt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf, und versehen jene nie versiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feste Land. Das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beyder Gränzen hat Gottes Finger gesteckt; tritt das Meer über seine westlichen Gestade, so werden die östlichen Küsten entblößt. Zwar ist dieser ungeheure Zusammenfluß der Wasser an sich unthätig; allein er folgt

den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechselnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er steigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er sich, wenn Mond und Sonne zusammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich ist nicht dieses Zeugniß unserer Gemeinschaft mit dem übrigen Sonnensystem. Aus diesen allgemeinen und beständigern Bewegungen entspringen wieder andere, welche veränderlich und eingeschränkter sind. Versetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich sind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, sie noch mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüsse, sind.

Die Luft, welche noch leichter und flüssiger als das Wasser ist, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verursachen in ihr beständige Bewegungen; aufgelöset und verdünnt wird sie durch die Wärme, und verdickt durch die Abwesenheit der Lichtkraft. Die Winde sind ihre Ströme: sie treiben die Wolken zusammen, sie bringen die Lufterscheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufsteigenden feuchten Dünste über die trockne Oberfläche der Länder; sie bestimmen das Ungewitter, sie verbreiten fruchtbare Regengüsse und wohlthätigen Thau; sie verwirren die Bewegung des Meeres, und erschüttern seine bewegliche Fläche; sie hemmen und beschleunigen wechselsweise den Lauf der Ströme, und zwingen sie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; sie thürmen die Wellen himmelan, die sich mit fürchterlichem Getöse an jenen unerschütterlichen Felsendämmen brechen, ohne sie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert. Ihre Oberfläche ist mit Blumen bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner freudiger Aufenthalt, wo der

Mensch, hingestellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Wesen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu seyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig. Indem der Mensch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er sich stufenweise zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. So ist zum Beyspiel in allen organisirten Geschöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgesondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erste Ursache ihrer endlichen Auflösung. Allein unaufhörlich vererben diese Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabey der allgemeine Endzweck der Natur. Umsonst widersetzt sich die Zerbrechlichkeit der Geschöpfe dieser weisen Einrichtung. Die Natur erhält sie nicht; aber sie ruft unzählige neue Gestalten an ihrer Stelle ins Daseyn. Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor. Wen ergötzt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freygebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — sie sind es, die großen

Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann — in der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen: veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerley Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, durchaus und auch beziehungsweise dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechselung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmahlen eingegraben sind; aber alle hinzugekommenen Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dieses Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen

ins Große, ꝛc. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von Einem Vater her, sind aber doch weit entfernt sich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen sind demnach dergleichen bloß individuellen Verschiedenheiten unterworfen; aber die beständigen Abweichungen, die sich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung ist, desto weniger Verschiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verschiedenheiten sich gerade so verhält wie die Anzahl der Zeugungen, so mußten nothwendig mehr Abweichungen bey den kleinen als bey den großen Thieren seyn. Aus eben der Ursache giebt es auch bey den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective), sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern,

vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Yſop, ſind in der zweyten und dritten Linie: und wiewohl jede verſchieden geſtaltet und von verſchiedener Beſchaffenheit iſt, ja ſelbſt eine eigne Lebensart hat, ſo nimmt ſie doch ihren Platz ein, beſteht für ſich, wehrt ſich gegen andre, und macht zuſammen mit den andern die lebende Natur aus, die ſich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, ſo lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Abſichten des Schöpfers gemäß iſt. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menſchenalter, alle Zeitabſchnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit ſelbſt hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geſchöpfen, das iſt, zu ſolchen Weſen, deren Daſeyn vorübergehend iſt. Das Daſeyn der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verſchiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle ſind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, ſo lange als ſie ſelbſt, zu ſeyn und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums ſetzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überſchauenden Blick eines Weſens denken, das die ganze Menſchengattung vorſtellte. — Wenn wir an einem ſchönen Frühlingstage alles grünen ſehen; ſehen, wie Blumen ſich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall ſich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers ſich äußert; wenn alles was lebt, ſich ſucht und paart, um neue Weſen hervorzubringen: — ſo herrſcht in dieſer ganzen Scene die Vorſtellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entſtehung. Sehen wir hingegen in der finſtern Jahrszeit, wenn Froſt und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geſchlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anſtatt ſich wie vorher zu ſuchen; daß die Luftbewohner unſer Klima verlaſſen, die

lieren; daß alle Insekten entweder verschwinden oder umkommen; daß die meisten Thiere träge und schläfrig werden, und sich Löcher graben, wohin sie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde sich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume sich unter der Last des Schnees krümmen und niedersenken: so dringt sich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein diese Ideen von Zerstörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, sie mögen uns noch so groß und allgemein vorkommen, sind doch nur individuell und einzeln. Der Mensch ist ja selbst ein Individuum, und so beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Wesen, welches nach unserer obigen Voraussetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollständigeres Urtheil fällen würde. Es sieht in dieser Zerstörung, so wie in der Erneuerung — in allen diesen Abwechselungen und Folgen sieht es nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahrszeit ist für ein solches Wesen mit der im vorhergehenden Jahre einerley; einerley mit den Jahrszeiten aller Jahrhunderte. In seinen Augen sind das tausendste Thier in der Reihe der Geschlechter, und das erste, eins und dasselbe Thier. In der That auch; wenn wir immer so wie jetzt fortlebten, und dazu alle Wesen um uns her, so wie sie jetzt sind, beständig blieben; wenn alles beständig so wäre wie heute: so würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verschwinden, und das Individuum zur Gattung werden. Warum sollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Mensch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finsterniß. Seine Seele ist so nackt wie sein Körper; er wird ohne Kenntniß, so wie ohne Schutzwehr geboren; bringt nur leidende Eigenschaften zur Welt; kann bloß die Eindrücke der äußerlichen Gegenstände empfangen, und seine Sinneswerkzeuge rühren lassen. Das Licht schimmert lange vor seinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er alles von

der Natur, und giebt ihr nichts zurück; sobald aber seine Sinne mehr Festigkeit erlangt haben, sobald er seine Gefühle mit einander vergleichen kann: so gehet er mit seinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht sich Begriffe, er behält sie, erweitert und verbindet sie mit einander. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein bloßes Individuum mehr; er ist, einem großen Theile nach, der Repräsentant der ganzen Menschengattung. Anfänglich theilten ihm seine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntnisse mit. Diese hatten die göttliche Kunst erfunden, Gedanken zu zeichnen, und sie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch sind sie gleichsam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unsere Enkel werden einst auf eben diese Art mit uns sich vereinbaren. Diese in einem einzigen Menschen vereinigte Erfahrung mehrerer Jahrhunderte, erweitert die Schranken seines Wesens unendlich. Nun ist er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm selbst durchlebten Tages eingeschränkt; er ist beynahe jenes Wesen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er liest im Vergangenen, sieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeyführt, fortzieht und verschlingt, sieht er die Gattungen beständig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer dasselbe bleibt, so übersieht er alle Zeitordnung: die Gesetze, nach welchen die Dinge sich erneuern, sind in seinen Augen bloß ein Ersatz für dasjenige, was den Gesetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine stete Folge von Wesen, die alle einander gleich sind, gilt in der That gerade so viel, als das immerwährende Daseyn eines einzigen von diesen Wesen.

Was bedeutet aber dieses große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt?

Wozu dieſe Fortpflanzung und Vervielfältigung der Weſen, die ſich doch unaufhörlich zerſtören und wieder erneuern, die immer nur einerley Schauſpiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen dieſe Abwechſelungen von Tod und Leben, dieſe Geſetze des Wachsthums und Erſterbens, alle dieſe Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle dieſe erneuerten Vorſtellungen von einer und derſelben Sache? Ich antworte: alles dieſes gehört mit zum Weſen der Natur, und hängt von der erſten Einrichtung der Weltmaſchine ab. Das Ganze dieſer Maſchine iſt feſt; alle ihre Theile ſind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper ſind die Urſachen von den beſondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche dieſe großen Körper beleben, wodurch ſie auf entfernte Gegenſtände, und wechſelsweiſe auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; und dieſe gegenſeitige Zuneigung aller Theile unter einander iſt das erſte Band der Weſen, der Grund vom Beſtande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältniſſe hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achſe verurſacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewiſſen Zeiten des Lichts und der Finſterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thieriſchen Natur, die Wirkſamkeit der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieſer erſten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete ſich ſchwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die ſchiefe Richtung der Erdachſe bey der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, ſtete Abwechſelungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahrszeiten, hervorbringt; ſo hat auch alles was lebt und wächſt, im Ganzen genommen, und in einzelnen Fällen, ſeine beſtimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter,

der Tod der Insekten hängt gänzlich von dieser zweyten Verbindung ab. In den Erdstrichen, wo diese Verbindung nicht Statt findet, wird das Leben der Gewächse niemals unterbrochen; jedes Insekt durchlebt sein Alter. Und sehen wir nicht aus eben diesem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in Eine zusammen schmelzen, die Erde zu aller Zeit mit Blumen geschmückt, die Bäume immer grün, und die Natur in beständigem Frühlinge?

Die besondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen steht mit der Beschaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und diese letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abstande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unsere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachsen können. Das Wasser, der Nahrungssaft, das Blut, kurz alle anderen Säfte würden ihre Flüssigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, so würden diese Säfte verschwinden und in Dünste verfliegen. Das Eis und das Feuer sind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme ist der erste Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinste Luft, welche zur Respiration der Thiere am besten taugt, ist den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachsen sie am besten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bey Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größrer Menge als eine Ausdünstung von sich. Abermals eine weise Einrichtung der Natur, welche die Atmosphäre gerade zu der Jahrszeit, wo sie von phlogistischen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde aufsteigen, und sie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieses Mittel wieder reinigen, oder wenigstens mit respirablen Theilen mischen läßt.

Die in allen organischen Körpern befindlichen Lebenskräfte, stehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenstralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit

Thieren bevölkert. Das Wasser ist noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahrszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, oder dessen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächsen angewiesen sind: so sind sie gezwungen, unter sich, das eine auf Unkosten des andern zu leben; und in dieser Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem Lande sind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: so getreu ist die Natur sich selbst in allen ihren Werken, so sicher erreicht sie auch in diesem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geschöpfe, sondern auch solche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkührlichen Triebes, kurz des thierischen Lebens fähig sind. Unzählige Insektenarten nähren sich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Wasser umherziehen, sind eine Nahrung der Vögel, Fische und kriechenden Thiere. Bey diesem Kriege der Thierarten unter einander ist für ihre Erhaltung dennoch gesorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeschreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung sichern; bald hat die Natur so viele künstliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf seine Beschützung und Erhaltung zwecken, daß es sicherlich so lange seinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung seiner Gattung gesorgt, und seine Nachkommenschaft im Keime hinterlassen hat. Der Vermehrungstrieb, der so heftig und unwiderstehlich ist, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtsamsten grimmig macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, sind kräftige und sichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entstammen vielleicht der ersten Urkraft, der wechsel-

seitigen Anziehungskraft gleichartiger Wesen, so wunderbar, so nahe gränzend an Vernunft ihre Wirkungen sind.

Doch dieser Vorzug ist dem Menschen ausschließend eigen.. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er sie: er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst verschönert die Natur; er bauet, erweitert und verfeinert sie. Er rottet Disteln und Dornen aus, pflanzt Weinstöcke und Rosen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüster Erdstrich, eine traurige, von Menschen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten schwarzen Wäldern überzogen sind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingestreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, — ersticken und vergraben die Keime, die schon im Begriff waren, hervorzubrechen. Die Natur, die sonst überall so jugendlich glänzt, scheint hier schon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belastet, trägt Schutthaufen, anstatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Moosen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen sind. In allen niedrigen Theilen dieser Gegend stockt todtes Wasser, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das schlammige Erdreich, das weder fest noch flüssig, und deshalb unzugänglich ist, bleibt den Bewohnern der Erde und des Wassers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Wasserpflanzen bedeckt sind, ernähren nur giftige Insekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwischen diesen Morästen und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräsereyen, die unsern Wiesen in nichts ähnlich sind. Die schlechten Kräuter wachsen dort über die guten weg, und ersticken sie. Es ist nicht der feine Rasen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von ferner verkündigt; es sind

rauhe Gewächse, harte stachlichte, durch einander geschlungene Kräuter, die nicht sowohl fest gewurzelt als unter sich verwirrt zu seyn scheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehrere Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinschaft, nicht einmal die Spur von einem verständigen Wesen zeigt sich in dieser Wüsteney. Will der Mensch sie durchwandern, so muß er den Gängen wilder Thiere nachspüren, und stets auf seiner Hut seyn, wenn er ihnen nicht zum Raube werden soll. Ihr Gebrüll erschreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn selbst bey dem Stillschweigen dieser tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und spricht: die Natur ist scheußlich, und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben schenken. Auf! laßt uns jene Moräste trocknen, jenes todte Wasser beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirksamen, und verzehrenden, vorher verborgenen und bloß durch unser Nachforschen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns diesen überflüssigen Unrath, jene schon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und, was das Feuer nicht aufreibt, vollends mit der Axt zerstören. Bald werden wir, anstatt der Binsen und Wasserlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebst andern süßen und heilsamen Kräutern hervorkommen sehen. Hüpfende Heerden sollen diesen vormals unwegsamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und sich immer stärker vermehren. Diese neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unseres Werkes; wir beugen den Ochsen unter das Joch, und lassen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat auf unsern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unsern Händen hervor!

Wie schön ist sie nicht, diese gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; er pflanzt

ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles, was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneyen sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpunkten in die entferntesten Gegenden verbreiten. Die Landstraßen, und das Verkehr mit den Nachbarn, sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmähler der Macht und des Ruhms beweisen zur Genüge, daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen giebt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß als Besitz; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmähler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends

mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarey, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereitzt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicheren Ehrgeitz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreuet, sein eignes Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? wer kann ihre Beschreibung in wenige Worte zusammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste da herauszuheben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nicht bewundernswürdiger als im kleinsten Stäubchen ist? Wo ist Anfang, wo ist Ende eines solchen Blickes? Einige Punkte, einige stärker ins Auge fallende Gegenstände versprach ich zu haschen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleistet.

II.

Noch etwas über die Menschenraßen.

An Herrn D. Biester.

Wilna, den 20sten Jul. 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B. daß Ihr vortreffliches Journal bis ins Innere dieser sarmatischen Wälder dringt, und auf demselben Fleck gelesen wird, wo noch im Jahr 1321, (Gedimin*) Auerochsen jagte, und erst seit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer verlosch. Zwar erhalte ich diese mir so schätzbaren Hefte spät genug, und lese erst im Julius, was teutsche Leser bereits im Januar verschlangen: allein dafür genieſſe ich auch das Vergnügen der Wiederholung, welches bey einem Ueberfluß an geistiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufsätzen in Ihrer Monatschrift sagen: decies repetita placebunt! Wenn sich gleich zuweilen ein gewisses Sehnen nach den vollen Fleischtöpfen einstellt, so ist es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, wenn man wenigstens statt der losen Speise, die unser Zeitalter so reichlich auftischt sich an Ihren gesunden, herzstärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lektüre die Stelle des Umgangs mit denkenden Männern, der in großen Städten

*) Der Erbauer von Wilna. Koialowicz, Hist. Lituan. Daniseri 1650 4to.

und selbst auf teutschen Akademien über manche Gegenstände ein so helles und so neues Licht verbreitet. Dort werden unzähligemal die feinsten Bemerkungen gemacht, die weitumfassendsten Gesichtspunkte angegeben, die reichhaltigsten Resultate entdeckt, zu denen der belesenste Autor in seinem Studierzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geschäftsmannes auf den Ideenvorrath des systematischen Gelehrten stößt, so blitzt es Funken, bey deren Anblick es einem wohl wird ein Mensch zu seyn, und in unserm Jahrhundert zu leben. Für solche Vortheile ist Lektüre eine unvollkommene Entschädigung; allein fürjetzt bleibt sie meine einzige Zuflucht, und ich fühle mich desto stärker zum Danke verpflichtet, je gewisser ich überzeugt bin, daß nur sie vermögend ist, mich hier wirksam zu erhalten, und eine Paralysis des Geistes abzuwehren, die wenigstens zufälligerweise durch eine Verwickelung der Umstände befördert werden könnte, wenn sie auch nicht in den Plan gewisser Menschen gehören sollte.

Ich habe daher die beyden lehrreichen Abhandlungen des vortreflichen Herrn Professors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatschrift, mit doppeltem Vergnügen gelesen; denn sie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktische Bemühungen im Fach der Naturkunde am meisten entfernt gehalten haben; sondern sie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beschäftigten. Der Wunsch, zu neuen Belehrungen für mich, und alle die mit mir in gleichem Falle seyn möchten, Veranlassung zu geben, verführte mich, meine Bemerkungen über die erwähnten Aufsätze des Aufschreibens werth zu halten. Sie werden mir die Absicht nicht beymessen, dadurch, daß einmal neben einem so berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Ansehen geben zu wollen. Sie wissen, daß der Ruhm des Weltweisen, den wir beyde so aufrichtig verehren, viel zu fest gegründet, viel zu hoch emporgewachsen ist, als daß

er durch meine Beypflichtung den kleinsten Zusatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine seiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am besten wird der wahrhaft große und verdienstvolle Mann den Grad der Ehrfurcht und Hochachtung die ich ihm weihe, selbst ermessen können, wenn ich ohne weitere Rücksicht auf die Person, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzusehen, daß man endlich dem Abstraktionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der Anschauung klebt; und so mislich es auch immer ist, sich von ihr zu entfernen, so scheint doch der Aufklärung und dem Fortschritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu seyn, wenn irgend eine Anlage der menschlichen Natur vernachläßigt werden sollte. Das Mittel, wodurch man Einseitigkeit vermeiden wollte, kann auf diese Art leicht einseitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müsse dem Philosophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerst wichtig seyn, daß die Fakta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne diese Vorsicht alle Syllogistik umsonst verschwendet wird. Denn ob es gleich Fälle giebt, wo Spekulation und abstrakte Bestimmtheit voraus ahnden können, was die Anschauung hernach für wahr erkennt: so sind doch jene nicht selten, wo sie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen lassen.

Laßen Sie mich dieses auf die Naturgeschichte anwenden. Ein großer Teil des Verdienstes, das sich Linné um diese Wissenschaft erwarb, bestand unstreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verschiedenen Grade der Verwandschaft des Aehnlichen zu unterscheiden lehrte. Nach gewissen angenommenen Sätzen, die er aus seiner Erfahrung abstrahirt hatte, entwarf er sein Fachwerk, und paßte nun die Wesen der Natur hinein. Allein so lange unsere Erkenntniß mangelhaft bleibt, scheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu seyn. Bestimmungen, die sich auf eingeschränkte Erkenntnis gründen, können zwar innerhalb dieser Schranken

brauchbar seyn; aber sobald sich der Gesichtskreis erweitert, der Sehepunkt verrückt, werden sie da nicht einseitig und halbwahr erscheinen? In der Litterargeschichte der Naturkunde giebt es hievon auffallende Beyspiele. Die Botanik, die Chymie und die Physik sind lediglich aus diesem Grunde jetzt ganz etwas anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unser jetziges Schema der Wissenschaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben so wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die spekulative Philosophie dürfte diesem allgemeinen Schicksal unterworfen seyn. Wer denkt hiebey nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn also der Satz: daß man in der Erfahrung nur alsdenn finde was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man suchen soll, (Berl. Monatschrift, Novemb. 1785. S. 390.) auch seine unangefochtene Richtigkeit hätte: so wäre gleichwohl bey der Anwendung desselben eine gewisse Vorsicht nöthig, um die gewöhnlichste aller Illusionen zu vermeiden, diese nämlich, daß man bey dem bestimmten Suchen nach dem was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist. Wie vieles Unheil ist nicht von jeher in der Welt entstanden, weil man von Definitionen ausgieng, worein man kein Mißtrauen setzte, folglich manches unwillkührlich in einem vorhinein bestimmten Lichte sah, und sich und andere täuschte! In sofern der unbefangene Zuschauer also nur getreu und zuverläßig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Spekulation seine Wahrnehmung begünstige, — und hiezu braucht er nichts von philosophischen Streitigkeiten zu wissen, sondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen — in sofern würde ich zuversichtlicher bey ihm Belehrung suchen, als bey einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen. Dieser letztere mag immerhin einen größeren Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach bestimmten Erfahrungen hascht: allein hier kommt

es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch scharfsichtigen und zuverläßigen Empyrikers, den vielen geschminkten eines partheyischen Systematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des ersteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der sein Augenmerk stets auf gewisse, ihm vorher zur Aufsuchung anbefohlene Vorwürfe richtet. Doch diese Gegensätze stehen vielleicht zu schneidend neben einander, und sowohl der empyrische als der systematische Kopf kann unter gewissen Umständen die besten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerksamkeit, Beurtheilungskraft und Unpartheylichkeit sind die Erfordernisse, von welchen hier alles abhängt; diese mögen mit spekulativer Theorie verbunden seyn oder nicht. Das Geschäft des Philosophen ist es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bey diesem Geschäfte ist Irren so möglich, wie im Augenblick des Beobachtens. Fordere ich zuviel, indem ich den Werth des Beytrags, den die neuern Reisenden zur Kentnis der Menschengattung geliefert haben, nach dem obigen Maasstabe geprüft zu sehen wünsche? Wenigstens befinden sich unter der beträchtlichen Anzahl von Personen, welche dieser Ausdruck in sich faßt, verschiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht absprechen kann, daß ihre Beobachtungen genau, bestimmt, zuverläßig, und folglich brauchbar sind, so wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Ansehung des Worts: Menschenraße, mit einander übereinstimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrscheinlich die von vielen Reisenden auf eine gleichlautende Art erzählten Fakta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil so verschiedene Menschen, von so verschiedenen Begriffen und Kenntnissen, in ihrer Darstellung des Beobachteten übereinkamen.

Um zuverläßig beobachten zu können, ob ein gewisses Objekt schwarz oder weiß sey, braucht man nicht zu wissen, daß die schwarze Farbe der Abwesenheit des Lichts, und

die weiße der Vereinigung aller verschieden gebrochenen Strahlen zugeschrieben wird: wenn aber ein Beobachter, der diesen bestimmtern Begrif hat, und ein anderer, der blos empyrisch weiß, was schwarz sey, beyde von demselben Gegenstande erzählen, daß er schwarz erscheine, so ist das Faktum desto unläugbarer.

In wie fern ist also die Behauptung (S. 393.) gegründet, „daß man sich, nach allen bisherigen Beschreibungen, noch keinen sicheren Begrif von der eigentlichen Farbe der Südseeinsulaner machen könne?“ Was ich hersetzen will, finden Sie bestimmt und gleichlautend von den neuern Reisebeschreibern erzählt. Die Einwohner der meisten Inseln des stillen Meeres, und der übrigen Südsee, sind nicht nur von hellbrauner Farbe, ansehnlicher Statur, schönem Wuchs, angenehmer Gesichtsbildung, mit lockigtem schwarzem Haar und starcken Bärten, sondern verrathen auch ihre Verwandschaft auf den ersten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche ostwärts bis zur Osterinsel, südwärts bis nach Neuseeland und nordwärts bis auf die Sandwichsinseln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieselbe ist. Hingegen haben sich kleinere, hagere, schwarze Menschen mit krausem Wollhaar und häßlicheren Gesichtszügen, die sich auch von Seiten der Lebensart, und insbesondere durch gänzlich verschiedene Sprachen von den hellbraunen unterscheiden, in einigen nahe am moluckischen Archipel liegenden Inseln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninseln und die Hebriden. Die schwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und ist auf einigen Inseln so dunckel wie in Guinea. Carteret und Bougainville beschreiben diese Menschen so schwarz wie afrikanische Neger. Dampier und Cook fanden die Neuholländer schwarz, und ihr Haar so wollig, wie ein Eingebohrner von Guinea es nur immer aufweisen könne. In den neuen Hebriden sah Bougainville, und sahen wir, ganz schwarze, schwarzbraune und dunkelbraune Menschen; doch scheint die letzte Schattirung sehr wahrscheinlich von einer Vermischung mit der

hellbraunen Völkerschaft, deren Inseln hier nicht weit entfernt sind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landessprache, von etlichen Einwohnern ein Dialekt der Sprache der hellgefärbten Nation gesprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über diese zwey so deutlich verschiedenen Völker gesagt worden ist, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobey es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankömmt, vor dem Publikum vertheidigen wollte. Allerdings sehe ich wohl ein, daß es um manche Hypothese besser stehen würde, wenn sich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südsee wegdemonstriren ließen. Sie sind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carterets Reisebeschreibung Herrn K. zu einem etwas gewagten Schluß verleitet hätte, würde er selbst vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geschrieben haben. Erlauben Sie mir, diese Stelle, und die darauf gegründete Aeusserung etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewills Eilanden (S. 393.) soll Carteret zuerst das wahre Gelb der indischen Hautfarbe gesehen haben; und hieraus schließt Herr K. daß die Bewohner der meisten Inseln in der Südsee Weisse seyn müssen. Der eben genannte Weltumsegler hatte aber, wie Herr K. sehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den westlichen Gegenden desselben, zuerst bey den Charlotteninseln und sodann in Neubrittannien, Menschen gesehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem so geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigstens könnte man nach diesen Prämissen mit eben so viel Wahrscheinlichkeit auf Schwarze rathen; denn aus Carterets Worten folgt nur, daß er bis dahin, Menschen von anderer Farbe gesehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht selbst? Wie gesagt: die einzigen bewohnten Inseln, die er im stillen Meere besuchte, sind die Gruppen der Königin Charlotte und die von Neubrittannien, nebst den dazwischen liegenden Gowers und

Carterets Eilanden: und hier fand er überall — nur schwarze Bewohner mit wolligem Haar. Lesen Sie ihn selbst nach, um sich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld ist, wenn man ihn unrecht versteht.

In meinem Exemplar von Carterets Reisebeschreibung*) lese ich ferner: daß die Einwohner der Freewills Eilande von der gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer sind. Das wahre indische Gelb, welches Herr K. an dieser Stelle ließt, habe ich nicht finden können. Durch das Wort, Indianer, werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, sondern überhaupt solche Menschen bezeichnet, die man sonst mit einem nicht weniger schwankenden Ausdruck, Wilde nennt. Herr Carteret bedienet sich desselben durchgehends in dieser Bedeutung. Byron und Wallis geben ohne Bedencken den Patagoniern und Peßerähs an der magellanischen Meerenge diese Benennung, die dem englischen Sprachgebrauch gemäß ist. Auch hätte Carteret schwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, so wenig übrigens dieses Beywort sich ausschliessender Weise von den ursprünglichen Amerikanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des röthlichbraunen ohne Einmischung einiger Schwärze bedeuten soll, — und an metallischen Glanz ist hierbey wenigstens im Allgemeinen nicht zu dencken — so können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuseeland, den Societäts- Marquisen- Sandwichs- Carolinen- Marianen- und Freundschaftsinseln füglicher damit bezeichnet werden, als gewisse mehr ins schwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus diesem Grunde finde ich auch keinen Anstand, die Insulaner auf Freewills Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerschaft zu zählen, wozu mich das wenige,

*) Die englische Urschrift habe ich hier nicht nachschlagen können. In der Oktavausgabe der Uebersetzung, im zweyten Bande S. 123. (Berlin bey Haude und Spener, 1775.) stehen die von mir angeführten Worte.

was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten erzählt, noch mehr berechtigen kann.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Absicht der Südseeinsulaner alles geleistet worden ist, was man billiger Weise von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freylich nicht, daß der Versuch, den Herr K. verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müsse, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweydeutigkeit zu entdecken, — noch nicht angestellt worden sey, und vielleicht nie statt finden werde. Allein sollte er wohl so unentbehrlich seyn, wie unser Herr Verfasser glaubt? Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hievon um so weniger überzeugen, da ich ihn sogar zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Negern und Weissen für unsicher halte. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß die Negerkinder, auch in Guinea nicht schwarz, sondern roth gebohren werden, und von den neugebohrnen Kindern der Europäer an Farbe nur wenig verschieden sind*). Wenige Tage nach der Geburt werden sie schwarz, und in kurzem kann man sie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterscheiden. Daß aber dieses Phänomen an Negerkindern auch ausserhalb Afrika wahrgenommen werde, ist ein Faktum, an welchem in Ländern wo man sich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, niemand mehr zweifelt. Ich selbst habe Negerkinder gesehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren, und daselbst, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmosphäre auf ihre Haut, schwarz geworden waren. Wenn also nur die Neugebohrnen vermöge ihrer Organisation, und der Mischung ihrer Grundstoffe zu dieser Verwandlung vorbereitet sind, geschieht sie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Ansehung des Pflanzenreichs bewirkt. Die vor den Lichtstrahlen sorgfältig verwahrte Pflanze ist von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem

*) Buffon Hist. Naturelle Tom. III. p.522. Paris, 4to 1750.

ſie an das Licht geſtellt worden iſt, in wenigen Tagen völlig grün.

Ganz anders verhält es ſich mit der allmähligen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe ſie ſichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang iſt langſam, aber unausbleiblich. Die ſpäten Enkel in warme Länder verſetzter Weiſſen, erlangen eine dunckelere Farbe, und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beynahe völlig ſchwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Gränzen des Wendekreiſes hinaus treten, verliert ſich unter ihrer Nachkommenſchaft die ſchwarze Farbe: ſie werden ſchwarzbraun, olivenfärbig, und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrſcheinlichkeit das non plus ultra abſtecken? — noch einige Grade heller, je höher ſie vom Aequator ab, in mildere Zonen hinaufziehen. Die Beyſpiele dieſer langſam bewirkten Veränderung der Farbe ſind ſo auffallend, ſo unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man ſich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggeſehen wird. Das Faktum iſt unläugbar, daß der weiſſe Menſch in Spanien, Mauritanien, Egypten, Arabien und Abyſſinien dunkler gefärbt iſt, als in Teutſchland, Polen, Preußen, Dännemark und Schweden; ja ſogar, daß die dunkle Schattirung ohngefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt, bis ſie in Abyſſinien und in den arabiſchen Pflanzſtädten an der Oſtküſte von Afrika ſchon ſehr ins ſchwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend iſt es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die ſich gegen die ſüdliche Spitze von Afrika gezogen haben, daſelbſt anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem ſie ſich dem Einfluß der ſcheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, ſchwarzbraun und gelbbraun angetroffen worden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extrema aber weit näher zuſammen liegen, iſt in Amerika bemerklich; und ſo wie man die urſprünglichen Bewohner allmähliger dunkler findet,

wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Brasilien reiset: so bemerkt man, daß die Männer weiter südwärts, auf den Pambasebenen, in Chili, an Magellans Meerenge und im äußersten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es sich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verschiedenen Zonen Asiens bewohnen. Von China über Tunquin und Kochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka, trift man Nüancen des Weissen, die sich bis ins tiefste schwarzbraun verlieren. Die Belege hiezu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reisebeschreiber zerstreut; doch zum Theil hat Büffon sie gesammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht bestimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwischen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar sind, aufsteigend oder absteigend durchlaufen soll. Denn hierüber fehlt es uns an historischen Nachrichten und Denkmälern, deren gänzlicher Mangel gleichwohl in der Hauptsache nicht das mindeste ändert.

Wenn es demnach erwiesen werden kann, daß die Hautfarbe der Menschen, zwar spät und mit unmerklichen Schritten, aber dennoch unfehlbar in die Länge, dem Einfluß des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weisser Menschen schwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten Hofnung die Nachkommenschaft der schwärzesten Neger zu olivenfärbigen Hottentotten sich bleicht: wie wird es alsdenn noch möglich seyn, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa, zu bestimmen, wieviel von seiner schwarzen Farbe seinen Eltern, wieviel dem Klima gehört? Im Gegentheil, da diese Farben-Unterschiede sich überall klimatisiren, so hat der Abbé Demanet so gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es scheint, den Satz behaupten will: ein Neger sey eigentlich nur in seinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Wesen der Natur ist, was es seyn soll, nur an dem Orte, für den sie es entstehen ließ; eine Wahrheit, die man in Menagerien und botanischen Gärten täglich

bestätigt sieht. Der Neger, in Europa geboren, ist wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geschöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenschaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in seinem Vaterlande geworden wäre.

Linné, dessen tiefes Studium der Natur selten recht erkannt wird, weil er es in seinen aphoristischen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat; Linné zählte die Farbe bey Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenschaften, welche für sich allein, ausser dem Zusammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterscheidung der Gattungen nicht hinreichend sind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider seinen Canon zu geben;*) und folglich lasse ich ihn in seinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farben-Unterschiede, die man bey verschiedenen Menschenstämmen bemerkt, einer klimatischen Abänderung fähig sind, oder ob sie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, sich auch ausserhalb des Erdstrichs, dem sie jedesmal eigen sind, in allen Zeugungen unvermindert erhalten. Ich baue hier nichts auf das schwankende Zeugnis des Heidenbekehrers Demanet, und auf sein schwarzes Portugiesenkind. So etwas mag gut genug seyn, wenn man Voltairen widerlegen will, welcher zu verstehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B. sind in der Geschichte der Ketzereyen zu wohl bewandert, um nicht zu wissen, daß dieser Einfall, der bey jedem andern der unschuldigste von der Welt wäre, nichts geringeres als Gotteslästerung seyn kann, so bald Voltaire ihn denkt und sagt. Ist nun solchergestalt das Feuer im Dach, so müssen ja die Gläubigen löschen, — womit und wie sie können. Ich wähle meine Beyspiele von schwarzgewordenen Abkömmlingen weisser Menschen, unter Völkern die Herr K. auch selbst noch zu den Weissen zählt, unstreitig weil er

*) S. dessen Critica botanica. §. 266.

überzeugt ist, daß sie trotz ihrer jetzigen schwarzbraunen Farbe von Weissen entsprungen sind. Die Kaffern hingegen, die Herr K. von den Schwarzen absondert, ohne ihrer Abstammung von diesen zu erwähnen, sind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweises genug, von einer durch milderes Klima sanft vertuschten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anstatt die Extreme an einander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit dem Blonden aus Skandinavien zusammenschmelzen zu wollen, setzen wir den möglichen Fall, daß ein schwarzbrauner Abessinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe sich vermähle. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkt, wo sie sich einander wirklich am nächsten sind, sich gleichsam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieser Mischung entsteht, wird unstreitig Vater und Mutter nacharten; aber seine Hautfarbe wird nicht mehr das Mahlzeichen dieser Nachartung, und der gemischten Naturen seyn; denn beyde Eltern hatten einerley Farbe. Tritt nun der Umstand ein, wo ein angenommenes Unterscheidungszeichen dasjenige nicht leistet, was man sich von ihm versprach; das ist im gegenwärtigen Falle: giebt es nicht mehr eine wirklich geschehene Mischung zweyer Menschenstämme an: so erkennen wir, daß es übelgewählt und verwerflich sey.

Ich fühle wohin mich diese Untersuchung zu führen scheint. Sie betrift nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt, sie untergräbt vielmehr das Prinzip selbst, und zeigt dessen Unzuläßigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Prinzip kann seinem Erfinder nur in sofern es Stich hält, etwas werth seyn. Eines der zuverläßigsten Mittel, in einer glückseligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, sich in demüthiger Geistesarmuth unter das Joch der thörichtsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnden, ist dieses: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer.

Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrüglichen Triebſand gefußet worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn Wahr kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſeyn, wovon ſeine Vernunft, nicht jene aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue dann auch ich ohne Scheu das Bekenntnis, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abſtände zwiſchen verſchiedenen Nüancen im Menſchengeſchlecht zu meſſen.

Wollen Sie alſo, mein Freund, in einem gedrängten Inbegrif überſehen, worauf es eigentlich bey der Beſtimmung der Unterſchiede im Menſchengeſchlecht ankommt, ſo leſen Sie einen Sömmerring, über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer*). Mir drückt die Freundſchaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was ſo uneingeſchränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich laß, was ſeit manchen Jahren an Intereſſe für den Philoſophen, an Fleis, an Wahrheitsliebe, an Beſcheidenheit, an geiſtvoller Gelehrſamkeit und Kunſt, in meinen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieſes vortreflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder weſentlichen Eigenſchaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterſcheidet; ſondern was das merkwürdigſte iſt, daß der Neger ſichtbarlich ſo wohl in Rückſicht äuſſerer als innerer Geſtaltung weit mehr übereinſtimmendes mit dem Affengeſchlecht habe,

*) Frankf. und Leipz. 1785.

als der Weisse. Schon der Augenschein giebt gewissermaßen dieses Resultat; allein hier wird es mit physiologischen und anatomischen Gründen erwiesen. Ich bin indessen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben könne. Vielmehr bestätigt sich immermehr, auch durch dieses Faktum, der fruchtbare Gedanke, daß alles in der Schöpfung durch Nüancen zusammenhängt*). Camper, der als Physiolog, und von so vielen andern Seiten groß und liebenswürdig ist, zeigte mir in einem seiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie sorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfische beobachtet ist. Und vortreflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er sagt: es sey unläugbar, daß bey aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen, überall eine gewiße Einförmigkeit des Baues, und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt**). Gewis, in mehr als einem Betracht, und selbst in moralischer Beziehung, ist das Mancherley auf unserm Planeten nicht auffallender und an Stof zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur stets verkleidete, und immer wieder durchschimmernde ewige Einerley; der größte Reichthum neben der äussersten Dürftigkeit!

Der affenähnlichste Neger ist dem weissen Menschen so nahe verwandt, daß bey der Vermischung beyder Stämme, die auszeichnenden Eigenschaften eines jeden sich im Blendling in einander verweben und verschmelzen. Die Abweichung ist sehr gering; die beyden Menschen, der schwarze und der weisse, stehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl seyn, wenn Menschheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anstatt ein

*) Zimmermann in seiner vortreflichen geographischen Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere. 1. S. 5.

**) Ideen zur Philos. der Gesch. 1. S. 88.

Mensch zu bleiben, ein Affe werden sollte. Denn auch die beyden Thiergeschlechter, (genera) der Mensch und der Affe, gränzen in der Reihe der Erdenwesen unglaublich nahe aneinander; näher als viele andere Thiergeschlechter miteinander verwandt sind. Gleichwohl bemerken wir einen deutlichen Zwischenraum oder Abstand zwischen diesen beyden physischen Geschlechtern; jenes schließt sich mit dem Neger, so wie dieses mit dem Orang-utang anhebt. Ein affenähnlicher Mensch ist also kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weisse, als Gattungen (species) oder nur als Varietäten von einander verschieden sind, ist eine schwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwerdt drein zu schlagen, überläßt der kaltblütige Forscher denen, die nicht anders lösen können, und doch alles lösen wollen. Was ihm zu verworren ist, läßt er lieber als einen Knoten zurück, dessen Band sich doch einmal, früher oder später, wenn die Fäden erst alle gefunden sind, entwickeln laßen wird. Trennt man mit Herrn K. die Naturwissenschaft in Naturbeschreibung und Naturgeschichte, — eine Eintheilung die ich gar wohl gelten laßen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden, — so möchte es scheinen, daß der Naturbeschreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar scheint Herr K. anzunehmen, eine jede Verschiedenheit der Merkmale sey dem Naturbeschreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten, denn der vorzüglichste Schriftsteller, der die Wissenschaft systematisch behandelte, Linné hat lateinisch geschrieben. Seine Eintheilungen heißen: classes, ordines, genera, species, varietates. Nun scheint mir Varietät immer durch veränderliche, zufällige Merkmale definirt zu werden; es wird dabey angenommen, eine Varietät könne in die andere übergehen. Will Herr K. in diesem Sinne lieber Art als Varietät sagen, so ist das nur eine Verwechselung der Worte, worüber man sich leicht verständigen kann. Gattung hingegen, wenn species

so übersetzt werden soll, erfordert im Linnäischen Sinne unveränderliche Merkmale. In der Naturgeschichte muß es sich anders verhalten, wenn es in derselben, wie Herr Kant behauptet, nur um die Erzeugung und den Abstamm zu thun ist. Allein in diesem Sinne dürfte die Naturgeschichte wohl nur eine Wissenschaft für Götter und nicht für Menschen seyn. Wer ist Vermögend den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn sie nicht etwa erst unter unsern Augen aus einer andern entstand? Wer hat die kreißende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verschleyerten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schoße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsprossen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuse, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen, gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt, in ganz verschiedenen Weltgegenden sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten Schlamm organisirten? Wer ist so weise, der uns lehren könne, ob nur einmal, an einem Orte nur, oder zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, so wie sie allmälig aus des Oceans Umarmung hervorgiengen, organische Kräfte sich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hiebey auf ein Experiment ankomme, welches alles leicht und ohne Widerrede entscheidet. Man nehme zwey Thiere von verschiedenen Merkmalen, die jedoch ganz nahe verwandt zu seyn scheinen; man lasse sie sich mit einander begatten. Entsteht aus dieser Vermischung ein Mittelgeschöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig ist, so waren seine Eltern von einerley Gattung, obschon verschiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, statt aller Entscheidung blos eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneser, die zusammen fruchtbare Mittelgeschöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; so ist man dadurch der Erforschung ihres gemeinschaftlichen Abstamms

von einem ursprünglichen Paare, nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des systematischen Naturforschers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Wesen der Erde bequem und schnell unterscheiden will. Allein so geht es freylich immer, wenn man Begriffe verwechselt, und eine Hypothese, die irgend jemand auf eine Thatsache baute, nun selbst für Thatsache ansieht.

Es läßt sich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verschiedener Art sich im wilden oder freyen Zustande paaren, wiewohl es mir höchst unwahrscheinlich ist. Allein ein Beyspiel dieser Paarung ist mir wenigstens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen sehr ungleichgestalte Insekten gepaart angetroffen: indessen beweisen die meisten und bewährtesten der hiehergehörigen Beyspiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geschlecht in einerley Gattung zuweilen sehr verschiedene Bildungen ertheilt; keineswegs, daß verschiedene Gattungen sich mischten. Tausend und aber tausendmal blühen in unsern Gärten die allernächst verwandten Pflanzenarten neben einander ohne daß je eine die andere befruchte. Nur die Hand des Menschen hat bey diesen keuschen Geschöpfen künstlichen Ehebruch veranstalten können. Im Thierreich hat jede Art, jede Nüance, was diesen Punkt betrift, einen unwiderstehlichen Hang zu seines Gleichen, einen entschiedenen Abscheu vor andern Thieren, wenn gleich diese wenig, oft nur unmerklich, verschieden sind. Nicht einmal vom Affen, der den Geschlechtstrieb so heftig fühlt, ist es erwiesen, daß im freyen Zustande eine Gattung sich mit der andern belaufe. Und horchten Menschen nur der Stimme des Instinkts, wäre es nicht ihre Vernunft, welche Lüsternheit und Begierde erkünstelt: wie dies Herr K. so scharfsinnig und meisterhaft (Berlin. Monatschr. Januar 1786. S. 6.) entwickelt: so würden wir sowohl bey Schwarzen als bey Weissen, vor der ungleichartigen Vermischung Ekel und Abscheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man diesen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten;

er wird die Negerin fliehen; wenigstens wird Geschlechtstrieb nicht das erste seyn, was sich bey ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinschaftlichen Ursprungs darf man also die künstliche und an Thieren durch Gefangenschaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwohl sie in einer andern Hinsicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es ist nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögeln und Stieglitzen, auch mehreren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit besitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entsprossenen Mittelgeschöpfe nicht absprechen kann. Hingegen sind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren sehr selten. Zwischen Gattung und Gattung ist folglich nicht immer ein gleichweiter Abstand; eine Bemerkung, die sich auch sonst aus der Vergleichung der Bildungen durch das sogenannte Thier- und Pflanzenreich ergiebt. Panther, Leopard, Unze und Jaguar sind mit einander näher verwandt, als mit dem gestreiften Tiger auf den sie folgen; und zwischen diesem und dem Löwen ist wiederum ein größerer Zwischenraum, obgleich keine Lücke. Die beyden Orang-Utangs, der afrikanische und der asiatische, stehen ungleich enger aneinander gerückt, als wiederum an beide der langarmigte Gibbon sich anschließt. Die beyden Kameele der alten Welt sind einander ungemein ähnlich; der Abstand zwischen ihnen und den amerikanischen, die auch wieder im engsten Verhältnisse unter sich stehen, ist weit größer. Man versetze den Dachs ins Bärengeschlecht oder unter die Viverren, so ist der amerikanische dem europäischen ungleich näher, als jeder andern mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abstand zwischen den Gattungen für die Gränze eines Geschlechts halten, so hat man hiedurch dennoch nichts gewonnen. Erstlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geschlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerst lästige Art; zweytens ist die allgemeine generische Verwandschaft in einigen angeführten Beyspielen, wie

zwiſchen Löwe, Panther und Tiger unläugbar; und drittens iſt Geſchlecht ein eben ſo unbeſtimmter Begrif als Gattung, ſobald es auf das Maas des Abſtandes ankommt, wodurch eines von dem andern getrennt iſt. Das Naſehorngeſchlecht faßt zwey nahe aneinander gränzende Gattungen in ſich, und nun iſt gleichſam zwiſchen ihm und den nächſten Geſchlechtern eine große Kluft vorhanden. Eben ſo iſolirt ſteht der Elephant; beynahe ſo das Pferdegeſchlecht, und das Nilpferd. Dafür gränzen die Igel ſehr nahe an die Stachelſchweine, die Haſen an die Jerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirſche von der andern, an die Ochſen von der dritten Seite. Ueberall trift man alſo völlig ungleiche Abſtände zwiſchen den einzelnen Erdweſen, die unſeren beſtimmten Eintheilungen nicht entſprechen. Unſere Fächer ſind alle nach Einem Maasſtabe entworfen, alle gleichgros, alle gleichweit voneinander gerückt, alle in einer langen unabſehlichen Reihe hintereinander geſtellt. Von alle dem findet ſich nichts in der Natur. Sie bringt Weſen hervor, die ſich bald ſo völlig ähneln, daß wir keinen Unterſchied an ihnen wahrnehmen können; bald ſolche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von ferne die Analogie beybehalten iſt; jetzt iſt es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechſelt. Oft ſtoßen wir auf ein Geſchöpf, das wie im Mittelpunkt zwiſchen mehreren verwandten Gattungen ſteht. — Mit einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unſeren Eintheilungen nicht, und ſobald man ihr dieſelben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes Syſtem ſoll Leitfaden für das Gedächtniß ſeyn, indem es Abſchnitte angiebt, welche die Natur zu machen ſcheint; daß nun aber alle gleichnamige Abſchnitte, wie Geſchlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander ſtehen, kann und darf niemand behaupten. Daher eifert Büffon gegen alle ſyſtematiſche Entwürfe, wiewohl es auch des Syſtematikers Schuld nicht iſt, wenn man mehr von ſeiner Methode fordert, als er ſelbſt davon verſpricht.

Wie viel ist demnach für die Entscheidung jener Frage zu hoffen? Ist der Neger eine Varietät oder eine Gattung im Menschengeschlechte? Wenn es hiebey auf die erwiesene Abstammung aller Varietäten von einem ursprünglichen gemeinschaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten historischen Belegen nicht dargethan werden kann, so findet keine bestimmte Auflösung statt; denn solche Belege finden sich nirgends. Genügt uns hingegen die Linnéische Bestimmung; ist eine Varietät von einer Gattung blos durch die Unbeständigkeit ihrer Merkmale verschieden: so erfordert es noch eine kleine vorläufige Untersuchung, in wie fern diese Definition auf die mancherley Menschenstämme paßt.

Offenbar giebt es Farbenunterschiede in einem jeden, sowohl dem weissen, als dem schwarzen Menschenstamme. Der Weisse wird in Afrika schwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfärbig. Allein ob diese Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weissen in die schwarze Farbe, und umgekehrt, der schwarzen in die weisse gehen könne, dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verschieden die Bildung des Negers, zumal seines Kopfes vom Weissen ist, so gewiß giebt es doch auch in Afrika verschiedene Nüancen, die an verschiedenen Völkerschaften bemerkt worden sind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weissen hat niemand geläugnet. Allein auch hier kann schlechterdings nicht bewiesen werden, daß die Gestalt eines Negers soweit abarte, bis sie den Weissen gleichkommt; und umgekehrt, sind schwarzgewordene Portugiesen, oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil, ist im Kaffern und Hottentotten die charakteristische Negerphysiognomie unverkennbar; und im Araber, sey er auch noch so sehr verbrannt, leuchtet seine Abstammung von Weissen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progressionen, aber nicht solche, deren Reihen sich endlich begegnen; sondern sie rücken vielmehr auf Parallel-Linien fort, ohne je sich näher zu kommen. Auf diesem Wege gelangen

wir also nicht zum Ziele: und nun bleibt nur noch Ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entscheidung unserer Frage näher kommen können. Wenn Menschen aus verschiedenen Stämmen, wie z. B. Weisse mit Negern, sich vermischen, so artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeschöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man sonst die beyden Stämme unterscheidet, trägt in dem Blendling diese unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterschied also ist wesentlicher als alle übrigen Verschiedenheiten, er ist beständiger, sie aber zufällig und einem bloßen Ohngefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verstanden habe, ist der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant seine neue Definition gegründet hat. Lassen Sie uns sehen, in wie fern sie haltbar ist. Oben verwarf ich bereits diese Bestimmung, weil sie sich nicht auf alle Fälle anwenden läßt, denn so wie die Farbe blos durch klimatisches Einwirken sich ändert, auch ohne Vermischung, so tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menschen aus zweyerley Stämmen gleichgefärbt seyn können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweise, daß ausser der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Hr. K. die zufälligen Gebrechen, Schwindsucht, Wahnsinn, Schiefwerden, u. s. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilsinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu schliessen, scheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Mestizen gesehen, dem man es nicht auch in den Gesichtszügen angesehen hätte, daß er ein Blendling von zwey Völkern sey. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Personen von zweyerley Stämmen, sondern auch, wenn Menschen aus einerley Volk, aus Einer Stadt und Einer Familie sich heurathen, die Eltern wieder in den Zügen

der Kinder erkannt werden können. Wahr ist es, ein geübteres Auge wird zur Bemerkung dieser Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterschiede fallen auf, denn sie sind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich: Nachartung in einzeln Theilen, kann auch nur in diesen Theilen gesucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein wesentlicheres, dauerhafteres Unterscheidungszeichen als die Gestalt, z. B. des Gerippes, ist, können auch einzelne Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, sondern müssen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Mischung genommen werden. In weissen Familien sieht man freylich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es scheint hier bloß deswegen keine Zwischennüance statt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umständen beruht, die mit den Erscheinungen chemischer Mischungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederschlag mit diesem oder jenem Grundstoffe mehr oder weniger gesättigt ist, wird das Auge blau oder braun, und diesen Sättigungspunkt bestimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungstoffes. Hier ist allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine Reihe sorgfältig gesammleter Erfahrungen würde höchst wahrscheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeschöpfen noch vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denselben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beyde aus einerley Stamme sind: a priori sieht man nicht ein, warum bey zweyerley Eltern mehr Gleichförmigkeit statt finden müsse; a posteriori, ist man uns den Beweis noch schuldig. Ein Beyspiel vom Gegentheil entscheidet das Schikfal der Theorie. Man hat demnach vorerst Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle giebt, wo bald der schwarze Vater, oder die schwarze Mutter, bald umgekehrt die weissen Eltern, sichtbarlich den stärksten Antheil an ihrer Nachkommenschaft haben?

Sie sehen nun wohl, mein Freund, daß diese Sache

noch nicht aufs Reine gebracht ist. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beyspiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man sie in unser Klima versezt, in einer gewissen Reihe von unvermischten Generationen ihre Farbe verloren, ihre Affenähnliche Bildung allmählig für die Europäisch-klimatische vertauscht habe: so nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menschen-Varietät in Linnäischem Verstande, weil seine Merkmale blos klimatisch und veränderlich sind. Allein ein solches Beyspiel existirt nicht, und wird wohl immer entbehrt werden müssen. Nun werde mit einiger Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weissen, so wie des Negers, nur bis auf einen gewissen Punkt veränderlich sey, sodann aber bey vermischten Zeugungen ohnfehlbar gleichförmig nacharte: so habe ich nichts dawider, wenn man auf diesen Grund hin, den Weissen und Schwarzen als Varietäten (Rassen oder Arten) derselben Gattung aufführt. In so fern aber gemeinschaftlicher Ursprung aus einer oder der andern Bestimmung gefolgert werden soll, wird man auf jenen Beyfall Verzicht thun müssen, der nur auf klare unwiderstehliche Evidenz erfolgt.

Nehmen wir auf einen Augenblick an: das Faktum der halbschlächtigen Zeugung sey so unfehlbar, wie es nach Herrn Kant Voraussetzung seyn muß, und fragen wir nur, aus welchen Gründen wir glauben sollen, daß ein unausbleiblich erblicher Unterschied nicht allemal eine ursprünglich verschiedene Gattung bezeichne? Sich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Race eines und desselben ursprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant, er könne nicht begreifen, wie Organisationen so nahe verwandt seyn sollten, daß aus ihrer Mischung unausbleiblich ein Niederschlag entstehen müsse, falls sie nicht alle aus einem einzigen ersten Stamme entsprossen wären. Manchem ist es vielleicht eben so unbegreiflich, daß derselbe Vater den Weissen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieser unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eyer, Zwillinge in sich schliessen, damit jedem

Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Haupt-Raſſen an, ſo iſt hier mehr wunderbares als in jener griechiſchen Fabel.

Seltſam, und vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr K. ſeiner Theorie zu Gefallen ſich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja ſogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweyten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menſchen, die gewiſſe Länder allmählig bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatiſirung einen eigenthümlichen Karakter annehmen konnten: ſo läßt es ſich auch allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menſchen, deren Anlage ſich für dieſes oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weiſe Fügung der Vorſehung, gebohren wurden. Allein wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete welche Länder und welche Keime zuſammentreffen müßten, und ſie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Aſiens an den Ort ihrer Beſtimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angebohrne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf dieſen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müſſen, die ſich in dem zweyten Klima entwickeln, und ſich ihm anpaſſen ſollten. Mit andern Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verſchiedenen Weltgegenden Menſchen einerley Stammes ſich allmählig ganz veränderten, und ſo verſchiedene Karaktere annahmen, wie wir jezt an ihnen kennen: ſo läßt ſich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; ſondern auch, wo ſie ſtatt findet, macht ſie den Schluß auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung höchſt verdächtig. Jezt gehen wir weiter.

Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfreſſenden Thiere zu den fleiſchfreſſenden von jeher ſtatt gefunden haben muß, weil ſonſt die erſteren von den

letzteren gleich nach ihrer Entstehung verzehrt worden wären. Es gab also von jeher eine weit größere Menge von jeder grasfressenden Gattung als es Raubthiere gab, die sich von jenen nährten. Einer der besten zoologischen Schriftsteller, Herr Zimmermann*), hat sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich sich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich sey, alle Thierarten an einem Orte entstehen zu lassen, und eben so leicht, oder eben so schwer, — wie man will, — sich die Entstehung eines einzigen Paares von jeder Art, oder von vielen hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen gesprochen werden darf, so würde mir das unbegreiflichste von allen seyn, daß die unzähligen Erdwesen nur einzeln oder paarweise hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, sich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wohl, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühling grün werden sieht, ohne daß man die Anstalten dazu, die man im Thierreich leichter wahrnimmt, so unmittelbar vor Augen hat. Ist aber die Erde jetzt reicher an organischen Kräften, als ehemals? Und wo ist vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen Vorrath der Natur in sich beschlossen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geschöpfe hervorbrachte die ihr angemessen waren, und zwar in dem Verhältnisse gegeneinander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrlose Mensch hier eine Ausnahme machen soll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr K. selbst behauptet, einem jeden Stamme seinen Charakter, seine

*) S. Geographische Geschichte des Menschen, u. s. w. 3ter Theil, S. 203.

besondere Organisation, ursprünglich in Beziehung auf sein Klima und zur Angemessenheit mit demselben, gegeben. Unstreitig läßt sich dieses genaue Verhältniß zwischen dem Lande und seinen Bewohnern am leichtesten und kürzesten durch eine lokale Entstehung der letztern erklären. Brachte Afrika seine Menschen hervor, wie Asien die seinen, so ist es, dünkt mich, nicht schwer zu begreifen, warum jene so wie diese, sich so besonders zu ihrem jedesmaligen Klima passen? Warum aber diese beyden Menschenarten, wenn sie ja zusammen kommen, ihr Geschlecht miteinander fortpflanzen können, ist mir nicht räthselhafter, als der Grund, weshalb unsere Rinder mit den Bisons in Amerika und Asien, und mit den indischen Buckelochsen einen Mittelschlag geben: es sind Arten, die sehr nahe an einander gränzen; oder es sind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's an sich tragen, in welchem sie zuerst entstanden: jenes, wenn ihre unterscheidende Merkmale unauslöschlich sind; letzteres, falls sie, wie es der Linnäische Begriff erfordert, blos durch Verpflanzung, ohne Vermischung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im vorhergehenden geflissentlich öfter des Worts Varietät bedient, zugleich aber zu verstehen gegeben, daß ich es mit Rasse für gleichbedeutend halte; letzteres war freylich bisher noch wenig bestimmt. Wir haben es von den Franzosen entlehnt; es scheint mit racine und radix sehr nahe verwandt, und bedeutet Abstammung überhaupt, wiewohl auf eine unbestimmte Weise; denn man spricht im französischen von der Race Cäsars, so wie von Pferde- und Hunde Races, ohne Rücksicht auf ersten Ursprung, aber doch, wie es scheint, allemal mit stillschweigender Unterordnung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen geschäftslosen Menschen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftsteller dieses Wort gebraucht haben mag. Von den Reisebeschreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südseeinseln geschildert haben, darf ich wohl sagen, daß sie ihre Zuflucht zu dem Worte Rasse nur da zu nehmen scheinen,

wo es ihnen unbequem ward Varietät zu sagen. Es sollte mehr nicht heissen, als ein Haufen Menschen, deren gemeinschaftliche Bildung eigenthümliches und von ihren Nachbarn abweichendes genug hat, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, dessen Herkunft unbekannt ist, und den man folglich nicht so leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menschenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwischenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten schwarzen Insulaner im Südmeere, eine von den hellbraunen ebendaselbst befindlichen Völkern Malaischer Abkunft, verschiedene Rasse, das ist: ein Volck von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abstammung. Will man sich inskünftige an diese Definition halten, wenn von Menschen die Rede ist, so kann das Wort noch beybehalten werden: wo nicht, so können wir es füglich entbehren. Herrn Kants Bestimmung hingegen scheint um so weniger annehmlich zu seyn, je ungewisser und unwahrscheinlicher es ist, daß es unter Thieren eines und desselben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterschied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unsern Augen entstehen, wissen wir daß ihre Unterscheidungszeichen auch vergänglich sind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorschein kommt, wenn gleich die Zwischenglieder davon abgewichen waren. Wenn sich aber Unterschiede nicht mehr historisch bis auf ihren Entstehungspunkt nachspüren lassen, so ist es das geringste was man thun kann, ihren Abstamm für unentschieden zu halten; und jener Unterschied den Herr K. zwischen den Begriffen des Naturbeschreibers und des Naturgeschichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir dennoch keinesweges die Frage: ob es mehrere ursprüngliche Menschenstämme giebt? entscheidend zu bejahen. Allein nach allem, was Herr K. von

dem dauerhaften Unterschiede zwischen dem Neger und dem Weissen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrlosen Zustandes, in welchem sich der Naturmensch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Insekten und Pflanzen blosgestellt ist: kann ich es wenigstens nicht für unwahrscheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwey verschiedene Stämme, und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochtonen, in verschiedenen Weltgegenden hervorgegangen sind. Wären die Unterschiede zwischen den Indiern und den Weissen erheblicher, so könnte man jene vom asiatischen Erdbuckel, und diese vom Kaukasus ableiten. Amerika, als ein Welttheil, welcher später bewohnbar geworden ist, hat vielleicht gar keine Autochtonen gehabt; doch hier ist freylich alles ungewiß.

Uebrigens sehe ich bey der Voraussetzung, daß es mehrere ursprüngliche Menschenstämme giebt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bey der Hypothese von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukasus die Weissen, am Emaus die Scythen und Indier entstanden, so konnten Jahrhunderte verstreichen, ehe diese verschiedenen Menschen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr K. befürchtet zwar, (Berl. Monatsch. Januar 1786. S. 3.) daß bey der Voraussetzung von mehr als einem Paare, entweder sofort der Krieg entstanden seyn müsse, oder die Natur wenigstens dem Vorwurf nicht entgehen könne, sie habe nicht alle Veranstaltungen zur Geselligkeit getroffen. Ich gestehe es, mir leuchtet dieser Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewissen Gattungen wehrloser Geschöpfe mehrere Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, so kann man sich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend gewesen sey, sie gesellig zu machen. Wie manche Gattungen geselliger Thiere giebt es nicht ausser dem Menschen; wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu

machen! Hingegen hat sie nirgends zwischen Wesen von gleicher Art Feindschaft und Zerstörungswuth gesetzt. Krieg, wie Herr K. das unwiderleglich und unübertreflich (S. 19.) beweiset, ist eine der ersten Folgen des Misbrauchs der Vernunft, die dem Instinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der Geschichte eines Menschenpaares sogleich den erstgebohrnen Sohn zum Brudermörder macht, so scheint doch freylich für die Sicherheit der Menschen durch ihre gemeinschaftliche Abstammung schlecht gesorgt zu seyn. Da der Instinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem festgeschlossenen Phalanx die Löwen, Panther und Hiänen nichts anhaben mögen; da der Instinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewafnet, womit sie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obstwäldern verjagen: so scheint es mir nicht ungereimt, durch diesen dunkeln Trieb auch Menschen sich versammeln zu lassen, damit die Folgen ihres geselligen Lebens, Sprache und Vernunft, sich desto schneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weissen Menschen trennen, zerschneiden wir nicht da den letzten Faden, durch welchen dieses gemishandelte Volk mit uns zusammenhieng, und vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen Sie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einzigesmal die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers sinken hieß? Peinigte er nicht, in völliger Ueberzeugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henkerswuth und teuflischer Freude? Menschen einerley Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegeneinander. Wo ist das Band, wie stark es auch sey, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weissen Mitmenschen eben so despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und

Widerſtreben desjenigen den man bedrücken wollte, das hie und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweislicher Lehrſatz, die einzige Stütze des Syſtems unſerer Pflichten ſeyn könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beyſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit denen ſie doch willkürlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglauben hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begrif von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzeln Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem höchſten Verſtande die Idee einer zwoten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines *vernünftigen* Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weiſſer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Kultur vollführen halfen; der du fühlſt, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erſte Kindheitsſtufe erſteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weiſſer! du ſchämſt dich nicht am Schwachen deine Kraft zu misbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verſtoſſen, bis auf die Spur der Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, iſt er das

edelste. Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Veredlung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermogte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist, oder seyn kannst, ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihm gelegten Kräfte glücklich ist; aber geh, Undankbarer! auch ohne deinen Willen wird er es einst, durch dich; denn auch d u bist nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung! — —

Das sind die Gedanken, lieber B. — die des würdigen Philosophen beyde Aufsätze bey mir erregt haben: ich hänge nicht so fest daran, daß ich sie nicht von Herzen gern fahren liesse, sobald man sie widerlegt haben wird. Indessen gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durste nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich sie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die sichs b e y k o m m e n l a s s e n in diesem Punkt vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, ist schon gesprochen. Obschon ein altes Buch, wogegen niemand schreiben darf, mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obschon der große Mann, der angebliche Verfasser desselben, vermuthlich keinen Neger je gesehen: so ist es doch ein Angrif auf dieses alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menschenstamme sich eine Möglichkeit vorstellt, und dieser Streich, der niemand verwundet, heißt eine Ketzerey. Die Ketzer aber sind boshafte Leute; sie treibt die Neuerungssucht, sie führt die blinde Unwissenheit. Wenn Sie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer solchen Begleiterin befreyen können, so wird wenigstens eine ächte philosophische Jury mich, in Ansehung der beyden andern Punkte, nicht für schuldig erkennen. Für jezt genug hievon; vielleicht nehme ich diese Materie von den Menschen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch vieles ein, worüber ich nicht einverstanden bin. Leben Sie wohl.

G e o r g F o r s t e r.

III.

Ueber Leckereyen.

Unter dieser Aufschrift sind wir keinesweges gesinnet einen Beytrag zum Kochbuch zu liefern, wenn es gleich seit einiger Zeit üblich ist, daß unser Geschlecht dem andern ins Handwerk fällt und sich mit Dingen beschäftigt, welche unsere ernsthafteren Vorfahren mit stolzem Selbstgefühl dem Weiberregiment überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetstricken ungerechnet, wem ist es nicht bekannt, daß Männer sich erdreisten, die Hausmutter in ihren Geschäften zu unterweisen; daß sie Lucinen vom Lager der Kreissenden entfernen und ihren Beystand entbehrlich machen; daß sie, sonst dem Magnet der Schönheit so folgsam, jetzt selbst die Damen magnetisiren; daß sie endlich die Mysterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endlosen Verwandlungen der Putzgöttinn Tagebücher halten! Um also keinem gehässigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unser freywilliges Geständniß, daß wir mit niemanden gemeinschaftliche Sache machen, um auf fremden Küsten Kaperey zu treiben. Wir lassen das schöne Geschlecht unangefochten im Besitz des Vorrechts, die edle Kochkunst nach Regel und Vorschrift oder auf dem sichern Wege der Tradition zu lehren, und begnügen uns hier nach Anleitung der menschlichen Natur, so wie sie unserer Erfahrung sich darstellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der seinen Sitz auf der Zunge hat, und von seinem Gegenstande, jedoch hauptsächlich nur

von den wohlschmeckenden Naturprodukten des Pflanzenreichs zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zuerst etwas näher zu bestimmen suchen, welche Naturprodukte eigentlich unter diese Rubrik gehören und als natürliche Leckereyen erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu sagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaum die zarten Nervenwärzchen in bestimmter Gestalt und beträchtlicher Menge zusammengedrängt, damit sie durch mannichfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Existenz, in schnellen und auffallenden Veränderungen erneuern sollten; und was jenen Reiz verursache, sey eigentlich lecker. Allein so wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen, und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organisation des Menschen erscheint nähmlich bey verschiedenen Völkern in einer so wesentlichen Abänderung, daß derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann. Auch der Kalmyke, der Tunguse und Kamtschadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewisse Nahrungsmittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unsere Leser mit dem seltsamen Verzeichnisse derselben verschonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig seyn möchte, und seinem Magen etwas bieten könnte, an einen scharfsinnigen Menschenforscher verweisen, dessen unermüdeter Fleiß ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden sey, nach welcher sich zwischen diesen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir alle kennen ein altes lateinisches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geschmacks verbietet; und in der That versuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank sey; so wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unsern Gaum mit diesem ekelhaften Wallfischfette aussöhnen zu wollen. Die Organe sind verschieden, die Eindrücke müssen also

verſchieden ſeyn; und es bleibt uns weiter nichts als die Unterſuchung übrig, welche von beiden Organiſationen die vorzüglichſte ſey? Zwar, wiſſen wir wohl, daß einem jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erdeweſen ſollte, und für den Platz den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt aber, haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beiden Gränzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raſchem Schritte. Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengeſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattirungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. Soviel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmahl einen Philoſophen, es ſey ungleich beſſer, nackt im Walde Eicheln zu freſſen, als hinterm Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch bereden konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maaßſtab in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jetzt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindrucks entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervenſyſtems, welches nur dafür empfänglich iſt. Denn auch dieſelben

Sinne und Triebe, die im Menschen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorstechend sind, erblickt man einzeln bey verschiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderstehlicheren Kraft. Die Vermannichfaltigung, welche in der Einförmigkeit unseres Planeten herrscht, beruht lediglich auf dieser vereinzelten Darstellung verschiedener Eigenschaften, die in ihrem höchsten Grad als Karrikatur erscheinen, und da wo sie alle beysammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwicklung erreichen können. In der Menschengattung ist das Individuum gewöhnlicherweise auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald diese bald jene Anlage mehr hervorragt, diese oder jene Fähigkeit mit Hintansetzung der andern bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist. Wer vermag es, alle zahllosen Extreme herzuzählen, in denen der Mensch bald so bald anders modificirt, jetzt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantasie, des Gedächtnisses, der Denkkraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend an diesen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen, entzückt uns das immerneue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Naturgesetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zusammenklang des Weltalls bestehen!

Ohnstreitig scheint aber auch unter uns diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann die Menge verschiedenartiger Eindrücke, wägt sie gegeneinander ab, und bestimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn

gleich in einzelnen Fällen ſchärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich iſt, ohne Wahl und Vergleichung, bloß inſtinktmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Karaktere der Menſchheit, wodurch ſie ſich vom Affen unterſcheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte ſchärfere Sinnlichkeit gewiſſer Völker, nur ein blinder Inſtinkt iſt, der ſie an die Gränze der Thierheit zurückſtellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unſern jetzigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein daß wir die weſentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfaſſende Empfänglichkeit von Alters her beſaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um ſich zur höchſtvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dieß läßt ſich ſogar hiſtoriſch beweiſen. Ein mildgemiſchtes Blut floß leicht doch langſam in den Adern unſerer gothiſchen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiße; ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menſchen, die man Albinos oder Kakerlacken nennt, gränzte eine Form der Menſchengattung, in welcher die Natur die höchſtmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menſchenſtämmen regte ſich bey ihnen der Geſchlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper ſein vollkommenes Wachsthum und Feſtigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer durchdringenden inſtinktähnlichen Sinnesſchärfe, dergleichen die nomadiſchen Horden am Altai, und manche amerikaniſche Wilde nur für gewiſſe Arten des Reitzes beſitzen; ſondern die verſchiedenen Anlagen der menſchlichen Natur befanden ſich bey ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmoniſcher verwebt. Wie Land und Clima nun zu ihrer Entwicklung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schickſals, durch den wechſelſeitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menſchenſtamm, der mit dieſer allgemeinen

Verwandtschaft ausgerüstet war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte: dieß auseinander zu setzen führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da; und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe der wissenschaftlichen sowohl, als technischen Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuum die übrigen Anlagen theils umschuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätten wir statt alles bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen als wer richtige Vorstellungen erhielt, und wenn gleich niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Leckerbissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckeren Gaumen, und neben seinen Gastmälern besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel nur in einer unfläthigen Fresserey. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugnissen, deren mannigfaltige, oft sogar widersprechende Eigenschaften sein weiserer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmacks, nicht bloß nach dem Eindruck auf seine Zunge, sondern nach der Verschiedenheit der Bestandtheile einer jeden Substanz die er kostet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers. Zwar müssen wir gestehen, daß der feine Sinn des Geschmacks

der mit unbeschreiblich zarter Unterscheidungsfähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu sondern und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch im gleichen Grade die verschiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geschickt ist. Die nahrhaftesten Speisen sind insgemein die geschmacklosesten, und können schon darum am längsten genossen werden, weil sie nicht durch übermäßigen Reitz die Nervenwärzchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung desselben Eindrucks endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlschmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht sowohl dessen besondere Eigenschaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Gesunden schaden könne. Nichts ist also gewisser, als daß die Bildung der Geschmackswerkzeuge nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durstes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was schädlich ist, abzwecken kann. Im Gegentheil, so vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde misbraucht, so gewiß sie oft auf ein bloßes Wortspiel hinausläuft, und so wenig absolutes sie überhaupt haben mag, so ist doch im gegenwärtigen Falle entschieden, daß die Veränderungen die der Genuß wohlschmeckender Speisen in uns hervorbringt, uns zunächst auch wahres Vergnügen gewähren sollten, und daß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, sie habe dem Menschen zwar Ansprüche auf ein frohes Daseyn verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten versagt. Man sollte denken, es verstünde sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Genußes in der Natur anzutreffen sind. Dieses *von selbst verstehen* aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschenverstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, und so weiter fort. — Sie finden die Selbsterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob

sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hienieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu seyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey kultivirten Völkern entstehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Fakta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt. Die armen Feuerländer, die sich selten einmahl satt essen mögen, ließen auch die Reisenden in Zweifel, ob sie die wenigen Vorstellungen, deren sie fähig schienen, zur Vernunft oder zum Instinkt rechnen sollten? Wo giebt es rohere Menschen als die bloß fleischfressenden Hirtenvölker im östlichen Asien; wo schwächere, als die Indier, die größtentheils nur vom Reis leben? Wie verschieden hingegen ist der Fall so manches handfesten und verständigen europäischen Bauers, der bey einer gemischten Diät, so oft er sich gütlich thut, die beiden Indien in Contribution setzt, um zu seinem Hirsebrey Zucker und Zimmt zu genießen!

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen ist aber die von allen Physiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Speisen auch die Beschaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menschliche Organisation den wesentlichsten Einfluß haben müssen. Schon die Krankheiten geben hievon ein sehr in die Sinne fallendes Beyspiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelst der Diät, selbst im Gehirn und Nervensystem Statt finden können, sind vielleicht viel zu subtil

an sich, und gehen auch zu langsam von Statten, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu beobachten; und dennoch liegt schon in der ausnehmenden Zartheit des unbekanten Wesens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers ist, die Möglichkeit, daß es irgend wo in einem Körper dem es einverleibt wird, sein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht schon morgen an diese Art der Umgestaltung der Sinnes- und Verstandsorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend sie außer Zweifel zu setzen. Selbst die Empfänglichkeit einer Organisation könnte solchergestalt vielleicht durch den Genuß mannichfaltiger Nahrungsmittel erhöhet werden, und es ließe sich mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik am Ende noch wahrscheinlich machen, daß die Menschenfresserey aus einer sehr natürlichen instinktmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorstellungen entstanden sey. Wenigstens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über seinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einst in seinem Rostbeef und Plumpudding stack?

Diese Betrachtungen gewinnen noch ein ernsthafteres Ansehen, indem wir uns des geheimen Einflusses erinnern, welchen Theile unsers Körpers von ganz verschiedener Bestimmung, und Geschäften die dem Anschein nach völlig abgesondert sind, auf einander äußern. Wie auffallend sind nicht, zum Beyspiel, die Wirkungen jenes feinen, fast unsichtbaren Consensus zwischen den Werkzeugen des Verstandes und denen der Verdauung? Wer von allen Physiologen dürfte sich vermessen darzuthun, daß Friederichs Heldenmuth, seine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick seines Verstandes und die Blitze seines Geistes von der übermäßigen Eßlust seines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unserer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt: und wenn es wahr ist, daß sich

die ſanften Regungen des Mitgefühls noch nie bey einem Straußmagen befanden, ſondern allemahl ein ſchwächeres Verdauungsſyſtem vorausſetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friederichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpaſtete ihm beſſer ſchmeckten, als ſie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu laſſen, die ſchon ſo deutlich in dieſen Prämiſſen liegt, und weil wir uns einmahl bis zu jenem Nahmen verſtiegen haben, den unſer Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müſſen wir ſeinen Läſterern noch ſagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgſten Luſt auszuſchweifen, oft aus Furcht enthaltſam ſind, und ſich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeß ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unſere Leſer werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verſtanden haben, um uns die Abſicht beyzumeſſen, als ob wir ihnen ein Muſter zur Nachahmung aufſtecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigeſtion verhelfen wollten; da wir weiter nichts wünſchen, als jedes Original in ſeinem Werthe gelaſſen zu wiſſen. Es ſey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem ſich alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe gleichförmig entwickeln; ſo iſt doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äußeren Verhältniſſen in den eiſernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur ſeine gemeſſenen Kreiſe beſchreibt, ein ſolches Ideal der Abſtraktion wohl ſchwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geiſtesgröße und Majeſtät, nicht ohne Verſetzung mit einer niederen Eigenſchaft ausſtempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker ſeyn, ſo wie ſeine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menſchheit, wenn ſie in der Welt erſchiene, mit den reinguten Harzgulden bald einerley Schickſal haben. Gern überlaſſen wir daher

der Dummheit ihren Wunsch, die ganze Menschengattung nach ihren Lieblingsgestalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrschsucht, die mit schärferem Blicke die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsch entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmahl die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammlen, was die Natur zerstreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden seyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Misbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichsstadt in Schutz zu nehmen, müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in allen Welttheilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwicklung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmacks verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkührlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reitzen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Fingerspitzen wohnt, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebs, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblicher Duft ladet schon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforscht, spannt oft die Begierde so hoch, daß man eigentlich

ſagen darf, ſie ſtröme dem Genuß entgegen. Es giebt allerdings auch Beyſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meerſpinnen, mit Auſtern, Schildkröten und Vogelneſtern das erſte Experiment gewagt, ſo wüßte jetzt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Leckerbiſſen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerey iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen; und es war ſicherlich kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaum! Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nervenſyſtem auch nur bey dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber; und ſelbſt die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen wirken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beſchäftigung, womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zuſammenkommen — ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungskreiſe einer Urſache, nach den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo wüßten wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaums. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äußerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Trieb-

feder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, iſt ſchon die Jagd, bey geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an ſich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hüner, um ſie zu Capaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſeres Obſtes, deren jede an Größe Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben. Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Leckerbiſſens willen im Stande ſind einander aufzuopfern. Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sklaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereyen, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Hauptbeweggrund waren, weßwegen Xerxes die Athenienſer bekriegte; und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verſtande ein Zankapfel der Braſilianiſchen Völker iſt, ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und Holländer um den Beſitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heiſſen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge als bewegende Feder, er-

blickt. Die Leckerhaftigkeit unſeres Welttheils unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchengeſchlechte. Der ganze Handel von Weſtindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere beruht auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereyen im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Faktum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegeneinander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Kanäle lenken werden; ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegung und Handlung, Entwicklung, Verfeinerung, und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen; da hingegen die geringſte Umgeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zugleich als Sprachorgan, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit in einem noch ungleich ſtärkeren Lichte, indem nunmehr die menſchliche Perfectibilität großentheils weſentlich darin beſchloſſen liegt. In der Vereinigung dieſer beiden Naturanlagen, des Geſchmacks und der Rede, in einem gemeinſchaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforſcher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt laſſen müſſen, um, nach ſo manchen Seitenſprüngen, auf die Frage: was iſt lecker? zurückzukommen.

Wenn man, nach allem was wir darüber geſagt haben, den Europäern das allgemeine Entſcheidungsrecht dennoch ſtreitig machen wollte, ſo wird man ihnen wenigſtens zugeſtehen müſſen, daß nur ſie von dem was ihnen ſchmeckt, beſtimmte Nachricht geben können. Die große

Verschiedenheit des Geschmacks bey Personen von einerley Volk und Familie scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln; allein die Abstraktion, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt keine Rücksicht auf die Ausnahmen; daher kann sie wahr im Ganzen und doch falsch im Einzelnen seyn. Die Freßgier eines leeren Magens, der seltsame Appetit der Schwangeren, und das instinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustand angemessen sind, können so wenig wie beider Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungsmittel, in Anschlag kommen. Es gibt Menschen, die weder Milch, noch Butter und Käse kosten mögen, und man hat gesehen, daß gesunde Leute weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derselben in der unbedeutendsten Menge gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beyspiel eines Mannes, der vom jedesmahligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Wasser verdünnte. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere sind, weil es Menschen gibt, die ihre Ausdünstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewisser Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das mindeste zu beweisen. So gewöhnen sich von Jugend auf die südlichen europäischen Nationen an den Genuß des scharfen Knoblauchs, und des wie Feuer brennenden spanischen Pfeffers, deren der blondere Menschenstamm entübrigt seyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobaks, den wir wegen seiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte zuerst von den amerikanischen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unserer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vor-

urtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünstigt, der anfänglich gegen die Pest und manche andere Krankheiten als ein sicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Nahme Aquavit eine bedeutende Anspielung enthält. Von diesen einzelnen Ausnahmen hinweggesehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptsächlich darin übereinstimmen, sowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz fade und geschmacklose vom Begriff des Leckern auszuschließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlschmeckend zu finden was auf ihre Nervenwärzchen einen sanfteren Eindruck macht, weil in seiner Zusammensetzung streitende Elemente mit einander gebunden und gesättigt sind. Alles ganz bittere, ohne anderweitige Beymischung, so wie das faulichte, dessen Grundstoffe durch die Auflösung entwickelt, um soviel heftiger neue Verbindungen suchen, ist ekelhaft und unangenehm; alles herbe, zusammenziehende, ätzende und ranzige ist nicht nur widerlich, sondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geschmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelsalze, Fettigkeiten und die flüchtigen Oele des Gewürzes sind entweder an sich wohlschmeckend, oder machen doch in Verbindung mit einander den unbeschreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker nennen müssen. Durch die Beymischung des süßen, sauren oder würzhaften erhält sogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen sehr gesuchten Reiz, für welchen die Kunstsprache unserer Sardanapale die erborgten Nahmen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die Süßigkeit, diese mit Brennstoff gesättigte Pflanzensäure, als die allgemein gefälligste, ohn' allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispeltöne (ἡδυς, dulcis, dolce, süß, sweet, slodkie,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichsten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäischen Völker an ihrem Geschmack. Weit über

die ganze Erde ist schon in den ältesten Zeiten der Genuß des Honigs üblich gewesen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speise und zum Trank der unsterblichen Götter erhoben, hatten sicherlich von seiner Köstlichkeit den höchsten Begriff; sie selbst genossen ihn bey ihren Gastmählern, und mischten ihn unter den Wein. Noch jetzt ist Honig eine allgemein beliebte Leckerey fast aller Völker der Erde; die Orientaler und alle südlichen Asiaten mit Inbegriff der Chineser, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja selbst die Mantschu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg mischen,) haben sämtlich einen Sinn für seine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man wie vor Zeiten den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder ölichtes Süß, das sich in trokner Gestalt darstellen läßt, mithin wegen seiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verstattet, ihn seit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Westindien, verdrängt. Unstreitig wird der Zucker unter allen Leckereyen in größter Menge zur Bereitung unserer Speisen und Getränke verbraucht. Selbst den ärmeren Volksklassen ist der Genuß desselben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die größte Anzahl aller Delicatessen, die auf vornehmen Tafeln als Dessert, die schon befriedigte Eßlust erneuern, enthalten einen ansehnlichen Theil Zuckers in ihrer Mischung. Die Natur, welche nirgends so groß ist als in den unaufhörlichen Beziehungen, die sich zwischen ihren verschiedenen Geschöpfen wahrnehmen lassen, hat daher hauptsächlich im Pflanzenreiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Substanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern giebt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinstocks einen köstlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen süßen

Milchsaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc gibt ihn die Lotusfrucht. Die Emsigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen aus den Blüthen vieler tausend Pflanzenarten Honig zusammen; selbst bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau versteckt; ja damit dem Ocean wie der Erde sein Theil beschieden würde und keine Klasse vegetabilischer Organisationen leer ausginge, erzeugt sich an den Küsten von Schottland, Norwegen und Island ein süßer Saft im sogenannten Zuckertang. Allein auch außer dieser Leckerey, liefert nur das Pflanzenreich die ausgesuchtesten Ingredienzen unserer Brühen und Tunken, unserer zahllosen großen und kleinen Schüsseln, unserer sinnreichen Erfindungen erlöschende Begierden durch die Neuheit des Reitzes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüsse aller Art, abgezogne und gebrannte Wasser, wohlriechende Essenzen, Pflanzenmilchen aus Oel und Gummi gemischt, einheimische aromatische Kräuter, und jene im heißen Erdstrich mit Feuer gesättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geschmack aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus so vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Schampignons-Extrakte und Schokolade; dieß alles sind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir sogar das einzige genießbare Mineral, das Kochsalz selbst noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden ist. Wie zahlreich sind übrigens nicht die Suppen- und Salatkräuter, die frischen und eingemachten Gemüße, die eßbaren Sprossen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unsere Kochkunst wohlschmeckende Speisen bereitet, verglichen mit der geringen Verschiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung

genießt?*) Doch die Natur weiß in der Pflanzenschöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein Mahl erlesener Leckerbissen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabilischen Ursprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem leckern Gaum nur höchstens noch Austern roh darbieten darf. Vermag die so gerühmte Zunft der Wiener und Pariser Köche, vermag das ganze Heer der Confiseurs, Destillateurs und Zuckerbecker nur ein Produkt der Kunst uns aufzutischen, daß diese Leckereyen der Natur ersetzte? Was säumen wir länger, sie zu nennen, diese köstlicheren Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigsaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Oelen in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaum bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereitzten Nervenspitzen mild umhüllt und zu neuem Genusse stärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forschers auf diesen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erste Entwicklung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätherische Nahrung erspäht. Indeß das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün**) der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht

*) Ein paar Schildkrötenarten sind nebst dem Frosch die einzigen Amphibien; Krabben und Krebse die einzigen Insekten, die man in Europa verspeist.

**) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

der siebenfache Lichtstral, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!

Licht und Feuerstoff, zu Körpern verdichtet, kostet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächse; denn die Entzündung und Verflüchtigung des letztern scheint das Daseyn jener Urwesen anzudeuten, so wie im Zucker selbst, wenn man zwey Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenstralen senkrecht fallen, wo jene überirdischen Elemente mit stärkerem Moment die Pflanzen durchströmen, in den heisseren Gegenden des gemäßigten Erdstrichs und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meisten und edelsten Früchten; dort bilden sich in der Rinde, im Blüthenkelch und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätherisch nennen muß; dort scheidet sich Kampher aus den mit Brennstoff überfüllten Säften, um schnell wieder zurück, in seinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein schwächeres Volk verscheuchen konnte, reift für den Menschen eine sehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die selten eher eßbar sind, als bis der Frost ihre Säure gemildert hat. Unser Norden besitzt ebenfalls nur wenige, und außer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlschmeckende einheimische Früchte; doch hat der Kunstfleiß der uns eigen ist, nicht nur aus Italien und Kleinasien allmählig Kirschen, Apricosen, Pflaumen, Pfirschen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüsse und Mandeln hier hergebracht und mit Erfolg gepflanzt, sondern auch durch anhaltende Kultur das herbe Waldobst zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen gesegneten Ländern, welche der jungen Menschengattung Wiege waren, wo sie noch nicht zur Knechtschaft verdammt, die Rechte der Freygebohrnen genoß, und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daseyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Nahmen

zieren das lange Verzeichniß der asiatischen Früchte; Apfelsinen, Pompelmosen, Pisangs, Datteln, Mangos und Mangostanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambusen, Blindings, Litschis, Lansas, Rambuttans, Zalacken, — doch was sollen unsere Leser mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieser von der Natur so reichlich ausgespendeten Leckereyen? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, die zugleich mit Speise und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träg ist, ihren schlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceylonische Nepenthe, welches in seinen schlauchähnlichen Blättern ein süßes, kühles Wasser für den durstigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten ist der neue Welttheil, trotz allem was man zu seiner Herabwürdigung gesagt hat; außer Kokosnüssen und Pisangfrüchten, die er mit dem alten Continente gemeinschaftlich besitzt, gehören ihm die Ananassorten, die in unsern Treibhäusern so berühmt geworden sind, die Mombin und Persimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammeifrüchte, die Papayen und Guayaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breyäpfel, und darunter die in Peru so gepriesene Tschirimoya, nebst einer Menge anderer Obstarten und Nüsse. Auch in dieses neuentdeckten Landes heißen Gegenden konnten also die Menschen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen schmeichelte, und durch den sanften Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammte; auch hier konnten also Anfänge der Kultur und gesellschaftliche Verbindungen in der vermehrten Volkmenge entstehen; und wirklich fanden sie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menschen sein Sinn für die süßen Erzeugnisse des Erdbodens werden kann, müssen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein existiren, indem es in allen Klassen der Thiere gewisse Gattungen gibt, die ein lebhafter Instinkt für das Süße zum Genuß

deſſelben auffordert. Die Bären unſeres Nordens, das Ratel und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar ſchlürfen: ja die Bienen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zuckergäſte, und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

G. F.

IV.

Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller, über Schillers Götter Griechenlands.

— — — — Dem Wahrheitsuchenden gefällt die freymüthige Aeusserung Ihres misbilligenden Urtheils über Schillers neues Gedicht; denn jeder hat das Recht, seine Meynung nicht nur für sich zu hegen, sondern auch frey zu bekennen und mit Gründen zu rechtfertigen. Wir suchen die Wahrheit, jeder mit eigenem Gefühl, jeder mit Geistes-kräften, die *für ihn* unfehlbar sind und seyn müssen. Giebt es also eine allgemeine, von allen anzuerkennende Wahrheit, so führt kein anderer Weg zu ihr als dieser, daß jeder sage und vertheidige, was ihn Wahrheit *dünkt*. Aus der freyen Aeusserung aller verschiedenen Meynungen, und ihrer eben so freyen Prüfung muß endlich, insoweit dieses eingeschränkte, kurzsichtige Geschlecht überhaupt zu einer solchen Erkenntnis geschikt ist, die lautere Wahrheit als ein jedem Sinne faßliches und willkommnes, jeden Sinn erfüllendes Resultat hervorgehen, *freywillig* von allen angenommen werden, und dann im Frieden allein über uns herrschen.

Der Zeitpunkt dieser allgemeinen Uebereinstimmung ist noch nicht gekommen. Die Systeme von Gefühlen und Schlüssen, worin jeder lebt und webt, und die allein vermögend sind, sein Wesen mit Genuß zu erquicken,

widersprechen einander oft in allen wesentlichen Punkten; und dennoch sucht ein jeder die Ueberzeugung die ihn glücklich macht, auch andern mit Begeisterung anzupreisen, um auch sie an seinen Freuden Theil nehmen zu lassen. In diesem Triebe unseres Herzens, sich alles zu verähnlichen und das Verschiedene gleichartig zu machen, sehen wir auch bis dahin nichts sträfliches, sondern vielmehr etwas edles, menschenfreundliches, gutes; und gäbe es ein Land, wo die Gesetze jedem Bürger in Beziehung auf diesen Trieb völlig gleiche Rechte zugestünden, so würde dort vielleicht die Wahrheit am ersten allen und jeden leuchten, und ihr weises, liebevolles Reich beginnen: gewiß aber blühete dort das allgemeine Wohl, die Menschenliebe und die Achtung für den Adel unserer Natur. Liegt gleich ein solcher Staat bis jetzt noch im Reiche der Möglichkeiten, so belohnt sich doch schon die Annäherung zu seinem Regierungssystem durch heilsame Wirkungen. Es darf sogar eine gewisse Form der Glückseligkeit den übrigen vorgezogen, und denen, die sich dazu bekennen, ein Vorrecht über ihre Mitbürger eingeräumt werden: so wird dennoch, so lange nur persöhnliche Freyheit und Eigenthum dadurch unangefochten bleiben, so lange Wahl, Bekenntnis und Prüfung frey gestattet werden, der Geist der Vaterlandsliebe (wiewohl in etwas geschwächt,) die Gemüther einigen, die in ihren Gefühlen und Begriffen hundertfältig von einander verschieden sind. Der unrechtmäßige Vorzug, den eine Meynung vor den andern erhält, die Ungerechtigkeit, gleichen Bürgern gleiche Rechte vorzuenthalten, weil ihr Gefühl und ihre Vernunft, in Sachen jenseits ihres gesellschaftlichen Verhältnißes, nicht übereinstimmen, — diese Sünde wider die Menschheit entgeht indessen ihrer Strafe nicht; denn von einer so fehlerhaften Grundverfassung erwarten zu können, daß sie die Wahrheit am Ziel erreichen werde, bleibt nach allen Gesetzen des Denkens ein Widerspruch.

Insgemein überschreitet man aber auch diese äußerste Gränze. Die gutmüthige Absicht, für die Glückseligkeit

anderer sorgen zu wollen, oder die hinterlistige Herrschsucht, die sich dieser Larve bedient, äußert sich nur gar zu oft in Zwangmitteln, um jene begünstigte Form zur einzigen zu erheben, alle andere neben ihr zu vernichten, und sie, die einzige, ewig unverändert zu erhalten. Diese Anmassungen beruhen gleichwol auf der ganz irrigen Voraussetzung, daß die Gesetzgebung eines Staats dessen Glückseligkeit und Moralität bewirken könne; da doch nichts mit siegreicheren Gründen erwiesen ward, als daß Selbstbestimmung, oder mit andern Worten, moralische Freyheit, die einzigmögliche Quelle der menschlichen Tugend ist, und alle Funktionen der Gesetze, so wie sie aus dieser Freyheit geflossen sind, sich auch einzig und allein auf ihre Beschirmung einschränken müssen. 'Derjenige Zwang', sagt ein vortreflicher Denker, 'ohne welchen die Gesellschaft nicht bestehen kann, hat nicht, was den Menschen gut, sondern was ihn böse macht, zum Gegenstande; keinen positiven, sondern einen negativen Zweck. Dieser kann durch eine äußerliche Form erhalten und gesichert werden; und alles Positive, Tugend und Glückseligkeit, entspringen dann aus ihrer eigenen Quelle. — Menschlicher Eigendünkel, mit der Gewalt verknüpft, andere nach sich zu zwingen, es sey nun, daß er sich in Auslegung und Handhabung natürlicher oder offenbarter Gesetze an den Tag lege, kann überall nur böses stiften, und hat es von Anbeginn gestiftet.' Eben dieser tiefsinnige Philosoph bemerkt daher, daß jene Zeiten, wo die hierarchische Form die herrschende, beynah die einzige der Menschheit war, und alle übrigen verschlang, an Gräueln, und an Dauer dieser Gräuel, alle andere Zeiten übertrafen. 'Wenn aber', so fährt er fort, 'diese gräßliche Epoche meist vorüber ist; wem haben wir es zu verdanken? Etwa irgend einer neuen Form, irgend einer gewaltthätigen Anstalt? Keinesweges. Zu verdanken haben wir es jener unsichtbaren Kraft allein, welche überall, wo Gutes in der Welt geschah, und Böses ihm die Stelle räumen mußte, wenn nicht an der Spitze, wenigstens im

Hinterhalte war, dem niemals ruhenden Beſtreben der Vernunft. So unvollkommen die Vernunft ſich auch im Menſchen zeigt, ſo iſt ſie doch das beſte was er hat, das Einzige was ihm wahrhaft hilft und frommet. Was er auſſer ihrem Lichte ſehen ſoll, wird er nie erblicken; was er unternehmen ſoll, von ihrem Rath entfernt, das wird ihm nie gelingen. Kann wohl jemand weiſe werden anderswo als im Verſtande? im Verſtande, den er ſelber hat? Kann er glücklich werden außer ſeinem eigenen Herzen?' In der That, ſo wenig wie ein Menſch dem andern den Auftrag geben kann, ſtatt ſeiner zu empfinden und zu denken, ſo wenig kann der Bürger die geſetzgebende Macht bevollmächtigt haben, ihn glücklich zu machen, wozu er eigener Gefühle und Einſichten bedarf. Dieſe Vollmacht aber von der Vorausſetzung abzuleiten, daß Glückſeligkeit und Tugend nur mit den ſpekulativen Meynungen des Geſetzgebers beſtehen, wäre nun gar der augenſcheinlichſte Zirkelſchluß. Gäbe es ein Symbol, welches allen wahr, allen alles ſeyn könnte, ſo wiſſen wir doch mit apodiktiſcher Gewisheit, daß jedes Symbol, welches mit Gewalt aufgedrungen werden muß, dieſes ächte nicht ſeyn kann. Zwang iſt hier das Kennzeichen des Betrugs. Kennen wir gleich, wie Leſſing ſagt, bey weitem nicht das Gute, ſo trägt wenigſtens das Schlimme ſein unauslöſchliches Brandmal an der Stirne.

Wer demnach die moraliſche Freyheit kränkt, und Meynungen nachdrücklicher als mit Gründen verficht, ſey er König und Prieſter, oder Bettler und Laye, er iſt ein Störer der öffentlichen Ruhe. Ein Satz, an welchem auch nur ein einziger noch zweifelt, iſt wenigſtens für dieſen einen noch nicht ausgemacht, beträfe es auch das Daſeyn einer erſten Urſach oder die ewige Fortdauer unſerer Exiſtenz. Giebt es etwa ein Mittel, jemanden ſeine Ueberzeugung zu nehmen, ihm eine andere einzuimpfen, wenn die Vernunft der andern ihm immer nicht unfehlbar, oder wohl gar inconſequent zu ſeyn ſcheinet? Man wird ihn

von Aemtern und Würden ausschließen, ihn verbannen, darben lassen, vielleicht martern und erwürgen; nur überzeugen kann man ihn durch dieses alles nicht. Es ist daher unmöglich, auch nur einen spekulativen Satz zu gestatten, dessen Annahme blindlings und unbedingt gefordert werden könnte, ohne zugleich die Rechte der Menschheit bis in ihre Grundfesten zu erschüttern, und alle Gräuel der Gewissenssklaverey wieder über uns zurückzuführen. Wenn nicht alles, was diesem oder jenem für wahr gelten mag, Wahr seyn soll, so ist die Wahrheit also noch nicht gefunden. Jeder hat sein Loos in dieser großen Lotterie, und jedem bleibt es unbenommen, mit fester Ueberzeugung sich des höchsten Gewinnes im Voraus versichert zu halten. Kann er diese Hofnung, die ihn beglückt, in seinem Herzen nicht verschließen, so mag er es versuchen, die anderen zur Wegwerfung ihrer Loose zu bereden, sich aber zugleich mit Geduld wafnen, wenn mancher, bey völlig gleichen Ansprüchen, seine Einfalt belächelt. Setzt er hingegen jedem, der ihm in den Weg kommt, das Pistol auf die Brust, und ertrotzt das Bekenntnis, daß nur diese Nummer die glückliche sey, wen empörte nicht dieses Verbrechen der beleidigten Menschheit?

Jetzt kehre ich von einer Abschweifung, welche sowohl für unsere Materie, als wegen einiger neueren Attentate gegen die Denk- und Gewissensfreyheit wichtig ist, zu Ihnen zurück. Noch einmal, im Namen aller, die mit uns die Freymüthigkeit lieben, haben Sie Dank, daß Sie es wagten, ein allgemein bewundertes Gedicht zu tadeln, weil es Ihrer Ueberzeugung und Ihren Grundsätzen widerspricht. Ohne Ihren besonderen Meynungen beyzupflichten, dürfte mancher sich in einem ähnlichen Falle befinden; allein wer hätte gleich den Muth, über einen Dichter, der Apollons immer straffen Bogen führt, öffentlich und keck den Kopf zu schütteln? Doch Sie, mit Lorbeer auch umkränzt, treten hervor, den goldenen Geschossen Hohn zu bieten. Nun wird sich leicht ein ganzes Heer zu Ihrer Fahne sammlen, und den griechischen Göttern tapfere Gegen-

wehr leiſten. Wie reizend in der Phantaſie die Regierung jener 'ſchönen Weſen aus dem Fabelland' erſcheinen mag, ſo paſſen ſie doch, denke ich ſelbſt, nicht in unſere Zeiten, und höchſtens kann man ihnen noch in unſeren Parks und Palläſten, wo ſie zieren und nicht gebieten, ihre Niſchen und Fußgeſtelle vergönnen.

Es wäre überflüſſig, Sie an die erſte Feldherrnregel zu erinnern: Ihren Gegner nicht für ſchwächer zu halten als er iſt. Sie kennen nicht nur die Macht der Dichtkunſt über die Gemüther, ſondern auch den unnachahmlichen Zauber, den insbeſondere dieſer Götterfreund ſeinen hohen Geſängen einhauchen kann. Alles hört ihn mit Entzücken; allen um ſich her theilt er die Glut der Begeiſterung mit; dergeſtalt, daß Sie im Ernſt zu beſorgen ſcheinen, man werde ſeinen Göttern wieder Altäre bauen, und jede andere Sekte müſſe unterliegen, die in der Wahl ihrer Empfehlungsmittel minder glücklich iſt. Zwar mit gewafneter Hand wird er ſie nicht einſetzen wollen; und daß Sie *ihm* nicht wehren können, von ihrer Rechtmäßigkeit überzeugt zu ſeyn, verſteht ſich von ſelbſt. Auch iſt ſein Recht, die Gründe ſeiner Ueberzeugung an den Tag zu legen, dem Ihrigen, ihn mit Gegengründen zu beſtreiten, völlig gleich.

Iſt Ihr Verdacht gegründet, iſt der Verfaſſer im Herzen ein Heide, der nur Gelegenheit ſucht, den ganzen Olymp wieder in Beſitz ſeiner ehemaligen Würden zu ſetzen, und fühlen Sie ſich berufen, Ihre Mitbürger dawider zu warnen; ſo muß Ihnen alles daran liegen, Ihren Gründen das Vollgewicht zu verſchaffen, welches *freywillige Ueberzeugung* nach ſich zieht. An Ihres Gegners Gedicht und an ſeiner Methode überhaupt müſſen Sie die unhaltbare Seite erſpähen, und dort mit unwiderſtehlicher Macht auf ihn eindringen. Ein kaltblütiger Zuſchauer ſieht indes oft beſſer, als die in Fehde begriffenen Parteyen ſelbſt, welche Wendung der Streit zu nehmen ſcheint; und wem er aus treuherziger Meynung einen Wink ertheilt, welcher Anleitung geben kann, eine

unvortheilhafte Position zu verändern, bey dem glaubt er um so mehr auf Gehör rechnen zu dürfen, als er sich dadurch gewissermaßen auf seine Seite zu lenken scheint.

Schon der erste Ausfall, gegen die Moralität der griechischen Götter, so arg es auch damit gemeynt war, mußte Ihnen gänzlich mislingen. Wir wollen einstweilen annehmen, daß Ihre Beschuldigungen gegründet sind, so beweisen sie zuviel, und folglich gar nichts. Wie konnte es Ihnen entgehen, daß in allen möglichen Systemen, die Begriffe, aus welchen man die Gottheit construirt, vom Menschen abgezogen sind; mithin, daß überall die anthropomorphistische Vorstellung der Gottheit, durch Raum und Zeit begränzt, keine andere Definition giebt, als diese, eines nach Umständen und mit Leidenschaft handelnden Wesens? Die Rachsucht, der Haß, ja die Liebe selbst, sind es nicht Leidenschaften, sobald *wir* uns etwas dabey denken? Uebrigens wissen Sie ja, daß wo man immer den Unbegreiflichen begreiflich zu machen gesucht, man ihm die *Menschheit* beygelegt hat.

Vielleicht verleitete Sie der Gedanke, daß die Moralität der Völker von der Moralität ihrer Götter abhängt. Allein davon giengen wir aus, meyne ich, daß kein Symbol, kein Glaubenssystem eine solche Beziehung haben kann. Noch heutiges Tages giebt es große Staaten, deren Religionssystem Verbrechen um Geld verzeiht, oft gutheißt, ja sogar zuweilen gebietet. Wird aber wohl billigerweise jemand behaupten, daß diese Staaten vor allen andern in Laster versunken sind? So wenig hängt die Moralität der Menschen von ihrem Wähnen über Dinge ab, die jenseits ihrer Erfahrung und Erkenntnis liegen! Man schütze die persönliche Freyheit und das Eigenthum, so wird die Tugend aus der innern Energie der menschlichen Natur hervorgehen, die Menschen werden vom äußerlichen unabhängiger, das ist *moralisch frey* werden, der Vernunft zu gehorchen, und ihrem eigenen, wie aller Vortheil nachzustreben. Nennen Sie daher die griechische Fabel so ausschweifend, wie Sie wollen, so beweisen Sie

damit nimmermehr, daß es in Griechenland an klaren Begriffen von Tugend und Verbrechen fehlte, oder daß das Laster dort ungestraft mit frecher Stirne einhergieng. Eine menschliche Gesellschaft mit solchen Grundsätzen könnte keinen Augenblick bestehen; wie die kadmeische, aus Schlangenzähnen entsprossene Brut, würde sie sich selbst aufzehren. Die Griechen hingegen, giengen in manchen Fällen weiter als wir, und indes unsere Gerechtigkeit nur das Schwerd ausreckt, hielt die ihrige mit der andern Hand auch den lohnenden Kranz. Die Entscheidung der Frage, ob die Welt jetzt tugendhafter als vor diesem ist, beruht übrigens auf einer allzusubtilen Berechnung, wozu die meisten Data uns fehlen. Weit entfernt, den Zweck der griechischen Fabel für unmoralisch zu halten, singt Schiller vielmehr:

> Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
> heiliger der Herzen ew'ges Band.

Wie gegründet diese Aeußerung seyn möge, gehört nicht hieher; sie soll hier nur darthun, daß der Dichter von einem nachtheiligen Einfluß seiner Götterlehre auf menschliche Handlungen sich nichts träumen ließ; und mir nur Anlaß geben zu erinnern, daß Sie ihn zwar behauptet, aber nicht erwiesen haben.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit Ihrer Beschuldigung, das Gedicht Ihres Gegners verletzte die Wahrheit. Bey allen Grazien! dies ist seine unüberwindliche Seite. Welch ein eigener Unstern mußte Sie regieren, ihn gerade von keiner andern anzugreifen? Nur das Zeugniß der Wahrheit selbst kann Ihre Anklage erhärten. Getrauen Sie sich, diese jungfräuliche Zeugin, die noch niemand erkannt hat, vor Gericht zu stellen? Ich muß besorgen, Sie unternehmen das Unmögliche. Unser Philosoph sagt sogar: 'ich begreife nicht einmal den Stolz, der sich Wahrheit zu verwalten untersteht. Das ist Gottes Sache. Also laßt uns ehrlich nur bekennen, was wir ehrlich glauben. Er wird schon zu-

sehen!' Gleichwol scheinen Sie Ihrer Sache ziemlich gewiß, und wenn ich recht verstehe, geben Sie nicht undeutlich zu rathen, daß die Wahrheit insgeheim mit Ihnen des vertrautesten Umgangs pflegt. Glückseliger, — und muß ich hinzufügen? — indiskreter Sterblicher! Doch was sehe ich? Sie guter Mann lassen sich täuschen, wie ein anderer Ixion. Ihre Ueberzeugung nennen Sie also Wahrheit? In dem nämlichen Augenblick, wenn Sie damit im Gerichtssaal auftreten, werden ganze Schaaren ähnlicher Wolkengestalten erscheinen. Umsonst rufen Sie, die Ihrige sey allein die ächte. Hundert andere Stimmen erklären sich laut, eine jede für eine verschiedene vermeyntliche Wahrheit. Wollen Sie jene anderen alle überschreyen? So wünscht man Ihnen Glück zum großen Loose, und jeder lacht oder zischt, nachdem Sie ihm Milz oder Galle erregen.

Der Eifer um die vermeyntliche gute Sache kann zum Ziele führen; der Zorn aber ist ungerecht, er beleidigt und empört. Wird man Sie wohl von diesem Affekt ganz frey sprechen können? Statt der Gründe, sind Ihnen Ausdrücke entfahren, welche man nur denen, die den Kürzern gezogen haben, gleichsam zur Entschädigung, zu verzeihen pflegt. Sie hatten in der That alle Fassung verloren. Sie suchten ein Schimpfwort! — und fanden keines wegwerfend und verächtlich genug. Späterhin, gab Ihr Gedächtnis doch noch eines her; und wie der Blitz! flog dem Dichter der Naturalist nach dem Kopf. Es giebt bekanntlich Leute von gewissen Grundsätzen, die man, ich weiß nicht, ob mit ihrer eigenen Einwilligung, Naturalisten nennt. Allein mich dünkt, ich sage Ihnen etwas allbekanntes, wenn ich hinzusetze, daß die Vielgötterey und der Naturalismus ganz getrennte Dinge sind. Uebrigens ist es eine verunglückte Erfindung um diese Kunst, die Leute mit ihren eigenen Namen zu schimpfen. Im Vertrauen! wiederholen Sie nie diesen Versuch. Ich ersparte Ihnen und mir gern das unangenehme Gefühl, welches Sie uns doch selbst bereitet hätten, falls Ihr

Gegner den Stein, der ihn verfehlte, auf Sie zurückschleudern, und in den einzigen Ausruf: Christ! seinen ganzen Unwillen zusammenpressen sollte.

Was die Menschen für Tugend halten, ist gewöhnlich dasjenige, dessen Ausübung ihnen am schwersten fällt. Daher mag es wohl kommen, daß Dulden, Demuth und Fassung da so äußerst selten angetroffen werden, wo man sie für verdienstlich hält, ihnen eine besondere Wichtigkeit beylegt, und sie als wesentliche Hauptstücke der Sittenlehre empfiehlt. Wo hingegen eine richtige Schätzung der Dinge von selbst zu einer gewissen Billigkeit im Denken und Handeln führt, dort werden diese sogenannten Tugenden zwar ausgeübt, jedoch ohne alle Zurechnung und Anmaßung. Von Ihnen, zu welcher Klasse Sie auch gezählt seyn wollen, erwartet man aber diese Eigenschaften, es sey als Folgen Ihrer Glaubensregeln oder Ihrer Lebensphilosophie. Denn wer, wie Sie, in die Schranken tritt, um seine Ueberzeugung geltend zu machen, muß weit entfernt beleidigen zu wollen, vielmehr gefaßt seyn, Beleidigungen, die nicht zur Sache gehören, mit Gelassenheit zu ertragen; er darf sich keine Rechte anmaßen, die er nicht auch jedem Andersgesinnten einzuräumen gesonnen ist, und er ist der Gottheit oder dem Schicksal dieses Bekenntnis als ein Opfer der Demuth schuldig: daß wo seine Gründe keinen Eingang finden, seine Ueberzeugung aufhöre Wahrheit zu seyn. Sie haben bisher, dieser Verhaltungsregeln uneingedenk, einen Ton angenommen, der Ihren Gegner berechtigen könnte, Ihnen vielleicht mit Empfindlichkeit zu antworten. Das, worauf ich Sie jetzt aufmerksam machen werde, leidet kaum Entschuldigung. Einem Menschen, welcher über spekulative Gegenstände anders denkt, als Sie, dürfen Sie öffentlich nachreden: er lästre Gott? Es ist wahr, genau untersucht, hat dieser Ausdruck keinen bestimmten Sinn; allein die Emphase, womit Sie ihn niederschrieben, zeugt offenbar, daß Sie keinen leeren Schall zu sagen vermeynten, und wissen Sie nicht, welch' eine Bedeutung die Bosheit ihm unterschiebt, um die Dummheit

zu ihren Endzwecken anzuspornen? Sie bekennen sich zu einer Partey, deren Meynungen die herrschenden sind, ohnerachtet Meynungen nie herrschen sollten. Desto sorgfältiger müssen Sie aber den erniedrigenden Verdacht vermeiden, als wollten Sie mit der überlegenen Macht Ihres Haufens drein schlagen, und wo es Vernunftgründe gilt, die Keule der Unfehlbarkeit schwingen. Sie sind Manns genug, um sich keiner Helfershelfer, keiner unerwiesenen Behauptungen, keiner Schmähungen zu bedienen. Ergreifen Sie die rechtmäßigen Waffen, so haben Sie, wenn Sie auch unterliegen sollten, wenigstens Ehre von dem Kampf. Aber freylich! gegen den Lästerer brauchen Sie sich nicht zu stellen; mit diesem einzigen Worte ziehen Sie sich behend aus der Sache, und überlassen den friedlichen Streit der Vernunft einer heiligen Hermandad, die ihn etwa mit dem Holzstoß entscheidet. Nennen Sie dieses prüfen? Dies wären die Gründe, womit Sie sich der Götter Griechenlands erwehren wollen? Doch genug! Sie entsetzen sich gewiß vor den möglichen Folgen Ihrer Heftigkeit. Nie konnte es Ihre Absicht seyn, unedel und unritterlich, selbst an einem Feinde zu handeln: nur im Augenblick der Leidenschaft konnten Sie sich selbst so weit vergessen, die einzige That zu begehen, die man Gotteslästerung nennen könnte, weil sie an seinem Bilde geschieht.

Jetzt müssen Sie noch erfahren, daß auch dieser Wurf das Ziel verfehlte. Ich will über die Bedeutung jener Redensart nicht rechten, nicht untersuchen, wie die Gottheit mit sich selbst uneins seyn könne, nicht die endlosen Labyrinthe der Fragen vom freyen Willen, vom Ursprung des Uebels, vom Fall der Engel, von der Erbsünde, durchirren; alles, sogar die Anwendung des abscheulichen Worts, mögen Sie nach Ihrer Art rechtfertigen können; aber — —: Ihren Gott hat denn doch der Vertheidiger der olympischen Götter nicht gelästert! Seine Seitenblicke sind auf den philosophischen Gott gerichtet, das 'Werk des Verstandes', wie er ihn ausdrücklich nennt.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Jrrd'schen Sohn,
herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen, ꝛc.

War es möglich diese Stelle zu lesen, und sich nur einen Augenblick träumen zu lassen, daß sie auf einen wirklich existirenden, geoffenbarten Gott gienge, dessen Sohn auf Erden gewandelt hat, und dessen ganze Familie weltbekannt ist? Von seinen Göttern rühmt der Dichter:

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
hielt der Enkel einer Sterblichen;

um den Vorzug dieses Anthropomorphismus vor einem metaphysischen Hirngespinste zu behaupten, also keinesweges, um einen andern anthropomorphistischen Lehrbegrif zu bestreiten. Haben Sie es vergessen, daß unser Weltrichter um einen Grad näher mit dem Menschengeschlechte verwandt ist? Jetzt werden Sie also Ihr Unrecht tief empfinden. Den Mann, der die demonstrirte Gottheit, das ist, mit andern Worten, den Atheismus so eifrig angreift; den Mann, der das Gefühl, und nicht die kalte Vernunft zur Quelle der Gottesverehrung erhebt, den schimpften Sie einen Lästerer und Naturalisten? Sowohl das System, welches der Dichter vertheidigt, als jenes, welches er erschüttert, sind im Westphälischen Frieden nicht begriffen, und man könnte sein Gedicht von dieser Seite mit den Todtengesprächen in eine Klasse stellen. Es ist darin nur von den Todten die Rede, denen Konstantin der Große und Kant das Leben raubten. Nunmehr dürfte es Ihnen selbst vielleicht seltsam vorkommen, daß Sie ein Meisterstück der Fiktion — nicht auch als Fiktion behandelten. Was ich Ihnen bis hieher gesagt habe, berechtigt mich aber, für das folgende Gehör zu erbitten.

Eine schöne, lange Reihe von Jahren — dies kann Ihnen so wenig als mir entgangen seyn — war Griechenland höchst beglückt unter der Herrschaft seiner Götter; und wenn Rom zulezt diese herrlichen Freystaaten verschlang, so war das schwerlich Jupiters oder Apollons

oder irgend eines Olympiers Schuld; sondern der Wohlstand, nach welchem alle Völker streben müssen, und der sie alle, sobald sie ihn erlangt haben, innerlich verzehrt, dieser rafte auch die schönste Blüthe der Menschheit dahin. Jenen Zeiten, wo die Geisteskräfte des edelsten Menschenstammes sich unter den günstigsten Verhältnissen entwickelten, jenen Zeiten, die nie wiederkommen werden, verdanken wir doch alles, was wir bis jezt geworden sind. Mehr als eine Mutter und Amme war unserm Geiste Griechenland; und ob ich gleich die Zumuthung äußerst unbillig finden würde, mich nie der Gesellschaft meiner Amme entziehen, ihre Mährchen stets andächtig nachbeten, und ihre Unfehlbarkeit nie bezweifeln zu müssen; so gestehe ich doch gern, daß die Erinnerung an meine Kinderjahre mir oft ein lebhaftes Vergnügen gewährt, und daß ich nicht ohne Rührung und Dankbegierde an die gute, wenn gleich nicht immer weise, Pflegerin denke.

In diese Klasse von Empfindungen setze ich das Entzücken, womit ich Schillers Gedicht unzäligemal nach einander las, und womit es von meinen Freunden und Bekannten, ja überall, wohin es nur gekommen ist, gelesen ward. Mit jugendlich glühender Phantasie versetzt sich der Dichter in die Zeiten der Vorwelt, in ihre Denkungsart. Er wird hingerissen von den poetischen Schönheiten einer Fabellehre, welche der Jugend des Menschengeschlechts angemessen ist, lauter Scenen des thätigen, leidenschaftlichen Lebens schildert, nicht in transcendenten Worten, sondern in anschaulichen Bildern, das Gefühl und nicht das Abstractionsvermögen beschäftigt, und statt Verneinungen, begränzte Ideale von menschlicher Schönheit und Vollkommenheit aufstellt. Indem ihn diese Gestalten der Einbildungskraft umschweben, kommt der Geist der Lieder über ihn und kleidet seine Anschauungen in Worte. Wer kennt den Zustand der Begeisterung besser als Sie, da Sie ihn als Entäusserung seiner selbst so treffend beschreiben? Wir hören nicht mehr unsern teutschen Mitbürger; ein Grieche würde so klagen, der nach Jahr-

tausenden erwachte, und seine Götter nicht mehr fände: ein Grieche, dessen junge, in Bildern spielende Vernunft noch keinen Sinn hat für einen metaphysischen Gott. Dies ist das hohe Vorrecht des Dichters, mit jeder Seele sich identificiren zu können. Dachten sich nicht die Schauspieldichter so an die Stelle eines jeden neuen Charakters in ihren unsterblichen Werken? Bey Ihrer Frage: 'hat der Dichter zwo Seelen?' waren Sie uneingedenk eines Vorrechts, das Ihnen selbst wohl eher zu statten kam, und ohne welches wir keine lebendige, *poetische* Darstellung hätten.

Da *die* Wahrheit, welche Sie in Schillers Gedicht vermissen, in jedem Kopfe anders modificirt erscheint, mithin als *absolut* für die jetztlebende Menschheit nicht existirt, warum sollte ich mich nicht an die *relative* Wahrheit halten, welche der Dichtung eigen ist, und welche gerade in diesem, Ihnen so misfälligen Werke des Genies, allgemeines Entzücken erweckt, ja Ihnen selbst mit unwiederstehlicher Anmuth den Tribut der Bewunderung entlockt? Die Wesen des Dichters sind Geschöpfe der Einbildungskraft, welche das wirklich Vorhandene innig auffaßt, und wieder zu hellen, lebendigen Gestalten vereinigt. Natur und Geschichte sind die nie versiegenden Quellen, aus welchen er schöpft; sein innerer Sinn aber stempelt die Anschauungen, und bringt sie als neugeprägte Bilder des Möglichen wieder in Umlauf. Keinen Gegenstand giebt es daher im weiten Weltall und in den mannichfaltigen Ereignissen der Vorzeit, dessen Darstellung nicht durch eines Dichters reines Feuer geadelt würde; aber auch keinen, der einer besudelten Einbildungskraft nicht frischen Zunder reichte. Aus derselben Blüthe bereitet die Biene sich Honig und Gift. Dem Menschen ist die freye Wahl gelassen, welches von beyden er aus den Bildern, die sich seinem Anschauungsvermögen aufdringen, für sich einsammlen will. In dem vor uns liegenden Falle schuf der Dichter aus Götternamen und personificirten Eigenschaften der Gottheit ein Ganzes, mit einer

in Bildern schwelgenden, aber keiner verderbten Vorstellung fähigen Phantasie. Was geht es ihn an, wie tief hinab sich mancher mythologische Dichter senkte? Was würden Sie zu einer Messiade sagen, die ihre Bilder aus dem Toldos Jeschu entlehnte?

Lehrreich soll uns eine jede Dichtung seyn; sie soll uns mit neuen Ideenverbindungen bereichern, das Gefühl des Schönen in uns wecken, unsere Geisteskräfte üben, schärfen, stärken, durch ihre glühend lebendige Darstellung, uns Begriffe des Wirklichen in dem Gemählde des Möglichen zeigen. Die Gewalt des Dichters über die Gemüther besteht gänzlich in dieser schaffenden Energie seiner Seelenkräfte; durch sie rührt und erschüttert, oder erweicht und entzückt er die harmonisch mit ihm fühlende Seele, nicht durch sein Lehrsystem, nicht durch einen besondern ästhetischen Satz, den er etwa beweisen will. Ließt wohl jemand Klopstocks Epopee als einen versificirten Katechismus, und gefällt die Gierusalemme nur als ein Compendium der christlichen Moral?

Vielleicht ist es mir geglückt, befriedigend genug zu zeigen, daß man Schillers Götter Griechenlands bewundern könne, ohne ihre fabelhaften Urbilder anbeten zu wollen. Ich wünschte hier, wie überall, den Misverstand hinwegzuräumen. Nicht die Aeußerung Ihres Misfallens, wofür ich Ihnen als freyer Mann Dank weiß, sondern die Art des Benehmens, welche für Sie und andere von nachtheiliger Wirkung ist, veranlaßte diese gutgemeynten Winke. Ihre öffentliche Darlegung ist Barmherzigkeit, verübt an manchem zarten Gewissen, welches vor dem schrecklichen Ruf des Wächters zusammenfuhr, und alle die zerrüttenden Folgen empfand, die von der Entdeckung einer zuvor an sich selbst ungeahndeten Sündlichkeit unzertrennlich sind. Mein sey der süsse Lohn, den schüchternen Kindern eines gütigen Vaters die Ueberzeugung wiedergeschenkt zu haben, daß ihre Freude über ein schönes Gedicht ihn kindlicher, als die knechtische Furcht oder der unbefugte Eifer, ehrt: denn die Quaalen des Zweiflers, wenn sie auf jemanden

zurückfallen müssen, so fallen sie nicht auf den, der einen Wahn bestreitet, sondern auf den Feind des Menschengeschlechts, der Seligkeit und Verdammniß daran knüpfte. Auf ihm allein haftet das Wehe! über den der Aergernis giebt; sonst hätte die Weisheit sich selbst verdammt, und der Weg zur Wahrheit bliebe auf ewig verschlossen. Ist aber nur die leere Furcht vor selbstgeschaffenen Schrecknissen besiegt, so können wir wieder ruhig empfinden, prüfen, überlegen, mit unserm Sinn und unserm Herzen zu Rathe gehen. Am Ende halten wir uns doch an unser Gefühl und unsere Einsicht, in Ermangelung einer bessern, und weil Sinn und Verstand eines andern — nicht die unsrigen sind; wir fordern aber auch von niemanden Gleichheit der Denkungsart und Glaubenseinigkeit, und feinden niemanden an, der anderes Sinnes ist; nicht, daß wir den Indifferentismus affektirten, sondern weil wir überall das Bild der Wahrheit im Spiegel der Vernunft, bald mehr bald weniger verzerrt, auch in der seltsamsten Stralenbrechung noch ehren, und von unserer eigenen Vernunft, ohne die lächerlichste Inconsequenz nicht glauben dürfen, daß sie allein untrüglich, und ihr Spiegel allein geradflächig sey.

Fühlen Sie dem ungeachtet den Beruf, die Ehre, nicht sowohl der Gottheit, als Ihrer Vorstellungsart zu retten? So würde ich Ihnen wenigstens wünschen, daß Sie mit einem so delikaten Subjekt als der Anthropomorphismus, äusserst behutsam umgiengen, und sich ja wohl bedächten, was für einen Sie dem griechischen entgegenstellen. Der Begriff des Seyns, bleibt leer für uns, solange wir nichts relatives hineinlegen; obschon das Seyn alles erschöpft. Denken Sie sich aber einen Gott mit Attributen, so wird er menschlicher, Sie bringen Ihn sich, und sich Ihm näher, und Schillers Worte werden wahr;

> Da die Götter menschlicher noch waren,
> waren Menschen göttlicher.

Für den erkünstelten Zustand der kalten Besonnenheit gehört freylich diese Vorstellungsart nicht; allein die leiden-

ſchaftlichen Stunden, wo wir alles perſonificiren, ſind nicht die unglücklichſten für phantaſirende Geſchöpfe wie wir. Jeder Frühling und jede Blüthe, der Mann von Genie und ſeine Dichtungen, alles, alles iſt für mich in ſolchen Stunden eine herrliche Offenbarung!

Gnügen Ihnen dieſe Offenbarungen und meine Erinnerungen nicht, ſo bleibt Ihnen ein ziemlich unbetretener Weg noch übrig. Setzen Sie Ihren Lehrbegrif in das helle Licht, welches jetzt die Götter Griechenlands in Schillers Liede umfließt; bieten Sie alle Kräfte auf zu einem unſterblichen Geſange, der Ihres Gegners Talente verdunkelt, und ſeinen Zauber auflößt. Den Beyſtand der neun Schweſtern dürfen Sie zwar nicht dazu erflehen; allein, wer weiß, ob nicht eine, uns unbekannte Muſe auch in Ihrem Himmel wohnt? — — — —

V.

Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In diesem Spottgedichte, wo er die Träume der Philosophen über den Siz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehspizen in den neugebildeten Körper dringen, und allmählig in verschiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf steigen zu lassen.

Statt des Beweises, beruft er sich auf die Erscheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beispiel, kan nach seiner Meinung nirgend anders, als in seinen Füßen wohnen; denn mit diesen stößt und zappelt er schon lange, ehe er kriechen und andere Theile seines Körpers bewegen lernt. Auch beim Knaben verweilt sie noch in diesen Extremitäten. Sieht man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Rastlosigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick still zu stehen, daß seine Beine in einem fort seinen Willen bestimmen? Allein es komt die Zeit, wo die Seele höher steigt; andere Organe bilden sich zu ihrem Thron, von wannen sie den ganzen Körper beherscht, und alle seine Handlungen beziehen sich auf die Bestimmung und Kraft dieser Theile. Kindisches Spiel und rasches Umhertreiben ergözt den blühenden Jüngling nicht mehr;

ein neuer Trieb erfüllt sein ganzes Wesen, richtet alles Wirken seines Geistes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Karakteristik des männlichen und höheren Alters.

Die Ausführung dieser Fantasie, die zwar etwas unfein und desultorisch, in Prior's eigener Manier gerathen ist, hatte wenigstens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergessenen gelehrten Streits aufzudecken und scherzhaft zu züchtigen. Jezt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergessen; denn die neuere Philosophie hat wichtigere Sorgen, als diese, dem Wohnort der Seele nachzuspüren. Sie stehet am Rande jenes kritischen Abgrunds, den Milton's Satan einst durchwanderte. Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der Körper soll ihr neulich abhanden gekommen sein. Wenn es so fortgehet, und alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos sie eben so freundschaftlich wie den Höllenfürsten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Grenzen, Ausdehnung und Gegenstand, wo Zeit und Raum unmöglich sind," — sich zu orientiren! Doch zurück von dieser Nacht des Ungrunds, des Zwists und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Lesern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Lust zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder gelesen, so reihte sich in meinem Kopf ein ganzes Sistem der sogenanten Geschichte der Menschheit daran. Das Bindungsglied war jener so bekante, als gemißbrauchte Vergleich der verschiedenen Lebensepochen des einzelnen Menschen mit den Stufen der Kultur bei ganzen Familien und Völkern. Ich weis wieviel ich wage, indem ich diese Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Besondern wieder hervorsuche. Wie leicht sind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? die Weisheit der alten Base entdeckt bei jedem

jungen Ehepaar gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach ihrer Physik, zu wechselseitiger Neigung die erste Veranlassung gab. So bemerkt sie auch an jedem älteren Ehepaar immerfortschreitende Verähnlichung, und wundert sich, daß demungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre sich merklich vermindert. Solten, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, die Resultate meiner Wahrnehmungen mit dieser ehrwürdigen Matronenphysiognomik eine unglückliche Verwandschaft verrathen, so werde ich mich gleichwol, mit dem unvermeidlichen Schicksal aller meiner Vorgänger, die den Eräugnissen im Gebiete der Humanität nachgeforscht haben, wie es einem Philosophen ziemt, zu trösten wissen.

Ohne Prior's dichterischen Apparat zu benuzen, und ohne mich, mit wem es auch sei, über die Art und den Namen des wirkenden Prinzips im Menschen zu entzweien, halte ich mich zuförderst an die Erfahrung allein, und betrachte Erscheinungen oder Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen.

Die ersten Organisationskräfte, man nenne sie plastisch mit den Alten, Seele mit Stahl, wesentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. s. w. wirken im Menschen dahin, daß er sich selbst erhalten, und sein individuelles Dasein hier gegen alle äusseren Verhältnisse behaupten könne. Die wesentliche Bedingniß zur Erreichung dieses Endzwecks, ist Wachsthum des Körpers, Festigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich sind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflösung bemerkt man daneben einen allmähligen Uebergang aus einem vollkommen flüßigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung festen Zustand der meisten Organe, und in eine zähe Verdickung der Säfte. Die Federkraft des organischen Stofs nimt so lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältniß zwischen ihren festen und flüßigen Urstoffen besteht. Zuerst also ist der Wirkungs-

kreis der Kräfte, die eine menschliche Gestalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwicklung eingeschränkt. So wie die ganze Organisation mehr Konsistenz erhält, erweitert sich die Sphäre ihrer Wirksamkeit auch jenseits ihrer körperlichen Grenzen, vermittelst der willkürlichen Bewegung; doch hat sie ausser der Selbsterhaltung, und der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organisationen, noch keinen bestimteren Zweck. Bewegung ist der Genuß des Knabenalters; sie entspringt aus einem Gefühl der Kräfte, und ist Wirkung ihres inneren Reizes; auch befördert sie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwicklung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums ist aber die Ausbildung der Organe und Absonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derselben Form des Daseins in andern Individuen unentbehrlich ist. Der Mensch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu seiner bestimten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet ist, ehe die Knorpel alle geschwunden sind. Mit der Entwicklung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet sich ein starker Reiz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organisationskräfte, die auf ein Wirken außer sich, und zwar nicht mehr auf Zerstörung, sondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menschen, die frohe Zeit des berauschenden Genusses, der im Tausch der Empfindungen und wechselseitiger Hingebung besteht, ist jedoch wie jede Blüthezeit ein kurzer, schnellvorübereilender Augenblick.

Nach der Erscheinung des Geschlechtstriebes erreicht der Körper sein volles Wachsthum, seine höchste Reife. Der Widerstand der Theile komt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchsten Grad ihrer Festigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers seinen Kreislauf fortsezt, ist nicht nur in größerer Menge vorhanden, sondern wird feuriger, in sich selbst lebendiger und belebender, als

zuvor. Man ist daher geneigt, schon im voraus eine wichtige Revolution im Menschen, bei diesem Stillstand in seinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewisser Theile der bildenden Kraft nun Grenzen steckt, und keine Ausdehnung mehr statt finden läßt, so würde bald das Blut in allen Adern stocken, falls es kein Mittel gäbe, dasselbe in dem Maaße, wie es aus den Speisen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieses Mittel bietet aber die Abnuzung der Organe dar, welche jezt um so schneller vor sich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltsamer Anstrengung, zur Thätigkeit im Aeussern reizt. Nie trug der Körper größere Lasten, nie regten sich die Glieder mit geringerer Erschöpfung, nie vermogten die gespanten Muskeln mehr als jezt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell so leicht von statten geht. In der That steigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menschen jezt auf den höchsten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb außer sich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er sich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenschaft verstärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalt zu ahnden, ein Sklave der coexistirenden Dinge wird. Nach dem Rausch eines Augenblicks, kehrt das Gefühl der freien Selbstheit zurück, zum Gebrauch der inwohnenden Kraft; aber milder ist doch der Genuß in dieser langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht seines Wirkens fühlt.

Das feuchteste, weichste, zarteste, eindruckfähigste Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtseins, mit einem Worte das Hirn, empfängt und sammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenstände, vermittelst der Sinneswerkzeuge, und des ganzen Nervensistems. Seine Masse bleibt weich, und erlangt erst in späterem Alter eine gewisse, jedoch immer sehr geringe Festigkeit. Kein Wunder also, daß erst in der Periode des Stillstands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchste Regsamkeit äussern, und durch die von solchen

Aeuſſerungen unzertrenliche Reaktion die Klarheit des Bewußtſeins erhöhen. Wenn bereits die Knochen ſpröde, die Muskeln ſteif, die Sinne ſtumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden ſind, erhält ſich noch die Wirkſamkeit dieſes bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus ſeinem größeren Wirkungskreiſe, bleibt alsdann der Menſch ſich ſelbſt noch übrig, und findet in dem zarten Gewebe ſeines Hirns das Weltall wieder, wenn es auſſerhalb deſſelben kaum mehr für ihn exiſtirt. Herlicher Genuß auch dieſer, und vielleicht der herlichſte von allen, dieſes erhöhte Bewußtſein des Menſchen, der in ſich ſelbſt eine Welt beſchaut, und ſolchergeſtalt die lezten Höhen ſeiner Ausbildung erſteigt.

So ſind alſo die Hauptbeſtimmungen des Menſchen: Selbſterhaltung, Fortpflanzung, Wirkſamkeit außer, und Rückwirken in ſich ſelbſt, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verſchiedener Organe abhängig, und im genaueſten Verhältniſſe mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillſtands und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in ſo fern alſo ſind dieſe Funktionen mit den beſondern und ausſchließenden Beſtimmungen der Menſchheit nicht zu vergleichen. Das Daſein des Einzelnen und der geſamten Gattung hinge gleichwol an einem gar zu ſchwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geſchlechtstriebes nicht vor der höchſten Entwicklung der Thätigkeit nach Auſſen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müſſen wir *ſein*; ſodann erſt können wir auf eine beſtimte Art und Weiſe unſere Kräfte äuſſern. Da indeſſen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortſchreitet, (wiewol das zarteſte früher ausgearbeitet erſcheint,) da nur die Zeitpunkte ihrer *höchſten* Wirkſamkeit, *ihrer Reife* verſchieden ſind; da auch das Handeln und Denken ſchon während der Epoche des Wachsthums ſeinen Anfang nimt: ſo darf man in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß unſere Exiſtenz zu keiner Zeit bloß thieriſch iſt.

Was scheint nun wol natürlicher, als die Voraussezung, daß zwar keine Anlage im Menschen unbenuzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Kosten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? die Natur bindet sich jedoch nirgends an diese Regel. Wäre sie unabänderlich, so wüßten wir nicht, wie weit sich die Perfektibilität jedes einzelnen Organs erstreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft sich darin äussern kan, sobald sie sich ganz darauf konzentrirt und die übrigen Organe vernachläßiget. Nun wird aber diese Kraft durch geringe Anomalien der Bildung und hinzutretende äussere Verhältnisse so bestimt, daß einzelne Theile durch sie im Körper gleichsam herschend werden, daß alles sich auf diese zu beziehen scheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigste Kraftgefühl, die unersättlichste Salacität, die heftigste Leidenschaft und der göttlichste Tiefsinn können nimmermehr in einem Menschen vereinigt sein; sondern eine von diesen Eigenschaften, sobald sie in ihrem Grade hervorsticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüstling Sardanapal konte nicht die Geseze des Zusammenhangs ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltsamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochsen getragen, u. s. f. Gleichgewicht unter jenen Eigenschaften ist also das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruht auf einer sehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonien und Excentricitäten.

Die Ursache dieser Abweichungen von einer gleichförmigen Entwicklung entzieht sich unseren Blicken. Verkettungen des Schicksals aufsteigend in unabsehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltsam, das Maaß der Empfänglichkeit der neuen Organisazion in allen ihren Theilen zu bestimmen; ein geringfügiger, dem Anschein nach unbedeutender Umstand, durch eine eben so lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt

durch einen unmerklichen Stoß dieser Maschine eine Richtung, die sie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daseins folgen sich schnell diese Stöße und verrücken die Kreise, die unsere Philosophen in Gedanken ziehen.

Diese allgemein bekanten Erfahrungen scheinen sich mir auch in der großen Masse des Menschengeschlechts zu bestätigen, und ganze Völker scheinen jene verschiedenen Stufen der Bildung hinanzusteigen, die dem einzelnen Menschen vorgezeichnet sind. Die Natur scheint anfänglich auch bei diesen Haufen nur für Erhaltung zu sorgen; späterhin, wann sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, komt der Zeitraum ihrer Vermehrung; sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herschaft und Genuß; endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf sind die ersten Fertigkeiten des Wilden, der sich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt. Er fühlt seine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude stampft er unwillkürlich die Erde mit seinen Füßen; alles an ihm ist unbändiger Knabenmutwille, und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den sanfteren Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungestörte Nachbarschaft, und wer mag bestimmen, welcher andere Zusammenfluß von Organisazion und äusseren Verhältnissen beschleunigte das Wachsthum sowol der Chineser und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren Geschlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte sie zu den volkreichsten Nazionen der Erde. Allein Erschlaffung ist das Loos einer zu üppigen Verschwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieser Völker schlief die belebende Kraft, oder zuckte nur konvulsivisch. Zur Knechtschaft

geboren, bedurften sie, und bedürfen noch der Weisheit eines Despoten, der sie zu den Künsten des Friedens anführt, und mechanische Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Despotismus, auch wenn eine milde Hand sie regiert, kan jedoch nur das Menschengeschlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor sich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderische Kraft in ihm hervorrufen. Was ist der höchste, aber geschmacklose und keiner Vervollkommung fähige Kunstfleiß noch werth, bei jener starren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finstern Schwärmerei einer herz- und sinnlosen Religion, jener schwerfälligen, kindischen Vernunft der asiatischen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umständen begünstigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Besiz des Eigenthums eine stärkere Bevölkerung nach sich zog, die Entwicklung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenschaften, der schon im rohen, Zerstörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium schufen sich eine Verfassung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Edelmut, Ehrgeiz und Herschsucht, schon lange bevor noch ein Stral von wissenschaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieses Löwenherz voll Kraft, konten nicht jenes hohen Gefühls, nicht einer jener Heldentugenden fähig sein.

Nur solche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wollust glücklich entgangen, und in den Armen der Freiheit zu männlicher Stärke herangewachsen sind, können und müssen zulezt den höchsten Gipfel der Bildung ersteigen, wo die ganze Energie unseres Wesens sich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verstandes am thätigsten erweiset. Nur dreimal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Gestalt erblickte die Welt das Schauspiel dieser lezten Ausbildungsstufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerst ihr stolzes Haupt, da blühende Fantasie und reiner Schönheitssinn in ihr die Erstlinge

der Kunst und Wissenschaft erzeugten. Rom war nicht mehr frei, und die Beute der halben Welt hatte daselbst bereits das zügellosesste Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer attischer Kultur in seinem Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit als durch hohen Schwung des Genies, für seine künftigen Ueberwinder sie aufbewahrte. Schon war der sanfte Frühlingszauber von Duft und Blüte dahin, und die Periode römischer Aufklärung glich einem schwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beschließt. Uns endlich, der Nachkommenschaft eines glücklichorganisirten Barbarenstammes, bei dem hernach das romantische Feuer des Rittergeistes so schön aufloderte, uns bleibt der Herbst mit seinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unsre Scheuren, der Himmel weis, für welchen bevorstehenden Winter! —

Doch es sei für heute genug geträumt von diesen vier Stufen der *muskularischen, spermatischen, heroischen* und *sensitiven* Kultur. Die mancherlei Schattirungen, welche zwischen einigen dieser Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und lassen sich leicht klaßifiziren. Ich verspare die Ausführung meines Sistems für ein dickes Buch, wozu ein Ozean von Citaten in Bereitschaft liegt, der bei seiner Ueberschwemmung alle Einwürfe, wie unsichere Dämme zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und wie die Erfahrung lehrt, auch nicht selten sehr glücklich gegen den Menschenverstand. Die meisten alten Eintheilungen der Menschengattung sind ohne dies schon längst verworfen. Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, schwarz, gelb, kupferroth, — wer denkt noch heut zu Tage an diese veralteten Moden? Ein anderes ist es freilich um eine metaphysische Eintheilung! Dem kühnen Versuch, alle Völker der Erde von einem *guten* und einem *bösen* Prinzip abstammen zu lassen, fehlt nichts als — ein Beweis, — so streicht meine Hypothese die Segel, und ihr Urheber muß sich noch allzuglücklich schäzen, daß er kein *geborner Teufel* ist.

VI.

Ueber Proselytenmacherei.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Verschiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie bestimmt hätte, jemanden Ihre Freundschaft zu entziehen. Nie versagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtschaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen, diese mochten von den Ihrigen so abstechend als möglich sein, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menschen oder des gesellschaftlichen Vertrages handelte. Nur der Unwürdige war Ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in seinem Busen übertäuben, und gegen besseres Wissen vorsetzlich die Befriedigung seines Willens auf Kosten der Freiheit und des Eigenthums seines Mitmenschen suchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moralisten ausgehen: die Anerkennung derselben Rechte, die man für sich verlangt, in jedem einzelnen Menschen; führt mich also, mit dem Bewußtsein, daß er die unerschütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine Meinung, welche von der Ihrigen abweicht und sie bestreiten soll, durch Ihre Monatsschrift vor das Publikum zu bringen wünsche.

Der August Ihrer Monatsschrift von diesem Jahr enthält, unter der Rubrik: Proselytenmacherei, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholische Wittwe eines Protestanten;

worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der lutherschen Religion erziehen zu lassen. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Schreibens soll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beschämung des Briefstellers dienen, der auf das „hinterlistigste alle Motive in Bewegung zu setzen „sucht, um eine schwache und betrübte Person zu „einem unredlichen Schritte zu verleiten, indem er „ihr denselben als Pflicht und als Befehl von Gott vor„spiegeln will." Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte, deren Sie Sich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Proselytenmacherei. Ich begreife nicht, wie man im protestantischen Deutschland, welches so lange her bemüht gewesen ist, von allen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in Absicht der Vorstellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen, und Verfassungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verstandeskräfte genaue Kenntnisse einzusammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geist eines angeblich alleinseeligmachenden Glaubens je soweit hat verkennen können, um sich zu schmeicheln, daß seine Bekenner dem ernsten Bestreben entsagen würden, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag sich die Behauptung wohl herschreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um soviel weniger, als es gewiß ist, daß dieser Wahn erst seit kurzem gerügt wird, und überall so wenig Beifall findet, daß er kaum der Rüge werth zu sein scheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, so würde ich seine Entstehung dort suchen, wo man ihn zuerst widerlegte. Von Schulverbesserungen, von Aufnahme der Wissenschaften und Künste, von Klösteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen protestantischer Gelehrten im katholischen Deutschland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht schwärmt man nicht für das Gute, welches jedem nach

seiner Einsicht das Beste scheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthusiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugschluß zu erzeugen: daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als halber Protestant sein müsse. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, sich von dieser vermeintlichen Metamorphose ihrer selbst etwas träumen zu lassen; eben so entfernt, wie jene Protestanten, denen derselbe Enthusiasmus auf den Kopf zusagen durfte: sie könnten, ohne es selbst zu wissen, heimliche Jesuiten sein. Allein es währte gewiß nicht lange, so mußte der Mann, der diese unsichtbaren Verwandlungen erspäht zu haben glaubte, sich selbst seinen Irrthum eingestehn, sobald er nehmlich zur wirklichen Untersuchung schritt, und die deutschen Katholiken gegen das Ideal in seinem Kopfe hielt. Nach dieser Entdekkung wußte er sich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen so notorisch gewordnen Kampf mit seinem eigenen Hirngespinnst. Die längstbekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgesinnten verdienstlich sei, mußte itzt auf einmal etwas unerhörtes heißen, damit man über protestantische Sorglosigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemisirenden Jahrhunderte zurükversetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbsttäuschung auch so weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unsrer katholischen Landsleute die unbilligsten Urtheile veranlaßt hätte; so würden Sie Sich mit mir über eine so natürliche, dem menschlichen Herzen so angemessene, Wirkung wohl schwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole also: daß die meisten Katholiken sich durch den Lehrbegrif ihrer Kirche berufen glaubten, Proselyten zu machen, dies konnte keinem in seiner Religion zwekmäßig unterrichteten Protestanten, keinem, für dessen Belehrung und Unterhaltung durch unsere zahllosen Journale gesorgt werden sollte, unbekannt geblieben sein. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei, stände ja mit der Menschen-

liebe im Widerſpruch, wenn er nicht an den Wunſch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken innig gebunden wäre. Dieſe beiden Grundſätze ſtehen und fallen miteinander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis ſie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Proteſtant, der allen chriſtlichen Parteien ziemlich gleiche Anſprüche auf die Seligkeit zugeſteht, muß zwar nach ſeinem Gefühl dieſen verdammenden Glauben mit ſeiner unmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich geſtehn, daß der Katholik auch bei dieſem Glauben wenigſtens noch *konſequent* iſt. Daß dieſer Glaube, daß ſo mancher andere Glaube ſich des menſchlichen Herzens hat bemeiſtern können: darüber darf der Philoſoph das Loos der Menſchheit bedauern, denn das iſt *ſeinem* Glauben gemäß; er wird aber unſtreitig der letzte ſein, der ſeinen Mitmenſchen die güldene Freyheit abſprechen möchte, zu glauben was ſie *wollen* oder *können*. Dieſe Freiheit aufzuheben, iſt nicht nur unerlaubt, ſondern auch zum Glük nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre," wird man mir antworten, „daß ein Proteſtant, er ſei Philoſoph oder nicht, den Ein„fall haben ſollte, einen andern Glauben, wäre es auch „der alleinſeligmachende ſelbſt, im Heiligen Römiſchen „Reiche verfolgen oder in einem gehäſſigen Lichte dar„ſtellen zu wollen. *Das* aber läßt ſich keinem wehren, „daß er nach Grundſätzen einer erleuchteten Vernunft, „welche ſeit kurzem ſo manche Rieſenſchritte gethan, ſich „ſelbſt von ſeiner Ueberzeugung Rechenſchaft geben, ſich „gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu „vermehren ſucht, mit Gründen verwahren, ſeine Glaubens„genoſſen vor dem Abfall ſichern, und der Wahrheit „Zeugniß geben darf."

Wahrheit! ſchönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menſchengeſchlechte ſo theuer, daß Religion und Philoſophie an die Ergründung ſeines göttlichen Sinnes die

höchste Glükseligkeit knüpften! Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte? Verzeihen Sie diese Apostrophe; Sie wissen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

Die Sonnen: Wahr und Gut und Schön!

Wahrheit also muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und so lange sie einem unaufgelöseten Problem ähnlich sieht, das ist, überall wo Verschiedenheit der Meinungen herrscht: kann ihre Erforschung ohne Diskussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünsche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu sehn; sie sind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntnissen Eingang zu verschaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu lassen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monatsschrift dem Aberglauben, der Schwärmerei und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Absicht, der Wahrheit, wie sie von Ihnen erkannt worden war, Beistimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leser, mit einem Worte, zu überreden. Behauptungen, von deren Zuverläßigkeit man überzeugt ist, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publikum.

Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, insofern er das Bestreben ist, andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir alle *Proselytenmacher*; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht *an sich*, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein. Der Streit zwischen Protestanten und Katholiken hatte vieler Menschen Blut gekostet, als endlich ein feierlicher Friedensschluß jeder Partei die *gewaltthätige Beeinträchtigung* der andern unter-

ſagte. Allein auch damals ſchon kannte man die Rechte der Menſchheit zu wohl, damals ſchon hatte man ſie mit ſo großem Nachdruk geltend zu machen gewußt, daß jedem deutſchen Manne Freiheit des Gewiſſens zuerkannt, mithin auch allen Religionsparteien, deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich beſtätigte, geſtattet wurde, Proſelyten anzunehmen, die ſich durch Beſtimmungsgründe, welche ihnen überwiegend ſchienen, zu einem freiwilligen Tauſch bewogen fänden. Dem Katholiken ſteht es alſo frei, aus eigener Wahl zur proteſtantiſchen Religion überzugehn, und eben ſo dem Proteſtanten, katholiſch zu werden.

Wenn es nun unläugbar iſt, daß der Geiſt der Proſelytenmacherei ſo lange unter den Katholiken nicht erlöſchen kann, bis die katholiſche Kirche durch eine beſtimmte, alle ihre Bekenner bindende, Auslegung ihres Lehrbegrifs den Andersgeſinnten die Hofnung der Seligkeit zugeſtehn wird; wenn ferner durch die itztgültigen Religionsverträge die Gewiſſensfreiheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern geſtattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proſelytenmacherei zu wehren, oder auch nur dieſes Wort mit dem Ausdruk der Verunglimpfung auszuſprechen, um die Handlung ſelbſt und die Religion, welche ſie zu billigen ſcheint, in einem gehäſſigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einſt heftig zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Partei; kaum ſind ſie noch beſänftigt, kaum iſt Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in dieſem reizbaren Zuſtande kann leicht ein hartes Wort die Ruhe ſtören und für einen wirklichen Angrif gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsſtreitigkeiten — ich appellire an Ihr Gefühl! — würde dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu beſtimmen, „innerhalb welchen eine wohlgemeinte Warnung erlaubt „und unbeleidigend iſt? Soll der eifrige Proteſtant ruhig „zuſehn, daß die katholiſche Religion von allen Seiten um „ſich greift, überall durch ihre Ueberredungskünſte neue

„Bekenner an sich lokt, und das Häuflein seiner Glaubens-
„genossen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich
„ganz verschlingt?“ Hier ist meine Antwort. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen, ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen itzt verwerflich scheint: so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselytenmachers bei dem Publikum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst den Sturz der ganzen Partei nur beschleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholischen; und das Resultat bleibt dasselbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls besiegten, so müßten Sie noch heute Muselmänner sein.

Doch die gute Sache des Protestantismus ist bei weitem so verzweifelt noch nicht, als die Furcht vor den Bekehrern sie zu machen scheint. Was beide Parteien, nächst ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verschiednen Glaubensmeinungen vorzubringen wissen, ist alles längst gesagt; und wenn etwas mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, so ist es dieser Satz: den Polemikern auf beiden Seiten sei Trotz geboten, daß sie auch nur Ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit ist schon darum nicht zu vermitteln, weil er die ersten Prinzipien betrift, und schon darum schwer zu führen, weil die tiefsinnigsten Denker, wo es auf Prinzipien ankommt, einander so leicht mißverstehn*). Doch, gesetzt, daß einige der größten menschlichen Geister jene allgemeingültigen Prinzipien, die jeder individuellen Menschen-

*) S. Herrn Reinholds vortrefliche Abhandlung über den Skepticismus, im Juliusstük der Berl. Monatsschrift dieses Jahrs.

vernunft Geſetze geben, ſo gefaßt — oder errathen — hätten, daß ſie darüber einverſtanden wären, und darnach über die Anſprüche der Religionen aburtheilen könnten: ſo wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeſchränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entſcheidungsgrund. Auch die Vernunft κατ' εξοχην exiſtirt nur für den, der ſie zu faſſen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird ſie ein Götze, deſſen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch ſchlimmere Anmaßung ſcheint.

Wenn man demnach, um Proteſtant oder Katholik zu werden, auf die erſten Prinzipien ſelten zurükzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: ſo müſſen wohl andere Urſachen den Ausſchlag geben, ſo oft eine von beiden Parteien einen Proſelyten macht. Hat es ferner ſeine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Proteſtanten für die katholiſche Kirche gewonnenen Proſelyten bedenklich iſt: ſo wird die Veranlaſſung zu dieſen Bekehrungen, ſobald ſie ſich entdekt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es giebt nur zwei Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menſchen wirken kann: durch den Kopf, und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verſtand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl; deſto feſter ſteht die Ueberzeugung, deſto ſchwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu ſetzen, deſto wichtiger, erhabener, vollkommener müſſen die Gründe ſeyn, wodurch man eine Bekehrung bewerkſtelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bei Proteſtanten, welche ſchön und wahr und gut empfinden, richtig und ſcharfſinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten ſei; weil Sie dem Katholizismus, ſobald ihn Menſchen von dieſer Bezeichnung wählen könnten, entweder entſchiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigſtens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verſchiedenheit Ihrer Geiſteskräfte einzuwenden hätten. Alſo: aus welcher Klaſſe von Proteſtanten kann ſich die katholiſche Kirche Proſelyten ſuchen? Die Antwort iſt bereits im vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klaſſe, worin ſo

mancher Protestant keinen Sinn für die Moralität seiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft besitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältnisse seiner Lage und seines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit im Protestantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn besitzt, Gesetze geben, und das geläuterte Gefühl seine Wirkungen von dem roheren nimmermehr erwarten darf: so reduziren sich alle Mittel, welche nicht auf die Erwekkung des moralischen Sinnes, und auf verstärkte Wirksamkeit der eignen Denkkräfte im einzelnen Menschen abzwekken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Ist die Religion in die Verfassung unzertrennlich verwebt, ist sie ein Hauptrad der großen Staatsmaschine, und sieht sich aus diesem Grunde die gesetzgebende Macht gezwungen, um der Proselytenmacherei zu wehren, dem Gewissen des Bürgers Fesseln anzulegen: so hat alle freie Diskussion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann weiter nicht die Rede sein; Denkfreiheit und Moralität der Wahl sind vernichtet; Maschine steht nur gegen Maschine, und je früher man die zwei- oder dreimalhunderttausend Argumente Ihres Königs ins Feld rükken läßt, desto schneller und sicherer ist der Sieg des Protestantismus entschieden.

So wären wir aber heute noch auf demselben Punkte, wo man vor dreihundert Jahren stand; und so viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umsonst gestorben! Märtyrer der Wahrheit, sage ich; nicht der besondern Meinung, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte, — denn unter widersprechenden Meinungen kann höchstens eine nur die wahre sein, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders, — sondern der theuer erkauften, mit Blut besiegelten Wahrheit: daß der Glaube eines

Menſchen, was immer ſein Gegenſtand ſei, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und ſelbſt vom eignen Willen unabhängig iſt!

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieſer Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; ſelbſt die unumſchränkteſten Herrſcher haben ſie zur Richtſchnur gewählt; und durch ihre Kraft iſt das ſchrekliche Zwangsſyſtem in Gewiſſensſachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es alſo, diejenige Klaſſe von Unterthanen, deren Verſtand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigſten Widerſtand leiſten konnte, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ohne Zweifel hatte dieſe Sorgloſigkeit die betrübteſten Folgen für die proteſtantiſche Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Diſtrikte bekannten ſich zur katholiſchen Religion? Die proteſtantiſchen Pfarrer ermüdeten das Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menſchlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtſchafner Proteſtant, der in ſeinem Syſtem mehr Wahrheit und Menſchenglük findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten ſcheinen, für die Erhaltung dieſes Syſtems unter ſolchen Umſtänden recht ernſtlich beſorgt ſein: er muß es um ſo viel eher, da er keine unmittelbare Dazwiſchenkunft einer höhern Macht zum Beſten irgend eines menſchlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unſern Zeitläuften erwartet, ſondern leicht den Beruf fühlen kann ſtatt aller Wunderkräfte ſeine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzuſehn, in welchem für dieſesmal die Beſchirmung der Wahrheit beſchloſſen liegt. Hier iſt indeſſen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerſt, die Bekehrer ſelbſt zu erforſchen. Durch welche Vorſpiegelungen, durch welche Künſte gelingt es denen, die nach der ſo ängſtlich wiederholten Klage der proteſtantiſchen Journaliſten, von der katholiſchen Kirche zu dieſem Geſchäfte beſonders auserſehen ſein ſollen, ſo

viele Protestanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einsicht, von warmem Gefühl, von hinreißender Beredsamkeit sein? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verschmitzten Priestern sprechen die Kläger. „Jenen, so „lautet ferner die Beschuldigung, ist ihre Regel der Inbegrif alles Wissens, ihr Gefühl ist Köhlerglaube, die „Quelle ihrer Beredsamkeit ist die Legende. Diese, fährt man „fort, erschleichen das Zutrauen, schmeicheln dem Gewissen, „halten dem Eigennutz eine Lokspeise vor." Wir wollen hier die Fragen: ob Menschen von dieser Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltnen Auftrags handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Missionen in das protestantische Deutschland schikt, fürs erste unerörtert lassen; genug,

Die Proselyten solcher Bekehrer sind also nur Wundersüchtige von schwacher Vernunft, oder Gewinnsüchtige von erstorbenem Gefühl. Die Unglüklichen! die Bedaurenswürdigen! Welches grausame Schikśal stieß sie so weit hinab, daß sie die schönste Bestimmung des Menschengeschlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glüklich zu sein, glüklich als denkende und empfindende Wesen? Wer fesselte ihre Vernunft, wer stumpfte ihr Gefühl?

„Sie sind Sklaven."

Um ihrer Denkkraft Wirksamkeit, ihrem Gefühl sittliche Vollkommenheit zu verschaffen, fordern wir also ihre Wiedereinsetzung in alle Rechte der Menschheit. Freie Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, so oft man es erwähnt, die Lebenskraft selbst des Sklaven mit seiner Wahrheit durchdringt: Frei sein heiße Mensch sein; der Freie nur bilde sich hinauf zum Vollkommnen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und untereinander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen! Ein freier Bürger eines freien Staats, und zugleich ein Proselyt zu sein: das wäre dann entweder ein Widerspruch, oder es

gereichte dem Kopfe und dem Herzen des Freiwählenden zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zustand jener Unglüklichen, die der Despotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menschheit beraubt hatte, durch eine schlaue petitionem principii zum Beweise angeführt, daß die Vormundschaft eines Despoten ihnen unentbehrlich sei; als ob nicht selbst das roheste oder auch das verworfenste Volk eine größere Masse von Einsichten und mehr lauteres Menschengefühl in sich faßte, als je ein Despot allein besitzen kann. Doch es sei der Fürst der weiseste und beste Mann im Staate; Weisheit und Güte beweisen noch nicht das Herrscherrecht. Kann ich die gesetzgebende Macht meiner Vernunft über mich selbst nur veräußern? Die Gesetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige ist? Sie annehmen, sie anerkennen, sie verstehn, setzt bei mir gleichen Grad der Vernunft voraus: allein alsdann höbe die letzte Voraussetzung die erste auf. Diesem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung giebt es keine Superiorität; Anerkennung aber ist unmöglich bei ungleichem Fassungsvermögen; mithin ist die Herrschaft, selbst des Weisesten und Besten, kein Recht, sondern Gewalt. Die Einschränkung der Gewissensfreiheit ist nur der auffallendste Akt dieser Gewalt; ein Akt, wodurch der Despotismus seinen Untergebenen die Rükkehr zu ihrer eignen Vernunft gar abzuschneiden, alle freiwillige Regungen in ihnen zu erstikken sucht. Mit der Freiheit: sich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeschriebnen Vorstellungen zu machen, verschwindet die letzte Veranlassung zur eignen Anstrengung der Vernunft; bei der maschinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erlischt der letzte Funke von Empfindung, womit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weise Regenten, denen diese tödliche Folgen unverholen blieben, schenkten daher dem Volke die Gewissensfreiheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majestätsrechte der Menschheit in sich

ſelbſt zu empfinden, und deren Ausübung dereinſt in ſeine Hände zurükzufordern. O warum glaubten ſie, daß es noch dieſer Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten ſie ſich nicht groß genug, um die Befreier ihres Volks zu werden? Warum bedachten ſie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, ſoviel als gar nichts der Freiheit des Bürgers einräumen heiße, ſolange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf was ſein Vorfahr baute, und die Geſetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, dieſe von den Eingebungen ſeines Divans, und dieſe wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es ſoll mich nicht wundern, wenn man dieſe Gedanken eines ſchwärmeriſchen Anſtrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geiſtes und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Gränzen des Wirklichen hinaus; und was immer der Lieblingsgegenſtand ſei, womit ſich unſer intellektuelles Weſen beſchäftigt, ſo idealiſirt ihn unſre Phantaſie. In Ihrer Monatsſchrift, dieſem Schauplatz der Schwärmereien für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir ſchwärmen, ſo ſei es für die Freiheit! Das iſt wenigſtens eine unſchädliche, ehrwürdige, herz- und geiſtererhebende Schwärmerei, die nach dem Zeugniß der Geſchichte, nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurük aus unſern utopiſchen Theorieen in die wirkliche ſublunariſche Welt.

Die Gewiſſensfreiheit exiſtirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfaſſung das Widerſpiel der republikaniſchen iſt; und man beſorgt alſo im Ernſt, daß die Bekehrung derſelben zur katholiſchen Kirche unvermeidlich ſei? Inzwiſchen, was nach der Theorie ſo zuverläſſig war, ſo unfehlbar eintreffen mußte, iſt gleichwohl bis itzt noch nicht geſchehen: kein Diſtrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern iſt bekehrt; kein Pfarrer hat über die Verminderung ſeiner Heerde und die Abnahme ſeiner Einkünfte geklagt. Beiſpiele von einzelnen Proſelyten laſſen ſich nachweiſen; allein ſie bleiben ſeltne Ausnahmen, und

können eben so wenig einen allgemein gewordnen Hang zum Katholizismus unter den Protestanten darthun, als Steblitzki und Lord Gordon die besondre Neigung der itzigen Christen zum Judenthum beweisen. So giebt es auch neuerliche Beispiele, daß Katholiken zur protestantischen Religion übergetreten sind; nur fallen sie selten so in die Augen wie der Uebertritt des itzigen Herzogs von Norfolk, und man giebt sich keine Mühe sie zusammenzusuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas allgemeines folgern zu wollen, hier jeden abschrekken muß. Bei der bekannten Denkungsart der katholischen Glaubensverwandten, die den Wunsch nach Bekehrungen rege und die Bewerkstelligung derselben verdienstlich macht, muß allerdings die Zahl der Proselyten, welche zu dieser Kirche übergehn, die der andern weit übersteigen, ohne jedoch für eine stärkere Neigung bei Protestanten zur Apostasie das mindeste erweislich zu machen. Der ganze Unterschied liegt darin, daß die Protestanten sich nicht wie so manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unleugbar häufigen Versuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Protestanten zur Annahme ihres Bekenntnisses zu überreden, es sei nun, daß sie ihre Gründe vom weltlichen oder geistlichen Vortheil oder von beiden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verstand in Anspruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was so oft und dringend von der heimlichen Geschäftigkeit gewisser papistischen Ordensmänner durch den Weg geheimer Gesellschaften, physikalischer und hyperphysischer Prästigiatoren und andrer Emissarien in Ihrer Monatsschrift behauptet worden ist: so möchte man in Versuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieser mächtigen Bestürmung, bei der vorausgesetzten Schwäche der Prinzipien des großen protestantischen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuschreiben: wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die Macht der Gewohnheit nicht das Räthsel löfete. Daß bei vernünftigen Männern Hypothesen sich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten

Britten den Sonntag wie puritanische Kopfhänger feiern, daß die katholische Kirche sich noch der Kurie unterwirft, daß Sklaven sich mißhandeln lassen von schwächern Tyrannen: diese und so viele Dinge mehr werden durch die Macht der Gewohnheit bewirkt. Wie? und der protestantische Glaube wäre allein nicht sicher unter ihrem Schutz? Wenigstens bei den Versuchen katholischer Proselytenmacher ihn wankend zu machen, sollte ich meinen, daß wir ruhig schlafen könnten. Oder wollen wir erst sehn, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwei Kräfte giebt es allerdings, deren Wirksamkeit die Gewohnheit nicht widersteht: der Trieb der Selbsterhaltung, und das Beispiel. Ihre Art zu wirken ist sehr verschieden: die erste bringt schnelle, plötzliche Revolution zuwege; die zweite kommt unvermerkt und langsam zum Ziel. Der Druk des Despotismus, wenn er zu gewaltsam ist, wekt auch in einem anscheinlich erstorbenen Staatskörper das Selbstgefühl des Bürgers. Zum Selbstgefühl erwachen, heißt schon frei sein; denn ein jeder Despotismus ist wie der nächtliche Alp verschwunden, in dem Augenblik, wo das Volk zum ganzen Bewußtsein wieder erwacht. So schüttelt Frankreich itzt den Todesschlummer ab, in welchem es versunken lag, und wird frei. So befreite auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unsre deutschen Voreltern vom hierarchischen Joch; und nimmermehr wird dieselbe Reformation, die so schnell und unaufhaltsam jene aufs äußerste getriebenen Gemüther ergrif, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geistlichen Alleingewalt zurüksinken. Die einstimmige Mißbilligung solcher Maaßregeln, die auch nur dem leisesten Verdacht eines neuen Eingrifs in die Rechte der Gewissensfreiheit unterworfen sind, beweiset zur Genüge, daß die Tyrannei einer protestantischen Unfehlbarkeit schwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu suchen ist. Nichts geringeres aber als der Druk einer solchen Tyrannei könnte die Protestanten

auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht um ein schwereres freiwillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beispiels, diese langsam „und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmei„chelnde Macht, kann unvermerkt die Wachsamkeit der „Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche „untergraben." Ich räume Ihnen ein, von dieser Seite drohet den Protestanten noch die meiste Gefahr. Wo katholische Fürsten protestantische Staaten beherrschen, und die Religion bei der Besetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geschiklichkeit und Verdienst: dort lassen sich die nachtheiligen Folgen des Beispiels leicht voraussehen. Dagegen hat man aber in solchen Staaten dem Mißbrauch der oberherrlichen Gewalt schon vorzubeugen und alle Besorgnisse in Zukunft überflüssig zu machen gewußt. Im Kurfürstenthum Sachsen ist die Besetzung der Landesstellen mit Subjekten die der Augsburgischen Konfession nicht zugethan sind, dem katholischen Regenten gänzlich untersagt. In Hessen mußte Friedrich II unter der Garantie von England und Dännemark der Erziehung seiner Kinder entsagen, dem ältesten Sohn die Grafschaft Hanau abtreten, und den versammelten Ständen mit einem feierlichen Eide betheuern, daß sein Uebertritt zur katholischen Religion keines der konstitutionsmäßigen Rechte der herrschenden reformirten Kirche schmälern sollte. Diesen Maaßregeln muß man es zuschreiben, daß das Beispiel der regierenden Fürsten in beiden Ländern ganz unschädlich geblieben ist. Allein diese Unschädlichkeit, muß ich bekennen, ist die Wohlthat der Verfassung, welche zwar von ächtrepublikanischer Freiheit weit entfernt, aber gleichwohl frei genug gewesen ist, um der Willkühr des Fürsten Gränzen zu setzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der protestantischen Kirche in solchen Ländern stehen, wo alles von der unumschränkten Gewalt eines Einzigen abhängig ist. Gesetzt einmal, der Beherrscher einer protestantischen Despotie träte öffentlich

zum katholischen Glauben über; er besetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er suchte durch eine Verordnung nach der andern den Geist der protestantischen Kirche umzumodeln, katholische oder eigentlicher papistische Grundsätze in denselben überzutragen, die Denk- und Gewissensfreiheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; gesetzt, er wäre schlau genug, das sinkende Ansehen des Papstes in Deutschland unter einem politischen Vorwand aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholischen Erzbischöfe neue Hindernisse in den Weg, und hemmte dadurch die Fortschritte der deutschkatholischen Kirche zur Läuterung und Independenz; — unter diesen, freilich höchst unwahrscheinlichen, Voraussetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Analogie. Nur scheint es mir aus diesem eventuellen Falle, wie aus allem Bishergesagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht der Katholizismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer despotischen Regierungsform, der protestantischen Kirche furchtbar ist. Nehmen wir den Katholizismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, so können Sklaven immer noch durch irgend ein andres geistliches Zwangssystem, irgend ein symbolisches Formular, in Lastthiere verwandelt werden, an denen, wie an den polnischen Leibeigenen, die menschliche Gestalt, das Ebenbild der Gottheit und folglich das Sigel der Freiheit, kaum noch kenntlich ist.

Es ist keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat schon längst gesagt, schon längst, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchischen Despotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwiesen; den letztern hat man vielfältig vor dem höchsten Tribunal der Menschheit aller Majestätsverbrechen angeklagt und schuldig erfunden. Seine Tükke sei indeß noch so gefährlich, so können Umstände eintreten, welche ihn

in gewissen Schranken halten, ihn nöthigen, seinen weitaussehenden Projekten, wenigstens auf einige Zeit zu entsagen. Wenn unter mehrern Staaten von verschiednem Interesse und verschiedner Verfassung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Litteratur im engsten Verkehr miteinander stehen, einer oder der andere sich der uneingeschränkten Regierungsform nähert; so scheuet doch daselbst die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publizität. Der gewöhnliche Despotismus schämt sich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf seinen Schlichen ertappt. Der Blutdurst muß wirklich so hoch steigen, wie bei den Nachfolgern Augusts auf dem Römischen Kaiserthron, eh er sich über diese Furcht hinaussetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrscher den Katholizismus in protestantischen Staaten begünstigte, so scheint mir wenigstens in der Publizität ein sichres Zufluchtsmittel für die bedrängte Kirche zu liegen; die Besorgnisse der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne dringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein sanfter, gutmüthiger Fürst den Despotensitz; in diesem Falle würde man auch durch Anspielungen seinen Endzwek erreichen, und die Proselytenmacherei könnte dann der kleine Husar sein, den man statt des Despotismus peitschte.

Eine solche Metonymie hätte aber auch ihre Gränzen. Es wäre doch unter diesen Umständen unbillig, Scherz in Ernst zu verwandeln, und auf die Proselytenmacherei so aus allen Kräften loszuschlagen, als ob sie wirklich etwas verschuldet hätte. Am wenigsten dürfte es in einem solchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entschuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu schreien — am wenigsten dürfte es da nöthig sein, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inkonsequenzen irgend einer Privatperson von übrigens unbescholtnem Rufe, öffentlich zur Schau zu stellen,

und der Mißdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, bloß weil sie mit unserm Gemisch von Ahndungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unsere Religion nennen, nicht zu reimen sind.

Beschämung! — ja! Beschämung des Briefstellers nennen Sie aber die andere Absicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsschrift abdrukken zu lassen. Sollte wohl sein Betragen dieses harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er ein Katholik, räth seiner Glaubensgenossinn, ihre Kinder katholisch zu erziehn, aus Pflicht zu seiner Religion und als Freund. Seit wenn ist es ein Verbrechen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wenn darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewissensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältnisse der so berathenen Person zur Absicht hat? Allerdings ein großes, unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat; daß er den Satz vom einzig seligmachenden Glauben steif und fest annimmt und darnach handelt; daß er von seinen Aeltern, in der Schule, von orthodoxen Theologen seiner Kirche diese Meinung mit der Muttermilch und mit der ersten Milch des Unterrichts eingesogen hat! Ich müßte mich sehr irren, oder die Katholiken dürfen sich wohl über protestantische Intoleranz beschweren, wenn dasjenige, was nach protestantischen Grundsätzen höchstens ein bedaurenswerthes Unglük ist, einem Menschen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird? Ist es aber in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu sein, und seinem Glauben gemäß zu handeln; so wird man sich auch nicht wundern müssen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen, und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegrif fließen, manches liebloſe Urtheil fällen sollten. Wahrlich, diese gegenseitige gute Meinung bereitet die beiden Parteien zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Christen und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruk heißt es ferner: der Rath dieses Mannes sei auf das hinterlistigste motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, sondern den Vortheil der Wittwe zur Absicht. Wenn ich mir Sie Selbst, meine Herren, an dem Platz des Briefstellers denke, der sich in seinem Gewissen verpflichtet glaubt, seiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proselyten zuzusichern, so begreife ich wohl, daß Sie überzeugender, eindringender, pathetischer geschrieben; allein ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bei deren Erwählung sich einer Hinterlist bewußt gewesen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinseligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, suppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefsteller sogar geglaubt haben könne, ein Versprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuschung läßt sich leicht erklären, vermöge welcher man widerrechtlich handelt, und dennoch sein Gewissen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöser Meinungen über die Gemüther? Nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Diese rechtfertigte ja sogar vorzeiten jeden Angrif auf leibliche Freiheit und materielles Eigenthum der Andersgesinnten; und noch itzt wird die Usurpation, womit sie ihre Aussprüche jeder Vernunft aufdringen und bei einem jeden Räsonnement vorausgesetzt wissen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Besitzes wegen tolerirt. „Gott" — so lautet der gewöhnliche Ausdruk: — „Gott „selbst hat geredet; hier verschwinden alle Einwürfe der Vernunft." So urtheilt der gewissenhafte Mann nach den Postulaten seines Glaubens. Daß dadurch ein Mensch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an seinen Glaubensmeinungen hing, und von ihrer ausschließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt sein mochte,

in seinen Erwartungen hintergangen, daß ein feierlicher, freiwilliger Vertrag gebrochen wird: — von der Unredlichkeit dieses Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begrif. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen sein; unredlich kann der Briefsteller nur alsdann erst heißen, wenn er von der Ungültigkeit seiner Gründe schon voraus überzeugt gewesen ist, wenn er die Wittwe (die bei Ihnen wohl nur in Konformität einer gewissen Terminologie eine schwache und betrübte Person heißt) mit Vorspiegelungen, die seiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verstorbnen Ehemanns noch im Grabe zu beleidigen.

Sie scheinen mir in diesem Falle von einem Katholiken protestantische Grundsätze zu fordern, wenigstens seine Handlungen und Absichten nicht aus seinem Gesichtspunkte zu beurtheilen, und auf diese Weise zu jenen harten Ausdrükken gekommen zu sein, womit nur vorsetzliche Verbrechen, keinesweges aber die Verirrungen, die aus religiösen Meinungen entspringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leser, ganz wider Ihre Absicht, eine hinreichende Veranlassung, Ihre Darstellung des katholischen Bekehrungseifers in die Klasse gewöhnlicher Kontroversschriften zu setzen und den Vorwurf der Proselytenmacherei zu retorquiren. Ihre gewiß verdienstliche Bemühung, dem Heer von Betrügern aller Art entgegen zu arbeiten, und sowohl das geistige Eigenthum unsrer klaren Begriffe als auch das materielle unsrer Baarschaften vor jenem Raubgesindel zu sichern, macht den Wunsch in mir rege, daß nichts in Ihren Aufsätzen vorhanden sein möchte, was die Beschuldigung des Parteigeistes auch von fernher nur begünstigen könnte. Es ist aber unmöglich, bei der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufsätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenschaftlicher Synkretismus zuweilen sichtbar wird, welcher über wissentliche Betrüger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität

gleiche Verdammniß ergehen läßt; ein Synkretismus, welcher die edelsten Menschen, wenn sie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Gesichtspunkte ansehn, sogleich für Mitschuldige erklärt, und als solche zu züchtigen sucht. Ich darf wohl sagen, daß dieses Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsschrift stiften kann, sehr wesentlichen Abbruch thut, ohne, so viel ich einsehe, den mindesten Ersatz zu liefern.

Es raubt Ihnen erstlich alles Zutrauen der Katholiken; nicht allein der sogenannten rechtgläubigen, die jeder Widerstand, wenns möglich wäre, zu größerer Anstrengung gegen den Protestantismus reizen muß; sondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteig zu reinigen wünschen. Diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereien der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und schädliche Mißdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehn aber einschlummern muß, eh es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfsinnigkeit in Ansehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Protestanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieser Denkungsart kann nur die Macht des Beispiels bewirken: des Beispiels der bereits aufgeklärtern Katholiken, die von ihren Fürsten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und durch eigne Vortreflichkeit des Charakters glänzen müssen; der Protestanten, indem sie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlstand und innerer sowohl als äußerer Prosperität aller Art, den ihnen politische und religiöse Freiheit verschaft, in vollem Maaße empfinden lassen, und dadurch den Wunsch nach den Mitteln ähnliche Vortheile zu erlangen, im höchsten Grade erwekken müssen.

Wie viel bleibt auf diesem Wege nicht noch den Protestanten für sich selbst und ihre katholischen Brüder zu erringen übrig?

Von der Härte, womit Sie Sich gegen Andersgesinnte äußern, besorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrükke auch für Ihre protestantischen Leser. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieses nicht der Fall ist, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche sonst Ihre öffentliche Schaustellung der neuen Schwarzkünstler, Desorganisatöre, Goldköche, Monddoktoren, Rosenfelder, und anderer Betrüger unfehlbar in weit größerem Umfang äußern müßte. Ward einmal der leiseste Verdacht von Parteilichkeit in einer Rükficht veranlaßt, so ist man immer geneigt in jedem Falle sie wieder im Spiel zu vermuthen.

Bei der höchsten Achtung für die eigne Beruhigung, welche aus dem Bewußtsein einer guten Absicht entspringt, bleibt mir endlich der Wunsch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer, mit mannichfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wissens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortschreiten, bloß des verschiednen Ganges willen, der jedem eigen ist, und eines Tones willen, den innere und äußere Verhältnisse modifizirten, um der besondern Ansicht willen, wodurch das Eine Wahre jedem anders erscheint, doch nie vergessen möchten, daß wechselseitiges Wohlwollen ihre höchste Ehre ist. Der Aufklärung unsers Jahrhunderts scheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu persönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird diese Intoleranz, die gehässigste von allen, noch dauren? Wenn wird man aufhören zu glauben, daß, weil diese oder jene Prinzipien und Meinungen uns wahr und alleingültig scheinen, sie darum in eben dem Lichte von andern gesehn werden müssen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für sich ver-

langt, auch allen andern zuzugeſtehn; dergeſtalt, daß kein ens rationis den freien Menſchen feſſeln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menſchen allen andern vernünftigen Geſchöpfen das reſpektabelſte Weſen ſei, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzwek haben kann, gewiſſen allgemeingültig ſeinſollenden Prinzipien einen Deſpotenſitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menſchen freie, ungehinderte Wirkſamkeit verſchaffe?

Allein bei der Stimmung unſrer Zeitgenoſſen, bei ihrem Wahlſpruch: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis, bei der traurigen Fertigkeit Andersgeſinnte für ehrlos zu halten, und dieſes Privaturtheil auch ſogleich im Druk zu verkündigen, bleibt die Denkfreiheit nur ein frommer Wunſch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionsſyſtem noch hie und da das brutum fulmen einer zukünftigen Verdammniß herabſchleudern, dürfen wir da wohl von Unvernunft ſprechen, ſo lange das mildere oder ſtrengere Urtheil, welches wir von dieſem Glauben fällen, hinreichende Veranlaſſung giebt, eine ſichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menſchlichen, nach welchen angeblich göttlichen Geſetzen kann dieſes Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal: die Nichtanerkennung der Wahrheit bringt keinem Menſchen Schande, ſondern die Nichtbefolgung der erkannten Wahrheit. Wer ſich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreieks zwei rechten Winkeln gleich ſind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik abſprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematiſcher Axiomen verbunden, wie wäre es billig, ſie an ſpekulative Sätze oder gar an Glaubensſachen, deren Evidenz ſchlechterdings nur ſubjektiv iſt, zu knüpfen?

Doch geſetzt, die Wahrheit wäre das unverfälſchte,

ausschließende Eigenthum der einen Partei: ist Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man sie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verschaft? Ich zweifle sehr, ob man auch bei dem glühendsten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfung bei diesem Geschäfte behaupten, oder sich schmeicheln wird, seinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterschiedne Meinungen betrift, wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf wessen Seite das Recht sich befindet, wo vielleicht Wahrheit und Täuschung auf allen Seiten unzertrennlich in und nebeneinander bestehen: was nutzt es da, die Ehre seines Gegners anzutasten? Ich erwarte keine Antwort auf diese Frage: dahingegen die andre: was es schadet? leicht so beantwortet werden kann, daß ein behutsameres Verfahren gegen Andersgesinnte ungleich räthlicher erscheint. Oder ist der gute Namen eines Privatmannes, der nach andern Grundsätzen als die unsrigen handelt, ein Ding womit man nach Gutdünken spielen kann? Daß Menschen, die das Bedürfniß geliebt zu werden innig empfinden, so leichtsinnig andern entziehen wollen, was sie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philosophen sich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindestens zu reden, unentschieden ist, ob sie gut oder böse, nützlich oder schädlich sei! Daß der Wahrheitseifer noch immer so verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verschiedenheit der Meinungen nicht größer sein kann; wo der freie Untersuchungsgeist erst anfängt seine Fakkel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfsinn und Tiefsinn, Erfahrung und Selbstgefühl so dringend bitten, die Entscheidung der immer nöthiger gewordnen Frage: was ist Wahrheit? zuvor abzuwarten!

Diese Gedanken erwachten von neuem in mir bei der Lesung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des mainzischen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefsteller meine Meinung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der

Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzustellen. Ich will mir schmeicheln, daß ich dadurch bei manchem Ihrer Leser. der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefsteller schon der Hinterlistigkeit und Unredlichkeit schuldig glaubte, eine Revision des Prozesses veranlassen, bei einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies ist wohl die geringste Entschädigung, welche man einem unbescholtenen Manne*) für die Kränkung, sich öffentlich beschuldigt und verurtheilt zu sehen, verschaffen kann; und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, persönlichen oder unmittelbaren, Verhältnisse mit ihm zu stehn, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen, damit vor dem Publikum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir sein, wenn dieser Aufsatz so beschaffen wäre, daß Sie Selbst über die darin verhandelten Gegenstände Ihre Gesinnung ein wenig mildern, und insbesondre Sich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefstellers weiter gegangen zu sein, als die Unbekanntschaft mit seiner Denkungsart, und die in seinem eignen Schreiben vorangeschikten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen scheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es schaden könne, durch die Eröfnung einer Ansicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlassen; dem Ziel, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein andrer etwas näher, und was uns dabei an absoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufsatzes dennoch einer Entschuldigung, so fände ich einen sehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsschrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholizismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Auftritte in katholischen Ländern, bei dem hiesigen Publikum gegen die von einem aufgeklärten Fürsten hergezogenen Nichtkatholiken end-

*) Diesen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

lich doch erwekken könnte. Dieser Schade wäre schon an sich so groß, daß er in meinen Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zulezt darauf hinaus, die wohlthätige Absicht, welche man durch die Anstellung der Ausländer, ohne Rükſicht auf ihre religiöse Meinungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrschenden Glaubenssäze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; so scheint kein Mittel wirksamer dasselbe zu entkräften, als die Verpflanzung solcher Andersgesinnten in den Staat, damit sie als nüzliche, rechtschaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienste geschäzt werden können. Wie aber, wenn es in protestantischen Ländern hinlänglich ist, ein Katholik zu sein, um schon Mißtrauen zu erwekken; wenn man sichs dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältnisse eines jeden Katholiken mit neugierig-argwöhnischen Augen zu durchspähen; wenn Protestanten, nicht zufrieden diese Wachsamkeit, sie sei nun überflüssig oder nicht, auf ihre eigene Heimath und Staaten, wo der Protestantismus herrscht, vorsichtig einzuschränken, ihren Späherblik auch über die Gränze, gleichsam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung schuldig zu sein glaubt? — umher irren lassen, und dort ohne Rükſicht auf die Gehässigkeit dieser Rolle, das Innere der Familie, welches sogar der Gesezgebung heilig ist, auskundschaften, die willkührlichen Privatmeinungen der Menschen vor ihren Richterstuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der protestantischen Kirche erheischen soll, mit einer Anmaßung, die sich bis izt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beschämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in diesen Schritten endlich einen unversöhnlichen Religionshaß, einen zügellosen Parteigeist zu erblikken glauben, und sich dann selbst den Vorwurf machen, daß sie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Protestanten mit sorglosem

Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter sich im Mainzischen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erstrekt, desto mehr wird die Unbilligkeit daselbst auffallen müssen, womit einzelne Beispiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den tridentinischen Lehrbegrif mühsam hervorgesucht werden, um eine Beschuldigung zu motiviren, die man hier so wenig verdient. Ist es nicht auffallend, wie selten von einer Seite die Beispiele von katholischer Intoleranz in hiesiger Gegend, und wie erpicht und verhetzt auf der andern manche Menschen auf diese Jagd sein müssen, da der im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwei verschiednen Einsendern aufgeschnappt worden ist? In der That, wenn man katholischer Seits alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltviller Briefsteller nur verlangen können, wird sich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menschen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ihn nennen, frei und besserdenkenden katholischen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen sind, und daß ein Beamter, der allenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholischen Lehre als Bellarmin, Busenbaum und Konsorten, um Rath zu fragen, unglüklicherweise nicht gewußt zu haben scheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerst Mensch und Bürger sein könne. Aber mit diesem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn sich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß diesem Lande der rege Geist der Proselytenmacherei zugeschrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, sondern auch Protestanten einer zu weit getriebenen Besorgniß zuschreiben, um Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es versteht sich von selbst, wenn man vom Geiste eines Landes spricht, so spricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; sonst wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berlinischen Monatsschrift für den Geist des Protestantismus zu halten. Wenn also die Ausnahmen

nicht gelten ſollen, ſo ruhet allerdings der Geiſt der Proſelytenmacherei in den mainziſchen nicht nur, ſondern in den meiſten aufgeklärteren deutſchkatholiſchen Staaten. Es werden von hier aus weder Miſſionare in proteſtantiſche Länder ausgeſchikt, noch die hier wohnenden Proteſtanten durch Bekehrungsvorſchläge beunruhigt. Proteſtanten können hier zu allerlei weltlichen Aemtern gelangen; die hieſige Univerſität hat ſogar das rühmlichſte Beiſpiel einer uneingeſchränkten Toleranz gegeben, und ohne Rükſicht auf religiöſe Meinungen einem Juden den mediziniſchen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weiſen Menſchenfreundes auf dem Kurfürſtlichen und Erzbiſchöflichen Throne hat die aufgeklärte Geiſtlichkeit einem proteſtantiſchen Gelehrten, meinem ſeligen Vorgänger Dieze, in der hieſigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabſtätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle proteſtantiſchen Gelehrten, der uneingeſchränkteſten Gewiſſens- Denk- und Preßfreiheit genieße; in einem Lande, wo man ſich der Uſurpation der römiſchen Kurie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menſchheit muthig widerſetzt; in einem Lande, wo alles von der Abſicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eigenes Denken zu befördern, redende Beweiſe giebt: in dieſem Lande fühle ich den Beruf, ſowohl den katholiſchen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtſchaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundſchaftliche Vertrauen würdiger Menſchen mit mir theilt, öffentlich zu verſichern, daß wir aus eigener Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die mainziſche Proſelytenmacherei nicht beipflichten können. Herberufen, nicht um ſeine beſondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, ſondern um gemeinnützige Kenntniſſe in Befolgung ſeiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Ausländer hier den moraliſchen Endzwek und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menſchliches jedem beigemiſcht zu ſein ſcheint, damit ver-

wechseln zu müssen. Verehrungswürdig aber ist ihm dasjenige Publikum, welches den apostasirenden Protestanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieser einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl, der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beispiele von Proselytenmacherei, insofern sie eine allgemeine Stimmung darthun sollen, zu Schanden macht.

Um die Uebersicht zu erleichtern, fasse ich itzt die Hauptpunkte meiner Meinung zusammen.

I) Der katholische Bekehrungseifer hat selbst unter den nachtheiligsten Umständen für die protestantische Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II) Die Gewissensfreiheit ist aber bei despotischen Regierungen immer in Gefahr.

III) Aller Zwang bildet Maschinen, und jedes Symbol ist der freien Moralität des Menschen nachtheilig.

IV) Wenn Protestanten apostasiren, so läßt sich in den meisten Fällen die Ursache auf Mangel an Einsicht und moralischem Gefühl zurükführen.

V) Das einzig sichere Mittel diesem Mangel abzuhelfen ist Freiheit.

VI) Jedes andre Mittel ist gewaltthätig, und schon darum unwirksam.

VII) Denn seiner Meinung die Beistimmung andrer verschaffen, (Proselytenmacherei) ist im Erkenntnißtriebe gegründet, und an sich tadelfrei.

VIII) Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholischen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer sogar eine Pflicht scheinen.

IX) Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen bessere Ueberzeugung handelt, und also nur in diesem Falle kann der Bekehrer Beschämung verdienen.

X) Die Befugniß aber, Privatverhältnisse öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu bestrafen, wenn sie gegen die Meinung einer Privatperson anstoßen, ist dieser letztern noch nicht zugestanden.

XI) Auch ruhet wirklich der Geist der Proselyten-

macherei in den deutschkatholischen Staaten, und einzelne Beispiele von intoleranten Menschen beweisen nichts wider diese Behauptung.

XII) Man ist vielmehr in verschiednen deutschkatholischen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Druk- und Gewissensfreiheit beschäftigt.

Diese Sätze, habe ich geglaubt gegen Sie, meine hochgeschäzten Herren, behaupten zu können. Izt überlasse ich sie nebst meinen Gründen, ihrem Schiksal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unsers verewigten Lessing über einen gewissen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Besizt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bei Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurük? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger!

Mainz, d. 7 Septemb. 1789.

Georg Forster.

VII.

Die Kunst und das Zeitalter.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste ist die Blüthe der Kunst. Vor dem Entfalten scheint ihre Knospe nur ein dunkles Chaos, welches sich mühsam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, ist nur entseelte Gestalt. Vergebens wünscht man diesen glänzenden Moment zu verlängern oder festzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen steht in menschlicher Hand. Unter einem glücklichen und in seiner Art einzigen Zusammenfluß von Umständen erhoben sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerstörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menschengeschlechts erschienen ist, bewahrt noch die heilige Glut, an welcher der Genius der neueren Kunst seine Fackel zu zünden versuchte. Allein was bleiben die Kunstepochen des alten und des neuen Roms, was die späteren Frankreichs und Grosbritanniens, sobald Griechenland seine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaas, welches Polyklet in seinem Kanon oder Parrhasius als anerkannter Gesetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Karakter, ihre Harmonie von irgend einer griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer

Zeiten, wozu die griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe, griechiſches Koſtume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo iſt ein Schnirkel unſerer Baukunſt, wenn er das Siegel des Schönen an ſich trägt, deſſen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen ſtammt? Warum endlich, ſteht Raphael einzig unter den Neuern? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden laſſe, ſoviel Anlage zum großen Mahler? Weil jener die hohe Idealiſirungskunſt der Alten beſaß, und dieſer nach ihren ſchönſten Werken kopirte.

Unermeßlich iſt die Entfernung, in welcher die moderne Kunſt hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet ſich die Kluft zu meſſen, die das Wahre von dem Falſchen trennt? In dieſer ſchneidenden Bezeichnung ſcheint etwas hartes, vielleicht ſogar unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunſtwerke, ſo wird man uns eine ſtrenge Wahrheit hingehen laſſen, für welche die Recriminationen des Publikums und der Künſtler ſelbſt uns Bürgſchaft leiſten. Die Norm des Schönen liegt ſchon im Innerſten unſeres Weſens; ſie beſtimmt des Künſtlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieſes, der menſchlichen Natur angeborene Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberreſten antiker Kunſtgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Geſtalt, den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerk der Neuern faſt gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beſchuldigung, daß Gewinnſucht und Stolz den neueren Artiſten beherrſchen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeiſterung des Schönheitsſinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künſtler über Kälte der Zeitgenoſſen, über Verfall des Geſchmacks, über Vervollkommnung mechaniſcher Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunſt entbehrlich machen, indem ſie einem Luxus Genüge leiſten, der keines erhabenen Schwunges fähig iſt? Zu welchem andern Endzweck tritt auch die Schiedsrichterin Philoſophie hervor um den Streit des Zeitalters mit den Künſtlern zu ſchlichten? Beſchuldigt ſie nicht den

rauheren Himmelsstrich mit seinen verkrüppelten Gestalten, seinen reizlosen Verhüllungen und der steifen Ehrbarkeit seiner gleissenden Sitten? Ja, sie beschuldigt auch jene finstere Schwärmerey, die aus Furcht vor dem Mißbrauch sich von allen Naturbestimmungen lossagen, und aus Menschen sinn- und seelenlose Maschinen schaffen möchte; sie beschuldigt endlich noch jenen weltlichen Despotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt und wenn dieses stockt, sie alle stocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Ursache sucht, muß wenigstens vorhanden, und ihre Existenz von allen Seiten anerkannt worden seyn. Nähere Bestimmung des Begrifs, den wir mit dem Endzweck der Kunst verbinden, und Winke, von demjenigen, was der heutige Künstler uns gewährt, werden unsere Behauptung in ein helleres Licht setzen.

Das Kunstwerk im Verhältnis zu seinem Urheber ist die Schöpfung seiner individuellen Kräfte in einer schon gegebenen Materie; Umwandlung derselben nach den Bildern, welche seine Phantasie, vom Anschauen geschwängert, als ihre geistigen Kinder gebahr; empfangener Eindrücke Darstellung im Aeußern. Dieser sittliche Bildungstrieb ist wie der physische in jedem einzelnen Menschen von höchstverschiedener Intension, und überdies entwickelt er sich anders in jedem, nach der mannichfaltigen Verschiedenheit des äusseren Verhältnisses. In manchem Griechen gieng vielleicht ein Lysander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenosse die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; dahingegen auch mitten im Genuße des attischen Ideenreichthums ein schwacher Kunsttrieb in unfruchtbarer Ruhe dahin starb. Intension der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äussern und innern Sinnes und höchste Perfectibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmassen, mit einem Worte, die sittliche und physische Vollkommenheit des Künstlers, ist folglich nur das erste Erfordernis der Kunst. Er empfinde lebhaft, empfange zahllose Eindrücke und setze sie schöner zusammen; seine künstliche Hand gehorche willig dem schaffenden Triebe und ihr materielles Gebilde versinnliche treu und vollkommen das

Geschöpf seiner Phantasie: wenn die Natur, aus welcher er schöpfen muß, ihm ihre schönsten Formen vorenthält, verloren ist dann alle seine Mühe.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was *Schön* genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Gränze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstralen erklärt uns eben so wenig, *wie* die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz und schmolz in namenlosem Entzücken. So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Wercke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Demzufolge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine inneren und äusseren Beziehungen unserer Vernunft vor allen anderen richtig ist. Also nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Gestalten des Pflanzenreichs, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, aber sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schoos; selbst thierisches Leben nicht, des Daseyns unbewußt, an inneren Beziehungen arm; sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl ausser sich nur Correlate seiner innern Harmonie erblickt, — *der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.*

Was man auch über den Urſprung der Menſchengattung wähnen mag; es ſey, daß jedes Land ſeine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamm hervorgehen ließ, oder daß von Einem gemeinſchaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Urältern das ganze Heer der Nationen entſproß und ſich allmälich über alle Weltgegenden verbreitete: ſo mußte doch bei der vielfältig verſchiedenen Beſchaffenheit der Länder und ihrem wirkſamen Einfluß auf innere und äuſſere Bildung, die Gegend irgendwo zu finden ſeyn, wo die menſchliche Organiſation mit der Lage, den Erzeugniſſen, dem Himmelsſtrich, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zuſammenſtimmte, ſie zur höchſten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht ſchwer halten, nach den Merkmalen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die ſchönſten Formen der Menſchengattung einſt entſtehen mußten. Das milde gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwicklung der Kräfte und Vermehrung der Kenntniſſe ſo bequeme Lage, die Freiheit der Verfaſſungen, das daraus entſtehende ſchöne Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Kultur, der Gedankenreichthum bei der höchſten Reizbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf dieſes Ziel.

Hier alſo vereinigten ſich jene Bedingniſſe, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunſtwerks unentbehrlich ſind. Der Künſtler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um ſich her Geſtalten, die ſeinem Sinne für das Schöne entſprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anſchaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtiſch bei der einzelnen Form; von mühſamer Nachahmung ſchwang er ſich empor zur edlen Freiheit der Wahl; das Schönſte erkohr er unter dem Schönen. So ſtellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor ſich hin, um aus ihren verſchmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia ſein bewundertes Gemählde zu entwerfen. Denn ohne leiſen Mißton iſt keine, ſelbſt nicht die lieb-

lichſte Form, in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetſte irdiſche Weſen nur ein Akkord iſt jenes großen Zuſammenklangs, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt!

Eine Stufe war noch zu erſteigen übrig, und auch zu dieſer hob ſich die griechiſche Kunſt. Das Gefühl des Künſtlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen ſich die Lebenskraft offenbart. Es gnügte ihm nicht länger, nur einen ſchönen Leichnam zu formen; den ſchönen Körper belebte die ſchönere Seele und vor ſeinem Marmorbild ahndete der Zuſchauer zum erſtenmal, wie größere Menſchen empfinden. „Dieſe Stirne birgt hohe Weisheit," rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und ent„räthſelt die Zukunft; Ueberredung fleußt von ſolchen Lippen! „Den Schleier der Geſtalten durchſchimmern hier Leiden und „Genuß; aber ſie ſtören nicht das ſchöne Ebenmaas ihrer „Züge, entadeln nicht ihre Stellung: ſo leidet und ſo ge„nießt der Held und der Weiſe!" Von gehaltener Wirkung iſt jeder Karakter, wenn Schönheit ſeinen Ausdruck begränzt. Die ernſte Jungfräulichkeit ſcheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, ſondern flößen das ſtille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. Liſt und Trug werden im Sohn der Maja zur anſchmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit iſt nur Frohſinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verſchwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künſtlerphantaſien, berauſcht von den Göttergeſängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich iſt. Entfeſſelt von dem gröberen Körper, allwirkſam ſtand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätheriſchen Umriſſen noch ſichtbar, wie ſie im Ichorſtrom die ſchöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Misgeſtalt übergeht, ergriffen ſie die möglichen Geſtalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in ſich faßt, und ſchufen ahndungsvoll das hohe Ideal!

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung

uns beglückt und die freye Phantaſie in roſigen Träumen ſchwärmt. Uns ſelbſt vergeſſend im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtands, faſſen wir ſeine ganze Fülle und werden Eins mit ihm. Nicht blos die Liebe ſpricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genuſſes iſt dieſe unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes. Aber auch nur was ſo innig empfangen, uns ſelbſt ſo innig angeeignet ward, kann wieder eben ſo vollkommen von uns ausſtrömen und als neue Schöpfung hervorgehn. Dieſen Urſprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebahr; ſie ſind die Kinder eines edlen, großen, umfaſſenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltſamer Energie. Das reifere Alter iſt ſelten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannichfaltigen, indem ſie das Selbſtbewußtſeyn ſchärfte, hat ihm ſeine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen ſeinen Handlungen her; Selbſterhaltung iſt ihr Zweck und Selbſtverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daſeyns ſchließt jedes Wirken aus, wobey die Individualität verläugnet werden muß; die Vernunft uſurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Geſetze beſchränken die Thaten des Herzens.

Weſſen Blick durchdringt die dunkele Ferne verfloſſener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen ſo zu faſſen und in einem großen Zuſammenhange vor ſich aufgedeckt zu überſchauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schickſale vom Entſtehungspunkt an, von jener erſten Wildheitsepoche der fälſchlich ſogenannten Willkühr, wo ſinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen ſpielte, bald um die Herrſchaft mit ihnen rang und bald mit unumſchränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erliſcht und der Mechanismus ihrer Vorſchriften allein übrig bleibt, in deſſen langgewohnten Banden die geſchwächte Organiſation maſchinenmäßig oſcillirt, gleichſam von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es jemand dieſen Analogien mit dem Einzelnen noch weiter nachzuſpüren,

und die Dauer der gesammten Menschengattung, als Einheit betrachtet, mit unseres individuellen Wachsthums und unserer Abnahme Stufen zu vergleichen, des Kindes thierische Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernst und des Greises Gewohnheitsspiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigstens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen, die Punkte des Werdens und der Auflösung bestimmen, oder mit den Phänomenen der Geschichte ein hypothetisches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es ist mehr als Hypothese, dem Forscher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeisterung die Menschheit ergriff, ihr Sinn sich aufschloß dem Schönen, sich nährte von den Rhapsodien des Dichters und des plastischen Künstlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunst ward die Pflegerin der Wissenschaft. Das schöne Ebenmaas ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Mensch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabsehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künstler innig gefühlt, kühn geahndet und glücklich dargestellt hatte, dort bestimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinstimmung, dort abstrahirte er die ganze Kritik der Kunst. Jetzt also demonstrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichschöne, welches man bis dahin in dem Rhythmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menschliche Geist sich seiner freyesten Thätigkeit und insbesondere die Vernunft sich ihrer höchsten Entwickelung nahte, gieng unvermerkt die ästhetische Empfänglichkeit verloren. Der geistreichste Schriftsteller unseres Jahrhunderts hat irgendwo so fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein scharfsinniges folgen kann, und modernes Verdienst nur in der Zergliederung des Verdienstes der Alten besteht.

Griechische Weisheit hat sich daher erhalten bis auf

uns, indes griechiſche Kunſt, wie der Blüthenſchnee des Frühlings dahin ſchwand. Die Weltbeherrſcherin Rom verbreitete in ihren entfernteſten Provinzen denſelben Geiſt der Geſetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenland aus die ganze abendliche Welt überzog, verſchmähte nicht den Mantel der griechiſchen Philoſophie. Der Sturz des Reichs, der eine unvermeidliche Folge des erſtickten Schönheits- und Tugendſinnes war, vermochte nicht die Fortſchritte der Vernunft zu hemmen; ſelbſt Gothen und Sarmaten, Araber und Kreuzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung griechiſcher Wiſſenſchaften beytragen, bis die erſchöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunſt ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfaſſung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung verſetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwiſchenraum der Ruhe und des Wohlſtands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten ſich zugleich wieder die erſten Keime des künſtleriſchen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunſt das Unglück, daß die Wiſſenſchaft ihr längſt zuvorgeeilt war, und anſtatt daß man ehmals von dem Kunſtwerk Regeln entlehnte, ward jetzt der Künſtler verurtheilt, in den Feſſeln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene ächte Kunſt der Alten, die jetzt auf den Brandſtätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenloſe Zweige trieb. Die ſeelenvolle Tochter der Begeiſterung und des Gefühls war verſchwunden; an ihrer Stelle wankte mit unſicherm Tritt eine Truggeſtalt, die Geburt des Bedürfniſſes und der Beſonnenheit.

Wie Aſträens Sendung an die Menſchheit vollendet war, ſobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Wort des Geſetzes im Richtſtuhl ſaß, ſo war auch die erhabene Beſtimmung der Kunſt, die Lehrerin und Bildnerin der Menſchen zu ſeyn, in jenem Augenblick

erfüllt, da die Philoſophie dieſes Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmliſche ſo frühe der Schweſter nachzog auf den Olymp, daß ſie ſich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menſchen herabwürdigen ließ, und ſeiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorſtellen, welches noch von unſerm Apparat des logiſchen Wiſſens weit entfernt, aus unmittelbarem Anſchauen Belehrung und Weisheit ſchöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menſchheit in jenem Volke betrachten, das mit umfaſſendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantaſie die friſchgeſammelten Bilder verwebte, mit zartem Menſchengefühl und hoher Einfalt des Geiſtes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeſchwächtem Triebe die Empfindung in That ſich äuſſern ließ; endlich, wenn wir dort, eh noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen beſtimmte, eh noch die Theorie erſonnen ward, welche Kunſt in Mechanismus verwandelt, dort die zahlloſen Kunſtgebilde erblicken, die jene Kraft, inſtinktähnlich, zu Meiſterwerken ſtempelte; zu Meiſterwerken, denen nicht etwa nur ein ſelbſtſüchtiger Lukull in ſeinen Paläſten huldigen ließ, ſondern die mit dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahndung des Sittlichſchönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemiſch von Ehrfurcht und Vertrauen zu ſeinen menſchenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieſer reitzende Augenblick im Leben der Menſchengattung wie die Blüthezeit der Roſe vergänglich ſeyn, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie floſſen die Erſtlinge griechiſcher Kunſt ſo ſanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthiſchen Jüngling die Hand, als er das erſte Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künſtler das Herz, als er die edle Geſtalt in Metall oder Marmor zuerſt verewigte. Dankbarkeit gegen die „ge-

ahndeten, beſſeren Weſen," womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, ſchuf die erſte Bildſäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menſchheit. Jetzt ergrif dieſe edle Schwärmerey das ſtaunende Volk; es belohnte die Tugend ſeiner Feldherrn, ſeiner Geſetzgeber, ſeiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen; es lies den delphiſchen Tempel und das Pöcile vom Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm ſeinen Donnerer und ſeine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnaſien und Tempel, die der Stolz der Baukunſt waren, erhoben ſich auf jener bezauberten Erde; der Pinſel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der aſiatiſche Luxus mit lydiſchen Schätzen aufwog; die Künſtler und das Volk überließen ſich der Reizbarkeit des Gefühls und beeiferten ſich in die Wette, das Verdienſt ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der ſich am gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht gnügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das ſtolze Athen an die Verſchönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feſte mit jugendlichem Leichtſinn Millionen verſchwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunſt hatte einen andern Urſprung und ein anderes Schickſal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bey dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes, durch feudaliſche Tyranney und immerwährende Kriege, zur thieriſchen Lüſternheit, zur eigennützigſten Selbſtſucht, zu allen niederen Leidenſchaften tief hinabgeſunken. Scholaſtiſches Scheinwiſſen, unheilbarer als Unwiſſenheit, thronte in den Lehrſtülen; gekettet an den todten Buchſtaben, vertiefte man ſich in logiſche Spitzfindigkeiten und metaphyſiſche Grübeleyen und führte unverſöhn-

lichen Wortſtreit, indes der Weg der Anſchauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten Schleyer um die beſten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geſchmackloſe Ueppigkeit und kleinliche Selbſtſucht in den Sitten, Thorheit in den Wiſſenſchaften und Wahn im Volksglauben, auf die Phantaſie des modernen Artiſten und lähmten den Fittig, womit er ſich, ſtolz auf beſſere mechaniſche Hülfsmittel und beſeelt vom Anblick attiſcher Trümmer, den Alten nachzuſchwingen erkühnte.

Ein Gefühl iſt es, aus welchem die Kunſt und die Tugend entſpringt; aber der kalte Hauch des Deſpotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeiſtern, der kein Vaterland hatte, ſondern einen Herrn. Kein befreytes Athen winkte dem Künſtler, ſeinen Harmodius für die Nachwelt zu bilden, keine Amphiktyonen erwieſen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbunds. Im Stahl der Rüſtung, unter den unförmlichen Wolken der nordiſchen Kleidung ſuchte ſein forſchender Blick vergebens den Menſchen; die Helden ſeines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in dieſen barbariſchen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und ſchöner in ihre Tugend gekleidet. Selbſt im Heiligthum der Tempel wartete des Künſtlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der griechiſche Anthropomorphismus entzückte. Im Schönſten und Beſten alles Sichtbaren, in der menſchlichen Form, deren erhabenſte Reize die griechiſche Kunſt den Göttern verlieh, in idealiſchen Verhältnißen, die den Glauben an mehr als menſchliche Vollkommenheit verſiegelten, ſah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Quaal des gefolterten Dulders bleibt die Darſtellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit dieſen Spielen der Phantaſie, aus dem Jugendalter der Menſchheit; hinweg mit jedem kindiſchen Verſuch, den reinen Vernunftbegrif in ſinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott iſt ein Geiſt! gepredigt wird, ent-

weiht ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeiſtiges Urweſen verehrt.

So ſtieß die alternde Menſchheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborene Kunſt in die Sphäre der Dienſtbarkeit hinab. Dennoch ſtreben viele hinan den ſteilen Pfad zum Künſtlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wiſſenſchaft dürfen ſie herannahen zum Tempel der Kunſt. Nach tauſend erlernten Regeln wählen ſie ihren Gegenſtand, ordnen Stellungen und Figuren, karakteriſiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuſchung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobſpruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen iſt, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abſtraktion zu geleiten, und die Ahndungen des Wilden, womit er ſich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menſchenähnlicher Weſen träumte, in die reizende, wohlthätige Hülle der idealiſchen Schönheit zu kleiden.

Die ſchönen Stunden des unbefangenen Genuſſes ſind auf ewig entflohn! Traure, wer ſeiner Jugend nicht froh geworden iſt. Hohnneckend triumphire der finſtre Freudenſtörer, der nie empfand. Tröſte ſich der Weiſe, der im Wechſel der Dinge das Ziel herannahen ſieht.*)

*) Die Unvollkommenheiten dieſes flüchtigen Aufſatzes wird man vielleicht eher entſchuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die erſten Anſichten der Phantaſie über einen Gegenſtand enthält, deſſen vollſtändige und beſtimmte Ausführung metaphyſiſchen Ernſt erheiſchte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftſteller oft unwillkührlich für dieſe oder jene Art der Compoſition beſtimmen, und wiſſen, daß im Augenblick der Begeiſterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnden glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erſcheinen darf. Allein es ſey ferne, daß dieſe Kleinigkeit auf eine Kritik Anſpruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag ſie bey den Leſern anfragen, ob ſich jemand unter ihnen finde, deſſen Gefühl ſich in ihren

Geſichtspunkt verſetzen kann? Der Verfaſſer hat es nur verſucht, ſich ſelbſt das Phänomen ſeiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, ſelbſt das geprieſenſte Kunſtwerk kalt und gleichgültig läßt, ſobald es keine Spuren jener Idealiſirung an ſich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zuſammenſtellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geſchicklichkeit hat er nur raiſonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

VIII.

Ueber lokale und allgemeine Bildung.*)

Was der Mensch werden konte, das ist er überall nach Maasgabe der Lokalverhältnisse geworden. Klima, Lage der Oerter, Höhe der Gebirge, Richtung der Flüsse, Beschaffenheit des Erdreichs, Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit der Pflanzen und Thiere haben ihn bald von einer Seite begünstigt, bald von der andern eingeschränkt, und auf seinen Körperbau, wie auf sein sittliches Verhalten, zurückgewirkt. So ist er nirgends Alles, aber überall etwas verschiedenes geworden, das dem Verstande des Forschers, wenn er über die Schicksale und Bestimmungen seiner Gattung nachdenkt, Aufschluß verspricht, oder wenigstens den Stoff zu einer eigenen Hypothese über den wichtigsten Gegenstand unseres Grübelns in die Hände spielt.

Wenn wir, auf unserer jetzigen Stufe der Kultur, den weiten Umfang aller in den Menschen gelegten Kräfte überschauen und es uns dann scheint, wir hätten mehr an unser ganzes Geschlecht zu fordern, als es wirklich geleistet hat, so täuschen wir uns selbst durch die Verwechselung unserer individuellen Erkentnis mit jener andern, welche sich unter minder vortheilhaften Verhältnissen entwickelte. Die Zerstreuung der Völkerschaften über die Erdoberfläche gieng *vor* ihrer sittlichen Ausbildung vorher und dadurch

*) Dieser kleine Aufsatz ist ein Bruchstück eines Versuchs über die Indische Dichtung.

geschah es, daß von so vielen, zum Theil widersprechenden Anlagen eine jede sich irgendwo und wann unter günstigen Umständen bis auf den äussersten Grad vervollkommnen und anwenden ließ. Ohne diese vereinzelte Darstellung der menschlichen Kräfte ist nicht einmal die Zusammenfassung und Idealisirung denkbar, die uns zum Zeitvertreibe dient, wenn wir unseren Mitmenschen eine abstrakte Norm der Vollkommenheit anmessen, und sie dann im moralischen, wie im physischen Sinne, zu lang oder zu kurz, oder sonst auf irgend eine Art unförmlich finden.

Führte nicht die Spekulazion, wie eine philosophische regula falsi, zu gewissen brauchbaren und zuverläßigen Resultaten, wenn schon sie von Voraussetzungen ausgeht, die keine Wirklichkeit haben, so mögte man vielleicht fragen, welche Untersuchung die müßigste sei, die: wie die Menschengattung anders hätte werden können, als sie schon geworden ist? oder die: was eigentlich noch aus ihr werden solle? Gewiß würde man nie den Traum der allgemeinen Gleichförmigkeit geträumt haben, wenn man richtige Vorstellungen von Europa und Indien, von Grönland und Guinea zum Grunde gelegt hätte. Zugestanden, es sei möglich, daß gänzlich gesittete Völker unter jeden Himmelsstrich verpflanzt, eine gewisse überlieferte und verabredete Uebereinstimmung beibehalten könten, so ist es wenigstens bis zur augenscheinlichen Ungereimtheit des Gegensatzes offenbar, daß die Kräfte der Natur ihrer Nachkommenschaft bereits im ersten Gliede ein nach dem Ort und seinen Beziehungen jedesmal wesentlich verschiedenes Gepräge aufdrücken müßten. Die Hitze des Aequators, die Kälte des Eisgürtels verändern die Gestalt und Proporzion der festen Theile, die Konsistenz und die Bestandtheile der Säfte; die verschieden gestimmten Sinnesorgane besitzen eine andere Reizbarkeit, eine andere Empfänglichkeit, eine andere Verwandschaft mit der äusseren, umgebenden Natur; die Bedürfnisse des Wallfischfängers in seiner beschneiten Jurte scheiden sich von jenen des Pflanzers im Palmenhain; die ersten Gestalten, die sich dem neuen Geschöpf aufdringen

und die tiefſten unauslöſchlichſten Eindrücke in ſeiner Phantaſie zurücklaſſen, ſind unter jedem Grad der Breite, auf Inſeln und feſten Ländern, im Gebirg und auf der Ebene verſchieden, und wenn ſie aufgefaßt werden von klimatiſch-veränderten Organen, ſo entſteht unfehlbar eine Eigenthümlichkeit der Bilder, die ihren Einfluß auf die Denkungsart und ſelbſt auf die Handlungsweiſe der Menſchen äuſſern muß.

Der ſchönſte Menſchenſtamm konte ſich im ſchönſten Klima der Erde niederlaſſen, ohne zu der moraliſchen Ueberlegenheit zu reifen, die man den Europäern nicht abſtreiten kan. Viele Gegenden Aſiens verdienen offenbar den Vorzug vor Europa, ſowohl was Milde des Himmels, als Reichthum, Fruchtbarkeit und Zierde des mütterlichen Schooßes der Erde betrift; Schönheit des menſchlichen Körpers blieb keinesweges auf unſern Weltheil eingeſchränkt. Aber unſer Glück, oder daß ich ernſthafter rede, die höhere Ordnung der Dinge hat es gewollt, daß nicht nur die köſtlichſten Schätze der Erkentniß aus der Vorwelt in unſere Hände fielen, ſondern daß auch politiſche Verkettungen der Begebenheiten die Leidenſchaften des Europäers, insbeſondere Habſucht, Ehrgeiz und Herſchgier bis zu einem Grad der Verwegenheit ſchärften, dem keine Unternehmung zu groß, keine Anſtrengung zu weit getrieben ſchien.

Aus Egypten und Aſien wanderten die Künſte zugleich mit den Schriftzügen in das inſelreiche, von Meerbuſen zerſchnittene Hellas — und das junge Reiß der Kultur, auf den wilden griechiſchen Barbarenſtamm geimpft, trug liebliche Blüten und Früchte. Unter den Händen der Welteroberer verwebten ſich die Ideen der Bewohner entlegener Provinzen noch inniger und vollkommener mit der ganzen Maſſe von klimatiſchen Kenntniſſen. Dieſer intellektuelle Reichthum wirkte zwar anfänglich weniger auf den Verſtand der rohen Haufen, die das römiſche Reich überſchwemten und verſchlangen; denn in der hier zuſammengehäuften unermeßlichen Beute fanden ihre Sinnen ein Meer von Genuß, das unwiderſtehlichen Reiz für ſie hatte. Doch allmählig gieng die geſammelte Weisheit aller verfloſſenen Jahrhunderte

auch in dieſe nordiſchen Köpfe über, und ob ſie gleich durch das Medium der Hierarchie eine beſondere Stimmung erhielt, ſo bereitete ſie doch den jetzigen Zuſtand unſerer Entwickelung vor.

Der Rittergeiſt, die Kreuzzüge, die kaufmänniſchen Unternehmungen, die Vervollkommung der Schiffahrt, das wieder erwachende Gefühl der Menſchenwürde, die erſten Regungen der Freiheitsliebe gegen das feudaliſche, wie gegen das hierarchiſche Joch, die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung, des Weges nach Indien und der neuen Welt, — alles war wechſelsweiſe Wirkung und Urſache neuer Ideenverbindungen und einer beſchleunigten Thätigkeit unſerer Geiſteskräfte. Vor allem brachte die Entdeckung beider Indien eine unzählbare Menge von neuen Begriffen in Umlauf, welche vermittelſt der zu gleicher Zeit erfundenen Buchdruckerkunſt eine Revoluzion im Denken von unüberſehbaren Folgen bewirkte.

Die Erfahrungswiſſenſchaften, dieſe ächten, unentbehrlichen Quellen der Erkentniß, einſt ſo trübe und verachtet, ſtrömen jetzt ihre klaren, ſegenreichen Fluten von den äuſſerſten Grenzen der Erde zu uns herab und in ihrem Spiegel erkent die Vernunft ihre eigene Geſtalt. Die allgemeine Natur und die des Menſchen werden uns beide durch ihre Wirkungen offenbar, und bald werden wir den Kreis aller Verwandlungen durchlaufen haben, worin ſich ihre Kräfte äuſſern. Das vermogten die Völker nicht, die, zwar von ihrem Himmelsſtrich und von der fruchtbaren Erde begünſtigt, ſich frühzeitig ein Syſtem von milden Sitten, von bürgerlicher Geſetzgebung und gottesdienſtlicher Vorſchrift entwarfen, aber, lange von allen übrigen Menſchenſtämmen getrennt, in ihrer einſeitigen Vorſtellungsart bis zur Unbiegſamkeit veralteten. Das können auch die Völker nicht, deren Bedürfniſſe der karge, verſchloſſene Boden nicht befriedigt, deren Geſchäftigkeit lediglich auf Erhaltung des Lebens abzweckt, und deren öder Aufenthalt ihnen nur wenige Gegenſtände zum Benutzen und zum Kennen ſchenkt.

Es gereicht uns keinesweges zum Vorwurf, daß unser Wissen beinah nichts Ursprüngliches und Eigenthümliches mehr hat, daß es die philosophische Beute des erforschten Erdenrunds ist. Das Lokale, Spezielle, Eigenthümliche mußte im Allgemeinen verschwinden, wenn die Vorurtheile der Einseitigkeit besiegt werden sollten. An die Stelle des besonderen europäischen Karakters ist die Universalität getreten und wir sind auf dem Wege, gleichsam ein idealisirtes, vom Ganzen des Menschengeschlechts abstrahirtes Volk zu werden, welches, mittelst seiner Kentnisse, und, ich wünsche hinzuzusetzen, seiner ästhetischen sowohl, als sittlichen Vollkommenheit, der Repräsentant der gesamten Gattung heißen kann.

Laßt uns einen Schleier werfen über die Mittel, wodurch wir zu dieser Höhe gestiegen sind. Nie kann es den Europäern zur Entschuldigung gereichen, daß ihre Schandthaten in allen Erdtheilen, verglichen mit denen der ungebildeten einheimischen Völker, zuweilen etwas weniger empörend sind; allein es giebt vielleicht einen höheren Standpunkt als den menschlichen, wo der Erfolg die Mittel rechtfertigt. Alles Entstehen ist chaotisch und das Chaos mit seinen streitenden Elementen flößt Abscheu oder Entsetzen ein. Wenn aber die neue Schöpfung in stillem Glanz hervortritt, dann gedenken wir der Finsterniß und ihrer Stürme nicht mehr.

Sollen wir von dem, was wir sind und werden können, den vermessenen Blick noch tiefer in das geheimnisreiche Dunkel der Zukunft senken? Dürfen wir unserer Phantasie den weiten Spielraum vergönnen und die Wirkungen errathen wollen, welche unsere kosmische Bildung auf die übrigen Geschlechter der Menschen hervorbringen kan? — Aus Europa erhalten sie dereinst ihre eigenen Ideen mit dem Stempel der Allgemeinheit neu ausgemünzt wieder zurück und die zahlreichen europäischen Pflanzstädte, Handelsposten und eroberten Provinzen beider festen Länder verbreiten dort das Licht der Vernunft zur vollkommenen Klarheit gemischt, wo es zuvor nur in gebrochenen, farbigen

Stralen aufgefangen ward. Neger und Mongolen, Lappländer und Feuerländer bleiben freilich auch unter jedem möglichen Einfluß neuer, ihnen angemessener Begriffe, ja selbst bei jeder erdenklichen Vermischung mit anderen Stämmen, von ihrem Boden und ihrem Himmel gezeichnete Menschen; allein, wer vermag den Beweis zu führen, daß jenes Salz europäischer Universalkentniß sie nicht mit neuer Menschheit würzen könne, auch ohne sie in Europäer zu verwandeln? Die schöne Erscheinung des Mannichfaltigen mußte auch im Menschengeschlechte nicht verloren gehen; und vielleicht blieb kein anderer Weg als dieser übrig, sie mit der sittlichen Vollendung zu vereinigen, die in menschlicher Perfektibilität, gleichsam als der Zweck des Daseyns, vorgezeichnet ist. Wenn das Gesetz der Weisheit uns an dasselbe Ziel geleitet, wo wir einst die Einfalt der Natur verliessen, dann ist unser Kreis geschlossen, dann sind Freiheit und Nothwendigkeit wieder Eins, Kindersinn der Urwelt und Intuition des letzten Zeitalters sind sich in ihren Wirkungen gleich und die Metamorphose des Menschengeschlechts — doch hier verläuft sich die Spekulazion in die Grenzen des Unbegreiflichen und ein Wort mehr ist der Unsinn der Schwärmerei.

Schwärmerei war vielleicht schon alles, was wir hier aus unserer jetzigen Geistesbildung folgerten. Wir sind in der That noch fern vom Ziele; wir können noch auf halbem Wege stehen bleiben und unsere stolzen Hofnungen können so schnell zerrinnen, daß wir, gleich so vielen Sternen der Geschichte nur einen Augenblick leuchten, um auf ewig wieder zu verlöschen. Die Bahn, die zu einer bessern Unsterblichkeit, als der des Nachruhms, führen soll, ist mühsam und gefährlich; sie hat Abgründe zu beiden Seiten, und legen wir sie glücklich zurück, so wandelten wir sie schwerlich in eigener Kraft. Das Ziel, wohin wir streben, ist uneingeschränkte Herschaft der Vernunft bei unverminderter Reizbarkeit des Gefühls. Diese Vereinigung ist das große, bis jezt noch nicht aufgelöfete Problem der Humanität.

An Irthümern, an einseitigen Vorstellungen, an Träu-

men der Kindheit und Erdichtungen des Erziehers hängt in sanften Fesseln der Gewohnheit das Gefühl. Bei Völkern aber, die zur Mannbarkeit des Geistes heranwachsen, liegt die Vernunft mit diesen ihren Widersachern im Kampfe; ihr freies Wesen, zur höchsten Herschaft geboren, verschmäht jeden Zwang und rächt seine verkante Würde. Da ist kein Vorurtheil und sei es noch so verjährt, das vor ihrem Richterstul Gnade fände; kein Trugschluß, der ihr heilig wäre, und drehte sich um ihn, wie in ihren Angeln, die ganze gesittete Welt. Wo die Vernunft nur wenn sie schweigen kan geduldet wird, wo man sich scheut, das anerkannte Bessere zu wählen, wo man verwirft, was man nicht von den Vätern erbte, oder selbst ersann, wo sich noch auf dem Thron der Wahrheit die Lüge bläht — da ist man noch vom Ziele der Vollendung weit entfernt. Das Volk, das sich berufen fühlt, in allen bewohnbaren Gegenden der Erde die klimatischen Vorstellungsarten durch das geläuterte Resultat allgemeiner Zusammenfassung zu vervollkommnen, darf keinen Wahn, der nur für irgend einen Punkt der Erde und der Zeit, als Form, gelten konte, zur allgemeinen Form erheben, oder auch nur halsstarrig in der schiefen Richtung beharren, die eine solche von der reiferen Einsicht verworfene Triebfeder ihm geben kan. Diese blinde Anhänglichkeit an das Alte, Einseitige und Irrige wäre nicht einmal ohne Gefahr; wir sehen des Schicksals schreckliche Rache ein Volk verfolgen, welches die dargebotene Gelegenheit versäumte, das Joch eines bloß lokalen Mechanismus abzuwerfen und zu jener höheren Freiheit des Geistes fortzuschreiten, die weder Vater noch Mutter kennt. —

Doch auch dem kühnen Menschenstamme, der das Abentheuer der Aufklärung ritterlich bestehen und keine Mißgeburt des Betrugs und der Unwissenheit unbesiegt lassen will, eine freundliche Warnung mit auf den Weg. Ehe die Vernunft in uns reifte, folgten wir dem Zuge des Gefühls, und wehe uns, wenn wir nur mit dessen Verläugnung dem Irthum entsagen, dem unsere Kindheit hul-

digte. In den ſcharfumgrenzten Formen der Abſtrakzion geht alles das Gute, Edle und Große das nur geahndet, nur empfunden, nie in Redensarten gefaßt, oder nach Maaß und Gewicht beſtimmt werden kan, unwiderbringlich verloren. Statt der unmittelbaren Eindrücke der lebendigen Natur, die wir mit einer Spontaneität des Sinnes auffaſſen, welche auſſerhalb den Grenzen des Begreiflichen liegt, dürfen wir uns nicht ausſchlieſſender Weiſe an die Ausgeburten des Verſtandes halten, denen es zwar, eben weil ſie unſer eigenes Machwerk ſind, nie an Faßlichkeit, aber ewig an Kraft, an Wirklichkeit, Subſtanz und Leben gebricht. Was hilft es uns, daß wir der Willkür eines objektiven Wirkens entfliehen? Wir ſtürzen uns in den Rachen eines alles zermalmenden Dogmatismus. Ach! in dieſem ſtygiſchen, erſtarrten Reiche der Impaſſibilität wälzen wir in ewig mechaniſcher Bewegung das Ixionsrad der Dialektik, indeß die Weſen der Natur, wie leere Schatten, unſerer Umarmung entſchwinden!

Es iſt nicht zu läugnen, daß ein herz- und ſinntödtender Mechanismus bereits anfängt, ſich in alle Verhältniſſe des Lebens zu miſchen. Durch die bloße Form der Geſetze hoft man jetzt alle bisherigen Triebfedern der Moralität entbehrlich zu machen und bürgerliche Tugend vermittelſt dürrer Worte zu erzwingen. Schon gründet man ſogar neue Staatsverfaſſungen auf erträumte Theorieen — faſt mit demſelben glücklichen Erfolg, womit man lateiniſche Gedichte durch die Gradus ad Parnassum zuſammenſetzt. Auch fällt es in die Augen, daß wir in den mechaniſchen Künſten vorgerückt, in den bildenden hingegen zurückgekommen ſind. Jene konten durch den weiteren Fortſchritt der Vernunft nur gewinnen; dieſe entlehnen ihren ganzen Werth von der Individualität des Meiſters, ſeinem Karakter und der Fülle des Lebens, die unmittelbar aus ſeinem Sinne in das Geſchöpf ſeiner bildenden Kräfte übergeht. Nun iſt aber die unausbleibliche Tendenz eines Zeitalters, welches durch beſtimte Formen alles einſchränken und feſtſetzen will, Vernichtung aller Individualität. Wenn die

Regeln ſich vervielfältigen, entſteht eine ſklaviſche, kleinliche Gleichförmigkeit in den Köpfen und dann herrſcht Mittelmäßigkeit und Leere in ihren abgemeſſenen, nach dem Rezept verfertigten Werken.

Daher ſcheint es auch nicht zu viel geſagt, daß ſelbſt der Sinn für Tugend allmählich erlöſchen müſſe, wenn man das ganze Syſtem der Moralität auf einem bloßen Vernunftbegrif gleichſam ſchwebend erhält. Schon behauptet man, daß vernünftige Weſen dieſes Gefühls zu ihrer Sittlichkeit nicht bedürfen; und wenn von jener idealiſchen Region die Rede iſt, wo die Wirklichkeit des Objektiven geläugnet oder bezweifelt wird, mithin die Spekulazion freies Feld gewinnt, ſo mag es auch gelten. Der unerbittliche Minos dieſer Todtenwelt iſt ſelbſt ein todtes, kaltes Wort; Pflicht heißt das Wort, vor welchem die Vernunft, wie vor dem ſelbſtgeſchaffenen Deſpoten, ſich beugt; das Wort, das unbedingten Gehorſam verlangt, und den Menſchen in eine Maſchine verwandelt, die man durch Regeln in Bewegung ſetzt.

Aber — will man denn nicht ſehen, daß wir, um dieſe furchtbare Orkusgrenze zu überſchreiten, den ſchönſten, edelſten Theil unſeres Weſens ablegen und zurücklaſſen müſſen? Von einzelnen Heroen, denen es vergönnt iſt, in die tiefſten Tiefen des Schattenreichs hinabzuſteigen und vielleicht gar mit einer neubelebten Eurydice oder Alkeſtis die ſchöne Erde wieder zu begrüßen, kan hier nicht die Rede ſein. Abwerfen müſſen wir, um bloße, vernünftige Menſchenhülſen zu werden, die unbegreifliche Eſſenz ſelbſt unſeres Weſens, die ſich in der ihr zugetheilten Spontaneität des Wirkens und Empfangens, ihres Daſeins erfreut; denn nicht Empfindung, ſondern der Buchſtabe des Geſetzes befiehlt uns fortan, was wir bewundern oder lieben, wann wir lachen oder weinen ſollen. O der klugen Ephoren, die von der Leier des Timotheus vier Saiten zerſchnitten, damit ja ihre Spartaner in der Knechtſchaft des Geſetzes blieben!*) — O Menſchheit! ſchön beſaitete Harfe!

*) Plutarch instit. Lacon.

auf welcher zu ſpielen die Götter lüſtern ſind, welche Harmonien kanſt du noch tönen, wenn die Wächter des Geſetzes dich verſtümmeln? —

Was Regel und Vorſchrift an den Dichter und Bildner fodern können, iſt immer unendlich weniger, als dieſe Künſtler wirklich leiſten. Auf eben die Art und aus demſelben Grunde fühlt ſich auch der Tugendhafte über die Formen des Sittengeſetzes erhaben; denn alle ſittliche ſowohl als äſthetiſche Vollkommenheit gründet ſich auf dem innern, unbeſtimmbaren Reichthum, womit ein jedes Individuum, unabhängig von Erfahrung, Entwicklung und äuſſerer Kunde, von der Natur ausgeſtattet ward. Dieſes Unbeſtimbare des Wirkenden in uns, dieſe unbedingte Intenſion der Grundkräfte und Triebe iſt der eigentliche Spielraum der Begeiſterung, worin Schönheit, Grazie und Reiz, Freude, Wehmut und Liebe ſich ſubjektiviſch verſchieden äuſſern, weil doch zu einer jeden Empfindung eine lebendige Gegenwirkung des Subjekts gehört, deren inneres Kraftmaaß und deren ſpezielle Beſchaffenheit ſich weder beſtimmen, noch beſchreiben läßt.

Dürfen wir uns alſo mutwillig von dem Führer und Gefährten unſerer Jugend, von dieſem zarten, lebendigen, belebenden Gefühle trennen? Dürfen wir durch einen Widerſpruch, der alles an Ungereimtheit übertrift, dieſes Gefühl ſelbſt in dem Grade mißbrauchen laſſen, daß wir den Abſtrakzionen anderer lieber als ihm uns anvertrauen? Wie traurig wäre das Schickſal unſerer Gattung, wenn uns hier kein Ausweg bliebe! Empfindung und Vernunft ſind aber im perſönlichen Bewußtſein des Menſchen unzertrennlich. Iſt alſo jenes, vom Zuſammenhange menſchlicher Anlagen abgezogene Geſetz, ſowohl des Geſchmacks als der Sitten, wie wir hier vorausſetzen können, untadelhaft richtig und unverletzbar, iſt es das ächte, wahrhafte Reſultat aller Beziehungen unſeres Weſens, zu einem wohlgeordneten Siſtem gleichſam organiſirt; dann hat es auch für jeden einzelnen Menſchen genau den Nutzen, den es als eine zweckmäßig eingerichtete Maſchine haben kan; es erleichtert ihm ſeine Operazionen, ohne jedoch weder zum

rohen Stof, noch zum Entwurf, noch zum inneren Reichthum der Ausführung das allermindeſte beitragen zu können. Die Handlungen des Edlen und die Gebilde des Genius paſſen allerdings in die vollkommenſte moraliſche und äſthetiſche Form. Kein Wunder! denn dieſe Formen wurden erſt von ſolchen Handlungen und ſolchen Gebilden abſtrahirt. Hingegen bewege man dieſe Formen ſo lange, ſo ſchnell und in welcher Richtung man wolle; es wird ſich weder Kunſt noch Tugend herausdrechſeln laſſen.

Um ſo mehr muß man über den Unſinn der Erzieher erſtaunen, die alles aufbieten, um in ihren Zöglingen eigenes Wirken zu hemmen. Es iſt wahr, wie Shakeſpear ſagt: in ihrer Tollheit iſt Methode. So wie ſie das weiche Hirn des Kindes durch den Schwung der Wiege betäuben, an heftige, mechaniſche Impulſionen gewöhnen und zu allen zarteren Schwingungen unfähig machen, ſo ſetzen ſie auch den Schulknaben und den Jüngling in ihre logiſche Schaukel. Dieſe dreht ſich mit ihm bis zum Schwindeln um; unthätig ſitzt er da, von einem fremden Wirbel ergriffen, anſtatt ſelbſtthätiges Prinzip des Wirkens zu ſein; wie wohl er über die herliche Bewegung kindiſch frohlockt und jauchzt, oder wenn es ſo weit mit ihm gekommen iſt, daß dieſe ihm keinen Genuß mehr gewährt, aus ſeiner Ohnmacht ſich wohl gar ein Verdienſt erträumt. Leichter wird freilich dem Erzieher dieſes Verfahren, als wenn er, wie es recht iſt, nichts ſo heilig ehrte, als die Individualität eines jeden ſeiner Zöglinge; wenn er nie mehr in ſie übertragen wolte, als ohne Zwang ſich ihrem Weſen aneignen kan, nie andere Handlungen, andere Geiſtesſchöpfungen ihnen abnöthigte, als ſolche, die aus ihrer reinen Energie von ſelbſt hervorgehen.

Die Fehler der Erziehung pflanzen ſich in unſere geſelſchaftlichen Verhältniſſe fort. Mechanismus wird leicht das höchſte Gut mechaniſchgebildeter Menſchen, Form und Dogma gelten ihnen für Weſen und Kraft; ſie könten ſich anbetend niederwerfen vor Kants unſterblicher Kritik, nicht weil ſie die ſcharfſinnigſte Zergliederung der Vernunft ent-

hält, sondern weil sie hoffen, auf diesem Felsen ein ehernes Gesetz zu gründen, das alle Menschen des eigenen Empfindens und Denkens überheben soll. Entsetzlich! Die Vernunft selbst muß zürnen, wenn man sie durch diese Tantalsmahlzeit, diese geschlachtete Humanität, versuchen will. Verglichen mit den unausbleiblichen Folgen dieser allgemeingeltend gemachten sistematischen Seelentirannei wäre der asiatische Despotismus wünschenswerth und selbst die Inquisizion hatte noch mehr Respekt für die Menschheit. Auf dieser exzentrischen Bahn müssen wir das gewünschte Ziel der Vollendung verfehlen und nur zu einer einseitigen Bildung gelangen, die allenfalls in Absicht der Erkentniß weiter vorgerückt, als die schinesische, aber, wie diese, entnervend, geisttödtend und maschinenmäßig ist. Sie raubt uns auch den Vorzug, das beglückende Licht der wahren Aufklärung in den übrigen Erdtheilen anzünden zu können; denn dazu bedarf es der sanften, unanmaßlichen Ueberredung eines ihren Mängeln und Stimmungen sich anschmiegenden Beispiels.

Wider die Folgen eines verhältnismäßig nützlichen und dem Scheine nach sogar unfehlbaren Sistems war es hinreichend, bei den Zeitgenossen einen Protest einzulegen. Unserm Jahrhundert fehlt es noch nicht an Hülfsmitteln gegen diese Gefahr, sobald nur seine Aufmerksamkeit darauf geleitet wird. Ohne die Vermessenheit zu weit zu treiben, dürfte man wenigstens mit einiger Zuversicht behaupten, daß hier vieles von einer sorgfältigeren ästhetischen Bildung abhängen muß. Ein Dichter hat bereits mit der hohen Ahndung des Wahren, die den Begeisterten eigen ist, den Satz hingestellt, daß seine Kunst einem philosophirenden Zeitalter *nothwendiger* als jedem andern sei; und fast scheint es, daß wenn *Plato* die Dichter aus seiner Republik verbannt wissen wolte, eine der jetzigen gerade entgegengesetzte Tendenz seines Publikums ihm zu diesem Urtheil Anlaß gegeben habe. Seine Athenienser hatten nur gar zu viel Phantasie und zu wenig ernste Vernunft; von uns gilt meist das Gegentheil.

Also nicht nur die Poesie, sondern bildende Kunst überhaupt müßte Aufmunterung erhalten und der Geschmack, der Sinn des Schönen, nicht bloß durch Regeln, sondern durch vortrefliche Muster aller Art entwickelt und veredelt werden. Die Kunst ist es ja, die uns in ihren Werken den ungetheilten Reichthum der menschlichen und allgemeinen Natur rein aufgefaßt und harmonisch geeinigt wieder giebt; denn ihr Geschäft ist Darstellung schöner Individualität. Sie verdient also ihren Platz neben der Philosophie unter den Führerinnen des Menschengeschlechts auf jeder Stufe seiner Bildung. Wen ergreift es nicht mit der Allmacht der Ueberzeugung, wenn ein Geweihter der Natur in reiner Begeisterung singt:

Dem Glücklichen kan es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!

Die Heilige! So lange wir in diesen Zauberlauten ihre Stimme vernehmen, können wir zweifeln, ob sie noch unser sei? — Doch es giebt eine viel freudigere Gewißheit; die Wahrheit eignet einem jeden Volke, es sei gering und roh oder mächtig und gebildet; überall schenkt sie den Sterblichen zum Trost und zur Erquickung den ätherischen Schleier.

Vernunft, Gefühl und Phantasie, im schönsten Tanze vereint, sind die Charitinnen des Lebens. Nur für den einzelnen Unglücklichen, den Eine dieser unbegreiflichen Grundkräfte verläßt, verwandeln sich die übrigen in ernste, stigische Gottheiten, furchtbar wie Erinnyen. O wie hat man es nur wagen dürfen, die Natur zu beschuldigen, daß sie neun Zehntheilen unserer Brüder diese schöne Harmonie der Anlagen versagt habe! Der Einigungspunkt aller Nazionen liegt ja im Innern ihres Wesens, welches überall zum Empfinden, Vergleichen und Nachbilden fähig, die Natur, wie sie ihm jedesmal erscheint, wahr zu ergreifen und ihre gefälligsten Züge zu einem neuen Ganzen geeinigt, darzustellen vermag. Der Lappländer und Es-

kimo verarbeitet seinen ärmlichen Ideenvorrath in den Dichtungen, wozu ihn Liebe, froher Sinn, oder sonst eine genialische Stimmung begeistern. Seine Empfindungen sind einfach, aber wahr und individuell; seine Urtheile kurzsichtig, aber analogisch richtig, und in allem seinem Wirken malt sich das Verhältniß seines Wesens zu den Dingen in der umgebenden Weite. Mehrere Kräfte finden wir nicht im gebildetesten Geiste dieser Erde vereinigt. Dieselben Grundanlagen, wie verschieden auch ihre relative Intension und ihr extensiver Reichthum, leuchten aus Homers und Pindars, Ossians und der Skalden, Moses und Davids, Saadis und Kalidasas, Shakspears und Göthens Individualität hervor.

Uns ziemt es, da wir mit unserer Thätigkeit und unserem Ideenreichthum die Erde gleichsam umfassen, jede Spur des Wirkenden in und ausser uns aufzusuchen, und in dieser Absicht alle jene Blumen sorgfältig zusammen zu lesen, die der Genius der Dichtkunst über die ganze bewohnbare Kugel ausgestreut hat. Aus ihnen haucht uns entgegen ihr ‚Würzgeruch und Duft', gleichviel, auf welchem Boden sie gewachsen sind. Je weiter uns unsere Sitten von ursprünglicher Natureinfalt entfernen, desto wichtiger wird diese Blumenlese für die Bildung unseres ästhetischen Sinnes. —

Georg Forster.

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. u. 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

48

WILHELMINE

VON

MORITZ AUGUST VON THÜMMEL

ABDRUCK DER ERSTEN AUSGABE

(1764)

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1894

Das Überſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Einleitung V

Wilhelmine oder der vermählte Pedant

Erster Gesang 3

Zweiter Gesang 12

Dritter Gesang 19

Vierter Gesang 22

Fünfter Gesang 29

Sechster Gesang 38

Lesarten 44

Einleitung.

Bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, die in Frankreich gut aufgenommene Probe, epische Dichtungen in prosaische Form zu kleiden, auch in Deutschland einzuführen. Die deutschen Dichtungen dieser Art waren jedoch zu unbedeutend, um Beachtung zu finden. Selbst der Dichter des „Renommisten“ hatte mit seiner „Lagosiade“ (1757) einen entschiedenen Misserfolg zu verzeichnen. Erst Lessings wirksames Eingreifen lenkte die Aufmerksamkeit der Schriftsteller auf dieses Gebiet und fand anfangs begreiflicherweise verschiedenartige Beurteilung. Einer Auseinandersetzung über dieses Thema zwischen Thümmel und seinem Jugendfreunde Bose verdankt die „Wilhelmine“ ihre Anregung. Der vierundzwanzigjährige Thümmel soll sich erboten haben, für seine Ansicht, dass die deutsche Sprache gleich der französischen für poetische Prosa verwendbar sei, binnen kurzem den Beweis zu erbringen (Jördens V, 64; Gruner, Leben Thümmels S. 49). Bald nachher war die Dichtung im Rohen auch schon vollendet. Die Entstehung der „Wilhelmine“ fällt in das letzte Viertel des Jahres 1762, wie aus den bei Gruner abgedruckten Brieffragmenten an Weisse hervorgeht. Der Brief Thümmels vom 20. März 1763, aus Coburg, liegt mir handschriftlich vor und ich füge den hiehergehörigen Teil in korrekterer und vollständigerer Wiedergabe, als dies dort geschehen ist, hier ein: „Wegen des beyliegen-

den M. S. habe ich weit mehr Ursache schüchtern zu seyn — da ich es nicht meinem Freunde allein, sondern meinem critischen Freunde insbesondre überschicke. Ich habe es vor länger als einem Virthel Jahre verfertigt und dachte würklich schon nicht mehr daran, als mich der H. v. Bose ermunterte — mir Ihre Gedanken über ein Gedicht auszubitten das seinen Beyfall hat — ich habe [es] daher abgeschrieben und bey jeder Seite des Textes ein Blanket für Ihre Anmerkungen und Verbesserungen gelassen — Ich wollte wohl dass Sie dieses Gedicht für gut — oder doch für fähig hielt[en] es noch zu werden — So *amusant* als die *Lagosiade* dächte ich, müsste es allemal seyn, wenn es auch sonst keiner *Epopée* vom Zachariä gleich käme. Sie sehen dass ich keine Schwierigkeit mache Ihnen selbst diejenigen Gedanken zu entdecken die meinen Authorstolz verrathen — dadurch muntere ich Sie auf eben so aufrichtig in Ihrer Critic zu seyn und mir es dreust zu sagen was ich mit diesem Gedicht machen soll."

Minor (in Schnorrs Archiv IX, 469 ff.) bringt also mit Unrecht ältere Briefe des Dichters, in denen Thümmel von seiner Arbeit an einem Romane spricht, mit unserer Dichtung in Verbindung.*) Ungleich wichtiger ist der Hinweis auf Zachariäs „Lagosiade" als direktes Vorbild, wofür das Gleichnis im fünften Gesange (S. 34 f.) schon äusserlich Zeugnis ablegt. Dafür wiederum haben wir einen noch entschiedeneren Beleg in einem ungedruckten Briefe Thümmels an Weisse (aus Coburg, 19. Januar 1764), der beweist, welche Aufmerksamkeit Thümmel Zachariäs Produktion widmete. Ich führe die betreffende Stelle daraus im Wortlaut an: „Haben

*) Damit fallen auch die Bemerkungen Carl Heines in seiner Schrift: Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778, Halle 1892, Seite 55 f., die auf Minors Deutung fussen.

Sie schon die neue Edition des Zachariä gesehen? Ich habe voller Begierde sein neustes comisches Gedicht aufgeschlagen, zu welchen Er seine Leser schon längst Hofnung gemacht hat*) — aber wie sehr habe ich mich in meiner Erwartung betrogen gesehen — Wie langweilig und gezwungen ist es mir nicht vorgekommen! Können Sie rathen was ich noch darbey gedacht habe? Ich will es Ihnen vertrauen: Mein comisches Gedicht das Weise so herunter gemacht hat — dachte ich, ist gewiss ungleich *amusanter* und besser — darauf will ich meinen Kopf lassen: Seitdem Sie es mir wieder zugeschickt haben, habe ich es an allen den Stellen auf die mich Ihre Critic aufmerksam gemacht hat, geändert und überhaupt harmonischer — pompöser und comischer zu machen gesucht — Nunmehro mache ich auch im ganzen Ernst Anstalten es drucken zu lassen — Wenn Sie allso hören dass in Gotha ein Werkchen heraus gekommen sey, das den Titel hat: (Willhelmine oder der vermählde Pedant) so denken Sie nur dass es meine Arbeit ist — Eins ist mir nur noch im Wege; Ich habe Keinen Menschen in Gotha dem ich die Besorgung anvertrauen könnte, ohne dass man dadurch den Verfasser erführe, und dieses wollte ich durchaus nicht; Wissen Sie mir keinen Vorschlag dieserwegen zu thun?"

Der junge Autor durfte ohne Ueberhebung derart über Meister und Muster aburteilen, selbst wenn wir die „Lagosiade" zum Vergleich heranziehen, die entschieden höher zu bewerten ist als die „Hercynia." Welche Fülle weitausblickender Motive, um nur e i n e s hervorzuheben, schliessen die Gleichnisse in der „Wilhelmine" ein gegenüber der Einförmigkeit Zachariäs, der die entlegensten mythologischen Gebilde zu ephemerem Leben aufruft. Bei Thümmel hingegen waltet

*) Gemeint ist „Hercynia, ein scherzhaftes Heldengedicht," das in den Poetischen Schriften, Braunschweig 1763—65, II, 201 ff. zum ersten Male veröffentlicht ist.

eine ständige Beziehung auf seine Zeit vor: hier wird auf politische Ereignisse, die der siebenjährige Krieg nahelegt, angespielt, dort werden anakreontische Motive ins Lächerliche gezogen, da wieder der Spott als Waffe des Aufklärertums in den Dienst des Zeitgeistes gestellt. Der angezogene Brief deutet ferner an, welch bedeutendes Verdienst um die älteste Gestalt der „Wilhelmine“ sich Weisse erwarb, der für die folgenden Ausgaben auch den Verlag bei Reich vermittelt und den Druck überwacht zu haben scheint. — So erschien denn das Werkchen im Frühjahre 1764 und begründete durch das ungewöhnliche Aufsehen, das es bei Lesern und Kritikern erregte, des Dichters Ruhm in einer Weise, dass es ihm für immer eine geachtete Stellung in der Litteraturgeschichte eroberte.

Der gleiche Zufall, der bei der Wahl der Form mitspielte, war beim Inhalte massgebend. Thümmel war seit 1761 Kammerjunker des Erbprinzen von Sachsen-Koburg und verfiel der satirischen Anlage seines Talentes gemäss auf die naheliegenden Mängel des Hoflebens, die vor ihm bereits Löwen in der „Walpurgisnacht“ (1756) und Moser in „Der Herr und der Diener“ (1759) gebrandmarkt hatten. Der Freimut seiner Gesinnung und die harmlose Laune seines Witzes gemahnten an die spielende Art der komischen Epopöe in ihrer ersten Blüte. Durch naiven Ton und fliessende Diktion gewann das kleine Gemälde bedeutend an Reiz und versöhnte mit einem Schlage alle Gegner der Form. Als gar Nicolai Thümmels Pastor zum Helden seines Romanes „Sebaldus Nothanker“ machte, da erschlossen sich der „Wilhelmine“ auch die Kreise dieser Leserwelt, und eine Ausgabe in gleichem Druck und Format leistete der gemeinsamen Verbreitung beider Bücher Vorschub.

Weisse rezensierte die Dichtung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften XII, 79 ff. sehr günstig. Er setzt bloss den Sprung über vier ganze Lebensjahre

der Heldin, etliche kleinere chronologische Fehler aus und tadelt den geringen komischen Gehalt des Ausgangs. Zachariä ist der erste, der Luthers Verwendung als Maschine in einem komischen Heldengedichte zu ernsthaft findet (Brief vom 20. August 1764). Unabhängig von ihm verficht Uz die gleiche Meinung in einem für die Umarbeitung des Gedichtes höchst wichtigen Schreiben (an Grötzner, 28. Dezember 1766, bei Henneberger 115 ff.), dessen Einzelbeobachtungen in den Lesarten des Neudrucks bei den einzelnen Stellen unter der Chiffre *U* verzeichnet sind. Hier mögen bloss jene Sätze des Briefes Platz finden, die auf den Plan des Ganzen gehen. „ . . . Am meisten scheint mir der erste Gesang einer Verbesserung nöthig zu haben. Das comische Heldengedicht richtet sich nach den Regeln des heroischen, in ansehung der Einrichtung. Aber würde wohl ein Virgil oder ein Zachariä gleich im ersten Anfang einen Sprung von vier Jahren machen, wie in der Wilhelmine geschieht, wo von ihrer Abholung nach Hof bis zu ihrer Vermählung vier Jahre verfliessen? So lang steht indess die Geschichte still, welches unmöglich angeht. Ich wollte daher den Anfang des Gedichtes mit der 18. Seite und den Worten: In der zwölften Stunde der Nacht u. s. w. machen. Darauf könnten in einem Traum die übrigen vorhergegangenen Umstände nachgeholet, oder, wo es nicht angeht (denn die Marionetten wollte ich durchaus nicht vermissen), nachher sonst auf eine schickliche Art erzählet werden. Aber Doctor Luther müsste nicht erscheinen. Die Einführung dieser Person, die nicht einmal ihrem bekannten Charakter gemäss redet, ist durchgängig anstössig gewesen. Warum kann Amor nicht diese Stelle vertreten, da er ohnehin gleich darauf sich in die Sache mischt und am Ende sich geschäftig erweist? . . .“

Die wichtigste Aenderung also, die Thümmel auf Uzens Vorschlag vornahm, bedingte eine Umgestaltung des Planes, welcher der Dichter auf das beste Rechnung

trug. Die Gestalt Luthers verschwand gänzlich. Die bemängelte Einheit der Zeit wurde durch eine leichte Verschiebung hergestellt, indem die Erzählung in dem Zeitpunkte einsetzt, da Wilhelmine nach vierjähriger Anwesenheit am Hofe den ersten Besuch in ihrer Heimat macht. Ihre Abholung aus dem Vaterhause durch den Hofmarschall wird als Episode dem ersten Gesange einverleibt, wogegen die Scene in der Dorfschenke, auf eine passende Gelegenheit verspart, in den Beginn des zweiten Gesanges verlegt wird.

Auch auf die übrigen Vorschläge Uzens ging Thümmel ein, änderte im Sinne seiner Angaben und feilte auch darüber hinaus im einzelnen an der Dichtung, wie aus den Lesarten ersichtlich ist. Seine Aenderungen sind sämtlich Besserungen. Fraglich bleibt dies nun in einem Punkte, bezüglich Luthers. — Aus den Worten der Vorrede zur zweiten Auflage spricht unverkennbar nur eine resignierende Zustimmung des Dichters zu den Forderungen der Freunde. Diese Ansicht bestätigt auch L. M. Weissenborn in seinem biographischen Beitrag zu Thümmel (Zeitgenossen, Neue Reihe, Band I, Heft IV, S. 129 ff.). Er erwähnt aus mündlicher Ueberlieferung des Dichters, dass Thümmel in späteren Jahren sich oft in beissenden Bemerkungen über seine „den Schulgebrauch zum Wortgebrauch machenden Freunde," die ihn zu jener Aenderung bewogen hatten, erging. Thümmel fühlte mit Recht, dass durch die Ausscheidung Luthers eine Lücke in den treibenden Motiven der Handlungsweise des Helden entstehe, eine Lücke, die durch das alleinige Auftreten Amors nur teilweise verdeckt wird. Denn es erwächst eine neue Schwierigkeit in dem Widerspruche, dass der beschränkte, doch rechtgläubige Dorfprediger einem heidnischen Traumgesicht ohne Bedenken Einfluss auf seine Handlungen einräumt.

Betrachtet man die Dichtung in ihrer ersten Gestalt, so muss man ihr auch eine andere Beurteilung zu

teil werden lassen. Luther ist darin nicht mehr ganz Maschine in dem Sinne eines Zachariä und Uz, sondern seine Erscheinung im Traume findet eine natürliche Erklärung aus dem psychischen Leben des verliebten, pedantischen Magisters. Eine gleich natürliche Lösung deutet der Dichter bei ähnlichen Anlässen an, z. B. am Schlusse für den „schwarzen Dämon," dem die Bauern ihre Rettung verdanken, womit auf den Schornsteinfeger hingewiesen ist. Die Komik verschiebt sich dadurch von den Maschinen auf die Charaktere, die die Grundlage der komischen Erzählung und weiterhin des komischen Romanes, Thümmels eigensten Schaffensgebietes, sind. Billigt man diese Auffassung, so bedarf es keiner weiteren Rechtfertigung für den Neudruck der ersten Ausgabe dieser einst so gefeierten Dichtung.

In der Umarbeitung, der auch in unserer Zeit wiederholt gedruckten Gestalt, repräsentiert sich die „Wilhelmine" als eine gelungene Fortsetzung der Bestrebungen auf dem Gebiete des komischen Heldengedichtes, deren wahrhaft poetische Prosa allerdings nur wenigen der Zeitgenossen voll zum Bewusstsein gekommen zu sein scheint. Das zeigt die Menge fruchtloser Nachahmungen, deren keine einen Vergleich mit dem Vorbild aushält. Die „Wilhelmine" kennzeichnet demzufolge den Endpunkt in der Entwickelung einer vielbeliebten Dichtungsart des XVIII. Jahrhunderts und leitet in ihrem ganzen Wesen bereits zu jener Form hinüber, die durch Wieland, gleichzeitig und unabhängig von Thümmel, der klassischen Reifezeit unserer nationalen Dichtung in die Hände arbeitet. Auch von dieser Erwägung aus verdient das Werkchen dauernde Wertschätzung.

Den meisten Dank schulde ich dem Herausgeber dieser Sammlung für die zahlreichen Anregungen und Winke, mit denen er mich bis zur Beendigung des Druckes bereitwilligst unterstützte. Herrn Otto Göritz in Berlin, der mir jederzeit zu den von ihm verwalteten

Sammlungen Zutritt gestattete, bin ich für sein freundliches Entgegenkommen zu Danke verpflichtet. In dieser Bibliothek fand ich den Druck der „Wilhelmine“ von 1769.

Berlin, im Februar 1894.

Richard Rosenbaum.

Willhelmine

oder

der vermählte Pedant.

Ein

prosaisches comisches Gedicht.

[Vignette.]

1764.

[3]

Erſter Geſang.

Ich ſinge das Abentheuer, das ein Dorfpfarr, der Liebe wegen, erdulden mußte, ehe ſie ihn mit dem erſeufzten Beſitze ſeiner Geliebten belohnte.

Feindlich empörten ſich die langſam athmende Schwermuth, die fröhliche Thorheit, die Intrüge des Hofs und der bäuriſche Blödſinn wider die ruhigen Tage des Paſtors; doch ſeine Standhaftigkeit ſiegt' endlich durch die Hülfe des Amors, und ſein [4] ausgeſtandenes Leiden verſchönert ſeinen Triumph.

Der große Gedanke, der ſonſt die deutſchen Dichter erhitzt, daß ſie die Freuden des Tags und die Erquickung der Nacht — daß ſie die Peiniger der menſchlichen Natur, Hunger und Durſt, und die größern Quaalen der Dichter, den Spott der Satyre und die Fauſt des Kunſtrichters verachten — Dieſer große Gedanke: Einſt wird die Nachwelt mich leſen — hat keinen Antheil an meinen Geſängen. Dein belohnendes Lächeln allein, comiſche Muſe! reizt mich an, dieſen neuen Sieg der Liebe zu ſingen; und will ja die Göttinn des Ruhms der ſüßen Bemühung des Dichters noch eine Belohnung hinzu thun, ſo ſey es der theure Beyfall meiner Caroline! Sie leſe dieß Lied, das ich, entfernt von Ihr, aus Einſamkeit ſang, meinen Geiſt zu ermuntern! Ihr harmoniſches Herz ſchwell' auf; Unwillig über den Einfluß [5] des glücklichen Dichters, in ihr jugendlich wallendes Blut, verſchlucke Sie dann eine doppelte Doſin Bezoarpulver, und ſeufze nach meiner Zurückkunft!

Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe, verbreiteten

ſich in dem anmuthſtigen Thale, hundert kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Birken verbauten dieß Landgut in Schatten und verſüßten dem fleißigen Taglöhner die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wüthete, und entblättert vom Boreas flammte dieß nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern ſchlich, um die vielen müßigen Stunden etwan durch die Thaten eines preußiſchen Helden oder eines freygebigen Kobolts zu verkürzen, oder auch über die Policeybefehle der Regierung zu ſpotten. So [6] lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahrszeit zufrieden. Ein exemplariſcher Pfarrherr und ein friedfertiger Schulze waren ihre einzigen Beherrſcher; denn der Junker des Dorfs verbrauſte ſeine Renten in dem comiſchen Frankreich; Hätt' ihm das holde Geſicht der Tochter ſeines Verwalters, nur ein einziges mal geglänzt, er würde gewiß nicht mit ſeiner Unterthanen Tribut eine abgedankte Opernprinzeßinn ernähren; Ach! er hätte gewiß zu ſeiner Landsmänninn Ehre, als ein edles Geſpann, ihren Siegeswagen gezogen!

Aber niemand bewunderte noch Willhelminen. Schon der ſechzehnte Frühling hatte ihre Wangen mit einer höhern Röthe gemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht und ihr Haar ſchwärzer gefärbt. Ihr Halstuch erhob und ſenkte ſich ſchon, und keiner — Iſts möglich? keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie ſelbſt [7] wußte noch nicht über ſüße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulſen, wenn ſie einſam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Rietgraſe hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eignen jungfräulichen Schickſals, oder wenn Sie an dem Ufer des klaren Bachs ſitzend, die bunte Forelle mit geſchwinden Augen verfolgte, und indeß den ſchönen Gegenſtand der Natur, Ihr wiederſcheinendes Geſicht aus der Acht ließ. Ihr freundlichen Nymphen, die ihr ſo oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anſchauens genoſſen habt! bedauert

dieſe Unglückliche — aber noch eifriger werdet ihr Sie bedauern, ihr männlichen Kenner der Schönheit! denn niemand — ich wiederhol' es mit Jammer, niemand als ein frommer ſchüchterner Mann, der Magiſter, hatte bis itzt den feinen Verſtand gehabt, Ihre Reize zu bemerken, und nur von ihm ward Sie heimlich geliebet. Mit welchem zittern=[8]den Vergnügen empfieng er nicht den Decem von Ihren ſchmeichelnden Händen, und mit welcher ſüßen Betäubung unterſchied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geſchrey der Gemeinde durch die Sacriſtey in ſein lauſchendes Ohr drang. Wie glücklich konnte nicht die Liebe ihn machen! Aber zwo andere Leidenſchaften, faſt eben ſo mächtig als jene, ſtritten heftig in ſeiner theologiſchen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grauſamen Schickſale des Paſtors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite ſeines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, ſo beſtritt es auf der andern die Ausgeberinn des Präſidenten. Ihre Wahl war der gewiſſe Beruf zum Vorſteher der Kirche: Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen ruhigen Lebens genießen, von den Truthäh=[9]nen ſeiner freygebigen Diöces, und den Complimenten gemeiner Pfarrherren gemäſtet. So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brodt und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was ſoll er wählen? Sein Gaum verwirft was ſein hungriger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Näſcherey verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren ſeines Magens durch erzwungene Geſänge. Eben ſo gewiß würde auch endlich der verliebte Magiſter ſeine kleine Willhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ohngefähr und der hämiſche Neid den Unentſchloſſenen überraſcht und vier lange Jahre ſeine Liebe getäuſcht hätten.

Ein Spührhund der Schönheit, ein leichtfertiger Page,

der einſt in ſeinem Müßiggange dieſe ländliche Venus erblickte, prahl-[10]ſte ſo laut mit ſeiner Entdeckung, daß ſein verliebtes Geſchwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerkſamen Hofmarſchalls erſcholl, der ſogleich den ſultaniſchen Entſchluß faßte, mit den Reizungen der holden Willhelmine den Hofſtaat zu verſchönern und Sie dem unſaubern Dorfe und der Liſt eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Aelſter in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von hundert Blättern beſchützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: ſo erweckt oft dieß prophetiſche Geſchrey bey dem reiſenden Handwerksmann ein durſtiges Nachdenken — Er erſteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verſagten Schwätzerinn die vortrefflichſten Beeren.

Der entſchloßne Hofmarſchall fuhr von der Cabale, ſeiner beſtändigen Schutzgöttinn, begleitet, in hoher Perſon zu Nicklas, dem Verwalter, überſah mit geſchwind for-[11]ſchenden Blicken die Schönheit des verſchämten Landmägdchens, und es währte nicht lange, ſo hatte er ſeine großmüthige Abſicht eröffnet. „Ich will, ſagte er freundlich zu dem Alten, eure ſchöne Tochter in den glänzenden Poſten einer fürſtlichen Kammerjungfer erheben: Dieß iſt die Urſache meines Beſuchs. — — —

Betäubt von der höflichen Rede des vornehmen Herrn, ſtund der alte Verwalter vor ihm, ſtrich ungeſchickt mit dem Fuße aus und fühlte ängſtlich ſeine Verwirrung. Der feine Hofmarſchall ließ ihm Zeit, Athem zu holen, und verſuchte indeß mit Willhelminen zu ſprechen: aber die Schöne verſtummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödſinn zeigte ihm eine ſo weiße Reihe von Zähnen, die ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe ſeines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus ſeiner Betäu-[12]bung. Er nahm ſtotternd das Wort, und als Vater geboth er der Schöne, Sie möchte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reiſe nach Hofe ſich geſchickt machen; und über den gütigen Herrn ſchüttete ſeine ſchwere Zunge tauſend

unvollendete Wünſche und abgebrochene Dankſagungen aus; und beredtere Thränen ſtrömten von ſeinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihren beſten Putze zu kleiden; alsdenn hob ſie der vergoldete Herr in ſeine verhenkte Caroſſe, und ſechs wiehernde Hengſte jagten durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das ſtarre Erſtaunen die weiten Mäuler geöffnet. Aber welche Muſe beſchreibt das Entſetzen des ſtudierenden Magiſters, als in ſein düſtres Muſeum der freudige Nicklas hereintrat und ihm das wunderbare Schickſal entdeckte, das ſeine arme Willhelmine zu einer hochfürſtlichen Kam=[13]merjungfer erhoben! Ohne Gedanken hört' er die dreymal wiederholte Geſchichte des Verwalters, der ihn endlich unachtſam verließ, ſein häusliches Glück den Gevattern, und der Verſammlung der Schenke zu verkündigen. Wie ſchien ſich doch alles zur Feyer dieſes ſeines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte ſchon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude ſeines Herzens vergaß er ſein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmoniſchen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre roſtigen Wände — Denn das Schickſal vergönnte dieſen Abend den fröhlichen Bauern ein ſeltnes Vergnügen. Die Schauſpielkunſt war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer erſten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Luſt! Ein vielſtimmiger Mann ſchwebte wie Jupiter unſichtbar über eine lärmende thörichte Welt, lenkte mit ſeiner Rech=[14]ten ganze tragiſche Jahrhunderte und regierte mit gegenwärtigem Geiſte die ſchrecklichſten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weiſeſten Menſchen erſtaunen. Itzt ſah man hochmüthige Städte, wie ſie ſich über die Dörfer erheben — und augenblicklich darauf eingeäſchert oder in einem Erdbeben verſunken; Rom und Carthago, Troja und Liſſabon wurden zerſtöhrt, und der Helleſpont ſchlug über ihre ſtolzen Thürme ſeine Wellen zuſammen! Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrſcht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt?

denkt ihr wohl der Strafe des Zevs zu entfliehen? Ja, da ſieht mans — Hier liegt nun der grauſame Nero in ſeinem Blute und wird von ſeinen eigenen Grenadiren zertreten! Bald wird es auch an Dich kommen, Du übermüthiger Mann! Heliogabalus! Pompejus! oder wie Du ſonſt heißen magſt — [15] Seht nur, wie ſtolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann ſie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollte ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beſchreiben, die die gerührten Zuſchauer mit lautem Lachen beehren? Itzt ſah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carln dem Zwölften belagert! Schon war die Piſtole geſpannt, die dieſem ſchrecklichen Helden das Leben endigen wird — und ſchon wurden die Laufgräben geöffnet und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter herein trat. Bey ſeiner längſt gewünſchten Ankunft verſtummte die Fiedel — Die große Verſammlung der Zuſchauer hob ſich von ihrem Sitze — ſchmiß eine allgemeine Bank um und grüßte freundlich den Alten — Eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als allein der ehrwür-|16|dige Cato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieſer Zufall ſchob die Belagerung auf — eine glückliche Pauſe für Carln! und ſelbſt der Regierer der Welt ſtieg itzt in ſeinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernſthaftes Stillſchweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, ſeine glückliche Geſchichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredſamkeit, und man hörete ihm zu mit ſichtbarem Erſtaunen und ſtämmte die Hände in die Seiten und ſchüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe. Aber was leideſt du nicht indeß, bey dieſem allgemeinen Jubel, o du armer Verlaſſener! Welche Menge von vielſagenden Seufzern und welch eine Fluth von bittern Thränen wurden nicht täglich von Dir der erzürnten Liebe geopfert: aber ſie blieb unerbittlich und der klägliche Liebhaber be-

zeichnete diesen schrecklichen Zeitpunkt seines Verlusts mit den größten Trophäen [17] der Schwermuth — mit rothgeweinten Augen und zerrungenen Händen. Und wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Vier Jahrgänge hatte er also beschlossen. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten und alle Buchstaben zerfraßen, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drolligten Postillen den einfältigen Freygeist belustigt. Aber die comische Muse hüpft ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Schedulu des Pastors. Sie soll den glücklichen Traum erzählen, der ihn, bewillkommend an der letzten Stufe des [18] Jahrs, mit dem Besitze seiner Geliebten und dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwey und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Seculs, von wenig Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangenen Jahrtausende zu hängen: So wie der furchtbare Nachtvogel*) auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Rösel sein Leben verfolgte — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer.

[19] Da erschien dem eingeschlummerten Dorfpfarrn jener große Verfolger des Pabsts, der herzhafte Doctor Martinus — lebhaft erschien er ihm, wie ihn für alle

*) S. Rösels Insecten-Belustigung.

künftige Zeiten Lucas von Kranach gemalt hat. Sein alter getreuer Mantel, wie ihn die Schloßkirche zu Wittenberg sehen läßt, hieng ihm über die Schultern — aber er floß ihm nicht mehr wie ehmals ehrwürdig am Rücken herab; denn der Aberglaube hatte davon mehr Stücken gerissen, als die alles verderbende Zeit und die Zähne der Motten: Und noch vor kurzem raubte ein unternehmender Schulmeister den halben Kragen des Mantels; In enthusiastischem Hochmuthe glaubt er schon die Kräfte seiner Eroberung, den Zuwachs neuer Verdienste und den Antheil an Luthers unerschrocknem Geiste zu fühlen — Freudig und dumm geht er zurück in sein Dorf, schimpft ungerochen den Pabst, und nun versucht er es auch zuversichtlich an seinem Ge=[20]richtsherrn. Doch siehe da! der arme Betrogene wird bald von seinem eigenen Gevatter, dem Schöppen, ins Trillhaus geführet, von allen den jauchzenden Jungen verfolgt, die nun Feyertage auf eine ganze Woche bekommen.

Und der Schatten sprach also zu dem träumenden Magister: „Lieber Herr Amtsbruder! Oft habe ich mit Deinen Thränen meine besten Schriften befleckt gesehen und Deine verliebten Seufzer gehöret, wenn Dein Fleiß bald eine Stelle der Erbauung aus meinen Briefen, bald aus meinen Tischreden eine lustige Geschichte ausschrieb, womit du die gähnenden Bauern zu rechter Zeit wieder erweckteſt. Warum errötheſt du? O! schäme dich nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehn! War ich nicht selbst der erste unter den Priestern, der es auf Paulus Verantwortung wagte, ein zärtliches Weib zu nehmen? Sollte einem Ken=[21]ner der Kirchengeschichte, sollte dir unbekannt seyn, wie ich einst dem neidischen Kloster das schönste Fräulein entriß? Ach Catharina, Catharina von Bora! wie sehr beglückte deine Liebe mein einsames Leben! Und du — du verzagst, dem Hofe ein Mägdchen zu entziehn, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissinn bewacht, und von der Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Höre meinen liebreichen Rath: Morgen wird die reizende Willhelmine

ihren Vater beſuchen. Von keinem Höflinge begleitet, wird ſie des Mittags zu ihm fahren — Welch ein bedeutender Wink, den die Liebe dir giebt — Folg' ihm — erhebe dich in Willhelminens Geſellſchaft, und eröffne Ihr deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen — in der Höhe des Hofs flatterte — oft mit Schwindel herabfiel [22] und wieder in die Höhe gejagt ward — Sie — die von den Zofen des ganzen Landes verfolgt, der Ruh entgegen ſeufzt — Sie, ich ſchmeichle dir nicht, wird froh ſeyn, an deiner ehrwürdigen Hand den Widerwärtigkeiten der großen Welt zu entwiſchen — und ehe dieſe Neujahrswoche verläuft, kannſt Du für Deine treue Liebe belohnt ſeyn — aber verſäume — verſäume dieſe unwiederbringliche Zeit nicht!"

Dieß ſagt' er, und wie der ſcherzende Ovid oft aus den Händen des geiſtlichen Studenten den heiligen Cyprian verdrängt, ſo verſchwand itzt der Wittenbergiſche Doctor, und Amor erſchien an eben der Stelle und fieng lächelnd die letzten Worte des geiſtlichen Schattens auf: „Aber verſäume dieſe unwiederbringliche Zeit nicht, ehe der feindliche Hofmarſchall ſeine Brunnencur ſchließt, und die Schönheiten wieder aufſucht, die itzt ſein durchwäſſertes Herz medi-[23]ciniſch verachtet. Waſche Dich — pudere Deine beſte Perücke; dein ſchwarzer Rock ſoll dir in deiner Eroberung nicht ſchaden: nur ſey ſo dreuſt und munter wie ein Kammerjunker; dieſer ſiegt oft auch in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide."

Nach dieſen Worten verſchwand der wahrheitliebende Amor, und die an Wiederholen gewöhnte Seele des theuern Magiſters wiederkäuete noch dreymal dieſen glücklichen Traum, und er hatte ihn im friſchen Gedächtniß, als er aufwachte.

[24]

Zweyter Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die Sie bescheinen sollte, und nun wandte Sie auch Ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt' Ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll samt den Musen verachten und ungeheißene Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte [25] Majorennitäten, drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und sanft wirkt Sie, die mächtige Sonne, auf die Felsenherzen der Großen und in die morschen Gebeine der Helden, die itzt voller Neigung zur Ruhe sich beschwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmaale ihrer Tapferkeit vernähen zu lassen. Stolz auf ihr Elend behängen sie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten, mit dem theuern Spielwerke von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, stund die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich, länger herab zu schauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölke. So steht ein blü-[26]hendes unschuldiges Mägdchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der versammelten Schule der Mahler, und verräth die geheimsten Schönheiten der Natur, für einen geringen, unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunst. In schamhafter Einfalt versteckt sie ihre mächtigen Augen hinter einer ihrer jungfräulichen Hände, indem sie mit der andern das letztere neidische Gewand von

ſich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängſtlich erwartet ſie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geſchickteſten Jünglinge zittern bey dem Anblicke der unverhüllten ſchönen Natur, und ihre ſonſt gewiſſe Hand zeichnet Fehler auf das geſpannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier ſeinen Meiſter; denn in ſeinem kleinen noch fühlloſen Herzen liegen jene ſympathetiſchen Trieb' unentwickelt, und ſeine Hand lernt' eher der Kunſt, als jenes der Liebe gehorchen. Und der hoffende Pfarrherr gieng [27] in der Frühe zu Nicklas, dem Verwalter, wünſchte ihm ein fröhliches Neuesjahr und ließ ſich wieder eins wünſchen; dann erzählte er ihm ſeinen nächtlichen Traum bündig und kürzlich — denn die gebiethenden Glocken hatten ſchon zum drittenmale geläutet, und die geputzte Gemeinde ſah ſehnlich ihrem Herrn Paſtor mit ſeinem Neujahrswunſche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Nicklas dem Herrn Magiſter die Achſel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig beſtellt' er die Küche, damit ſie, würdig des lieben Beſuchs, viele ſchmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bath auch den wertheſten Träumer zur Tafel, und gieng an ſeiner rechten Seite, mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegerſohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Bethen die Mittagsſonne hervortrat. Schon eilte die buntſchäckige Gemeinde mit geſättigter Seele und hungrigem Magen nach [28] Hauſe, als die gehoffte Caroſſe zur Höhe des Dorfs hereinſchimmerte. Wie eilte nicht der rappenfärbichte Herr, den ſechs Schimmeln vorzukommen, um auf Befehl des Traums die Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend ſchmählt' er auf ſich, daß er ſo lange gepredigt, aber dennoch überholt' er die rollende Kutſche, und er empfieng die holde Willhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte ſie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit koſtbaren Ringen gezieret, und ſagte höflich zu

ihm: Wie geht es, werther Herr Paſtor? Darauf umarmte ſie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofſtimme der Tochter erſchrack, und nicht wußte, ob er mit ſeiner bäuriſchen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch ſcheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge ſtund ihr Liebhaber vor ihr, [29] und huſtete immer und ſprach nichts. Lange getraute er ſich auch nicht, ſie anzublicken; denn ihr hüpfender Buſen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und ſetzte ſeine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriednem Mitleiden beobachtete Willhelmine den Einfluß ihrer Perſon, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmoniſche Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von engliſchen Tänzen und überirdiſchen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer Amanten; bald aber auch bejammerte ſie mit nachdenkender Stirne den ſteten Wechſel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauſchenden Ergetzungen, hinterliſtig dem taumelnden Höflinge nachſchleicht — und da wünſchte ſie ſich — Welch ein Vergnügen für den horchenden Prieſter — einſt [30] wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter dieſen anmuthigen Geſprächen, wovon meine Muſe nicht die Hälfte verräth, ſetzte ſich dieſe liebe Geſellſchaft vertraulich und ohne Gebethe zu Tiſche. Erſchrocken dachte zwar der Magiſter daran, doch durft' er es itzo nicht wagen, ſich wider die Gewohnheiten des Hofs zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die ſchöne Tochter des Hauſes vier Flaſchen köſtlichen Weins mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und ſchenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater, ſchäumende Gläſer ein. Lange beſah der Magiſter das unbekannte Getränke, koſtete es mit der Mine des Kenners und ließ doch ſein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantiſch — Liebe Mamſel, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete ſie: Es iſt von unſerm Burgunder. Nach ihm [31] ſetzte man auch eine langhälſichte Flaſche des ſtillſcheinenden bleichen

Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte ſie der Magiſter den befehlenden Händen der Schöne: aber er wäre bald vor Schrecken verſunken, als der betrügeriſche Wein den Stöpſel an die Wand ſchmiß, und wie der vogelfreye Spion, der ſich einſam und ſicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörſer eines feindlichen Hinterhalts aus ſeiner Ruh geſchreckt wird — ſo betäubte der ſchreckliche Knall die Ohren des zitternden Paſtors. Erſt auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schöne, trank er den tückiſchen Wein, und er empfand bald deſſen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz ſeine geiſtigen Lippen — Antitheſen und Wortſpiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beyfall der artigen Willhelmine, wie ihm [32] ſein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Jzt erſchrack er nicht mehr vor dem aufrichtigen Buſen, den er ſelbſt belebender fand, als den brauſenden Champagner — Dreymal hatt' er mit lüſternen Augen hingeſchielt, da ward er ſo dreuſt und wagte es, von dem alten Verwalter unterſtützt, das Herz der engliſchen Kammerjungfer zu beſtürmen. So viel Waffen der Liebe als nur ſeine unerfahrne Hand regieren konnte; ſo viel als ihm nur zärtliche Blicke und gefälliges Lächeln zu Gebothe ſtehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geſchwinden Eroberung. Welch eine Verſchwendung von ſüßen zärtlichen Worten! Erſtaunt ſah Willhelmine ihren dringenden Feind an, und dreymal wankte ſie — aber ein geheimer Stolz und die Rückſicht auf den prächtigen Hof erhielt ſie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder [33] des Traums entdeckten — Denn da erkannte ſie ſelbſt in allen die ſichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredtſamkeit des Paſtors bekehrt, entfernte ſie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: Wohlan! ſagte ſie, nachdem ſie in einer kleinen freundlichen Pauſe die Beſchwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung

auf ihrer hohen Stirne saß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den Freuden meines Geburtsorts vertauschen, und da Sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so würd' es unzeitig seyn, spröde zu thun — ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und — Welch ein Triumph für einen Unerfahrenen, der nie den Ovid und [34] das System einer versuchten, klugen Lenclos gelesen — „küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unserer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert — küßte sie dreymal, und macht' es zur Probe recht artig. Sie steckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und Er — welcher Tausch, hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt — überreichte Ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worein ein Anker gegraben. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs an Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäfftigten ihre unermüdeten Lippen — Da sagte Willhelmine diese merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttinn der Cabale auf den feuchten balsamischen Wol-[35]ken des dampfenden Thees, nachdenkend an den kostbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbether ermuntert, und wenn die eigensinnige Göttinn der Mode ihren Liebling, den Schneider, zu wichtigen Conferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verstehen: Morgen, wenn es früh Zehne geschlagen, so rüsten Sie sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre schuldige Aufwartung bey unserm Hofmarschall; Bitten Sie ihn in dehmüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heurath! Ich selbst will ihn noch heute zu diesem Ihrem Besuche bereiten, und so werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der beste Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir schmeichle, etwas bey ihm vermögen, so geben Sie Acht

— so soll er selbst bey unserer Hochzeit erscheinen, und durch sei=[36]ne ehrende Gegenwart unser Fest ansehnlicher machen: Itzt aber theilen Sie, ohne Complimente, den Platz in meinem zweysitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hofe nicht eben so sauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süß versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verließ er itzt sein trauriges Kirchspiel. Wer weiß, wie viele nicht indessen dieß Dorf und die Welt ohne seinen Abschied verlassen, und wie viele darinnen ankommen, die bey ihrer Geburt weder von dem Lächeln einer Melpomene, noch von dem stärkenden Anblick des Pastors, begrüßt werden!

Nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden waren die beyden Verliebten in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz [37] des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutgam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehn, mit höchst zärtlichen Küssen. Welche triumphirende Freude durchströmte nicht itzt das Herz des verliebten Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz andere Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beysitzer widersprachen es nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würd' es schon löblich verwalten, und sie überließen die Seelen der Bauern seiner Treue [38] und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerm Rechte freut' er sich itzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eigenes Verdienst, das sprödeste Mägdchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß

ich meinem prophetiſchen Traume zu folge, mich ſo dreuſt und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch eine Liebe für mich muß nicht in der Bruſt meiner Willhelmine erwacht ſeyn, da ſie ſich ſo eilig entſchließt, den prächtigen Hof zu verlaſſen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, deſſen altfränkiſche Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter ſeinen letzten Nachtgeſang, in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte ſich in ſeinen Schafpelz und beurlaubte ſich von der Stadt. In gehöriger Entfernung ſchlichen die Spötter ſeiner Aufſicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, [39] weckten den Thorſchreiber auf und erreichten bald das ſichere Gehölze: Und am Horizont fieng ſchon der Tag an zu grauen, eh' unſer Verliebter einſchlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich hölliſchen Geſpenſtern raſſelt' unter ihm mit Ketten der böhmiſche Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in ſeinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten iſt Unruh — Denn ſo bald er das Bellen der Hunde und das Raſen des Windes nicht mehr deutlich vernahm, ſo bemächtigten ängſtliche Ahndungen ſich ſeines Gefühls. Bald träumt' er — ſeine berauſchte Seele erhübe ſich über das Zenith und begrüßte unbekannte Gefilde — dann glaubte er wieder in einen bodenloſen Abgrund zu ſtürzen, ſchrie — ſträubte ſich — ſtieß ſich an den [40] ſchlafenden Scheitel, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So ſteigt ein luſtiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von ſich, und brauſet unter den Wolken; bald darauf ſinkt er — nun ſinkt er — endet ſein kurzes Geräuſch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

[41]

Dritter Gesang.

Schon blitzten die Strahlen der Sonne, ein Schauspiel unserer itztlebenden Neutons, auf dem leeren Kopfe des Thurmes und der geputzten Coquette, die wie ein wachsamer Feldherr schon früh mit dem sorgenden Gedanken ausgieng, welchen Posten sie heute besetzen, und welches Bollwerk sie heut' erstürmen sollte. Alle berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht. Einige verschluckten levantinischen Coffee und blätterten im Herrn und Diener,*) oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage weiter zu lesen, dankbar [42] die rührende Stelle, bey der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergiengen. Mit edelm Eifer übten sich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geschwinde Folten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräuleins an der Toilette zu besuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bey dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die käufische Stimme eines bärtigen Juden erweckt, der dreymal schon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Ebräer gewaltig hinein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in [43] die Höhe fuhr. Der Ungläubige floh — erschrocken sah der schläfrige Christ nach seiner tombackenen Uhr, erstaunte, daß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen und ohne Vorbereitung, den Complimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten,

*) Eine bekannte Schrift des Hrn. von Moser.

in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrocke von Stoffe, der, o Wunder! von eben dem Stücke war, das auch Willhelminen ein Brautkleid geliefert, empfieng er den Pastor mit offner Stirne und satyrischer Mine, die sein schlauer Diener verstund, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplicant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melampus ihm entgegen — nö-[44]thigte ihn stille zu stehen, und zerstreuete die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bethenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon Ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Willhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mägdchen in diesem ganzen Gebiethe! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst ihre Lieb' eröffnet und mit verschämten Gesichte um den glücklichen Abschied gebethen. Wohlan! Ich werde kein Hinder-[45]niß Ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — Werden Sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsere Willhelmine gebethen, morgen selbst bey Ihrer Hochzeit zu erscheinen — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — Denn dieß sey die Bedingung — Wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheinet, wird sich nicht weigern,

seine holde Clarisse, auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen — Der Comtesse aber sagen Sie heimlich: Ich würde darbey [46] seyn. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebiethet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächte Hermitage sollen in Ueberfluß fließen, wie in der heiligen Versammlung der Cardinäle, wenn sie eine ganze lange Woche hindurch, in dem einsamen Conclave sich weise gehungert, und nun das Oberhaupt der Kirche durch ein entscheidendes Habet — habet —gewählt ist."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen geübten Händen schlug der Hofmarschall beyde Theile zurück, strich mit dem [47] Fuße aus, und empfohl sich dem Schwarzrocke. Bald nach ihm trat Willhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chocolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marschall das Document ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich. Eine ganze sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern anfieng, der ihn weit unter die Hälfte umspannte. Ach welch ein reizender Busen! o scherzhafte Muse beschreib ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott, immer mit drolligten Re-[48]verenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueyen und Freyherren auf sich zog. Aber itzt erhob sich dreymal die warme bebende Brust und trennte die gedörrte Musche vom Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne

ſchrie, und der ernſthafte Hofmarſchall wirklich zu lachen anfieng. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morſchen Trümmer ſeines Theaters, indem er mit ſtampfender Beredtſamkeit dem Pöbel winkt, ſein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geſchrey, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte ſein buntſchäckichter Diener hervorzieht.

[49] Mit einer bedeutenden Röthe rauſchte bald die ſchöne Verlobte in die Verſammlung der übrigen Zofen des Hofs, die ſchon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Willhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als ſie ihnen den papierenen Triumph zeigt, den ſie itzt vom Hofmarſchall erhalten. Aeußerlich klagen ſie zwar ihre verkaufte Geſpielinn: „Ach du armes verblendetes Mägdchen! So willſt du denn fern von den Freuden des Hofs, und fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verſeufzen — und nur von Bauern bewundert, den ſtolzen Buſen erheben? So willſt du denn in einer dunkeln geiſtlichen Hütte, als Frau Magiſterinn wirthſchaften? Ach Du armes verblendetes Mägdchen!“

[50] So klagten alle die Zofen, den Abſchied der erweichten Willhelmine, aber heimlich wünſchte ſich jede, bald auch ſo beweinet zu werden, und in den ſichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechſel des falſchen Hofes zu lachen.

---

[51] Vierter Geſang.

Auf den Uhren war ſchon der Mittag vorüber, aber in den Häuſern der Großen brach er erſt mit feſtlichem Pomp' aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — Denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbether verloren — Mit mehrerm Eifer, als wohl jemals ein ägyptiſcher Prieſter gehabt, feyern ſie täglich ihr Feſt,

mit sonnenrothen Gesichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwo Meilen langen Weg an; Die alles [52] vermögende Liebe hatt' itzt den gelehrten Magister zu einem gemeinen Bothenläufer erniedrigt, und er mußte, welche sonderbare Bedingung — als sein eigner Hochzeitbitter noch ein zweytes Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneyte Weg ermüdete seine Knie, und die duftende Kälte candirte seinen schwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers, dem Priester entgegen kam? Ein unschuldiges unbekümmertes Gesicht, die Larve der Heucheley, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund! redete er ihn vertraulich an, sagt mir doch, ist dieses die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Nimmer?" Ehrerbietig nahm itzt der Boshafte vor dem Schwarz-[53]rocke den Huth ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schrecknisse der Nacht über diese Heyde verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einem Ameishaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner, den Anbruch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweiheten Glieder zu bedecken. „O mein Freund, rief er, den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach entfernt mich doch eilig von diesem Fußsteige, der meine Ge-[54]beine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus

für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an!“ Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreyßig Ephraimiten von einer güldenen Madona. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeß der jüdische Haufe mit Geräusche bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöset zu werden, und in einem ungewissen Course betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastor die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe, verbirgt den Raub und den hurtigen Räu-[55]ber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllt' eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Luft: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn du auch — der du einen Priester beraubest, dem Dreyangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz, und kein Kirchengebeth helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Unandächtig gesprochen, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern, wie unser Gebeth für den Römischen Kaiser und aller weltlichen Obrigkeit.“ So schrie er und erholte sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dieses der rechte Weg sey, überließ er sich furchtsam sei-[56]nem Verhängnisse: doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füße durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süßer Traum von einem Capaune mit Austern, beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bediente, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flößte dem Wächter des Hofs die schuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an

die Stube der jungen Gräfinn begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saß die muntere Comtesse, den einen ihrer niedlichen Aerme, auf ihrer verschobenen Toilette gelehnt, und in der andern hielt sie einen vergoldeten zärtlichen Brief, den sie erst itzt an den Hofmarschall, ihren Geliebten, geschrieben. Sie las ihn mit ge=[57]dämpfter Stimme ihrer critischen Freundinn vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwo weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verspäteten Pastors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantinn erweckt, die wie ein Policeyverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freymüthigkeit, geboth die betroffene Comtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchsamer Wink widersprach ihrem geschwinden Befehle — Die kluge Sibylle verstund ihn, gieng langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre, und schmählte entsetzlich auf das strenge verrostete Schloß, da indeß ihre Gebietherinn die nöthige Zeit gewann, mit Eau de [58] Levante ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Cavalier und das Posthorn, und klein gedrückt, wie eine übelschmeckende Pille, warf sie ihn hurtig unter das Bette; Aber wie dauerte ihr nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastor zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigem Schrecken und stiller Betrübniß empfand einst der freygeistische Desbarraux, als er sich zur Fastenzeit einen Eyerkuchen erlaubte: Schon hatte sein erzkatholischer Diener, blaß wie der Tod, das verbothene Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes Gewitter am Himmel heraufzog, und ein erschrecklicher Schlag die näschichte Seele [59] betäubte, und

ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! schrie er halb unwillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gasse; Aber wie dauerte ihm nicht das verlohrne gute Gericht, als das Gewitter vorüber gieng! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor und quälte aufs neue den abergläubischen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der keichende Pfarrherr seine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Auftrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten; Er lispelte heimlich der Gräfinn und ihrer Vertrauten dieß anbefohlne Geheimniß ins Ohr: Der gnädige Herr Hofmarschall werde da=[60]bey seyn — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen, konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckt' itzt mit den Fittichen der Mitternacht das Cabinet der schönen Clarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beyde mußten sich der Erfahrung eines grauen Kammermägdchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaßt, untersucht, und durch neue verdrängt! Lange gieng das wichtige Project, wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten hohen Mine eines versuchten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte: „Itzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorschlag: Meine willige Stimme soll itzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß sein [61] sicheres Geleite Sie, den Windhunden vorbey, in die Stube führe, die unser Haushofmeister bewohnet. Dieser wird gern eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bey dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; er wird Sie gewiß Ihrer Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge

haben ſeine hypochondriſche Bruſt mit Ehrfurcht für Sie, Herr Paſtor, erfüllet. Alſo ſchlafen Sie ſanft! bis die Morgenröthe ihre geſtärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeſte erweckt!“ Ein gütiger Lobſpruch aus dem roſenfarbenen Munde der Gräfinn belohnte die Einſicht der Zofe — Auch der Magiſter wollte ihr gern ſeinen Beyfall darüber bezeigen, aber ſeine Worte verwandelten ſich in gähnenden Mislaut, daß er zur Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In we=[62]nig Minuten war jeder wichtige Umſtand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeiſter beherbergte den ſchnarchenden Magiſter, und die dunkelbraune Nacht verbarg ſeine heimliche Ankunft unter ihrem Schleyer vor der mistrauiſchen Gouvernantinn und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebohrnen Gerichtsherrn erweckt. Itzt überdenkt er noch im Bette den Zuſtand ſeines Magens und fordert mit ſchwelgeriſcher Neugier den frühen Küchenzettel — Da tritt der Haushofmeiſter herein, und meldet ihm die Beherbergung des verſpäteten Pfarrherrn, und wie er itzt, voller Verlangen, Ihro Gräfliche Gnaden zu ſprechen, vor der Kammerthüre lauſchte. „Je, willkommen, werther Herr Paſtor, willkommen!“ ſchrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieſer vor das Vorhangbet=[63]te des Grafen, und ſein ſchwerer Athem blies ſogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünſchen beſchloß, worzu ihm der Wechſel der Zeit die beſte Gelegenheit darboth. Bey ſtarkem ungeduldigem Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhuſten des ſtotternden Grafen ſich legte — als er auf einmal dieſe deutliche Antwort vernahm: „O ſehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an Ihrem Ehrentage, lieber Herr Paſtor, im ſchönſten Putze zu glänzen. Der prieſterlichen Aufſicht überlaſſen, iſt ihre Tugend ſicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund, verlaſſen Sie ſich darauf, ſie ſoll Nachmittags mit ſechs rüſtigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erſcheinen, und das Hochzeitgeſchenk will ich ſelber beſorgen.

Damit aber auch Sie, mein Lieber, sich nicht vor Ihrer nahen Hoch=[64]zeit ermüden, oder wieder bestohlen werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie itzt, Ihren erwartenden Geschäfften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte sie hundertmal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die über seinen flachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sonnenregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war diese Freude; denn nach diesem Orakelspruche endigte sich alle seine Leiden. Halb war nun schon die Bedingung des Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Clarisse schon sorgen. Mit einem segnenden Complimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den [65] Ausgang der Sache. Mit zwey kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterinn. Nun beschäfftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beyde weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüßte, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spatzierfahrt — und leichtfertig erkundigte sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabey seyn, sprach er, als seine Confratres vom Lande!" Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfinn ungeduldig nach ihrem lie=[66]ben Hofmarschalle, bis der geschäfftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttinn, nebst ihrer vielfarbichten Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinaus flog.

[67] Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine beroſtete Pfarre zu einem Palaſte verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente ſeines gnädigen Gönners hatten in ſeiner Abweſenheit die herkuliſche Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu ſäubern, und in der Küche herrſchte ein anſehnlicher Koch, deſſen eigenſinnige Befehle tauſend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in dieſem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der heiligen Küche herum, daß der erſchrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbey gieng, ſich in ſein ruhiges Muſeum ſetzte, und das Geſangbuch zur Hand nahm. [68] Als ein Fremdling in ſeiner eigenen Behauſung, getraute er ſich nicht, itzt von dem vornehmen Koche etwas zu eſſen zu fordern; lieber verſäumte er das Mittagsmahl, und tröſtete ſich politiſch mit dem fröhlichen Soupe.

Die dritte critiſche Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebethenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muſe! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beſchreiben, die ſich itzt in das Haus des Pfarrherrn ſammelten. Zuerſt erſchien der lackirte Schlitten des Hofmarſchalls, an der Spitze vieler andern. Vier deutſche Hengſte, chineſiſch geſchmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den Kutſcher — Ein muſikaliſches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren ſtampfenden Füßen die [69] fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr ſeinen Gönner, und an ſeiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtſamer Höflichkeit gieng er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber ſein ſchnurbärtiger Führer wendete mit ſeinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magiſter, mit verzerrtem Geſichte, eilig wieder zurück ſprang. Mit majeſtätiſchem Anſtande ſtieg nun die einnehmende Willhelmine von dem

sammtenen Sitze. Zum erstenmale — aber auch zum letzten, verrieth sich der kleine vorgestreckte Fuß bis an die Höhe des gestickten Strumpfbandes; denn so bald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Stoff die verdeckten Schönheiten. Eine schneeweiße türkische Feder blähte sich auf ihre gekräuselten Haare, und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der volle [70] Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr sprang der ansehnliche Hofmarschall unter die Menge der erstaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Fest ihres Hirten zu begaffen. Ein gewässertes Band hieng schief über den Lazurblauen Sammt seines Kleides; und der milde Einfluß seines Gestirns zeigte sich auf allen Gesichtern und nöthigte dem unhöflichsten Trescher den Huth ab. Alle Blicke wandten sich itzt einzig auf den gestirnten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Willhelminen. Diese werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magisterinn bewundern, aber einen Hofmarschall sieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles bescheinende Licht des Olymps, wenn eine seltene Nebensonne erscheint, die plötzlich entsteht und verschwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der (eine seltsame Erfin·[71]dung des witzigen Bildhauers) auf einem Ladestock ritt, lieferte zween aufgedünstete Müßiggänger am Hofe, Kammerherren genannt. Einst hatten sie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzeln furchtsamen Räuber verjagt und sich und dem geängsteten Prinzen das Leben errettet. Zur Belohnung hatten sie sich dieses unthätige Leben erwählt, genossen einer feistmachenden Pension, erzählten immer die große That ihres Soldatenstandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmause. So lebten einst die Erhalter des Capitols, die dummen Gänse, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geschlachtet zu werden, fraßen sie den ausgesuchtesten Waizen von Latiums Feldern,

für einen wichtigen Dienſt, den eine jede andere ſchnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Mercur und vier ſchnaubende Rappen brach=[72]ten die pygmäiſche Figur eines affectirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geſchmack, erſetzten ſeine reichen Kleider den Mangel ſeines Verſtandes. Zuverſichtlich beſah er heut' eine glänzende Weſte, die, wie die weiße Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter ſeinem rothplüſchnen Rocke hervorleuchtete; und tröſtlich dacht' er an die Verdienſte der weit koſtbarern zurück, die ſich noch in ſeiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinſchnallen, und eine Doſe von Saint=Martin erſchaffen, waren ihm das, was einem rechtſchaffenen Manne ein gutes Gewiſſen iſt -- ſie machten ihn zufrieden mit ſich ſelbſt, und dreuſt in jeder Geſellſchaft. Itzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob ſein kleiner Körper befürchtete, an die altväteriſche Hausthüre zu ſtoßen, die gothiſches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen [73] Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der wenig geachtet von den Weiſen des Hofs den Befehlen ſeines Herzens mit ſtrengem Eigenſinne folgte. Nie erniedrigte er ſich zu der Schmeicheley, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaſter des Fürſten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt; Vergebens — (Konnt' es wohl anders ſeyn?) hofft' er in dieſem Getümmel ein nahes Glück, hier wo man nur durch feine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verſtand und Tugend und Wahrheit. Ziſchet ihn aus — ihr Lieblinge des Hofes! Was helfen ihm alle ſeine Verdienſte? Daß ſie einſt vielleicht, in Stein gehauen, auf ſeinem Grabmaale ſitzen und weinen? O wie thöricht! den Gebothen des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürſt befiehlt, und auf dem einſamen Wege der [74] Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falſche ſchwankende Uhr des Stadthauſes den Vorurtheilen der Bürger gebiethet, ſo betriegt uns oft unſere

wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jedes dem allgemeinen Irrthume folget, den eine ſummende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewiſſen Sternſeher, daß er ſich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und ſeine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen ſeinen Calendern wird er bald ſein Mittagsmahl — bald den Beſuch bey ſeiner Geliebten und bald den Thorſchluß verſäumen.

Zween würdige Geſellſchafter beſchloſſen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unſcheinbares Bildniß beſchwerte — [75] Ob es einen nervigten Vulcan oder einen aufgeblähten Midas vorſtellte, war für die Kunſtrichter ein Rätzel. Ein halbgelehrter Patritius, ehmaliger Hofmeiſter des Marſchalls, am Stande, ſo wie an Wiſſenſchaft, weder Pferd noch Eſel — nahm die eine Hälfte des bretternen Sitzes ein, und auf der andern ſaß ein graugewordener Hofnarr, der mühſam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Verſen und Proſa, die hohe Geſellſchaft zu erluſtigen: aber ſein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß ſein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, das er ſo lange glücklich regieret, und um welches ſich itzt der fürſtliche Läufer, der Oberſchenk und eine dicke Tyrolerinn riſſen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Comteſſe. Der Hofmarſchall ſtund unbeweglich an dem offenen Fenſter, und [76] ſeine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas auf den Weg hin, wo die ſchöne Clariſſe herkommen ſollte. Wimmernd rang der angſtvolle Magiſter die Hände, und verſicherte ohn' Aufhören den argwöhniſchen Hofmann: „Die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! ſagte er, ſie hat mir ja mit der aufrichtigſten Mine verſprochen, meine ſchwere Bedingung erfüllen zu helfen, und ſie wird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlaſſen.“ Unterdeſſen war auch ſchon der theure Mann angelanget, der dieß Brautpaar feſter verbinden ſollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo niemand die

Reizungen einer Willhelmine kannte, hatt' er von den drey Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: Ob jemand wider das Aufgeboth seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreymal hatt' er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten ge=[77]bannt: Der schweige nachmals stille! Sein frommfarbichter Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und ward selbst in einem Amte mager, das seit dreyhundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hatte. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er sprach aber gern von dem General Ziethen und von dem Treffen bey Roßbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — denn er verstund sie nicht — aber es glückte ihm nach einer neuern Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuerndte: bald aber beglückt' er sie, zum Troste, mit einem warmen Sonnenschein in der Wein=[78]lese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seit dem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeyerten Pause — erschien endlich die erseufzte Göttinn, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarschall! ohne Gouvernantinn erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitgeschenke hatte diese geizige Seele zurück gehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum erstenmale den langbewahrten Schatz einem listigen Geliebten, der als ein alter Politicus, die Zeit zu gebrauchen weis. Mit funkelnden Augen empfieng er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glaßirte Hand reichte, die auch schon in dem Augenblicke zärtlich gedrückt war. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schick=[79]sal des armen Dorfpfarren bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch

ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens, mit Freuden empfieng. Mit zurückhaltender Bescheidenheit, erhielt auch Sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguß auslöscht. Ein geheimer Neid saß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehmaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihrem Pfarrherrn schwebte — und das wache Bewußtseyn ihres itzigen Schicksals bracht' ein ernsthaftes [80] Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaß der Beglückte seine Beute, die ihm kein Sterblicher wieder entreissen konnte. Nun hab' ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks, drückt' er oft seiner angetrauten Willhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher unversehner Gedanke, der sich wider alles Vergnügen auflehnte, stieg itzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor — Ist dieß nicht, seufzte sie bey sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und itzt begräbst du mich sogar in einer schmutzigen Pfarre? Wie verschieden waren hier nicht die Begriffe der [81] Schöne und ihres Vermählten! Wo soll ich ein Gleichniß hernehmen, ihren Eigensinn und seine gierige Liebe deutlicher zu machen? Meine Muse hilft mir — Hier ist es: So überholt ein unermüdeter Windhund die abgemattete Häsinn, wenn er sie von der Seite ihres verliebten Ramlers gestört, und durch Büsche und Sümpfe verfolgt hat — und so fällt sie — die arme Häsinn, und sieht noch, mit sterbenden Augen, manchen stattlichen Jäger sich um ihr Wildpret versammlen — Einer

betrachtet es noch mit spottenden Minen; ein anderer befühlt es, und da dächte sie, wenn Häsinnen denken könnten, gewiß: Welch ein trauriges Verdienst ist es — schmackhaft zu seyn! Würde wohl mein kurzes Leben, durch hundert Reviere gejagt, noch endlich unter dem Biss' eines dürren Windhundes verfliegen, wenn ich keine Häsinn wär', und kein besser Fleisch besäß', als ein Maulwurf.

[82] Ein mathematischer Furier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabey die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Itzt ergriff der gestirnte Hofmarschall die warme weiche Hand der blauäugichten Willhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bath den dankbaren Schwarzrock, sich neben seiner Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn seine Geliebte entzog, giebt sie ihm itzt bey einem [83] freygebigen Gastmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm alle sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickt' einst der große Agamemnon seine Chriseis, dem belorberten Priester des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe mußten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias diese Geschichte, wie ich itzt die Hochzeit eines Magisters besinge:

Der Schmaus gieng an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freymüthige Scherz, die feine Spötterey, und das fröhliche Lächeln, vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Com-

teſſe und des Champagners durchbrauſte die fühlbaren Herzen der Gäſte. Alles war [84] munter und fröhlichen Muths. Nur der Magiſter und der Hofnarr — immer ihres Amtes eingedenk, ſaßen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologiſcher Scrupel, bald ein Gedanke ſeiner künftigen Liebe; und der andere ängſtete ſich heimlich, daß es in ſeinem Gehirne ſo finſter, wie eine durchnebelte Winternacht, ausſah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marſchalls, und wie oft verfolgte ſein ſchwerer Witz die flüchtigen Reden des luſtigen Kammerjunkers! aber eh' er ſie erreichte, waren ſie von der Geſellſchaft und von dem Redner ſelber vergeſſen, und mit Verdruſſe nahm er wahr, daß niemand ſeine Einfälle begriff, und alle ſeine witzige Mühe verloren gieng. Ein alter hungriger Wolf ſchleicht ſo dem Fuchſe nach, der unbekümmert durchs Gras ſcherzt, den verdrüßlichen Räuber bald nach dieſer bald nach jener Seite hinlockt, und [85] endlich doch ſeiner groben Tatze entwiſchet. Zur Erholung der geſättigten Gäſte, deren immer ſich anſtrengender Witz manchmal ſchlaff zu werden begonnte, rief der kluge Hofmarſchall den Verſtand des ſinnreichen Conditors zur Hülfe, der ſo oft ſeine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden des Fürſten ſeinen Hof einzuwiegen bedrohen — Und — Auf einmal reizt' eine überzuckerte Welt die weiten Augen der Gäſte. Faunen und Liebesgötter und nackende Mägdchens, in einem poetiſchen Brennofen gebildet, ſcherzten ohn' Aufhören im funkelnden Graſe. In der Mitten entdeckte ſich eine lachende Scene unter einer hohen arkadiſchen Laube, von ewigem Wintergrün: Die porzelane Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe, den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn er ſich einholen läßt! denn der kleine loſe Dieb [86] hat der Zeit ihr Stundenglas liſtig entwendet, und ſchüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Geſellſchaft ſich inniglich freute. Ein voller Teller luſtiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, ſtreute neues Ver-

gnügen über die Tafel. Welche Vermiſchung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Fernglaͤſer und Schnürbrüſte, Küraß' und Palatins, Spiegel und Larven, klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder ſeine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelſprüche wurden laut geleſen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarſchall eine feurige Liebeserklärung — Lächelnd ſah er ſeine gräfliche Nachbarinn an, und überreicht' ihr die bunten Looſe. Sie ergriff einen Federhuth, und las ſtotternd eine prophetiſche Beſchreibung des verliebten Meyneids ab. Furchtſam gab Sie den Teller von ſich — [87] Ein ungeſalznes Epigramm auf den Hymen, lag in einem Strohhuthe gehüllt, und ward von den Kammerjunker aus ſeinem Staube gezogen und mit lautem Lachen ausgepoſaunt — Die loſe Willhelmine zerrieb eine Knotenperücke, die in Knittelverſen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magiſter ein ſchneeweißes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet' er es, und fand dieſe wenigen Worte: Ich liebe einen um den andern — Wer hätt' es dieſem falſchen Herzen anſehen ſollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühſam die beyden Hälften wieder zuſammen. Alle noch übrige Deviſen wurden von den beyden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz ſtill die noch verborgenen Schätze des Witzes für ſich einſammelten, wie der [88] Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrüßliche Langeweile fieng wieder an, den angenehmen Lärm der Geſellſchaft zu unterdrücken, als der ſchlaue Hofmarſchall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitgeſchenk aus ſeiner Taſche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllten Papier, und ermunterte die übrigen Gäſte, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Ungezwungen ſtellt' er ſich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hieng ihr ein demantenes Kreuz um, das an einem ſchwarzmoornen Bande zwiſchen dem ſchönen Buſen hinunter rollte — O was für ein Bewußtſeyn durchſtrömt' itzt die blut-

vollen Wangen der Schöne! Mit ungewiſſer Stimme dankte ſie dem galanten Herrn. Lange konnte ſie nicht ihre widerſtrebenden Augen in die Höhe ſchlagen, [89] und die unzeitige Schaam brachte ſie in eine kleine Verwirrung. Ein ſolches Gefühl durchdringt oft die treuloſe Bruſt eines Hofmanns, wenn ſie nun zum erſtenmale unter dem gnädigſt ertheilten Ordensſterne klopfet. Furchtſam glaubt' er, die Gemahlinn des Fürſten möchte das Verdienſt errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbſt denen ihm unbekannten laconiſchen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wagen, ſich unter ſeine Neider zu brüſten, bis ihm ſein troſtreicher Schreiber die goldenen friedlichen Buchſtaben verſtändlich gemacht hat.

Was für köſtliche Geſchenke häuften ſich nicht in dem Schooße der glücklichen Willhelmine — Spitzen und Ringe und Doſen und künſtliche Bluhmen — Ach dachte der Paſtor — ach! ſo viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen be=[90]ſchwerlichen Amte geſammelt — und wie wunderbar! als Herr ſeines Weibes dankt' Er — auch Er! ſeinen großmüthigen Gönnern für dieſe Geſchenke. Man ſah es an dem ſatyriſchen Lächeln der Gäſte, wie gut ſeine fröhlichen Dankſagungen angebracht waren.

---

[91] Der ſechſte Geſang.

So endigte ſich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäſte taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wieder einander. Ein Evan Evoe umſchallte die Wände, Leuchter und Stühle drehten ſich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgeſtohlene Küſſe erfüllten die Luft. Die zerſtreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hauſe ſie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — Die junge Comteſſe, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantinn

uneingedenk, ſtellte ſich mit dem geſtirnten Hofmarſchall in den [92] einſamen Bogen des Fenſters, und dieſer genoß der ſüßen Betäubung der Schönen, ſo gut als er vermochte. Der kindiſche Kammerjunker verſuchte ſeinen Witz an dem ſchläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der unaufmerkſamen Geſellſchaft — Aber alle verachteten die harmoniſche Erinnerung des Nachtwächters, und überſahen das politiſche Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geſchöpfe einer Maskerade widerſinniſch unter einander, vergeſſen ihre Verkleidung, um nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moſes zieht die verkappte Nonne zum ſchwäbiſchen Tanz auf, oder fordert ein Stück ſchmackhafte Cervelatwurſt. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Geſundheit des allerchriſtlichſten Königs, und die [93] ſtroherne Pyramide fängt an, Knaſter zu rauchen.

Itzt gieng der ungeduldige Ehmann in ſeine einſame Studierſtube — verwünſchte ſeine lärmenden Gäſte, und rief alſo zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! haſt du mir deinen Schutz nur darum angebothen, und mich deines Rathes gewürdiget, um mich itzt deſto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizungen meiner Willhelmine haſt ſchmachten gelehret, und daß du mich durch ihr melodiſches Jawort beglückt haſt — Was hilft es, daß mir dieſer Tag in der ſchönſten Feyer entflohen iſt, wenn meine erſte Brautnacht langweilig und ungefeyert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich ſpottend an die neue Bekanntſchaft einer Freud' erinnern, die wider mein [94] Verſchulden mir fremd geblieben iſt, und Willhelmine wird mir mit ernſthaftem Lächeln in das Geſicht ſehn, wenn ſie die glückwünſchenden Bauern, Frau Magiſterinn, grüßen. Dieſe Nacht, o Sohn der Venus, nur dieſe einzige Nacht, beherrſcheſt du noch mit dem Hymen in gemeinſchaftlicher Ehre — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöſe der geputzten Höflinge, und

durch das Wiehern ihrer Pferde, diese glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend ist, mir wieder zurück zu führen, sollten sie einmal davon seyn!“ Also sagte der klagende Magister, und brachte den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute sich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienstbare Hülfe des Hymen, des Amors Freundschaft noch suchte; (o würde doch von keinem Vermählten des Amors Freundschaft für [95] entbehrlich gehalten.) Gütig entschloß er sich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch ein heroisch Unternehmen — Welch eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojanische Brand ein, der die trotzige Garnison der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlassen, und diese so oft besungene schreckliche Geschichte, gab ihm eine sinnreiche Kriegslist an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet' aus den Händen des gefesselten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und stahl sich unvermerkt in die geruchduftende Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunst verlassen, die vor kurzem zwanzig schöpferische Hände darinnen beschäfftigte, ruht itzt eine finstere Traurig=[96]keit unter ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckseite in der aufgehäuften Asche verborgen, woran die ganze große geschwänzte Armee, des scherzhaften Mäonides sich hätte sättigen können. Dieses ungeheure Magazin steckte der freybeutische Amor, mit abwärts gesenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die schwarze Esse, die sich rauschend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem hohen Firmamente zuwälzte — Es war geschehen — Amor schüttelte seine Flügel und floh, und stellte sich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier stund er, wie Nero, als er mit grausamer Wollust seine Residenz brennen sah, und freute sich seines gelungenen Anschlags, und erwartete den erschrecklichen Ausgang — Und nun — o Muse! hilf mir das Getümmel beschreiben,

das in dem Hause [97] des Magisters entstund, als die gräßliche Feuerschreyende Stimme, sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete! Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor unermüdet läutete — verkündigten den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrey der Kinder, und das Pochen der Nachbarn und das Bellen der Hunde, machten die finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so flohen sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgiltigen Lebewohl! verließen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden [98] Troja trug, so umfaßt' itz der getreue Hofmarschall seine weinende Clarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Wellen des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissenen Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre sichere Carosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockene Weise, gegenwärtig in den größten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder so, wie der große Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Nase besorgt, um eine Prise Rappee bath. Noch schnupft' er ihn mit süßer Empfindung, in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar — und befand sich in der andern Welt, eh' er niesen konnte. Eben [99] so nahm noch itzt der Hofmarschall drey verliebte Küsse von seiner beängsteten Schöne, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so geboth Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verloschen. Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hülfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, aufs priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe, in den schwarzen Abgrund hinunter stieß, daß [100] ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmaal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf gieng er Hand in Hand mit ihm, zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über, alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wachte seine hohe Person an dem rauschenden Brautbett', und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit, auf den Wangen seiner zufriedenen Schöne sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blick-[101]te nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Itzt stund der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerey, seine Kriegslist und seinen Triumph, daß seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beyfall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einem sanften geistischen Sonnenscheine auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang und unter so vielen tausend poetischen Seelen die Meinige allein begeisterte. Ich hab' alles

ge=[102]than, was meine Muſe befahl; ich habe das Elend des verliebten Magiſters, und ſeine fröhliche Hochzeit beſungen, und hab' ein Werk verrichtet, das durch eine ſchöne Druckerpreſſe vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

E N D E.

Lesarten.

Thümmels „Wilhelmine“ liegt in folgenden Ausgaben vor:

A: Willhelmine oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches comisches Gedicht. 1764. 102 S. 8. Diese Fassung liegt unserem Neudruck unverändert zu Grunde. Es sind bloss folgende Druckfehler verbessert worden: 13 33 empfieng für empfing 24 18 dem Dreyangel für den Dreyangel 31 8 weiße for weise 38 18 beschwerlichen für beschwerlichem An folgenden Stellen sind die irrtümlich fehlenden Apostrophe eingesetzt worden: 3 24, 4 16, 5 3, 11 3, 13 31, 31 7, 35 7; an folgenden Stellen ist die Interpunktion geändert: 26 27 entdeckte: für entdeckte! 27 23 entgegen. für entgegen! 37 2 Schnürbrüste, für Schnürbrüste 37 18 die Zahl 3 für 3. 41 23 Weise, für Weise

B: Willhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 106 S. 8.

C: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1768. 132 S. 8.

C 1: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1769. 132 S. 8. Die Mitberücksichtigung dieser Ausgabe, die sonst nirgends aufgezählt wird, -- sie fehlt auch bei Goedeke — erwies sich aus folgenden Gründen als notwendig. Die wenigen Aenderungen, die *C 1* gegen *C* aufweist, gingen sämtlich in die folgenden Drucke über; die Ausgabe *C 1* ist gleichfalls mit den Kupfern von Geyser und Stock geziert wie *C* und *E*; endlich wurde sie vom Dichter selbst als Auflage mitgezählt. Dies erhellt aus Zeile 33 des Gedichts „An eine junge Prinzessin bey Uebersendung der fünften Ausgabe der Wilhelmine“ (Werke I, 24), was nur auf *D* bezogen werden kann.

D: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1773. 86 S. 8., im

Formate des „Sebaldus Nothanker“ und diesem meist auch beigebunden.

E: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Vierte Auflage. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1777. 132 S.

F': Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Im ersten Bande der Werke. Leipzig bei Göschen, 1811, Seite 149—254.

Die sonstigen häufigen Drucke der „Wilhelmine“ (1764 mit 96 Seiten, Frankfurt und Leipzig 1775, Wien 1792, Prag 1804 und vielleicht noch andere, mir unbekannte) sind sämtlich ohne Vorwissen des Dichters gedruckt und zeichnen sich durch zahlreiche Fehler aus.

Wo die Ausgaben *B—F'* übereinstimmen, sind die Chiffern in unserem Apparate weggelassen. Blosse Aenderungen der Orthographie und Interpunktion finden keine Berücksichtigung, ebensowenig augenscheinliche Druckänderungen des Setzers, woran namentlich *F'* reich ist. *C—F'* schreiben durchgehends Wilhelmine und Sebaldus.

U bedeutet, wie schon in der Einleitung Seite IX erwähnt ist, den Brief von Uz an Grötzner vom 28. December 1766.

Titel und Vorreden.

1 1–3 „Ich würde auf den Titel bloss: Wilhelmine setzen und den vermählten Pedanten weglassen. Warum wird der arme Pfarrer gleich anfänglich geschimpft. Ueberdiess scheint der doppelte Titel eine *Duplicité d'action* zu verkündigen.“ *U*

In *B* geht dem Texte folgende Vorrede ohne Ueberschrift voraus, welche in *D—F'* als Vorrede der zwoten Auflage ohne Unterschrift wiederholt wird:

Die Willhelmine könnte in dieser neuen Auflage ganz wohl ohne Vorrede erscheinen, weil der Verfasser seinen Lesern [seinen Lesern fehlt *DF'*] nicht viel über dieses kleine unwichtige Gedicht zu sagen hat. Durch den Beyfall, womit ihn einige Personen beehrt, denen er vorzüglich zu gefallen wünschte, hat er seine Absicht vollkommen erreicht — Indessen ist ihm auch nicht unbekannt geblieben, daß ihn verschiedene andere lieber beschuldigt hätten, als ob er mit dieser Kleinigkeit etwas Böses wider die Religion und ihre Diener im Sinne führe, und diesen zu ernsthaften Kunstrichtern hält er sich für verbunden, öffentlich zu sagen, daß keiner von ihnen vielleicht selbst mehr Ehrerbietung gegen die Religion und Hochachtung gegen vernünftige Geistliche haben könne als er; wie würden sie sich wundern, wenn der Verfasser hier die ehrwürdigen Namen einiger großen Geistlichen hersetzen wollte, die dieses Gedicht bey allen seinen ersten Fehlern mit Vergnügen gelesen und kein Geheimniß daraus gemacht haben. Da sich aber

der Verfasser auf einen witzigen Einfall, dem ein zu strenger Eifer vielleicht ein verdächtiges Gepräge geben könnte, nicht so viel zu Gute thut, um ihn nicht ohne Barmherzigkeit auszustreichen, so hat er, auf den Rath eines unsrer trefflichsten Dichter, diesen Anstoß durch einige Veränderungen zu heben gesucht. Der Ruhm eines guten Christen gilt ihm mehr, als das Lob eines glänzenden Genies — aber er macht freylich keine Umstände, eben so herzhaft über Robers Kabinetsprediger und seines gleichen zu lachen, als er einen Cramer und Schlegel mit stillem Ernste und gerührtem Herzen liest. Er würde von dieser seiner Gewohnheit nicht abgehen, wenn er gleich selbst die Würde eines Priesters begleitete, [bekleidete, *F*] so wenig als er itzt, da er an einem Hofe lebt, sich Bedenken macht, über einen allzugalanten Hofmarschall, einen müßigen Staatsrath und einen affectirten Cammerjunker seinen Scherz zu treiben.

M. A. v. Th.

In *C*—*F* folgt:

Vorrede zu der dritten Auflage.

Es ist mir des Herrn Pastors wegen nicht lieb, daß Wilhelmine, seitdem sie an ihn verheurathet ist, mit ihren Kleidern noch so oft ändert, als sie es am Hofe gewohnt war, und von jeder Leipziger Messe wenigstens mit einem Jupon versehen wird, woran der Pastor, wie man wohl denken kann, nicht den geringsten Antheil hat.

Das sind die Sitten der großen Welt, Madame, die Sie auf dem Lande ablegen müssen! Kann man es den Leuten verdenken, wenn sie sich darüber aufhalten? „Was bildet sich denn die Frau ein?“ habe ich schon hier und da sagen hören, „Trägt sie nicht Spitzen, die mehr kosten als die Pfarre ihres Mannes in vielen Jahren kaum einträgt — da andere ehrliche Weiber, die doch wohl ein bischen mehr werth sind, züchtig und ehrbar einhergehen — Wenn sie doch an ihren Ursprung dächte, und die Spötter nicht so oft erinnerte, daß sie einmal am Hofe gewesen ist — Wie froh sollte sie doch seyn, wenn es die Leute vergäßen!“ Diese Reden, Madame, zu denen Ihr prächtiger Aufzug so vielen Anlaß giebt, bringen auch mich in eine gewisse Verlegenheit, da jedermann weis, daß ich einige Freundschaft für Sie habe und gern Ihre Aufführung zu entschuldigen suche, wo es nur möglich ist; aber würklich — itzt gehn [gehen *C*₁—*F*] Sie zu weit. Sie tragen sogar, wie ich höre, noch immer seidne Strumpfbänder mit französischen Versen gestickt? — Je! zu was denn solche Strumpfbänder, Madame? An Ihrem Hochzeittage konnte zwar dieser verborgene gelehrte Staat noch mit Ehren ans Licht kommen; denn hätte nur damals das Feuer Ihre vornehmen Gäste nicht so erschreckt, so würden sie gewiß die artigste

Ceremonie nicht vergessen haben — Ihre Strumpfbänder wären gewiß, noch vor der völligen Uebergabe Ihrer kleinen Person, an den Herrn Pastor, von einer adlichen Hand abgeknüpft und in guter Gesellschaft seyn verlesen worden, und ich weis, der Cammerjunker würde darbey seiner Lunge Ehre gemacht haben: Aber zu was in der Welt kann Ihnen itzt diese Mode nutzen? Ich weis mir keinen Umstand zu denken, wo Ihre Strumpfbänder noch itzt der Lectüre ausgesetzt seyn könnten, und verlöhren Sie Eins einmal auf dem Kirchwege, zu welchem Aergernisse würde dieses Gelegenheit geben! Uebrigens will ich gern eingestehen, daß Ihre Kleidung sehr artig und Ihr ganzer Anzug mit vielem Geschmacke gewählt sey; Ob ichs aber billige, ist eine andere Frage. Ja, wenn Sie noch am Hofe wären: ie nun da — aber da haben Sie in Ihrer Blüte genung gefallen, und nun thäten Sie wohl, wenn Sie sich auch denen Personen zu empfehlen suchten, die bisher nicht Ihre Freunde gewesen sind. Damit Sie dieses erreichen, rathe ich Ihnen, eine stille ehrbare Mine anzunehmen, wenn sie Ihnen auch nicht natürlich seyn sollte. Eine schwarze Stirnbinde würde gut darzu stehen! Statt der durchsichtigen Halstücher legen Sie eine schwere Sammtmantille um — Ein cannefaßner Rock — flohrne Streifgen am Hemde — So ungefehr muß Ihr Putz seyn, wenn Sie denen Herren gefallen wollen, die sich bisher über Ihr leichtsinniges Ansehn so geärgert haben.

Erster Gesang.

3 1–10 Ich — Triumph.] „Der Anfang scheint mir das Sujet nicht vollständig, wenigstens nicht deutlich anzukündigen. Ich weis nicht, von welchem Abentheuer der Dichter redet, und ein Abentheuer erdulden möchte wohl nicht deutsch seyn. Der Dorfpfarr ist ein sächsisches Provinzialwort.“ *U* Einen seltenen (seltnen *DF*) Sieg der Liebe sing ich, den ein armer Dorfprediger über einen vornehmen Hofmarschall erhielt, der ihm seine Geliebte vier lange Jahre entfernte, doch endlich durch das Schicksal gezwungen ward, (wurde, *F* so immer) sie ihm geputzt und artig wieder zurück zu bringen. 12 Tags] Tages 4 1 hundert] „Ein Ort, wo hundert Wohnungen sind, kann der ein Landgut genannt werden?“ *U* zwanzig 4 Taglöhner] „Und sollte anstatt Taglöhner nicht Landmann stehn?“ *U* Bauer 8 vielen] langen *C*—*F* 9–10 etwan — verkürzen,] durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preussen zu schmählen, bald die bessern Besuche eines freygebigen Robolts zu erheben *C*—*F* 13–21 Ein — gezogen!] Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaltus, hatte seit vier unglücklichen Jahren, die ländliche Munterkeit verlohren, die auch sonst (sonst

auch *F*) auf seiner offnen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz; wenn er die ganze . . . Jagdkleide wie 9 4—11 27 20 „Ein Gespann wird von 2 Pferden und nicht von einem gesagt.“ *U* 23 ihre] Willhelminens 25 Ihr] Ihr nesseltuchnes erhob] hob 26 und keiner] aber keiner 32 klaren] rieselnden 34 schönen] schönern 35 Ihr freundlichen] Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen 37 eigenen] eignen 4 37—5 2 bedauert — Schönheit!] fehlt 5 2-3 denn — Jammer] Denn niemand hatte noch bisher Willhelminen gelehrt, wie reizend sie sey und niemand! ich sag es mit Jammer 4 hatte bis itzt] hatte selbst bis hieher 5 Ihre Reize] ihre Vorzüge 6 ihm] ihm allein 7–8 empfieng — Händen,] „Was für ein Decem kann der Pfarrer von den Händen eines Mädchens erhalten? Besteht er nicht in Feldfrüchten?“ *U* schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, 11–12 Wie — machen!] Schon sann die Liebe ernsthaft darauf ihn glücklich zu machen. 12 zwo] zwey *F* so immer andere] andre *B—E* 22 alsdann] alsdenn 37 Schönheit] „Ein Spürhund der Schönheit deutet einen Spürhund an, den die Schönheit hält, nicht der sie ausspürt.“ *U* Liebe 6 4 erscholl] erklang 15 entschloßne] entschlossene 18 Landmägdchens] Landmädchens so immer 25 stund] stand *F* so immer 26 Fuße] Fuß' 35 Schöne] Schönen *B—E* (im I. und II. Gesange) *F* so immer möchte,] „er geboth, sie möchte pp vielmehr sollte“ *U* solle *B—E* sollte *F* 7 4 ihren] ihrem 8–14 Aber — verließ,] fehlt 7 14—8 32 sein — Köpfe.] ist im zweiten Gesange nach 17 9 eingeschaltet 7 23 seltnes] seltenes *C—F* 26–27 eine lärmende thörichte] einer lärmenden thörichten 31 die] fehlt 8 10 wollte] wollt 13 Carln] Carl 15 wird] „*pro* endigen wird, vielmehr sollte.“ *U* sollte 28 forderte] foderte 30 hörete] hörte 8 32—9 3 Aber — Händen.] fehlt 9 3—11 27 Und — Jagdkleide.] schliesst *B—F* an die Variante zu 4 13–21 an 9 3 Und] fehlt 8 Vier . . . . beschlossen.] Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursach seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorf, und er wird auch nicht etwan, wie dieser und jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, ferne von uns, und verbraußt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und auser Sonntags, wo sein Amt ihm geboth, schien seine Sprache verlohren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendiget: 10 gesammelt] gesammlet sie] fehlt *F* 11–13 die — zerfraßen,] die alte Buch-

ſtaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt ſorgten, 17 Sie — erzählen,] ſie beſchäfftige ſich nur mit ſeinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, ihn,] ihn *B—E* ihm, *F* 18 Jahrs,] Jahres *B—E* Jahres, *F* 18–19 dem — und] fehlt 23 Seculs] Jahrhunderts wenig] wenigen 24 vergangenen] vergangener *F* 9 33—10 32 Da — Und] Da erſchien Amor dem eingeſchlummerten Prieſter, der über das Zudrängen dieſes kleinen Unbekannten heftig erſchrack, denn bisher hatt' Er ihn nur aus dem großen Rufe ſeiner Verwüſtungen gekannt — wie etwan den Beelzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in ſeinem ungewiſſen Erſtaunen, ſchüttelte ſeinen Köcher und ſprach alſo zu ihm: Entſchuldige den Amor, theurer Sebaltus! wenn er bisher wider ſeinen [deinen *F*] Willen dein Feind geweſen iſt, und erſchrick nicht über ſeine Erſcheinung, die [der *F*] dir ein Glück verkündiget, [verkündigt, *F*] das dir wenigſtens vormals nicht gleichgültig war. Willhelmine — bey dieſem Namen, durchſtrömte ein leuchtendes Incarnat [Roth *C—F*] die verfallnen Wangen des Paſtors und Amor fuhr lächelnd fort: Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schönen, [Schöne, *DE*] die einſt, in dieſen Fluhren gebohren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigſten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein wareſt, manchen lauten Seufzer erregte — Ach, ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidiſchen Hofes ſie deinem Kirchſpiel entführet, und unter die fürſtlichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Vergieb es mir, lieber Magiſter, daß ich hier deiner Unthätigkeit ſpotte! Haſt du denn nie gehört und geleſen, wie oft die entſchloſſene und geſchäfftige Liebe, Klöſter geſtürmt, Mauern erſtiegen und ſich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren; und 10 33 verzagſt] verzagteſt entziehn] entziehen 35 der] dem *F* entfernt] entfernet *B—C*1 36–37 Höre — Morgen] Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird es dir werden in Willhelminens tröſtenden Armen, oder an ihrem wallenden Buſen der vergangenen traurigen Tage zu vergeſſen; der Aufſchub deines Verlangens — Ja — er ward dir ſchwer zu ertragen. Doch itzt vermehrt er dein Glück! Denn ſiehe! Mit muntern [munterm *D—F*] Geſichte erwartet dich die jüngſte feurigſte Liebe! Sie würde kraftlos — ſchläfrig, ja wohl gar erloſchen ſeyn, wenn Willhelminens Beſitz dich ſchon vor vier Jahren beglückt hätte — Ermuntre dich alſo und höre meinen liebreichen Rath: morgen

11 1 ihren Vater] den graubärtigen Verwalter, ihren Vater Höflinge] Höfling 3 die Liebe] das Schicksal Folg'] Folge *D—F* erhebe dich in] „Erhebe dich u. s. w. gefällt mir nicht." *U* suche 4 Ihr] ihr, so rührend als du vermagst, 8–9 Sie, — verfolgt,] Sie, die itzt mit ernsthaftem Nachdenken 11 Widerwärtigkeiten] Verläumdungen 13—19 aber — auf!] So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel — Mit der lächerlichen Mine eines jungen Officiers, der zum erstenmal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekömmt, und bey aller seiner Geschäfftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt ich nicht an das Wichtigste gedacht — Wär es auch ein Wunder? und hab ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! 19—21 Aber — feindliche] Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbey streichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante 21 Brunneneur] Ptisaneneur 23 Waschе dich] Und morgen sey bedacht, dich reinlich zu waschen! 24 Perücke] Parücke *B—E* 24–25 in deiner Eroberung] fehlt 28–31 Nach — aufwachte.] Und nun verschwand Amor — das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; Schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen und seine rauhe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich seyn, daß er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaltus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab ich vier Jahre bey den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen — Warum sollte denn itzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist ihren Diensten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwey — Ach Willhelmine! Angenehmer Schlaf — So murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres [besers *F*] vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Willhelminen in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat. Darauf folgt dann: Schon der sechzehnte Frühling bis Mäuler geöffnet. wie 4 22—7 8 und der Schluss des ersten Gesanges lautet: Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt und nur in der letzten Nacht dieses kritischen Jahres erblickt er zum erstenmal wieder die tröstende Hoffnung.

Zweiter Gesang.

12 26 stund] stand 13 8 sympathetischen Trieb'] sympathetischen Triebe *BCF'* sympathetische Triebe *C*1 *E* sympathetische Trieb *D* 10 hoffende] voll Hoffnung erwachte 13 kürzlich] kurz 20 würdig des] zur Ehre eines so *C—F* 26 buntschäckige] buntschäckichte *E* 27 die gehoffte Carosse] der erwartete Wagen *C—F'* 28–29 Wie — Herr,] „Der rappenfärbichte Herr. der Schwarzrock zu niedrig.“ *U* Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagre [hagere *C—F'*] Magister 30 auf Befehl des Traums] fehlt die] seine 33 er] fehlt 37 gezieret] geziert *F'* 14 6–7 sprach nichts] sprach — nichts 16 ihrer] ihrer lächerlichen 25 Gebethe] Gebeth 26 itzo] jetzo 34 fragte] fragt 15 11 er] fehlt 16 verkündigt] verkündiget *B—E* 17 aufrichtigen] erhabenen 23–24 so — wollte] so viel zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebothe stehen wollte 26 zärtlichen] rührenden 31 allen] allem *F'* 16 4 Freuden] stillen Freuden *C—F'* 8 Unerfahrenen] Unerfahrnen 17 ziegelfarbenen] ziegelfarbnen *F'* 18 gegraben] gegraben war 17 2 ansehnlicher] glänzender 9–14 Wer — werden!] fehlt *B—F'*, dafür folgt hier die Scene: Nicklas in der Dorfschenke, die mit den Worten eingeleitet ist: Noch halb berauscht von dem Besuche seiner Tochter und dem seltenen Weine, den er bey vollen Gläsern getrunken, gieng nun der alte Verwalter aus, sein häusliches Glück . . . Köpfe wie 7 14—18 32. 15–16 Nach — Verliebten] Indessen waren die beyden Verliebten nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden 18 Bräutgam] Bräutigam *D E* 23 andere] andre *C—F'* 28 es] ihm 32 würd'] würde *F'* 34 Rechte] Recht *C—F'* freut'] freute *F* 36 eigenes] eignes *E* 18 1 zu folge] folgte *C—F'* 13 erreichten] erreicheten *B* 25 erhübe] erhöbe *B—E* erhöhe *F'* das Zenith] „Kann man sich über das Zenith erheben, welches nichts anders als der Punct über unserm Haupte ist? Man mag sich erheben, so hoch man will, so hat man immer noch ein Zenith.“ *U* die Sonne 26 begrüßte] begrüße *F'* 28 schlafenden Scheitel] „der schlafende Scheitel gefällt mir nicht.“ *U* unruhigen Kopf 32 den] fehlt *F'*

Dritter Gesang.

19 2–7 Schon — sollte.] „Die geputzte Coquette, die früh ausgeht, will mir an diesem Orte nicht gefallen.“ *U* fehlt *B*, dafür *C—F'*: In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erschienen: Ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutschland die Mädchens [Mädchen *F'*] ausnehme, welche die Mode erzieht;

7 Alle] Schon waren die *B* So gar die *C—F* 8 Hofjunker] Hofjunkers *B—E* waren] fehlt *B* 8—9 erwacht — levantinischen] erwacht, hatten nun ausgegähnt und fiengen nun an ihren erhabenen Trieb nach Geschäfften zu fühlen, denn einige verschluckten schon levantinischen 11 weiter] wieder *F* 13 edelm] edlem *F* 18 Fräuleins] Fräulein *F* 23 erweckt] erschreckt *F* 20 2–4 der — geliefert,] „Dass der Schlafrock des Hofmarschalls und der Wilhelmine Hochzeitkleid von einerley Stoff sind. sollte vielleicht hier noch nicht. sondern weiter unten gemeldet werden.“ *U* fehlt 4 öffner] offener *C—F* 5 verstund] verstand *F* so immer 13 bethenden] bebenden *F* 29 unsere] unsre *F* 21 3 darbey] dabey *F* 7 in] in solchem 7–11 wie — ist.“] „Das Gleichniss von der Papstwahl scheint mir nicht passend zu seyn. Die Cardinäle hungern nicht im Conclave und der Papst wird nicht durch ein entscheidendes *habet* gewählt.“ *U* wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten.“ 19 empfohl] empfahl *F* Schwarzrocke] Pastor Sebaltus 25 ganze] ganz *C—F* 28 die] der umspannte] umspannete *E* 35 vom] von *DF* 21 37—22 2 daß — anfieng.] „Warum die Schöne schrie und der Hofmarschall lachte, als ein Pflästerchen von ihrer Brust fiel. kann ich nicht erraten.“ *U* 22 15 fern — und] fehlt 26 lachen] belachen *B* verlachen *C—F*

Vierter Gesang.

23 21 Schwarzrocke] Pastor 24 9 betrügerisch] betrüglich *E* 15 erfüllt] erfüllte *E* 16 Luft] Lüfte 17 beraubest] beraubet 23–26 Unandächtig — Obrigkeit.“] Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeit [Obrigkeiten *D—F*] bethen, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern.“ *C—F* 28 furchtsam] mit nagender Furcht *C—F* 29 Verhängnisse] Verhängniß *D—F* 33 beherrschte] beherrscht *E* 34 Bediente] Bedienten *D—F* 25 3 Aerme,] Arme *F* ihrer verschobenen] ihre verschobene *BEF* ihre verschobenen *C—D* 4 und — sie] und hielt in der andern *F* 18 geschwinden] fehlt 27 Posthorn] dazu *C—F* die Anmerkung: Welches die Zeichen des sogenannten Cavalier- oder Postpapiers sind. und klein] und warf ihn klein 27–28 wie — ihn] „Die Pille könnte meines Bedünkens wegbleiben.“ *U* fehlt 36 und] fehlt 36–37 erschrecklicher] schrecklicher 26 5 ihm] ihn *F* Gericht] Gerichte 8 anderes] andres *F* 9 keichende] kriechende *DF* 22 Kammermägdchens] so auch nur hier *B—C*1, jedoch Kammermädchens *D—F* wie sonst immer 27 8 zur] zu 26 wor zu] wozu *EF* 34 eigenen] eignen *DF* eignem *E* 37 Hochzeit geschenk] Hochzeitsgeschenk *F* so immer 28 2 bestohlen] beraubt *C—F* 34 vielfarbichten] vielfarbigen *F*

Digitized by Google

7 Alle] Schon waren die *B* So
junkers *B—E* waren] fehlt *J*
erwacht, hatten nun ausgegähnt
Trieb nach Geschäfften zu füh
levantinischen 11 weiter]
18 Fräuleins] Fräulein *F*
der — geliefert,] „Dass d
und der Wilhelmine Hoe
sollte vielleicht hier n
gemeldet werden.“ *U*
5 verstund] verstaud *F*
29 unsere] unsre *F* 21
7–11 wie — ist.“] „I
scheint mir nicht pa
nicht im Conclave
entscheidendes *hab*
geistlichen Fürsten.“
Pastor Sebaltus
spannte] umspannet
— anfieng.] „Wa
schall lachte, a
kann ich nich
26 lachen] belach

23 21 Sch
15 erfüllt] er
raubet 23–2
dacht und in
oft für den ri
keiten *D—E*]
flattern.“ *C—*
29 Verhängnis
34 Bediente]
verschobenen]
4 und — sie]
27 Posthorn]
des sogenan
und warf
meines B
36–37 er
Gerichte
22 K
Kam
zu]
Ge

als
fehlt
sit — er
fieng *C—F*
— 35 7 Wie
geber entdeckte
kümmerten Ge-
mmel geschlagen,
ul versöhnte und
Thräne ablockte.
18 Schwarzrock]
reis F 36 1 durch-
eingedenk] in sich ge-
hinlockte *F* 22 zur]
36 inniglich] innerlich
demantenes] demantnes *F*
C—E 6 gnädigst] fehlt
13 friedlichen] fehlt

ang.

halbgestohlene] halbgestohlne
11 wiedersinnisch] wider-
25 gelehret] gelehrt *C—F*
Aeusser des unruhigen Magister
7–9 die Parenthese fehlt
duftende fehlt *C—F* 35 und]
mstand *F* 7 machten] machte
mals *F* 25 große] größte *DF*
der andern Welt sich befand,
Meister-Zug.“ *U* 31 er] er —
sion] „Amors hohe Person will
cht' Er 21 zufriedenen] zufriednen
35 geistlichen Sonnenscheine] gei-
fehlt

Litteraturdenkmale
s 18. u. 19. Jahrhunderts
B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer
unter Mitwirkung von
herer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor,
L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.
49/50

GÖTTINGER
SENALMANACH AUF 1770

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL REDLICH

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1894

18 ungezogenen] ungezognen *F'* 19 Troſte] Troſt *F* 30 als — Politicus] „Der alte Politicus gefällt mir nicht.“ *U* fehlt 31 weis] wußte *F'* 34 ſchon] fehlt *C—F* 34 4–5 Mit — erhielt] Mit einer zurückhaltenden beſcheidenen Mine empfieng *C'—F'* 12 ihrem] ihren *F'* 15 Beute] Braut *D—F'* 34 28 – 35 7 Wie — Maulwurf.] Aber ihr weiſer Freund und Rathgeber entdeckte kaum dieſen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Geſicht, als er durch einen ernſthaften Blick gen Himmel geſchlagen, ihr denſelben verwies, ſie mit ihrem Schickſal verſöhnte und ihr eine kleine reitzende [tugendhafte *C'—F'*] Thräne ablockte. 35 12 nur] der *E* 14 theuern] theuren *F'* 18 Schwarzrock] Magiſter 19 ſeiner] ſeine 27 Chriſeis] Briſeis F 36 1 durchbrauſte] durchbrauſten *E* 3 4 ihres — eingedenk] in ſich gekehrt 12 ſelber] ſelbſt *F'* 18 hinlockt] hinlockte *F'* 22 zur] zu *F'* 24 bedrohen] drohen *BF* 36 inniglich] innerlich 37 15 ausgepoſaunt] anspoſaunt *F'* 35 demantenes] demantnes *F'* 38 3 widerſtrebenden] widerſtrebende *C'—E* 6 gnädigſt] fehlt *C'—F'* 11 ſeine Neider] ſeinen Neidern 13 friedlichen] fehlt

Sechster Gesang.

38 24 Der ſechſte] Sechſter 29 halbgeſtohlene] halbgeſtohlne *C'—F'* 39 1 geſtirnten] freundlichen 11 wiederſinniſch] widerſinnig *F'* 18 Ehmann] Ehemann 25 gelehret] gelehrt *C'—F'* 40 3–4 Alſo — brachte] Dieſe Seufzer des unruhigen Magiſter [Magiſters *DF'*] brachten *C'—F'* 7–9 die Parenthese fehlt 13 gelegener] gelegner *F'* 20 geruchduftende fehlt *C'—F'* 35 und] fehlt *C'—F'* 41 1 entſtund] entſtand *F'* 7 machten] machte 8 die] eine *F'* 15 ehemals] ehmals *F'* 25 große] größte *DF* 27–31 „Das Nickel List in der andern Welt sich befand, ehe er niesen konnte, ist ein Meister-Zug.“ *U* 31 er] er — 42 16–17 wachte ſeine hohe Perſon] „Amors hohe Person will mir nicht gefallen.“ *U* wacht' Er 21 zufriedenen] zufriednen *D—F'* 31 einem] einen *F'* 35 geiſtiſchen Sonnenſcheine] geiſtigen Sonnenſchein *F* 43 6 fehlt

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. u. 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

49/50

GÖTTINGER MUSENALMANACH AUF 1770

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL REDLICH

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1894

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Vorbemerkung.

Im vorliegenden Neudruck des ersten Göttinger Musenalmanachs sind folgende Druckfehler des Originals geändert: S. 7 [7] No. 1 v. 66 Betrachtend statt Verachtend S. 22 [36] No. 21 v. 8 auf meinem statt auf meinen v. 9 nach ihren statt nach ihrem S. 27 [49] No. 29 v. 31 Mädchen. statt Mädchen, S. 71 [131] unter No. 97 Caſperſon statt Caſparſon S. 83 [154] No. 116 v. 13 Mitternacht, statt Mitternacht S. 86 [162] No. 119 v. 37 Nationen, statt Nationen S. 93 [176] No. 124 v. 64 erhobnen statt erhobnem S. 99 die falschen Seitenzahlen 187 und 188 statt 185 und 186.

Die angehängte Nachricht, S. 100—103, gegen den Leipziger, eigentlich Erfurter, Concurrenzalmanach fehlt in den meisten mir bekannten Exemplaren. Sie ist wieder abgedruckt Unterhaltungen IX 2 S. 173—177.

Der Originaldruck hat noch kein Inhaltsverzeichnis, wie die spätern Jahrgänge.

Das Register S. 104—110, in dem die Chiffern, die früheren und die späteren Drucke der Gedichte nachgewiesen sind, habe ich hinzugefügt.

Hamburg, 20. Juli 1894.

Carl Redlich.

Musenalmanach

für

das Jahr 1770.

[Vignette.]

Göttingen
bey Johann Christian Dieterich.

[Holzstock.]

[*2a] Der französische Musenalmanach hat die Veranlaßung zu dem deutschen gegeben. Auch in Deutschland kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt werden, als sie es verdienen, andre verlieren [*2b] sich in Büchern, wo man sie nicht sucht. Man wollte einen Versuch machen, einige derselben zu sammlen, und dachte anfangs sie höchstens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. Der Rath und der Beyfall einiger Männer, der viel entschiede, wenn nicht hier vieleicht die Freundschaft sie nachsichtiger gemacht hätte, munterte die Herausgeber auf, und verschafte ihnen Beyträge, die sie nicht stolz genug waren zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück, selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse, zuerst bekannt zu ma-[*3a]chen. Dieser Vorzug sollte uns um das Schicksal unsrer Sammlung unbesorgter machen, und er vergrössert eben die Schüchternheit, mit welcher wir sie geben. Wir haben unbekannte Namen unter grosse und bekannte gesetzt. Wird die Nachbarschaft der letztern den erstern nicht nachtheilig seyn? Aber wir wollen uns nicht vor der Zeit verdammen. Ein Unternehmen, ohne Stolz, ohne Nebenabsicht und ohne Partheigeist, blos zum Vergnügen des Publikums angefangen, findet in Deutschland noch immer ein billiges [*3b] Publikum, wenn es auch kein aufmunterndes findet. Die guten Stücke unsrer Sammlung erwecken vieleicht den minder guten Vergebung.

Anderwärts schon gedruckte Gedichte haben wir, auch ohne Erlaubniß der Verfasser, nehmen zu dürfen geglaubt, aber wir haben immer auf den Ort verwiesen, woher wir

ſie entlehnten. Theils kannten wir die Verfaſſer nicht, theils wagten wir nicht, uns an ſie ſelbſt zu wenden. Wir hätten es vieleicht thun ſollen? Aller Beyfall würde uns nicht ſchadlos halten, [*4a] wenn ein Mann, den wir ehren, Urſache hätte unzufrieden mit uns zu ſeyn. Wir haben wenigſtens keinen Nahmen genannt, der nicht ſchon vorher genannt war, ſo ſehr auch die Mode unſrer Zeit ein ſolches Verfahren rechtfertigen möchte.

Der typographiſche Theil entſpricht weder den Wünſchen der Herausgeber noch des Verlegers. Die Urſachen dieſer Vernachläſſigung werden bey einer künftigen Sammlung wegfallen, wenn das Publikum anders eine künftige verlangt, oder ſie indeß nicht von an=[*4b]deren ähnlichen Sammlungen unterdrückt wird.

Es ſind ſchon anſehnliche Beyträge in den Händen der Herausgeber, und ſie werden mit Vergnügen alles nutzen, was durch den Verleger, oder durch andre Wege an ſie kömmt, wenn man ihnen nur freye Hand läßt, nach ihren beſten Einſichten zu wählen.

[Holzstock.]

[15 Blatt Kalender mit 12 Monatskupfern von Meil.]

[Vignette.]

Gesang
auf die Reise
Joseph des Zweyten.

Im May 1769.

Herauf, o Sonne! Lange schon harret dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichtern
Mitten in seinem Gewölbe weckte.

[2] Herauf, o Sonne! Röthe mein Saytenspiel
Mit einem deiner Erstlinge! Denn mein Herz
Ist voll von Joseph. Nur dein Anglanz
Mangelt. Erschein! Und Gesänge reifen.

Sie kömmt! Die Blume schleußt ihr den Busen auf,
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück,
Und tausend rege Lüftesänger
Lösen in Freudegetön die Kehle.

So kömmt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette steiler Gebirge trennt,
So kömmt zu Völkern Joseph. Herzen
Schliessen sich auf, und gethürmte Städte,

[3] Tief aufgereget, schmücken ihr luftig Haupt
Und kleiden sich in Feyer, und himmelan

Erſchallt von hunderttauſend Lippen:
„Heil dem Gebieter der deutſchen Erde!

„Heil ſey dem erſten Sohne Thereſiens,
„Dem Heldenenkel, Herzeneroberer,
„Dem wunderbaren jungen Manne!
„Weiſer! Genügſamer! Holder! Heil dir!“

Wem jauchzt ihr? Völker! Städte! wem feyert ihr?
Wem ſchlieſſen Aller Herzen ſo weit ſich auf?
Tönt, Sayten! Tönt den Stolz des Barden,
Tönt ihn gewaltiger! Er iſt unſer!

Ihr ſeht ihn, Völker! Deckt ihn ergrabner Wehrt
Von einer halben Erde? Beſchweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Geſpanne die bunten Horden

Geſchmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemiſch entblößter Wehren um Joſeph her? —
Und dennoch jauchzt ihr? Aechter Gröſſe
Jauchzet ihr, Völker! — Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ſein menſchenfreundliches Angeſicht,
Sein Aug voll Herz, auf Grüßende zugewandt.
Ihr hört ihn Weisheit, Güte ſprechen,
Staunet und liebet — Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ihn, Völker! wann er dem Ewigen
In ſeinen Hallen gläubige Kniee beugt.
Ihr ſeht und wünſchet allen Erden
Herrſcher, wie Joſeph. — Und Er iſt unſer!

Das iſt Er! Harfe! Töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Kinder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joſeph der zweyte ſo groß! — Und unſer!

Und ſängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre beſten Harfen, er bliebe doch
Unausgeſungen der Gedanke.
Seelen empfinden allein die Süße

[6] Dem Göttlichen zu dienen, ſein Eigenthum
Und ſeiner Sorgen einziger Zweck zu ſeyn,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh noch die Wange ſich männlich bräunte,

Noch eh der Herrſcher Gold ihm vom Haupte ſchien,
Schon Herrſcher ſeiner Selbſten, entadelnden,
Oft thronerſchütternden Begierden
Niemals den himmliſchen Buſen aufſchloß;

Den, nur von Recht und Einſicht und Mäßigkeit,
Der Erdegötter ſchönſten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Gränzen ſeines
Mächtigen Erbes, die Liebe ſeiner

[7] Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend, und zur kriegriſchen Arbeit ſich
Mit Luſt erhärtend; der im Frieden,
Aehnlich dem Adler am Felſengipfel,

Mit wachem Auge ruhet, und adlerſchnell
Auf Störer ſeiner Ruhe ſich niederſenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felſengipfel.

Dann wirbelt heller Siegesgeſang ihm nach,
Geſtürmt in deutſche Sayten, und Joſeph horcht.
Nicht Sänger fremder Zungen, deutſcher
Heldenton reitze den deutſchen Herrſcher!

[8] Und kann der Ausbruch meiner Empfindungen,
Und meine Saitengriffe den Göttlichen
Nur einen Augenblick der hohen,
Erdebesorgenden Bürd' entlasten;

Dann soll dich, meine Scheitel! ein Eichenkranz,
Der Hauptschmuck deutscher Barden, verewigen,
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen dich, Harfe! zieren;

Manch vaterländisch Bardenlied höret dann
Die langverwöhnte Donau, zur Abendluft,
Aus nahen Espenhainen schallen,
Ihrem erhabenen Herrscher heilig!

Hr. Denis aus der G. J.
Lehrer am K. K. Theresiano zu Wien.

2 [9] Der Frühlingsabend.

Kein schönrer Frühlingsabend war
Vom Meere jemals aufgestiegen!
Die blätterreichsten Gipfel schwiegen,
Der sanftste West, den je ein Lenz gebahr,
Verhüllt in aetherleichtem Kleide,
Trug vom Olymp herab den holden Gott der Freude.

Ein wolkengleicher Kräuterduft
Von allen Thälern, allen Höhen,
Umfloh die schattigten Alleen.
Am Horizont, aus purpurrother Luft,
Siegprangte noch im goldnen Wagen
Der angenehmste Tag von allen Frühlingstagen.

Gemalt von eines Guido Hand
Schlief Venus neben mir auf Rosen,
Und Kränze schmückten sie von Rosen.

[10] Ein Liebesgott, der lächelnd vor ihr ſtand,
Rief ſeine flatterhaften Brüder,
Der frohen Träume Schaar, auf Venus Bruſt hernieder.

Und Chloe, meine Schöne, ſang
Manch ſüſſes Lied vom Tejer Greiſe,
Von Gleim, und Hagedorn, und Weiſe.
Nicht reitzender, erhabne Götter! klang
Die Laute Sapphos, wann ſie ſpielte,
Und Phaon zitterte, und jede Nerve fühlte.

Und Chloe ſchwieg, und küßte mich!
Ich ließ den Himmel in mich flieſſen,
Den ganzen Himmel in mich küſſen!
O Vater Zevs! Demüthig bitt' ich dich,
Verlängre dieſes kurze Leben:
Ich will Elyſium um ſolche Freude geben!

Hr. v. Gerſtenberg.
Roſenbaums Lieder Th. II.

[11] Der arme Fiſcher. 3

Dem Hochgeb. Grafen, Herrn Chriſtian Friedrich Reichsgrafen zu Stolberg-Wernigerode, bey ſeiner Vermählung geſungen von einem ehmaligen Fiſcher.

Am 12. Dec. 1768.

Auf jenem Felſen, weit und breit
Des blauen Ufers Schutz,
Ein Muſter der Beſtändigkeit,
Der wilden Wellen Trutz,
Sitzt, mit geſtütztem Haupt,
Ein armer Fiſcher, ach! ein Bild der Traurigkeit.
Wie zärtlich klagt er ſein Leid!

Die ſchönſte Nymphe ſeiner Zeit,
Die ſeine Nymphe war,
Kein Muſter der Beſtändigkeit,

Verließ ihn, heut ein Jahr!
[12] Und sie, die ihn verließ,
Ließ ihm ihr Netz zurück, o List! o Grausamkeit!
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Er klagt mit dumpfer Bangigkeit,
Und Busch und Meer ist still!
Vielleicht daß ihm sein banges Leid
Neptun belauschen will!
Ein blauer Triton schwimmt,
Und schilt, mit regem Haupt, der Nymphen Flüchtigkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Grausame, deine Grausamkeit
Hört sie nicht einmal auf!
Dein Herz ist Felsen, Gram und Leid
Hat keinen Halt darauf!
Du fliehst, wie Karp' und Asch
Vor Hecht und Lachsen flieht, vor meiner Zärtlichkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

[13] Ich angelte mit Frölichkeit
Nach dir, du bißest an!
Und jetzt, o du Gerechtigkeit!
Was hab' ich dir gethan?
Daß sie mich fliehet, mich?
Und mich bestraft mit Stolz und mit Verächtlichkeit?
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Ein Jahr, ein Jahr, o Ewigkeit!
Floß ohne Freuden hin!
Ein Jahr, o Jammer! ist es heut,
Daß ich verlassen bin!
Das Netz, von ihr gestrickt,
Ließ sie zur Nahrung mir für meine Traurigkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Schwimmt, Fiſchchen, ſchwimmt in Sicherheit,
Sie fiſcht nicht mehr mit mir!
Kein Waſſer, keine Frölichkeit,
Kein Sonnenblick iſt hier!
[14] Ich armer Fiſcher, ach!
Mit ihr entfloh von mir die Luſt zu fiſchen weit!
Wie zärtlich klagt er ſein Leid!

Verwelkt iſt meine Munterkeit,
Verfallen mein Geſicht,
Zurück kömmt mir in Ewigkeit
Die Luſt zu fiſchen nicht!
O Liebe! du, mein Troſt!
Mein Netz, mein kleiner Kahn war alles ihr geweiht!
Wie zärtlich klagt er ſein Leid!

Der du den Armen allezeit,
Ach Amor! Hülf' ertheilſt,
Der du mit Fiſchgeſchwindigkeit
Sonſt jedes Herz ereilſt;
O Schimpf! o Schand'! o Spott!
Wenn dieſes dir entflieht, und ſeiner Flucht ſich freut!
Wie zärtlich klagt er ſein Leid!

[15] Wie zärtlich klagt der arme Mann
Dem Himmel ſeine Noth!
Du Glücklicher! Ach! ſieh ihn an,
Und danke deinem Gott!
Die Tugend liebteſt du,
Die Tugend liebte dich. O ſeelig! liebet euch
Hinein ins Himmelreich!

Hr. Gleim.

[Vignette.]

Sinngedicht über den Eintritt der Venus in die Sonne.

Den 3. Jun. 1769.

Fürwahr ich thäte selbst, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phoebus jetzo thut — er geht mit ihr zu Bette.

Hr. Käſtner.

Antwort bey der Durchreiſe der königl. Braut von Preuſſen.

Den 11. Juni 1769.

Die jugendliche Cypris hätte
Bey Phoebus jüngſt dein ſcharfer Blick geſehn?
Erſt heute ſah ich ſie zu ſeinem Roſenbette,
Geleitet von Minerven, gehn.

Th

[17] [Vignette.]

Wir und Sie.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein ſpott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey ſeines Nahmens Schall!

Sie ſind ſehr reich! Und ſind ſehr ſtolz!
Wir ſind nicht reich! Und ſind nicht ſtolz!
Das hebt uns über ſie!

[18] Wir ſind gerecht! Das ſind ſie nicht!
Hoch ſtehn ſie, träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienſt!

Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius wie ſie!
Das macht uns ihnen gleich

Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein!
Wir thun's und thaten's lang!

Wen haben sie, der, kühnen Flugs,
Wie Händel, Zaubereyen tönt?
Das hebt uns über sie!

Wer ist bey ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller gaben wir!

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint' er! Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

[19] Sie siegen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt!
Wir siegten da, wie sie!

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran!
Vor uns entflöhen sie!

O! sähn wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehen, einst dicht
Am blanken Stahl — wenn's sinkt,

Wenn unsre Fürsten Hermanns sind!
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Nahmens Schall!

Hr. Klopstock.
Wien. Schrift. z. Vergn. u. Unter.
1769.

7 [20]

Gemälde eines kleinen Mädchens.

Rosette hat ein Haar, so dunkel, als der Schleyer
Von einer sternenlosen Nacht,
Ein schwarzes Auge, das schon Feuer
Und Anmuth blinket, wenn sie lacht,
Ein Mündchen niedlich aufgeschwollen,
Und einen kleinen runden Arm,
Um welchen sich dereinst ein Schwarm
Von Liebesgöttern drängt, die sie begleiten wollen,
Wenn sie vor ihrer Mutter geht,
Und Blumen in dem Hayne findet,
Und mit dem Kranze, den sie windet,
Der keuschen Stirne Reitz erhöht.

Fr. Karschin.

8 [21]

Drey Erzählungen.

I. Aus der Hölle.

Im Dunkeln jener Zeit, von der mit kühnem Dichten
Kein feiler Hozier uns wagt zu unterrichten,
Verlohr sich Arnolfs Stamm; den wilden Saladin
Sah, an des Jordans Strand, sein tapfrer Ahnherr fliehn,
Und dieses Ahnherr ward beym grossen Carl zum Grafen;
Es zitterten vor ihm die Sachsen und die Slaven.
Ein Heilger selbst war ihm vom Vater her verwandt,
Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heilgen fand;
Er half sein Vaterland bey zwanzig Jahr verderben,
War Liebling seines Herrn und starb — wie Reiche sterben.

[22] Hochseelig pries ihn zwar geweihter Lippen Spruch,
Doch wahrer sprach von ihm gepreßter Layen Fluch;

Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn empfinden,
Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen Kutscher finden;
Der fragt erstaunungsvoll nach Arnolfs Missethat?
Ein Sohn, war Arnolfs Wort, für den ich alles that;
Ihn, und mein alt Geschlecht durch ihn, erhöht zu wissen,
War mir kein Unrecht groß, und dafür muß ich büssen.
Du aber guter Hanns, weswegen bist du hier?
„Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der war von mir."

* * *

Die Fabel wird wohl nicht auf unsern Adel passen;
Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu lassen.

[23] II. Aus unsrer Welt. 9

Der gebannte Kobolt.

Eine Geschichte, die sich zwischen 1759—1762. mehr als einmahl zugetragen hat.

Zu Carpzovs frommer Zeit, die Hexen noch verbrannte,
Eh sie Thomasius, der Atheist! verbannte,
Beherrscht' ein Höllengeist ein groß und prächtig Haus;
Vor seinem Wüten floh der Eigner gern hinaus,
Zum Exorcisten hin; der soll mit Seegensprechen,
Mit Sprengen — was weiß ichs? die Wuth des Feindes brechen.
Doch für das Ungethüm war seine Kunst zu schwach;
Es lacht noch ungestöhrt vom Keller bis ins Dach.
[24] Hier, sprach er, sollst du doch nicht länger bleiben können,
Wärst du Beelzebub! und ließ das Haus verbrennen.
Die Balken glimmten noch, so stand der Kobolt drauf;
Und über Asch und Schutt eilt des Beschwörers Lauf;

Und ſollte das Geſpenſt aus den Ruinen weichen,
So mußte ſich mit ihm der Hausherr noch vergleichen.

* * *

So ward in dir, mein armes Vaterland,
Zur Zeit der Lohmannin, der böſe Feind gebannt.

[Holzstock.]

10 [25] III. Aus dem Himmel.

Rufin, am Himmelsthore.

Am Himmelsthor, ſollt' auf Sankt Peters Fragen
Rufin Bericht von ſeinem Glauben ſagen;
„Bey Hofe nimmt man gern des Königs Meynung an,
„Im Lande glaubt' ich ſo, wie jeder Unterthan."
Freund deine Weisheit muß ich loben.
Doch zweyerley zu ſeyn, gilt nicht bey uns hier oben;
Dir würd', als Unterthan, der Himmel offen ſtehn,
Ins Fegefeur mußt du als Hofmann gehn.

Indem ſich nun Rufin bedacht,
Hat Peter ſchon die Thüre zugemacht;
Doch war er drum nicht ganz verlohren,
Ihm öfnet Arioſt das Paradies der Thoren.

Hr. Käſtner.

11 [26] Der Frühling.

1769.

[Mit Musik von Georg Benda.]

Der Hauch allmächtger Liebe,
Der in die Weſen fuhr,
Beſeelete die Triebe
Der ſchlafenden Natur;

Es wurden schon die Schatten,
Es duftete der Pfad,
Den Flora, von dem Gatten
Verfolget, jüngst betrat.

Blauäugichte Amoene,
Ertönete mein Lied,
Verändert ist die Scene,
Der rauhe Winter flieht;
Kein Nordwind drohet weiter
Der zarten Haut Gefahr,
Ein West, wie du so heiter,
Spielt um dein blondes Haar.

[27] Des Frühlings erste Blume,
Komm, suche sie mit mir!
Zu Venus Heiligthume
Bring ich sie dann mit dir;
Dort werde sie zum Lohne
Des Dichters aufgehängt,
Der einst in Kleistens Tone
Den jungen Lenz empfängt.

Dann schleichen wir zur Laube,
Bey meiner Flöte Schall;
Dort girrt die Turteltaube,
Dort ächzt die Nachtigall;
Da wollen wir im Kühlen,
Des Neides Aug' entrückt,
Die Macht der Liebe fühlen,
Die alles itzt beglückt.

Sie theilte das Verlangen,
Das meine Brust empfand,
Es glüht' auf ihren Wangen,
Es schlug in ihrer Hand;

[28] Doch ſchnell erfüllten Zähren
Mißtrauiſch ihren Blick,
Mit jungfräulichem Wehren
Zog ſie die Hand zurück.

Was? rief ich, bebt Amoene
Vor unſchuldvollem Scherz?
O, trockne dieſe Thräne!
Du kenneſt Damons Herz,
Auch in verſchwiegnen Lauben,
Wie jene Quelle, rein,
Und ohne Falſch, wie Tauben,
Und ganz, Amoene, dein.

T.

[Vignette.]

12 [29] An Herrn Quanz,

erſten Kammermuſikus des Königs.
Beym Antritt ſeines ſiebzigſten Jahres.

Berlin. 30. Jan. 1766.

Die Flöte, Freund, die dir Harmonia gegeben,
Und die dein Mund ſo voll, ſo rein, ſo ſüß geſpielt,
Und die dein unbeſcholtnes Leben
So lange jugendlich erhielt,
Erhalte ferner dir Hand, Blut und Athem leicht
Und Geiſt und Auge helle,
Bis du des muntren Fontenelle
Gedoppelt Stufenjahr erreicht.
Ach! übertriff ſo weit (dies wünſch' ich deiner Tugend)
Des alten Dichters immer grüne Jugend,
Als deiner Flöte Kunſt ſein kleines Haberrohr,
Und ſpiele noch alsdann dem Friedrich-Neſtor vor.

[30] An den General von Stille, 13

welcher ein Gedicht auf den König verlangte.

1748.

Dem Könige, dem groſſen Geiſt,
Den alle Welt aus einem Munde preißt,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,
Dem alle Könige nachahmen ſollten,
Der Held iſt, Philoſoph, und Dichter, und zugleich
Der beſte Menſch in ſeinem Reich,
Der alles Lob verdient, das man nur geben kann,
Auf den fing ich ein Loblied an;
Monarch! ſang ich, und weiter nicht;
Er lieſt ja doch kein deutſch Gedicht.

Hr. Gleim.

[31] Laura. 14

Am Morgen nach ihrer Brautnacht.

1769.

Ein wenig blaß, doch ſchön, wie die belohnte Liebe,
Vom ſüſſeſten der Träume kaum erwacht,
Schleicht ſie zum Garten; doch iſt für des Morgens Pracht
Ihr ſchmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon ſieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht,
Und küſſet ſie und ſpricht: O Laura, meine Liebe!
Wann bringſt du mir ein Kind der letzten Nacht?

T.

[32] Agathe. 15

Mein iſt der Sieg! Agathe liebet mich!
Sie war zu ſchwach bey unſerm Streite.
Wir waren ganz allein, Gott Amor, ſie und ich,
Und Amor war auf meiner Seite.

A.

16 **An Amalchen.**

Bey Ueberreichung einer Rosen-Knospe.

Dies Röschen in der Knospe noch verhüllt,
Der Unschuld deines Alters Bild,
Eilt seinen Schwestern vorzudringen,
Um seinen Opferduft am ersten dir zu bringen.

T.

17 [33] **Lied.**

Endlich, endlich doch einmal
Wurde sie von meiner Qual
In dem innersten gerühret,
Und in dieses schöne Thal
Von der Liebe selbst geführet!

Einen süssen Augenblick
Mir zu geben, welch ein Glück!
Ließ sie sich auf Blumen nieder.
O du süsser Augenblick!
Wann beseeligst du mich wieder?

Wonne, die die Lieb' ertheilt,
Weggeflohen, unverweilt,
Dir will ich ein Liedchen dichten;
Aber, o ihr Blümchen, eilt,
Eilt euch wieder aufzurichten!

[34] Eifersucht ist selten weit,
Und die kleinste Kleinigkeit
Kann sie leicht in Harnisch jagen.
Blümchen, unsre Seeligkeit
Müßt ihr keinem wiedersagen.

Hr. Gleim.

Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise. 18

Das Schicksahl Abaelards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

Hr. Kästner.

Frag und Antwort. 19

Wer tadelt dich und mich?
Der andre Fehler hat, mein Freund! als du und ich.

[35] Trinklied. 20

Wer will heute nicht erliegen?
Wer erhält sich noch Verstand?
Amor trat, ihn zu besiegen,
Mit Lyaeen in ein Band.

Daß ich nicht durch Flucht entrinne,
Wachet überall ein Scherz.
Bacchus raubet mir die Sinne,
Amor raubet mir das Herz.

Bacchus, wenn ich dich verhöhne,
Wenn ich seufze, so verzeih;
Meine Seufzer weckt Amoene.
Sieh ihr Auge, sprich mich frey!

T.

[36] Ueber die Romanze Hermin und Gunilde. 21

Hermin verstand Gunilden nicht,
Als sie von jenem Stein, der an dem Berge lag,
Nur allegorisch mit ihm sprach,
So wie noch jetzt ein kluges Mädchen spricht.
O! wär an mich von ihr der Antrag doch gekommen!

Ich hätte, für den ſchweren Stein,
Der will ja nicht getragen ſeyn,
Ich hätte ſie auf meinen Arm genommen,
Und ohne lang nach ihrem Sinn zu fragen,
Sie ſelbſt den Berg hinangetragen.

v. H

22 [37] Ode an eine Witwe.

Was für ein eitler Wahn von Treue
Für deines Mannes Aſchenreſt!
Ein Wahn, der dich, mit ſpäter Reue,
Dein ſchönſtes Glück verkennen läßt.
Als er dem Schickſal folgen müſſen,
Das ſeiner Tage Ziel verkürzt,
Hat Hymen nicht den Kranz zerriſſen,
Die Hochzeitfackel umgeſtürzt?

Was ſoll dies düſtre Todtenzimmer,
Wo ſtets die Schwermuth mit dir wacht?
Und dieſer Lampen bleicher Schimmer,
Noch fürchterlicher als die Nacht?
Umringt mit Schrecken, taub zur Freude,
Von falſcher Zärtlichkeit gequält,
Haſt du zu deiner Augenweide
Dir eine Todtengruft gewählt?

[38] Noch ſiehſt du dir auf allen Wegen
Die Grazien zur Seite gehn,
Noch flattert Amor dir entgegen,
Blick ihn doch an: wie jung, wie ſchön!
Die ausgeſtreckten Arme ſagen,
Es ſagt ſein naſſes Angeſicht:
Halt ein mit Weinen und mit Klagen,
Dein Ehegatte hört dich nicht.

Ein ganzes Jahr getreuer Zähren
Schafft ſeinem Geiſt im Grabe Ruh,

Doch haſt du deinen Gram zu nähren
Ihm angelobt, und folgeſt du
Der Heldinn aus dem Alterthume,
Der keuſchen Frau von Epheſus,
So ſpiele, dem Petron zum Ruhme,
Nicht nur den Anfang, auch den Schluß.

[39] Durchſuche jegliches Jahrhundert!
Sprich, wie viel Artemiſien
Von zwanzig Jahren ihr bewundert
In euren Witwenchronicken?
Je gröſſer ihre Schmerzen waren,
Je höher ward ihr Kuß geſchätzt.
Bekam nicht Hektorn in fünf Jahren
Andromache zweymal erſetzt?

Sichäens Witwe, wirſt du ſagen,
Die junge Dido ſchreckt mich ab.
Sie fand, gefeſſelt an dem Wagen
Des falſchen Lieblings, bald ihr Grab. —
Ach! Nymphen, die ſo gröblich fehlen,
Die klagen nur ſich ſelber an.
Wer wird ſich einen Liebling wählen,
Der weiter nichts als ſeufzen kann?

[40] Warum gab Dido ſich zuſammen
Mit dieſem frommen Pilgersmann?
Der, als er glücklich Trojens Flammen,
Und Agamemnons Schwerdt entrann,
Die Götzen alle mit ſich brachte,
Den Vater auf den Rücken hing,
Die Hand dem Kinde gab, und machte
Daß ſeine Frau verlohren ging.

Ein ſeeliger Geſtirn behüte
Den Tag, da du der Königinn
Von Paphos deiner Jahre Blüthe

Zum Opfer wiederbringst. Seht hin!
Der Altar raucht, die Funken springen:
Jetzt scheint das Opfer doppelt schön:
Jetzt wird es Amors Glut verschlingen:
Wohl! das Geheimniß ist geschehn.

[41] Nun schwärmt ein Chor von muntern Knaben
Um den Altar, voll trunkner Lust:
Und, die den Gürtel von sich gaben,
Die Grazien, mit ofner Brust,
Vermischen ihre süssen Lieder
Mit diesem kunstlos schönen Reyhn.
Auf Wolken fährt Cithere nieder
Und athmet deinen Weihrauch ein.

Ein grosser König verlangte, im vorigen Kriege, von einem bekannten deutschen Gelehrten, die Uebersetzung der vortrefflichen Ode des Rousseau an eine Witwe. Die Probe gerieth, wie sie von ihm gerathen muste. Diese Uebersetzung ist bey der Gelegenheit entstanden. Wir wollen die Bescheidenheit der neuen hamburgischen Zeitung, aus der wir sie entlehnen, nachahmen, und den grossen Dichter nicht nennen, dem wir sie zu danken haben.

23 [42] **Avar.**

Avar stirbt und vermacht dem Spittel All das Seine:
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

N. Hamb. Zeit.

24 Geht fleissig hin ins Auditorium,
Da seht ihr manches Stück, das Männer nur agiren;
Gelehrt heißt man es: disputiren,
Und gar: ein Specimen ediren;
Die Rollen lesen sie, doch nein, sie buchstabiren,
Die Hauptperson ist immer stumm;
Der Autor sollte nur souffliren,
Spricht aber lauter als die Helden rund herum.

Hr. Kästner.

[43] Ein Schauſpielhaus, was ſonſt? iſt dieſe Welt, 25
Wo jeder ſich in ſeiner Rolle zeiget,
Wo Narr, Praelat, Miniſter, König, Held
Im Flitterſchmuck ſtolz auf die Bühne ſteiget.
Wir ſchlechtes Volck, von Groſſen klein geſchätzt,
Sehn, unbemerkt, im letzten Rang verſetzt,
Vom Paradies die ſpielenden Perſonen;
Doch müſſen wir durch unſer Geld ſie lohnen,
Und wird das Poſſenſpiel ſchlecht vorgeſtellt,
So lachen wir ſie aus für unſer Geld.

T.

[44] **Schlegels Grabſchrift.** 26

1764.

Er ſtarb, der Genius vom tragiſchen Cothurne.
Noch liegt Melpomene gebückt auf ſeiner Urne,
Giebt ihren Lieblingen nur ſelten einen Blick
Und denkt an Schlegeln ſtets zurück.

A.

Seufzer in einer Krankheit. 27

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und, ach! die alte Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette!
O! daß der Himmel mich
Von beyden Uebeln bald errette.

N. Hamb. Zeit. 1767.

[45] **An Mad. Schulz.** 28

Bey der Rolle der Pelopia.

Berlin. 1769.

O, die du ſonſt umgeben
Von jungen Göttern, kömmſt,
Und, ſchön im Tanz zu ſchweben,
Die ſchlanken Arme ſtemmſt
Auf vollgebaute Hüften,
O Wunder! jüngſt erklang

Dir Beyfall in den Lüften,
Drey groſſe Stunden lang;
Als du, mit Blick und Mienen
Und wilder Schritte Lauf,
Der Göttin gleich geſchienen,
Die von dem Styx herauf
Zur Menſchenplage ſteiget,
Und ſträubend Schlangenhaar
Um tiefe Schläfe beuget.
In deiner Stimme war
[46] Verzweiflung, Schmerz und Schrecken,
Wuth, Raſerey und Stolz;
Bey deinem Händeſtrecken
Erbebte Stein und Holz;
Bey deinem Degenzücken
Fuhr uns ein Dolch durchs Herz;
Bey deinen Sterbeblicken
Betraf ein kalter Schmerz
Die Seelen, die zum fühlen,
Wie Wachs, geſchaffen ſind.
Dich hat zu Trauerſpielen
Der ſchönen Venus Kind
Unfehlbar unterwieſen,
Und dich den Ton gelehrt,
Den er betrübt vor dieſen
Hat von ihr ſelbſt gehört;
Als ſie durch Hayn und Hecken
Mit nacktem Fuſſe lief,
Und, voll von Schmerz und Schrecken:
Adon! Adonis! rief.

Fr. Karſchin.

[47] [Vignette.]

29 Ueber die kleinen Verſe an Herrn Jacobi.

Die groſſen Verſe, welche man
Auf einem groſſen Ambos ſchmiedet,
Warum ich die nicht leiden kann?

Man lieſzt ſie nicht, man wird ermüdet!
Die aber Freund von deiner Art,
Die ungern leere Räume füllen,
In welchen dir um meinetwillen,
Mir einen kleinen Wunſch zu ſtillen,
Die Muſe Lieder offenbart,
[48] Von welchen hundert in dem Bart
Von deinem Winter ſich verhüllen;*)
Die kleinen Dingerchen, die ſich
Gefällig zu Gedanken ſchmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verſtiegen
Und dann geſtürzet, jämmerlich
Zerſchmettert auf der Erde liegen.
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!
Sie pflegen ſich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuſchleichen,
Darin zu bleiben, und nicht weit
Den groſſen Verſen auszuweichen.

Erhaben iſt der Adler; ihn
Verehr' ich, aber Furcht und Grauen
Befällt mich, ſeh' ich ſeinen Klauen
Die Blitze Jupiters entfliehn.
Sein Donner ſtöret meine Ruh:
So groſſer Lerm! Wozu? Wozu?

[49] Das Täubchen, das Anakreon
Hinfliegen ließ aus ſeinem Städtchen,
Zu ſeinem Freund und ſeinem Mädchen,
Das liebet dein Gliphaeſtion.

Sanftſchwebend kömmt es angeflogen,
Ein Blättchen bringt es, keinen Bogen,
Und auf dem Blättchen ſtehen ſie,

*) Briefe von Hr. Jacobi S. 56.

Die kleinen Verſe, die beſcheiden
Gern neben ſich die groſſen leiden;
Geleſen werden ſie mit Freuden,
Gelobt wird ihre Harmonie,
Und dann zuletzt vergleich' ich ſie
Den kleinen Amorn eines Weiſen.
Das Täubchen hört es, ſieht mich an,
Und ſcheint zu fragen, ſoll ich dann
Nicht wieder bald nach Halle reiſen?

Hr. Gleim.

30 [50] Lied bey einer Wiege.

1766.

Schlaf' immerhin die erſte Zeit des Lebens;
Dir gab die gütige Natur
Den Hang zur Ruhe nicht vergebens,
Drum ſchlafe, Kleiner, ſchlafe nur.

Noch athmeſt du, frey von des Lebens Sorgen,
Vom Joche des Gewiſſens frey,
Noch iſt dir Abend, Nacht und Morgen,
Und jedes Schickſal einerley.

Noch wohnt auf deinem Roſenmund das Lachen,
Noch winkt dir alles Freude zu;
Doch ſchrecklich wirſt du einſt erwachen,
Aus dieſer unſchuldvollen Ruh.

[51] Dann fühleſt du der Qualen Mutter, Liebe;
Sie feſſelt dich durch falſche Luſt,
Doch mit ihr ſtürmen tauſend Triebe,
Gleich Meereswogen, durch die Bruſt.

Dann zähleſt du die Tage nach den Thränen,
Dann lockeſt du die ſpröde Ruh
Umſonſt durch Saytenſpiel und Sehnen;
Bringſt ſchlafloß öde Nächte zu.

O güldne Zeit, da mit geheimen Biſſen
Kein Gram den ſtillen Buſen nagt;
Und Ueberlegung und Gewiſſen
Vor keinem Richter uns verklagt!

Auch ich war klein; zu meiner Plage
Erwuchs ich Armer zu geſchwind;
Betrübt denk' ich zurück und klage:
Ach Himmel, wär' ich noch ein Kind!

G.

[52] **Tarquin und Lucrezia.** 31

Romanze.

Da, wo der Tiberſtrom ſein Gold,
Durch Au'n, die immer grünen,
In hundert Labyrinthen rollt,
Vertieft' ich mich, eh' ich's gewollt,
In ſchaudernden Ruinen.

Da fand ich eine Schilderey,
Halb durch die Zeit verzehret,
Ich rieth nicht lange, was es ſey;
Auf einem Täfelchen dabey
War alles ſchon erkläret.

Ach! es war die Begebenheit
Lucrezens mit Tarquinen;
Ich ſinge ſie der künft'gen Zeit;
O möcht' ich ihre Dankbarkeit,
Für meine Müh verdienen!

[53] Gefühlvoll war Lucrezia,
Wenn Pflichten ſie nicht banden;
Tarquin entbrannt', als er ſie ſah,
Nur war ihr Unglück, ſiehe da!
Daß ſie ſich nicht verſtanden.

Berauſcht von kühnen Phantaſeyn,
Geſalbt wie Nachttiſchhelden,
Drang er einſt in ihr Zimmer ein;
Vorzimmer pflegten nicht zu ſeyn,
Auch ließ man ſich nicht melden.

Sie ſetzt ſich bald in Poſitur,
Und eilt mit matten Schritten,
Nach ihrer Schelle; hätt' er nur
Nicht ſelber insgeheim die Schnur,
Zum Unglück, abgeſchnitten.

Er ſchwört ihr ungefälſchte Treu,
Er ſtellt ſich rein und ehrlich,
Und ſinkt auf ſeine Knie dabey;
Man ſagt, in dieſer Stellung ſey
Ein Jüngling ſehr gefährlich.

[54] Sein Frevel ſteigt zu größrer Höh;
Sie ſchreyt ſich auſſer Oden,
Und gleitet, fällt aufs Canapee;
So ſchwer iſts, daß man feſte ſteh
Auf unbedecktem Boden.

Wenn wir die Ehrfurcht ſo entweihn,
Schweigt nie ein Mädchen ſtille;
Doch der muß doppelt ſtrafbar ſeyn,
Dem ihre Blicke nicht verzeihn
In des Vergnügens Fülle.

Zu Tode will Lucrezia
Vor Reu' und Schaam ſich quälen:
Es glückt ihr; lebloß liegt ſie da!
Ach! unter unſern Weibern ſah
Man nie ſo ſchwache Seelen.

T.

[55] Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande 32
Sophiſtenſchwärme her zu ſeinem Unterricht.
Ein Plato lebt' in ſeinem Lande
Und dieſen kannt' er nicht.

Hr. Käſtner.

Der Autor der Pücelle. 33

Nach dem Griechiſchen.

Den Legionen in der Hölle
Las Beelzebub Voltairs Pücelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr;
Ihr ſchmeichelt keinem Adamsſohne,
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
Er ſchrieb nur; Ich ſagt' es ihm vor.

Hr. Käſtner.

[56] [Vignette.]

Germanikus und Thusnelda. 34

Germanikus.

Biſt du, wie es dein Blick, dein ſtolzer Anſtand
Mir verkündigt, biſt du Armins Gemahlinn,
Der zum Land der Cherusker
Vom Kapitole den Donner rief?

[57] Der traf! Du biſt's zuerſt, die nun Auguſtus
Zum Sühnopfer ergreift! Die allgerechten
Götter ſchlagen den Mann nun
Der zum Verderben den Seegner zwang.

Du antworteſt mir nicht? Wie dieſer Buſem
Vom verhehlten Stolz ſchwillt! Was blickſt du drohend
Auf den Schooß? Itzt noch ſtolzer!
Sieh mich an — Rede Cheruskerinn!

Thusnelda.

Daß nicht, Römer, das Kind hier unterm Herze
Dieſes Prahlen vernimmt! Der Adlerſieger,
Der mit fünf Legionen,
Hermann, ha! deine Thusnelda fing!

[58] Fing? Ach! Stehet er nicht dort, der gebunden
Uns dir brachte, du Held? Er war, ach! einſt war
Er mein Vater! O Hertha,
Räche die einzige Thräne nicht!

Germanikus.

Wahrlich du haſt ein Herz, ein Römer ſagt's dir
Einer Römerinn wehrt! Laß dieſes ſprechen,
Wär' ich Armins Gefangner,
Sage, was würd' der Cherusker thun?

Thusnelda.

Dich erwürgen! Ich dacht', du hätt'ſt den Altar,
Am Altar die Trophäen, da die Gebeine
Der Tribunen geſehen,
Die von den Opfern Odins zeugen.

[59] Germanikus.

Hier ſprachſt du dein Urtheil! Jedoch vernimm mich!
Es ſagt Caeſar, durch ihn die Götter, welche
Rom verehret; ich ſiege,
Wohl dem Beſiegten zu thun! Sey frey!

Sag', kömmſt du zu Armin: was wütheſt du doch
Wieder dich und dein Volk? Germanikus giebt
Deinen Küſſen mich wieder!
Wieder den Sohn! Sey ein Freund von Rom!

Thusnelda.

Weg mit Freyheit von dir! Fluchst du dem Gott nicht,
Der Augustus hieß, und zwölf Legionen
Sandt', ein Volk zu zerstreuen,
Das seinen Nahmen nie hörete?

[60] Und ich sollte dies Volk, weil du mich frey giebst,
Zu Anbetern von ihm erniedrigen? Nein!
Ich sey deine Gefangene,
Bis mich mein Hermann — Er wird's — erlößt!

Zürch. freym. Nachr. 1760.

Auf = = = 35

der sich mit der Messiade in der Hand malen ließ.

Fürwahr ein schönes Bild! ein Bild, das klüger ist
Als sein Original, weil es — den Klopstock liest.

A.

[Holzstock.]

[61] An den Herrn von Aderkaß. 36

Am 9. Nov. 1760.
Als der Graf von Wernigerode sein funfzigjähriges Regierungsfest beging.

Freund, dein geliebter Christian Ernst,
Von dem du alte Weisheit lernst,
Der Menschenfreund, der edle Greiß,
Der Fürsten und der Menschen Preiß,
Der macht, daß inniglich sich heut
Gemahlinn, Sohn, und Enkel freut,
Und Enkelinnen, in Gestalt
Der Tugend, wie sie Rode mahlt,
Und eine Fürstinn, die vergißt,
Daß sie, durch holde Freundlichkeit,
Und christliche Vollkommenheit,
Ein Engel unter Menschen ist,

Die es nicht weiß, die aber irrt,
Und desto mehr ein Engel wird;
[62] Der Heucheley und Heuchler Feind,
Ein frommer Mann mehr ist als scheint;
Der, insgeheim in sich versenkt,
Gottwürdige Gedanken denkt,
Ganz Andacht, ganz Religion
Hinfällt vor Gott und seinem Sohn;
Der seufzt, daß von der ganzen Welt
Sein Gott nicht gleichen Dienst erhält,
Sein Gott, den mancher Malabar
Ihm nur verdankt, weil er es war
Durch den zu ihm ein Lehrer kam,
Der seinen Gott von Holz ihm nahm;
Der aller Völker Weisheit kennt,
Der aller Weisen Nahmen nennt,
Wenn sie in seinem Büchersaal
All' um ihn stehn, in grosser Zahl;
Der jeden Tag verlohren schätzt,
In welchem, wenn er bey der Nacht
Des ganzen Tages Rechnung macht,
Ihn keine schöne That ergötzt;
Der keinen Wunsch für grösser hält
Als den, zu seyn die Lust der Welt;
[63] Der sich darauf verlassen kann,
Daß jeder treuer Unterthan
Heut klaget, daß er sterblich ist;
Der, den ehrwürdig graues Haar
Schön ziert, der seinem Gott gefällt —
O! Hätte der die funfzig Jahr
Regiert die ganze Welt!

Hr. Gleim.

37 Die Diebinn.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reitzte;

Nicht daß ſie's zu beſitzen geitzte;
Nur über deſſen Qual, der ſie beraubt, zu ſcherzen,
Entführt ſie Obſt als Kind, und nimmt erwachſen Herzen.

Hr. Käſtner.

[64] An zwey Ritter. 38

Geliebtes Paar, den edlen Tyndariden
An jugendlicher Kraft, an treuer Freundſchaft gleich;
Euch ſey vom Vater Zevs ein beßres Looß beſchieden;
Genießt des Lebens Glück, in ungeſtöhrtem Frieden,
Und wenn euch Roß und Wein und Nymphen einſt ermüden,
Schifft nach Elyſium zugleich.

T.

Nach dem Tode ſeiner Gattin. 39

1758.

Ort, der mir nur Verdruß ſtatt Glück und Ruhe gab,
Nichts werthes haſt du mir, als meines Hannchens Grab!

Hr. Käſtner.

[65] An Daphnen. 40

Mit der Mutterliebe Schwingen
Wärmt die Nachtigall das Ey;
Männchen füttern ſie und ſingen
Von der Seegenskraft im May.

Schäferinnen, die ſchon wiſſen,
Wie ſo ſüß Gott Hymen ſey,
Singen Schäfer, unter Küſſen,
Von der Seegenskraft im May.

Nur Amyntas ſitzt im Schatten
Düſterer Melancholey;
Tröſte, Daphne, deinen Gatten,
Schenk' ihm einen Sohn im May;

Der, von Göttern auserkohren,
Eures Herbſtes Wonne ſey!
Cypris ward im May gebohren,
Und gebahr den Sohn im May.

T.

41 [66] Eine mütterliche Warnung.

Victorien hört' ich jüngſt ihren Sohn belehren:
„Fritz, ſieh die Mädchen an, als ob es Gänſe wären!"
Madam, ſprach ich, Sie kennen ihr Geſchlecht;
Folgt Ihnen Fritz, ſo denkt er meiſtens recht.

Hr. Käſtner.

42 Amor, ſchlafend.

Still, ihr Schönen, ſchweiget, ſchweiget!
Dort, wo Zephyr leiſe ſpricht,
Wo die zarte Myrte ſich
Schattend über Blumen neiget,
Dort ſchläft Amor; ſehet ihr ihn nicht?
Seiner Heldenthaten müde
Schläft er. Gönnt zur Ruh' ihm Friſt!
Denn, wenn Amor ſchläft, ſo iſt
Auf der ganzen Erde Friede!

Hr. Gleim.

43 [67] Lied in einer Sommernacht geſungen.

1769.

Schlafe nicht! Die Liebe harrt, Amoene,
Wachſam noch auf deine Silbertöne.
Holde Ruh ſchwebt ſchattend auf der Flur;
Singe noch ein Schlaflied der Natur!

Ach! es ſchwieg ſchon lange Philomele;
Singe mir Entzücken in die Seele!
Sorgen fliehn mit flügelſchnellem Lauf —
Löſe mich in Lieb' und Wolluſt auf!

Jeden Ton laß mich Berauſchten trinken,
Schmachtend dann an deinen Buſen ſinken,
Biß die Flur mit lautem Dank erwacht,
Und der Tag im güldnen Oſten lacht!

T.

[68] Das ſchlafende Mädchen. 44

Im Frühlingsſchatten fand ich ſie;
Da band ich ſie mit Roſenbändern:
Sie fühlt' es nicht und ſchlummerte.

Ich ſah ſie an; mein Leben hieng
Mit dieſem Blick' an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr ſprachlos zu,
Und rauſchte mit den Roſenbändern:
Da wachte ſie vom Schlummer auf.

Sie ſah mich an; ihr Leben hieng
Mit dieſem Blick' an meinem Leben,
Und um uns ward's Elyſium.

Roſenbaums Lieder fürs Clavier. II. Th.

[69] An die Nachtigall. 45

Ich denk' an meinen Kleiſt, o liebe Philomele,
Vergebens ſingeſt du!
Du ſingſt ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu!
Kein Kleiſt iſt auf der Welt, die Welt iſt mir zu enge,
Vergebens ſingeſt du!
Wenn mir ein Engel itzt, wenn mir Eloa ſänge,
So hört' ich ihm nicht zu!

Hr. Gleim.

46 Vergleichung.

Mein Mädchen, meine Uhr, worinn vergleich' ich die? —
Die zeigt die Stunden an, bey der vergeß' ich sie.

A.

47 [70] Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern.

Gen Himmel wand auf Roms Altären
Sich heil'ger Dampf gesengter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land:
Der Stutzer und Coquetten Götzen,
Dem Müssiggange, den Geschwätzen
Wird auch bey uns Caffee gebrannt.

Hr. Kästner.

48 An Doris.

Ein Apfel stiftete vor Alters in der Bibel
Und in der Ilias, o Doris! alles Uebel!
Und warlich, warlich, glaub' es mir:
Von deiner Schönheit eingenommen,
So sehr als ich es bin von ihr,
Hätt' Adam ihn von dir genommen,
Gegeben hätt' ihn Paris dir.

Hr. Gleim.

[71] [Vignette.]

49 Lied.

[Mit Musik von Disma Hattasch.]

Noch kannt' ich nicht der Liebe Macht;
An Blicken, und an Rosenwangen
Blieb ohne Falsch mein Auge hangen;
Weh mir! Da war es lauter Nacht
In meiner oeden Seele.

Da gab mir Doris das Verboth:
Beſchleiche mich nicht in den Buchen!
Ich fand ſie, ohne ſie zu ſuchen.
Heil mir! Da ward es Morgenroth
In meiner trüben Seele.

[72] Als ſie vom Mond' umſchimmert lag,
Ließ ich mich furchtſam bey ihr nieder,
Und küßte ſie; ſie küßte wieder.
Heil mir! Da ward es voller Tag
In meiner hellen Seele.

Nun lieb' ich ſie bis in das Grab;
Und bleib' ich ihres Herzens Freude,
So ſenket einſt im Roſenkleide
Des Alters Abend ſich herab
In meine heitre Seele.

Doch wenn ſie meiner Treue lacht,
So wird Verzweiflung mich umſtürmen,
Und Wolke ſich auf Wolke thürmen;
Dann wird es ewig wieder Nacht
In meiner dunkeln Seele.

T.

An Stax.

Ich gönne dir dein reiches Vaterland.
Du zählſt nach ſchwerem Geld — ſo iſt auch dein Verſtand.

D.

[73] Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horatz ſang.*)

Hannover. 1756.

Fühlend, gelehrt für die Luſt, die Flaccus und Naſo gewähren,
Sang ich doch ſelten ein römiſches Lied;

*) Integer vitae etc.

Lachte, wenn Chriſt*) uns befahl: „iſt Ewigkeit euer Begehren,
Franken! ſeyd um ſie lateiniſch bemüht!“

Daß mich ein Burmann edirt, und daß mich ein Bentley verbeſſert,
War mir der Reitz der Unſterblichkeit nicht.
Fände die Nachwelt mein Lied in gelehrte Quartanten vergröſſert,
Läſe ſie Noten, und nicht mein Gedicht.

[74] Freunde des Altertums, hört, hört mich nun den Irrthum erklären,
Der mich vier Olympiaden verführt!
Ja, die Unſterblichkeit muß ein gothiſcher Dichter entbehren,
Weil ſie nur römiſchen Liedern gebührt.

Flaccus, wie neid' ich dich jetzt! Zwar gönnt' ich dir gerne Maecenen,
Deinen Münchhauſen für Dichter allein;
Aber dein ewiges Lied, das ſingen noch itzo die Schönen,
Hagedorn ſelbſt muß voll Eiferſucht ſeyn.

Hagedorn, wenn itzt ſein Lied aus reitzenden Lippen erklinget,
Scheinen die Lippen noch doppelt ſo ſchön!
Aber die Enkelinn der, die itzt den Hagedorn ſinget,
Läßt ihn beym Winsbeck und Frauenlob ſtehn.

[75] Glücklicher Römer, nur dir, nur dir ſind Lieder gelungen,
Welche das zweyte Jahrtauſend noch hört!
Doris ſingt itzo dein Lied, das Chloe und Lyde geſungen,
Das du noch Phyllis, die letzte, gelehrt.**)

*) Prof. der Dichtk. zu Leipzig, ein Franke.

**) Non enim posthac alia calebo
Femina.

Aber dein mächtiges Lied der Römerinn Herze zu rühren,
Singt sie, die Deutsche, nur für das Gehör.
Flaccus, dich neid' ich nun nicht, den Bave noch fühllos scandiren,
Fühlende Schönen verstehn dich nicht mehr!

Freunde des Alterthums, hört! Die Ewigkeit werd' ich nicht suchen,
Da mich die Welt, der ich lebe, vergißt;
Nie soll ein Knabe dereinst mich exponirend verfluchen,
Wenn nur ein Mädchen empfindend mich liest.

Hr. Kästner.

[76] **Merkur und Amor.** 52

Fabel.

Zu dem Merkur sprach einst der Gott der Liebe:
Du bist der Gott der Krämer, und der Diebe
Und der Beredtsamkeit. Mein Freund,
Wie hast du alles das vereint?
In so verschiedenen Revieren
Mit Glück und Ehre zu regieren,
Dazu gehört Geschicklichkeit,
Dazu gehören seltne Gaben.
Ja, sprach Merkur, und sie zu haben
Braucht es Erfahrung, Müh' und Zeit.
Erst war ich nur der Handelschaft zu dienen
Vom Vater Jupiter ernannt.
Die Diebe fand ich unter ihnen,
Und sie vertrauten mir ihr Land.
Doch erst von beyden Nationen,
Lernt' ich, dem Reich der Redner vorzustehn,
Die Kunst der Wahrheit fein zu schonen,
Und fein die Welt zu hintergehn.

H.

53 [77] An die Frau von Knoblauch in Berlin.

Du vom Himmel auserkohrne
Seele, die du reiner biſt,
Als die zarte thaugebohrne
Lilie des Morgens iſt!
Fromme Feindinn aller Sitten,
Die kein Engel dulden kann,
Bleibe noch in Kedars Hütten,
Eile nicht nach Canaan,
Bis den Frühling ihrer Jugend
Philippine längſt verlebt,
Und in jeder Frauentugend
Dir zu gleichen ſtrebt'

Fr. Karſchin.

54 An Daphnen.

Du zürnſt, wenn man dich liebt, du willſt den Frevel rächen —
Kind! Mein Verbrechen iſt der ganzen Welt Verbrechen.

A.

55 [78] An Eliſen.

1753.

Eliſe! küſſe, küſſe mich nicht ſo oft!
Lisple nicht immer ſchmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht ſtets ſo ſterbend,
Nicht ſo geſchlungen, an meine Schulter!

Die reinſte Wolluſt hat ein beſchränktes Maas:
Dem, was vergnügend heitere Sinnen rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Ekel mit ſchnellem Schritte.

Wünsch' ich geküsset, neunmal geküßt zu seyn,
Entzieh mir sieben, küsse mich zweymal nur,
Und beydemal nicht stark, nicht feurig,
So wie die Schwester den Bruder küsset,

[79] Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
Eh noch ihr Busem süssere Freude bebt.
Dann flieh, du Lose, fliehe von mir!
Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
Oder verbirg dich tief in dem dicksten Wald;
Dir werd' ich in die ferne Kammer,
Dir in die waldigten Schatten folgen!

Als Ueberwinder, welcher den Raub erhascht,
Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
So raubt die unbewehrte Taube
Stärker der Adler im hohen Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals:
Dann wirst du mich, mich, kleine Närrin!
Siebenmal küssend versöhnen wollen.

[80] Doch du betriegst dich. Rächend bestraf' ich dich.
O süsse Rache! Siebenmal siebenmal
Werd' ich die vollen Lippen küssen,
Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie! Diese Strafe, Mädchen! gefällt dir nicht!
Du willst entfliehen? Aber mein stärkrer Arm,
Gleich einer Kette dich umschlingend,
Hindert es, Flüchtge, dich loszuwickeln;

Bis du, wenn alle Küsse bezahlet sind,
Bey deinen Reitzen feyerlich schwören wirst,
Daß du bey ähnlichen Verbrechen,
Aehnliche Strafen erdulden wolleſt.

K.

[Holzstock.]

56 [81] Phyllis an das Clavier.

Beßtes kleines Clavier,
Schalle, schalle
Lauter Liebe;
Lauter süsse Liebe
Sey dein schmelzendes Saytenspiel!

Denn ich fühl' es, ich fühl's,
Dieser Busem
Schmilzt vor Liebe:
Ach, wie wallt er, wie wallt er
Unaussprechlich empfindungsvoll!

Aber, Theon, du weinst,
Nennst mich rauher
Als der Nordwind:
Grausamer! und siehst nicht
Wie ich zittre dich anzusehn!

Wie die Wange mir glüht!
Und die Stimme
Jetzt dahin stirbt!
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberflieht!

[82] Weh mir! wenn er nun kömmt!
Und nun sprachlos
Horcht und seufzet,
Und nun meine Seele
Ganz im Feuer der Liebe strömt!

Welchen rührendſten Ton
Soll ich, Himmel!
Soll ich wählen,
Der dem Jüngling ſage:
Beßter Jüngling, ich liebe dich!

Und die Wange wird glühn,
Und die Stimme
Wird verſtummen,
Und die Finger bebend
In die Töne hinüberfliehn;

Und im rührendſten Ton,
Sanft, entzückend,
Sanft und ſchmachtend,
Wird mein Spiel ihm ſagen:
Beßter Jüngling, ich liebe dich!

Hr. v. Gerſtenberg.
Roſenbaums Lieder Th. II.

[83] **An Aglaja.** 57

Du lacheſt? Lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verſtellen dein Geſicht!
Wie ſchön iſt Niobe! Sieh ihre ſtille Leiden.
Sie leidet aber weinet nicht.

Hr. Gleim.

Die Krankheit. 58

„So krank war ich doch nie! — Jetzt wird mir warlich bange;
„Das ſchönſte Lied reitzt mich nicht mehr.“ —
Und darum klagen Sie ſo ſehr!
Rief mir ein Advocat: die Krankheit fühl' ich lange.

A.

[Holzstock.]

59 [84] Warnung.

In unsre Sprache mischten wir Latein
Und Gallisch auch schon ehmals ein,
Und dachten nicht: jetzt denken wir; allein
Wird drum der neuen Mischung Schicksal anders seyn?
Die Sprache duldet's nicht! Das fremde Wort
Muß wieder fort!
Ihr fordert, daß der Sohn
Des Ingewoon
Und Herminoon,
Die, als sie in die Thäler Winnfelds kamen,
Des Römers Schild, nicht seine Worte nahmen,
Jetzt solcher Beuten sammle,
Und römisch bald, bald gallisch stammle.

„Was gehet mich, altdeutscher Biedermann,
„Der graue Vorfahr an!
[85] „Ich mach' es, wie der Sohn der Sachsen und der Angeln;
„Wenn Wort' ihm mangeln,
„So eilt er hin zum Griechen, Gallier, und Welschen,
„Und nimmt! Und meint sein Deutsch doch nicht zu fälschen!"

Nachahmer hier sogar! .... des Angels Sohn,
Der Fremdling jetzt, ist dir's? Und nicht der Herminoon?

Wen der nichts lehrt, allein noch Warnung warnen kann,
Den geht sehr nah des spätern Vorfahrs Beyspiel an.

Er, dem erhabnen Karl hofierend,
Und so wie wir, des Mistons Sayte rührend,
Ließ überall
Mistönen span'schen Schall.

Wo ist er hin, der Misch, der, neugebohren,
Beynah gefiel? Er hat sich überall,
Bis auf den letzten Wiederhall,
Verlohren!

N. Hamb. Zeit. 1768. 92 St.

[86] **Der Barde Rhingulph an den preussischen Grenadier.**

Glück zu, Bekannter unsrer Lieder!
Jenseit der Wolkenbahn erklang
Dein Schlachtlied und dein Siegsgesang
Von allen Sternen wieder!
Da rühmten Thor und Mannus dich:
Da jauchzte Siegmar, Hermann jauchzte wieder,
Und alle Helden fragten mich,
Wer ist der Barde dieser Lieder?

Das ist der Barde Gleim;
Süß, wie der Honigseim,
Sind seiner Liebe Gesänge,
Doch, wenn er Kampf und Schlachten lehrt,
Dann geht, ihr alle habt's gehört!
Sein Lied des grossen Donners Gänge.

[87] Ich sprach's, und sah, daß Teut
Dir einen Becher trank.
Ich aber, der den Streit
Hermanns des Helden sang,
Ich seufzte fast: mein Lied,
Wo bist du hingeirrt?
Wer weiß, ob dich ein Held,
Ein Barde kennen wird?
Doch, kennst du mich; dann Freude mir,
Heil deiner Harf' und Seegen dir!

Klotz Bibl. 9tes St.

61 **Die Freundschaft.**

Kein Thal umschließt die Freundschaft, keine Hügel
Versperren sie, kein Meer
Braust unbeschiffbar vor ihr her.
Sie hat, wie Amor, zum verfolgen Flügel,
Doch nicht zum flattern, so wie er.

T.

62 [88] **1763.**

Ich klage nicht mehr. Ich, der den Trost des Lebens,
Nur einen Freund, vom Himmel oft begehrt,
Irrt' einsam auf der Flur, und rief um ihn vergebens;
Nun bin ich erhört.

Du bist mir geschenkt. O Freund, wenn ich dich liebe,
Bin ich beglückt, und meine Seel' ist Ruh.
Es trösten mich, ist auch um mich der Himmel trübe,
Die Tugend und du.

Komm, führe mich hin zu ihren steilen Höhen,
Da sie den Kranz dem Ueberwinder reicht.
Schon läßt ihr schneller Flug die Sonn' uns näher sehen;
Der Erdball entweicht.

[89] Was droht uns der Tod? Könnt' er die Freundschaft scheiden?
Dort strahlt sie erst mit reinem Glanz geschmückt,
Noch schöner, als dich hier mit ihren besten Freuden
Die Liebe beglückt.

P.

63

Könnt' ich aus der Parze Händen
Den Verderberstahl entwenden,
Oder, durch mein langes Flehn,
Ihre Spindel mir gewinnen,
Und mit eignen Händen drehn!

Damon, welche Seeligkeit,
Meiner Freunde Lebenszeit
Reich an Freuden zu verſpinnen!
Damon, meiner Seeligkeit
Fehlte noch Unſterblichkeit
Um ohn' Unterlaß zu ſpinnen!

G.

[90] Gerühmt, bewundert und verehrt zu werden, 64
Hat einen wünſchenswehrten Schein;
Mir aber iſt das größte Glück auf Erden,
Geliebt zu ſeyn.

Das laute Lob vom Gipfel des Parnaſſes,
Auf dem der Liederrichter ſpricht,
Der ſtärkſte Spott des neidvermählten Haſſes
Bewegt mich nicht.

Wenn mich nur wenig edle Seelen lieben,
Um das, was meine Muſe ſprach,
So frag' ich nie, was Bav von mir geſchrieben,
Ruhm oder Schmach.

Fr. Karſchin.

[91] **An eine Schauſpielerinn.** 65

O du, vom Amor und den Muſen
Zu ihrer Prieſterinn erſehn;
Schon lange brannte mir im Buſen
Ein heftiges Verlangen dich zu ſehn;

Durch Freunde, die in deinen Tempeln dienen,
Von deinem hohen Werth erfüllt,
Liebt' ich, aus Sympathie zu ihnen,
Im Geiſte ſchon dein Bild;

Da ſah ich dich! Von neuer Regung
Schwoll meine Bruſt — wie nenn' ich ſie,
Die feuervollere Bewegung?
Sie iſt nicht Freundſchaft mehr und nicht mehr Sympathie.

T.

66 [92] **An Daphnen.**

Was kaum mein Mund und immer schüchtern wagt,
Ein zärtliches Geständniß, kann dich kränken!
Nun denn! = = = = Was man so oft, ohn' es zu denken, sagt,
Will ich inskünftige, ohn' es zu sagen, denken.

A.

67 **An einen Dichter,**
der sich auf blau Papier drucken ließ.

Blau, wenn sie nichts uns zeigt, zeigt sich die Athmosphäre;
Ihr gleicht dein Lied an Farbe, wie an Leere.

Hr. Käſtner.

68 Wir Deutsche sammlen stets; wie macht es der Franzose?
Die Dornen läßt er uns, und prahlt mit unsrer Rose.

T.

69 [93] **An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters.**

Ein geborgter Einfall.

Die ihr im wilden Tanz, wie die Mänaden, glüht,
Daß ihr, aus sprödem Stolz, den kleinen Tempel flieht,
Wo Seelen voll Gefühl Thalia sich erzieht,
Davon ist dies der Grund, wenn ich nicht irrig schliesse:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füße.

T.

70 **Antwort.**

Freund, wenn ich im Vertrauen lache,
Warum verräthst du mich leichtfüß'ger Damen Rache?
Zwar ihre Gunst mag ich mir nicht erwerben;
Ich sende jetzt nur Seufzer in die Höh',
Dort lebt für mich Eurydice;
Doch will ich nicht, wie Orpheus, sterben.

Hr. Käſtner.

[94] **Die Fichte und die Eiche.** 71

Fabel.

So gottlos seyn kannst du?
Rief einer Eiche jüngst die schlanke Fichte zu:
Du neigst dich niemals vor den Göttern,
Wenn sie in schweren Donnerwettern
Vor uns vorüber gehn!
Ja, ja, noch werd' ich's sehn,
Wie einst ihr Rächerarm den stolzen Gipfel beugt!

Mit Recht, antwortet sie, suchst du der Götter Ehre;
Doch hättest du dich denn geneigt,
Wenn nicht der Sturm gewesen wäre?

H.

Die Chapeaux. 72

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl für Hüte, nicht für Köpfe.

Hr. Kästner.

[95] **Der Trost.** 73

An einen Freund.

Freund, welcher Nordwind, schwarz vom Gifte,
Gießt seines Aushauchs bange Düfte
Auf deines Lebens schönste Zeit,
Und raubet dem verwelkten Herzen
Den Eifer und die Thätigkeit?
Zernagende, geheime Schmerzen
Ertödten langsam deine Kraft,
Dein ganzes Triebwerk ist erschlafft.
Du denkst — zerrissene Gedanken
Umschleichen dich, von Unmuth schwer;
Du gehst, und deine Schritte wanken,
Und hinter dir hinkt Reue her.
Verschmachtend, schwach, dich selbst verzehrend,
Durch nichts zum Leben angefacht,
Am Morgenroth die Nacht begehrend,

Noch matt von der, die du durchwacht,
Gleichgültig, wenn ein Tag verlohren,
[96] Vor jedem neuen Tage bang;
O Freund, eröffne deine Ohren,
Der Freundschaft tröstendem Gesang
Vom Rath, den die Vernunft gebohren!

O du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttinn! — Wohlthun ist dein Name —
O Freundschaft, jeder Tugend Saame!
Du süsser Theil von unserm Seyn!
Erhabne Leidenschaft der Weisen,
Die dich im Sturm von Angst und Pein
Als ihren Schutzgott dankbar preisen!
Dich ziehet Leidenschaft nur groß;
Ihr loderndes, allmächt'ges Feuer
Entflammt dich, macht dich täglich neuer.
In gifterfüllter Kräuter Schooß
Blüht so die edle kleine Blume.
Hinweg aus ihrem Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren harte Brust
Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
Die ihr die Tugend kalt verehret
Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
Das matte Blut in euch empöret!
[97] Das Paar der ersten Freunde war
Gewiß ein unglückvolles Paar;
Zwey Herzen, ihres Daseyns müde,
Durch gleiche Leiden sich verwandt,
Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
Sie fanden sich, und fanden Friede.
Sie schlangen schmelzend Arm in Arm
Und klagten, von Empfindung warm,
Einander ihrer Herzen Schwäche;
Es mischten sich die Thränen Bäche,
Harmonisch klang der Seufzer Schwarm.

Durch dieſe Miſchung zarter Triebe
Und heiſſer Leidenſchaft entſtand
Das erſte wahre Freundſchaftsband.

Drum komm, o! komm, mein Freund, enttrübe
Den finſtern Blick; ergieß den Gram,
Der deiner Tage Ruhe nahm,
In meinen Schooß; nichts ſoll uns ſtöhren;
Ich will dich weinend klagen hören.
Wie, hat des Schickſals Grauſamkeit
Sogar die Thränen dir entriſſen!
Allzugewohnt ſie zu vergieſſen,
Sind ſie dir nicht mehr Süſſigkeit.
[98] Zerſprenge dieſes Schlummers Bande,
Der deinen Geiſt gefeſſelt hält.
Wer leidet, iſt noch auf der Welt.
Doch wohnet an des Grabes Rande
Die Schlafſucht, welche nichts empfindt,
Der wahre Tod von unſerm Leben.
Bey Seelen, die mir theuer ſind,
Würd' ich vor Leidenſchaft nicht beben,
Und wäre ſie wie Blitz geſchwind,
Und unbeſtänd'ger als der Wind;
Doch würde jener Stand der Trägen
Gerechten Schauer mir erregen;
Ein Stand, aus Schlaf und Tod vermiſcht,
Wo unſer Geiſt, ſich zu erheben
Untüchtig, fühllos für das Leben,
Verſchmachtet — in ſich ſchrumpft — erliſcht.
Ein Steuermann, in den Gefahren
Des grauſen Schiffbruchs oft erfahren,
Zieht doch geſchwärzter Wolken Flor,
Der Sturm verkündigt, jener Stille,
Wo Kunſt erliegt und guter Wille,
Und nichts das Schiff beweget, vor.
[99] Der Schiffsherr, wie der Bootsknecht, harrt,
Wenn, von den Weſten nur gekühlet,

Das Seegel ſinkt, das Ruder ſtarrt,
Und eitler Schaum das Schiff beſpühlet.
Erfahrung, kluger Fleiß und Muth
Kämpft glücklich mit den Ungewittern,
Empfängt ihr Drohen ohne Zittern;
(Sie ſind die Bilder unſrer Wuth)
Sie brauſen aus, es ſinkt die Fluth
Und Tag bricht an; die ſanftre Welle
Bringt nun das Schiff ans Land; o Glück!
So bringen Fehler, Unglücksfälle,
Ein Herz der Tugend oft zurück.

Glaubſt du, der Menſchheit Elend drücke
Dich nur allein? Betrogner Wahn!
Sieh nur mit ungetäuſchtem Blicke
Die Menſchen, deine Brüder, an.
Sie kämpfen alle, leiden, klagen;
Der glücklichſte hat ſeine Plagen,
Der freyſte ſeine Sclaverey;
Der eine würklich; andre zagen
Vor Schrecken ihrer Phantaſey.
Es ſehn, es hören alle Zonen
[100] Des Kummers Spur, der Schwermuth Ach!
Monarchen weinen hoch auf Thronen
Der Landmann unterm Hüttendach!
Oft flieſſet die geheime Thräne
Bey eines Grabes dunkler Scene
Von Menſchen Augen ungeſehn;
Oft wird ſie grauſam ſtark erſticket;
Selbſt die, die kaum das Licht erblicket,
Beweinen, daß ſie es geſehn.

Allein in dieſe Saat von Kummer
Iſt auch Vergnügen eingeſtreut;
Der Hofnung Reitz, der ſüſſe Schlummer,
Der Troſt erhabner Zärtlichkeit.
O! Laßt uns unſer Leid vergeſſen!

Von Freuden ganz entblößt ist nie
Das Loos dem Staube zugemessen.
Der Himmel schenkte dir Genie;
Genie, sein seltenstes Geschenke,
Er hat dich nicht voll schwarzer Ränke,
Nicht zum Beherrscher einer Macht
Nicht groß, nicht reich, nicht arm gemacht.
O! dank' ihm und genieß' dein Leben.
Erkenn', erfüll' der Menschheit Pflicht;
[101] Sieh! Welche Wollust kann sie nicht,
Wenn du die Tugend liebst, dir geben!
Weih dich zum Bürger, zum Gemahl,
Zum Vater! Heil'ge Banden! Seegen
Begleitet sie! Und deine Qual
Setzt ihnen sich umsonst entgegen,
So sehr dein Geist sich auch verlohr.

Laß der Sophisten schwarzes Chor,
Aus bösem, gallensücht'gem Herzen,
Bey unsern Pflichten bitter scherzen.
Ihr Eifer, der die Tugend haßt,
Wird in dem ersten Sturm zu Schanden.
Gott schuf die Pflichten; ihre Banden
Sind dem Verbrecher nur zur Last.
Dem Weisen sind sie, trotz dem Hohne,
Der Jugend Schmuck, des Alters Krone,
Sein letzter Wunsch, wenn er erblaßt.

Such' eine leichte zarte Flamme,
Die nach und nach in dir entstamme;
Unmerklich sanft, dir unbewußt,
Durchwärme sie die todten Glieder,
[102] Und stimme deine schlaffe Brust
Zu dem Gefühl der Freude wieder.
Der Blinde, der die Finsterniß,
Die ihn umwölkte, kaum zerriß,
Wagt nicht, bey heitern Sommertagen,

Sein ſchwaches blinzendes Geſicht
Ins brennendhelle Mittagslicht;
Er übt die Blicke, die noch zagen,
Den Glanz des Himmels zu ertragen,
An Oertern, wo der Strahl gedämpft,
Mit braunen Schatten dämmernd kämpft.
Sein kluges Zaudern ſey dir Lehre.
Trau' nicht zu früh dem ofnen Meere,
Stürz' nicht zu hitzig zum Genuß;
Betrachte dich bey allen Schritten,
Als wie ein Triebwerk, das gelitten,
Und das man langſam beſſern muß,
Um es nicht gänzlich zu zerrütten.

Des Himmels ſeegenreiche Kraft
Läßt Blumen unter Dornen ſprießen;
Durch jene dieſe zu verſüßen
Dies iſt des Weiſen Wiſſenſchaft.
[103] In einem ſteten Rauſch verlohren
Drängt der gemeine Schwarm von Thoren,
Sich kindiſch hin in bunten Reihn,
Und erndtet wilde Roſen ein,
Die in dem Augenblick verblühen.
Dein aber, Freund, ſey das Bemühen,
Bey Hütten, wo die Unſchuld lacht,
In dicker Sträuche grüner Nacht
Die Blumen ungeſtöhrt zu pflücken,
Mit denen ſich die Hirten ſchmücken.
Sie reitzen weniger durch Pracht,
Allein ſie finden ſich geſchwinder,
Sind einer Morgenröthe Kinder,
Und dauren länger als die Nacht.

G.

[Holzstock.]

[104] **Johann Friedrich,** 74
unten auf Erden genannt
von Cronegk,
an den Sterblichen G[otter].*)

Dir ſchien es groß, ein Brutus ſeyn?
Was that er? Einen Mord; Rom konnt' er nicht befreyn.
Wie? Daß dir Codrus nicht gefiel,
Der für ſein Volk als Sieger fiel!
Und, mehr zu ſeyn, als Koch und Eckhof ſind,
Weswegen wareſt du nicht mein und dein Olint?

mit einer Feder aus dem Flügel
eines Engels geſchrieben.

Hr. Käſtner.

[105] **Die Ausſicht.** 75

An einen Freund.

Du läß'ſt die Ausſicht mir aus allen Fenſtern ſehn,
Und fragſt mich hundertmal: „Sprich, Freund, iſt ſie nicht ſchön?
„Sieh dieſes breiten Feldes Glanz
„Mit einem blauen Hügelkranz,
„Den kleinen Tannenwald, dies hundertfache Grün,
„Sieh' in der Weyd' am Bach die ſchweren Rinder ziehn!
„Freund, ich kann ſtundenlang hier ſtehn;
„Den Schauplatz der Natur zu ſehn!"
Ja, liebſter Damon, ja! Die Ausſicht iſt ſehr ſchön,
Doch ſchöner hab' ich ſie bey Chloen jüngſt geſehn;
So ſchön iſt deine Ausſicht nicht!
Ich ſahe Chloen ins Geſicht.

Hr. Köhler.

*) Verfaſſer einer noch ungedruckten Fortſetzung des Trauerſpiels Olint und Sophronia, der auf einem geſellſchaftlichen Theater den Brutus ſpielte.

76 [106] **Die Geschäfte des Teufels,**
nach der Theorie des Verfassers der Anmerkungen zum Gebrauche der Kunstrichter getreulich in Verse gebracht.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kömmt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden, und — übersetzt durch dich.

Hr. Kästner.

77 Ich wäre, glaub' es mir, der glücklichste der Welt,
Gefiel ich Lalagen, wie sich Cleanth gefällt.

T.

78 [107] **Lied.**

Des Morgens wache Königinn
Hört schon mein frühes Lied;
Sie weiß, wie liebevoll ich bin,
Und wie die Spröde flieht;

Und Phoebus, von dem ersten Strahl,
Bis er zur Ruhe geht,
Sieht nichts, als Thränen ohne Zahl,
Die doch ihr Stolz verschmäht.

O! werd' ich keinen Morgen sehn,
Der mir Gequältem lacht?
Ist mir kein Tag, kein Abend schön,
Und heiter keine Nacht?

Es ruft in meinen Trauerklang
Der Wiederhall betrübt.
Wann sagt mein freudiger Gesang,
Daß Lalage mich liebt?

A.

[108] Dem Hrn. Oberburgemeiſter Schulze zu Neu Hallensleben. 79

Den 21. Sept. 1769.

Wär' ich Schöpfer, wie der Dichter,
Der, Eloa, dich erſchuf!
Säh' ich herrliche Geſichter,
Hätt' ich göttlichen Beruf;

Einen Gott müßt' ich erſchaffen,
Einen Gott, dem Amor gleich!
Ohne Flügel, ohne Waffen,
Tapfer, klug, beſtändig, weich!

Einen Gott, den alle liebten,
Sähen ſie den Gott ihm an!
Einen Gott für die Betrübten,
Einen kleinen Biedermann!

[109] Auf nicht prächtigen Altären
Tag und Nacht verehrt' ich ihn!
Fanny müßt' ihn mir gebähren,
Gellert müßt' ihn mir erziehn!

Einen Tempel ihm zu bauen
Bät' ich meinen Friederich!
Um die ſchönſte deiner Auen,
Liebſter Schulze, bät' ich dich!

Machte dich zu ſeinem Prieſter,
Deine Frau zur Prieſterinn!
Ich, im Tempel, wäre Küſter,
Deine Mutter Küſterinn!

Keinem Feinde groſſer Götter,
Dräng' er noch ſo ſehr darauf,
Keinem Stolzen, keinem Spötter
Schlöſſen wir den Tempel auf!

Hr. Gleim.

80 [110] Der Storch und der Fuchs.

Fabel.

Nu, nu, wer wird denn immer ſchmollen,
Mein lieber Fuchs? Hätt' ich es doch gedacht,
Daß du ſo hätteſt zürnen ſollen,
Ich hätte nie den kleinen Spaß gemacht.
Wurſt wieder Wurſt! Kannſt du das übel nehmen?
Mein Krug war eng', und deine Schüſſel platt:
Das iſt es doch, was dich beleidigt hat?
Pfui! Pfui! Ich wollte mich doch ſchämen.
Nun denke nur nicht mehr daran.
Du muſt mir meinen Spaß vergeben;
Wir wollen nun als Freunde wieder leben.

Was? fing der Fuchs zu ſchimpfen an;
Was denkſt du armer Storch von mir?
Ich Freundſchaft halten — und mit dir?
Ich ſollte dir verzeihn,
Weit klüger als ich ſelbſt zu ſeyn.?

H.

81 [111] Wiegenlied.

Du kenneſt nicht den roſenfarbnen Morgen
Und grauen Abend, ſchönes Kind.
Sey ruhig, eh' des Lebens Sorgen
Die Räuber deiner Ruhe ſind!

Sey Nächte lang, ſey mehr als halbe Tage
Von Schlummerkörnern überſtreut!
Du fühleſt weder Pflicht, noch Plage,
Noch Wünſche, noch Glückſeeligkeit.

Der Leydenſchaften wilde Stürme ſchlafen
Noch tief in deiner zarten Bruſt;
Dir ſind Belohnungen und Strafen,
Ruhm und Verachtung unbewuſt.

Du bist von dieser weissen Schulterhülle
Genug bekleidet und geschmückt,
Wenn größrer Menschen Eigenwille
Und Stolz nach theurem Prachte blickt.

[112] Schweig, kleinster Mensch, von allen Glücklichkleinen,
Du wirst fortan noch oft genug
Beym Anblick deines Nächsten weinen,
Den Gram und Schmerz zu Boden schlug.

Fr. Karschin.

An Damon. 82

Du trinkest edlen Wein mit mir,
Weil Lenz und Jugend uns noch winken;
O Damon, könnt' ich so mit dir
Des Lebens ganzen Becher trinken!
Die süssen Tropfen würd' ich dann
Mit stärkerem Gefühl genieſſen,
Und auch die bittern würde dann
Dein Umgang mir versüssen.

G.

[Holzstock.]

[113] An Herrn * * * 83

Laß dich den jungen Frühling locken
Aus deinem Tempe, Freund! Komm, siehe zu Berlin
Die Königinn der Blumen blühn;
Sieh deine Schwester, schön erschrocken,
Von ihres Sohnes Wiege fliehn,
Und sich um deinen Busen winden
Mit beyden Armen, wie sich um Lyaeus Haar
Die Traubenranke schlingt. Du wirst sie schöner finden,
Als sie im Arm der Mutter war;
Du wirst den Sohn, den sie gebahr,
Der Amme von dem Busen reissen,

Ihn zehnmal kleines Bild des alten G** heiſſen,
Und hundertmal an deine Bruſt
Den allerliebſten Knaben drücken.
Sein ſchwarzes Auge glänzt und redet Lebens Luſt
In ſolchen honigſüſſen Blicken,
[114] Die ſelbſt ein Jüngling, welcher liebt,
Nicht ſeinem Mädchen ſüſſer giebt.
Er wirft die Dinge weg, die nicht zum Spiel gefallen,
Denn ſeine Kenntniß mehrt ſich ſchon;
Auch lallet er Gefühl in einem ſanften Ton.
Er ſcheint ein Menſchenfreund zu werden; doch mit allen
Wird er nicht freundlich thun; er wird nicht insgemein
Ergebner Diener und geneigter Gönner ſeyn.
Verdienſte, Tugenden und Herzen wird er wägen.
Mir hüpfet er bereits entgegen,
Mir lächelt er, obgleich kein Schimmer mich umgiebt,
Der ſonſt die Kinder reitzt: der Knabe muß ſchon wiſſen,
Daß ſeine Mutter mich des Herzens wegen liebt,
Drum wird er mich auch lieben müſſen.

Fr. Karſchin.

84 [115] An Daphnen.

Warum ich nie im leichten Reime,
Wie ich von andern Mädchen träume,
Warum ich nie im höhern Klang
Von dir, o meine Freundinn, ſang?

Ach! ſie erheb' ich nur im Scherz;
Sie ſingt der Mund, dich fühlt das Herz!

Von deinem Werthe ganz erfüllt
Schwebt mir dein unverſchönert Bild
In jedem ſanften Reitze vor,
Und, wie ein Nachtigallen Chor,
Tönt dein Geſang noch in mein Ohr.

Da glüh' ich, Lieder dir zu bringen;
Allein das Herz, von dir zu voll,
Weiß nicht, wie es dich preisen soll,
Und da vergißt der Mund zu singen.

A.

[116] Ueber Hrn. Käſtners Lobrede auf Leibnitzen. 85

Den Galliern, die ihn gekrönet hatten,
Rief mit umwölktem Blick Leibnitzens groſſer Schatten:
Weg mit dem Lorbeerzweig von Fremden mir gereicht!
Ein Deutſcher lobe mich, der mir an Geiſte gleicht!
Da lobte Käſtner ihn — da lächelte der Schatten.

T.

An die Vernunft. 86

Muſt du, Vernunft, durch deine Lehren
Denn immer meine Freude ſtören?
Sey dieſer Kerze gleich! Ihr Licht
Erhellet unſre Luſt und unterbricht ſie nicht.

A.

[117] An Phaon. 87

Jüngling, du aus deſſen ſchwarzen Augen
Männer Freundſchaft, Mädchen Liebe ſaugen;
Mit dem freyen dunkelbraunen Haar;
Mit dem heitern Geiſte, der, entzückt,
Lauter Roſen um ſich her erblickt;
Mit dem Herzen, das nie müſſig war;
Liebe, ſcherze von Verdruß entladen,
Weil die Parce deiner Tage Faden
Seiden ſpinnet und dein Morgen ſcheint!
Hänge deine Waffen einſt mit Ehren,
Als ein Greis, im Tempel von Cytheren
Lächelnd auf, und ſey noch dann mein Freund!

T.

88 **Die betrübte Wittwe.**

Es weinet Lucia; du meinſt um ihren Mann?
Nein, weil ſie Morgen nicht zu Balle gehen kann.

W.

89 [118] **Aeneas ein Ordensſtifter,**

nach einem Einfall St. Evremonds.

Aeneas könnte leicht ein Ordensſtifter ſeyn,
Und einen gab er an, da trät' ich ſelbſt hinein.
Verlangſt du, Freund, daß ich ihn dir erzähle? —
Den Orden unſrer Frau zur Höhle.

Speluncam Dido, dux et Trojanus eandem
Conveniunt. Virg.

Hr. Käſtner.

[Holzstock.]

90 [119] **Zu ein Exemplar ſeiner vermiſchten Schriften.**

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltaire zittern müſſen,
Prüft bald mein Buch und tadelt nichts daran.
Er heißt: des Sterbenden Gewiſſen.

Hr. Käſtner.

91 **Antwort.**

Nur des Gewiſſens Spruch lohnt deine Ruhmbegier;
Wohl denen, die nach gleichem Lohne ſtreben!
Doch wirſt du es der Freundſchaft wohl vergeben?
Sie ſtreichet *bald* hinweg und ſetzet *einſt* dafür,
Und wünſcht auch *einſt* nicht zu erleben.

T.

[120] [Vignette.]

Lied 92
an Amaliens Brauttage zu ſingen.

Scherze, Lachen, Mädchen, Wein,
Soll mich, ſoll mein Herz erfreun!
Nymphen ſollen um mich ſpringen,
Amorn ſollen mit mir ſingen,
Bacchus ſoll von ſeinen Reben
Mir die feuerreichſten geben;
Mit dem Laube kränz' er ſich,
Und mein Mädchen küſſe mich!

Mädchen, Kuß und Götterwein
Soll mich, ſoll mich heut' erfreun!
Wie ein Weingott will ich fühlen,
Wie die Liebesgötter ſpielen.
[121] Herbſt, du Greis, ſollſt mit mir fühlen,
Sollſt wie junge Weſte ſpielen,
Sollſt, erwärmt von Kuß und Wein,
Wie der Lenz ſo heiter ſeyn!

Herbſt, dein weinerlich Geſicht
Störe meine Freude nicht!
Denn ich ſeh', ich ſeh', o Freude!
Hymen in dem Feyerkleide.
Ja! Triumph! Im Siegeswagen
Wird er durch die Luft getragen;
Scherze, die vor Wolluſt glühn,
Schlaue Scherze tragen ihn!

Brauſe ſanfter, rauher Nord!
Schleudre nicht den Wagen fort!
Ungeſtümer! Wie? ſchon wieder?
Hundert Scherze ſtürzen nieder!
Mit entkräftetem Gefieder

Stürzen hundert Scherze nieder!
Auf der Mädchen Schooß und Knie,
Aermſte Götter! flattern ſie!

[122] Aber lachen muß ich nun:
Können dieſe Loſen ruhn?
Auf Amaliens Bukette
Lagern ſie ſich in die Wette,
Wärmen ſich in ihrem Blicke,
Und erſinnen ſchnell die Tücke,
Tief, wo Amors Pfeile glühn,
In den Buſen ſich zu ziehn.

Amor, der hier ſtets gewacht,
Weichet ihrer Luſt und lacht,
Schlüpft, verfolgt von manchem Scherze
Durch den Buſen in das Herze.
Hymen will ihn hier verſcheuchen,
Aber Amor will nicht weichen,
Sprecht, warum er weichen ſoll?
Ach! er ſitzt ja allzuwohl.

Nachr. vom balt. Meere 1767.

93 [123] Menelaus und Helena.

Dem durchlauchtigſten Erbprinzen von Sachſengotha am Tage ſeiner Vermählung geſungen.

Menelaus.

Wie war dir, ſchöne Helena,
Als mich zuerſt dein Auge ſah?
Mir rauſchte Gluth durch alle Glieder,
Und was mein Herz empfand, empfand es immer wieder.

Helena.

Du kamſt, und mit dir Luſt und Scherz;
Da wallte, Prinz, mein junges Herz.

Ganz Sparta jauchzte dir entgegen;
Da ſagte mir ein Gott, es jauchzte meinetwegen.

[124] Menelaus.

Geleitet von der Götter Hand
Durchreiſt' ich viel berühmtes Land;
Doch bracht' am Ganges und am Nile
Kein himmliſch Mädchen mich zu zärtlichem Gefühle.

Helena.

Nachdem ich Atreus Sohn geſehn,
War mir die Welt noch eins ſo ſchön;
Ach! fleht' ich, Königinn der Sterne,
Diana, ſeegne doch den Theuren in der Ferne!

Menelaus.

Dein Myrtenkranz, o Tyndaris,
Macht nun mich meines Glücks gewiß.
Nimm, Patareus, an Hymens Feſte
Die Leyer! Freunde, ſtampft den Boden der Palläſte!

[125] Helena.

Ihr Jungfrau'n, die Eurotens Bad
Zum Feſte wohl bereitet hat,
Gießt Balſam aus aus goldner Schale,
Streut Blumen, ſingt entzückt bey dieſem Freudenmahle!

Menelaus.

Wie der die Freudenthräne rinnt,
Die dich gebahr, du Götterkind! —
O weinte doch auch, mir zu Ehren,
Die mich gebahr, zugleich mit Leda Freudenzähren!

Helena.

Sie ſchaut vom Sterne, wo ſie glänzt,
Herab auf uns. Ihr Blick ergänzt
Die Wonne, die ſie halb vermißte,
Als ſterbend ſie nur dich, nicht deine Gattinn, küßte.

S.

94 [126] Die Tanne und die Eiche.

Fabel.

Da ſtehſt du nun, entblößt von deiner Pracht,
Die dich im Sommer ſtolz gemacht!
Wo iſt nunmehr dein Leben?
Kannſt du dem Wandrer Schatten geben?
Doch ſiehſt du meiner Blätter Grün
Auch bey dem ſtrengſten Froſt' entflichn?
So ſprach die Tanne zu der Eiche,
Und ſtolz beſah ſie ihr Geſträuche.

Mein Freund, antwortete die Eiche,
Zwar in dem Winter bleibt dein Grün,
Allein man flieht es auch, wie ihn.

Hörſt du nicht hier den Dichter ſprechen,
Der, an dem Alter ſich zu rächen,
Wenn ſchon der Froſt die Scheitel drückt,
Noch immer ſingt, und — nie entzückt?

H.

95 [127] Daphnis und Chloe.

[Mit Musik von Georg Benda.]

Daphnis.

Kleine Braune, die ich liebe,
Ach! du fliehſt den Amor noch;
Haſſe nicht die ſüſſen Triebe!
Mädchen, er erhaſcht dich doch!

Amor iſt's, der deinem Herzen
Sanfte Regungen verlieh;
Lange kannſt du mit ihm ſcherzen,
Doch entfliehen kannſt du nie.

Würd' ein Schickſal mich beglücken,
Hätt' ich Reichthum, hohen Stand,
Ach! ich ſchenkte mit Entzücken,
Dir mein Herz und meine Hand.

Liebe mich, und um uns beyde
Lächelt Glück und Wonne her!
Ohne dich iſt keine Freude,
Bey dir wünſch' ich keine mehr!

[128] Chloe.

Beſter Jüngling, ja ich liebe,
Ja, dies ganze Herz iſt dein!
Nie entſage dieſem Triebe,
Und wir werden glücklich ſeyn.

Daß nichts unſer Glück verletze,
Ljebe, Daphnis, einzig mich!
Denn dich lieb' ich ohne Schätze,
Mehr als Kronen lieb' ich dich.

Die Damen. 96

Wo, was ſie ſelten thut, die feine Lebensart,
Den Zwang zu lügen uns erſpart,
Da muß der Redliche ſie ſelbſt für Pflicht erkennen.
Der Dichter, der von Damen ſpricht,
Gäb' er den Titel ihnen nicht,
So müßt er ſie ja Schönen nennen.

Hr. Käſtner.

97 [129] An einen Freund.

Freund, nichts ist uns gewiß, als unser Loos, die Plage,
Gewisser, als der Rest vom fast durchlebten Tage;
Selbst wenn ich, glücklich gnug, was ich gewünscht, empfunden,
Bezeichnet Ekel mir die frohverträumten Stunden.

Der höchste Rang, im Schooß des größten Königs sitzen,
Des Fürsten Seele seyn und Königreiche stützen;
Was heißt's? Durch goldne Sclaverey, durch tödtend Wachen,
Vielleicht ein Königreich, nur sich nicht glücklich machen.

Aus Gold in Gold den Saft der Rebe schäumend giessen,
Und salomonisch Glück, mit Liebe selbst, geniessen,
[130] Macht fühllos gegen Ruh, gleichgültig gegen Freuden,
Um die wir, reich und satt, des Hirten Lust beneiden.

Was bleibt uns? Weisheit bleibt — Sie, die wir blind ergreifen,
Wenn, müd der Eitelkeit, wir nun zum Himmel reifen,
Die Tugend? — deren Werth wir uns gefallen lassen,
Wenn den verlebten Greis nunmehr die Laster hassen.

Nein! ruft dein fühlend Herz: mein Glück, mein Trost bleibt Freundschaft!
Sie in des Stolzen Brust der Saame künft'ger Feindschaft;
Warm Blut im Wollüstling, ein Zeitvertreib den Weisen,
Ein unerfüllter Wunsch den Fürsten und den Greisen!

[131] Doch Wissenschaft? — Die Magd von Zeiten und vom Glücke,
Sektirisch hundert Jahr, eklektisch Augenblicke!
Geschmack? — Vielleicht Geschwätz der Mod' und der Kabale!
Die Kunst? — Das Antheil nur der Tischbeins und der Nahle!

Was denn? — Freund, ſuch dein Glück in fleiß'ger Einſamkeit
Als Bürger deiner Pflicht, als Menſch dir ſelbſt geweiht.
Aus dieſer Lage ſieh zum Schauplatz unſrer Erden;
Vergnügen iſt es ſehn, Glück nicht geſehn zu werden.

Hr. Caſperſon [lies: Caſparſon].

Der Heldentodt. 98

Columnus ſtarb als Held; hört, was er überwand!
Durch Laſter ſein Gefühl, durch Bosheit den Verſtand.

Hr. von Thümmel.

[132] Der Maler. 99

Auch ich mal' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemalt, zürnt noch dazu mit mir,
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur.
Weßwegen iſt der Mann denn ſelbſt Carricatur?

Hr. Käſtner.

Das richtige Sinnbild. 100

Cotill, der uns ſo oft mit ſeinen Schriften ſtraft,
Cotill läßt ſich ein Petſchaft faſſen;
Das Sinnbild ſeiner Autorſchaft,
Das, denkt er, müßte artig laſſen;
Er ſchlägt's dem Künſtler vor, der wagt es zu verſprechen,
Geht voll Empfindung fort, und ſticht was er empfand —
(Was konnt' er auch wohl anders ſtechen?)
Ein Schreibezeug und eine Hand.

Hr. v. Thümmel.

[133] Fritzgen und Hans. 101

Eine Erzählung.

Geh Junge! ſagte Fritz zu ſeinem Knecht und Hüter.
Der Menſch, der dieſer Junge war,

Trug seine Livery schon unter grauem Haar,
Und sein gefährlicher Gebieter
Erlebte, wohl gezählt, nun fast sein sechstes Jahr.
Bald, hieß es: geh! bald: komm! den Kräusel will ich haben!
Er kam — den Ball! — den Ball? — kannst du mich nicht verstehn? —
Mein Ball! was soll mir der? den Vogel! — Ha! — nicht den!
Du Rindvieh! wirst du mir bald aus den Augen gehn? —
Hier! Bleib! — und Hans gehorchete dem Knaben
[134] So schnell und wohl, als ob ein ganzes Heer
Von Hänsen da gewesen wär.

Herr Vetter! hörte man des Kindes Vormund sagen:
Sie geben sich unnöthig viele Müh;
Und darf man so getreue Diener plagen?
Ich bitte sehr, befehlen Sie
Mit einem Wort. Was soll er endlich machen?

Herr Oheim, sagte Fritz, sind dieses Ihre Sachen?
Ich liebe sehr, daß niemand sich vergißt.
Genug, daß dieser Kerl mein eigner Diener ist.

Wie dieser Knabe denkt, so denken viele Prinzen:
Das Land ist mein! Doch wehe den Provinzen,
Wo solch ein Kind der König ist!

F.

102 [135] An einen Geitzigen.

Was hütest du den Kasten,
Du reicher Sclave, du?
Entschüttle dich der Lasten,
Und wirf sie Witwen zu!

Gieb milde Morgengaben
Den Mädchen, die Verstand

Und keine Thaler haben!
So wird das Vaterland

Dich Bürgermehrer nennen;
Und du wirſt ſanft und leicht
Des Schlaf genieſſen können,
Den jezt dein Geiz verſcheucht.

Fr. Karſchin.

[136] **An einen Juriſten.** 103

Du ſitzeſt bei den ſchönſten Scenen
Des ſchönſten Schauſpiels nur aus Zwang;
Und doch durchblätterſt du Concluſa ſonder Gähnen!
Ein Period', iſt hier, wie dort ein Aufzug, lang.

T.

Die beyden Amorn. 104

An Lalage.

Ein Schäfer iſt der Amor auf dem Lande,
Kind allezeit! und nackend allezeit!
Der an dem Hof', ein Stutzerchen von Stande,
Sich nimmer gleich an Sitte, Stimm' und Kleid!
Zwey Götter, Lalage! der eine
Geheim, beſcheiden, blöde, ſtill!
Der andre laut und flüchtig, nicht der meine!
Zu ſeinem Gott erwähl' ihn, wer da will.

Hr. Gleim.

[137] **Der Mond, ein Weintrinker.** 105

Jüngſt als der Mond mich trinken ſah,
Was denkt ihr wohl, was da geſchah?
Der Mond war allein,
In der Laub' am Hayn;
Ich ließ meinen Wein,
Und irrt' in den Hayn

Tief, immer tiefer hinein;
Der Mond war allein,
Und ſah meinen Wein,
Und trank meinen Wein;
Denn ich kam vom Hayn,
Und fand keinen Wein;
Und niemand war da,
Der Mond nur — und Sylvia.

Hr. Köhler.

106 Euch Künſtler kann ich leicht entbehren;
Mich hat die Liebe zeichnen lehren.
Als ich an einer hellen Wand
Den Schatten meines Mädchens fand,
Riß ich ihn ab. Noch ſteht ſie da
So ſchön, als ich ſie damals ſah.

T.

107 [138] An Damon.

Ich ſah die Welt; mir lachten keine Muſen,
Es grünte mir kein holder Myrtenhayn;
Doch ſog ich an der beſten Mutter Buſen
Gefühl für hohe Tugend ein,

Und für den Schöpfer, der, ſein Lob zu melden,
Auch mich auf dieſen weiten Schauplatz rief,
Aus jenem Staube, wo ich unter Helden
Und unter Hirten fühllos ſchlief;

Auch lehrte ſie mein Herz, die Menſchen lieben;
Die, arm und reich, ſtets meine Brüder ſind;
Und heiſſen Durſt, Erbarmen auszuüben,
Dem Reitz des Eigennutzes blind;

[139] Und Sanftmuth, andrer Fehler zu ertragen,
Nicht zu verdammen aus ererbtem Wahn;
Und Muth, mein Leben für den Freund zu wagen,
Wenn ich für ihn nicht leben kann;

Und jene Kunſt, bey ländlichrohen Speiſen
Der groſſen Tafeln Pracht und Ueberfluß
Froh zu verachten, wie die alten Weiſen
Sich gleich zu bleiben im Genuß.

Da ſah den Jüngling eine Muſe blühen,
Gewann ihn lieb, goß in ſein weiches Herz
Den Trieb, bey ihren Chören zu entglühen,
Und neue Freude, neuen Schmerz

Bey ſchön erträumten Bildern zu empfinden;
Wenn Freundſchaft über eine Urne klagt,
Geliebte ſich in Wüſten wiederfinden,
Der Held in Feſſeln nicht verzagt.

[140] Nun wagt er gar, die Laute ſelbſt zu ſchlagen,
Allein ſein kleines Lied wird nicht empor
Verwegen fliegen an des Donnrers Wagen;
Es ſäuſelt um der Freundſchaft Ohr.

Beſcheiden rieſelt ſo im Blumenpfade
Der kleine Bach, von ſtolzen Flüſſen fern;
Doch wählen ihn zum zeugenfreyen Bade
Die Grazien und Daphne gern.

G.

Fruchtbarkeit im Eheſtande. 108

Star ſagt zu ſeiner Frau: ſprich, wie es möglich iſt,
Da ich ſo alt und ſchwach, daß du ſo fruchtbar biſt?
An unſrer Macht, rief ſie, iſt freylich nichts gelegen;
Vom Himmel kömmt der Eheſeegen.

W.

109 [141] An die Wiederwärtigkeit.

Nach dem Gray.

O du, dem Jupiter gebohrne,
Zur Züchtigung der Welt erkohrne,
O Göttinn mit dem Felsensinn,
Allmächt'ge Herzenszwingerinn!
Du, die in martervollen Stunden,
Die ehrne Geissel rauschend schwingst,
Den Frommen selbst mit Gram umringst,
Den Böswicht zum Beben zwingst!
Der Stolz, von deiner Hand gebunden
Mit schweren Fesseln von Demant,
Wird mit dem Elend schnell bekannt;
Der Wütrich in dem Purpur zagt,
Fühlt Qualen, die er nie empfunden,
Und seufzt allein und unbeklagt.

Als einst dein Vater sich entschloß,
Das liebste Kind aus seinem Schooß,
[142] Die Tugend auf die Welt zu senden,
Gab er zuvor erst deinen Händen
Das himmlischschöne Mädchen hin,
Um ihren jugendlichen Sinn
Durch dich zu bilden, zu vollenden.
Du mürrischernste Pflegerinn,
Wie trug sie deine schwere Ruthe
Viel Jahre lang mit sanftem Muthe!
Da lernte sie, was Kummer sey,
Und Thränen bittern Grams vergiessen;
Durch eignes Leiden lernte sie,
Aus mitleidvoller Sympathie
Beym Leiden anderer zerfliessen.

Von deiner Majestät verscheuchet
Und deinem heil'gen Ernst, entweichet
Der in sich selbst vergafte Thor;

Es fliehn des Müssiggangs Geschlechter,
Die wilde Freude, das Gelächter,
Der sorgenlosen Scherze Chor.
[143] Und lassen Zeit uns nun im Stillen
Der Menschheit Pflichten zu erfüllen.
Mit ihnen flieht der Wetterfreund,
Und der verlarvte süsse Feind.
Sie bringen dem getäuschten Glück
Den hier verworfnen Schwur zurück
Und sind ihm wiederum willkommen,
Und mit Vertrauen aufgenommen.

Die Weisheit, kunstlos ohne Pracht,
Gehüllt in leichte, dunkle Tracht,
Versenket in Gedankennacht,
Entbrannt von himmlischem Entzücken,
Und Schwermuth, die nur traurig lacht;
Ein schweigend Mädchen, starr von Blicken,
Die ein geheimer Lieblinghang
Zur Erde zieht; gehn dir zur Seiten
Auf deinem feyerlichen Gang.
Welch ein Gefolge! Dich begleiten
Auch Milde, Güt', und Menschlichkeit,
[144] Die, mit gleich eifrigem Verlangen,
Dem Freund' und Feinde Hülfe beut,
Und billige Gerechtigkeit,
Die sich am wenigsten verzeiht,
Und Mitleid, welchem von den Wangen
Die schmerzhaftsüsse Thräne schleicht.

O! durch das Flehn von deinem Knechte,
Furchtbare Göttinn, sey erweicht!
Mich treffe schonend deine Rechte,
Wie eines Vaters Rechte leicht.
Erscheine nicht, mit Nacht umthürmet,
Mit Donnerstimme, mit Gesicht,
Das schrecklicher als Donner spricht,

Wie deine Macht auf Frevler ſtürmet;
Im Leichentuch', im Schlangenhaar,
Umzingelt von der Plagen Schaar,
Von grauenvollen Trauerklagen,
Von der Verzweiflung hohlem Schreyn,
Von wilden Schmerzen, Todeszagen
Und der verworfnen Armuth Pein!

[145] Erſcheine hold, im Auge Güte,
Und bring' in deinem ſanften Schritt
Philoſophie zur Tröſtung mit,
Und ſenke ſie in mein Gemüthe.
Erweich' es, doch verwund' es nicht;
Den edlen Funken zu beleben,
Der kaum noch aus der Aſche bricht,
Dieß, Göttinn, werde dein Beſtreben!
Lehr' lieben mich, lehr' mich vergeben,
Lehr' mich mein eigenes Verſehn
Zuerſt mit ſtrengem Auge ſehn,
Dann anderer Verdienſt ermeſſen;
Doch nie, in meinem trunknen Sinn,
Aus ſtolzer Sicherheit vergeſſen,
Daß ich auch Menſch wie andre bin!

G.

[Holzstock.]

[146] Vertrauter meines Herzens,
Sieh, jene Laube winkt uns,
Wo uns kein Narr belauſchet!
Hier wollen wir der Bosheit
Von unſern Neidern lachen,
Und, wieder ihre Schmähſucht,
Der Tugend Zeugniß fühlen!
Mehr als der Schild Minervens
Soll dieſer ihre Pfeile
Von uns zurückeſtoſſen.

Hier wollen wir die Freuden
Des Menschenfreunds empfinden,
Und, beym sokrat'schen Becher,
Selbst unsre Feinde seegnen:
Sie sollen, wenn sie schmähen,
Nicht eine unsrer Freuden,
Und, wenn sie sich bekehren,
Sie alle einst empfinden.

Hr. Stockhausen.

[147] Der Advocat auf dem Todbette. 111

Ein armer kranker Advokat,
Für dessen Leben man auf allen Kanzeln bat,
Gedachte wie ein Christ sein Haus itzt zu bestellen.
Man weiß nicht, in dergleichen Fällen,
Wie bald, wie schnell der Herr gebeut.
Der kranke Mann verlieret keine Zeit,
Und „um die Welt noch zu belehren",
Läßt er mit schwachem Ton sich hören,
„Daß ich gewissenhaft gedacht,
„Sey alles, was ich hier besessen,
„Dem Tollhaus durch dies Testament vermacht". —
Der Priester fragt, warum er Kirch' und Schul' vergessen? —
„Herr", spricht er, mit gebrochnem Blick:
[148] „Ich zahle meine Schuld, und keine milde Gabe.
„Den Elenden geb' ich mit Recht mein Geld zurück,
„Von denen ich's empfangen habe."

H.

Die Diebinn. 112

Du Diebinn mit der Rosenwange,
Du, mit dem blauen Auge da!
Dich mein' ich — wird dir noch nicht bange?
Gesteh nur, was ich fühlt' und sah!

Du ſchweigſt? Doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther als vorhin.
O Diebinn mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz? Wo kam es hin?

N. Hamb. Zeit. 1767.

113 [149] Grablied.

Töne ſanfter, Leyer, töne,
Wie der Weſt in Veilchen rauſcht;
Fern vom Schwarm der Jugendſöhne,
Von der Neugier unbelauſcht;
Von dem Flor der Nacht umſchattet,
Von den Sternen nur geſehn,
Sey mir jetzt ein Lied verſtattet,
Ach! ein Lied von Lalagen!

Lalage, von lichten Scenen
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laß mich, unter tauſend Thränen,
Dir geſtehn: ich liebte dich!
Ohne Frucht iſt dies Vergnügen,
Doch es ſchafft dem Herzen Luft;
Lebend hab' ich's dir verſchwiegen,
Jetzt vernehm' es deine Gruft.

Lieblich warſt du, wie die Röthe,
Die Aurorens Tritt umfließt,
Lieblich, wie des Hirten Flöte,
Der den neuen Tag begrüßt;
[150] Doch du ſtarbſt — ein Wetter ziehet
Drohend am Olymp empor;
Der beſtürzte Morgen fliehet,
Bebend ſchweigt des Hirten Rohr.

Wehe dem, der dich erblickte,
Und der Liebe widerſtand;

Den dein Lächeln nicht entzückte,
Der dein Auge nicht empfand!
Ach! er ſtammet aus Gebürgen,
Wo der Winter ewig ruht;
Seinen Vater zu erwürgen
Hätte der Verſtockte Muth!

Nectarlippen, Purpurwangen,
Jugendliche Tändeley'n,
Kühner Jünglinge Verlangen,
Weichrer Herzen ſtille Pein,
Reitz und Unſchuld, ſeltne Gaben,
Witz und Freundſchaft, Grazie,
Alles lieget hier begraben;
Denn hier lieget Lalage!

[151] Die ihr eure Gatten klaget,
Tauben, ſeufzet hier und girrt,
Wo euch keine Furcht verjaget,
Wenn der Schatten brauner wird!
Kleine ſüſſe Philomele,
Jene Linde ſey dein Haus;
Hauche dort die trübe Seele
Langſam in Geſängen aus!

Ewig murmle, nahe Quelle,
Deinen ſüſſen Trauerton!
Selbſt an dieſer theuren Stelle
Sprech' ich Welt und Freuden Hohn.
Laßt mich Mädgen, laßt mich Muſen!
Nichts ergötzt mich, was ich ſeh;
Blicke, Lächeln, Wangen, Buſen,
Ach! ihr ſeyd nicht Lalage!

Töne ſanfter, Leyer, töne,
Sing' es der verwayſ'ten Flur:
Hier ſchläft Lalage, die Schöne;

Sie, dein Meisterstück, Natur!
[152] Früh ermüdet von dem Kummer
Dieser Wallfahrt, schlief sie ein;
Süßerquickend müß' ihr Schlummer,
Heiter ihr Erwachen seyn!

T.

114 An die Schweitzer.

Euch Alpensöhnen gab ein milder weiser Himmel
Den vollen Reichthum der Natur;
Genießt ihn fern von dem Getümmel
Der trügerischen Welt. Bewahrt auf eurer Flur
Die Unschuld unverderbter Sitten;
Entfernt den Ueberfluß von euren sichern Hütten,
So seyd ihr freyer als die Britten.

Hr. Clodius.

115 Die Buhlerinn.

Sulpicia klagt stets schlaflose Nächte;
Doch weiß ich nicht, ob sie sie gern entbehren möchte.

W.

116 [153] Fragment eines Gedichts vom wahren Adel, dem Herrn v. R. gewidmet.

Umsonst erhebt der Mensch, wenn er in Trägheit ruht,
Sich stolz auf seinen Stand und auf ein edles Blut.
Ein modernd Pergament, zehn Helme tapfrer Ahnen,
Bildsäulen ohne Zahl, und halb zerrißne Fahnen,
Ein Marmor, der vom Ruhm des grauen Ahnherrn spricht,
Giebt einen äussern Glanz; den wahren Adel nicht,
Den Galliens Horatz und Juvenal erhoben,

Und den die Fleschiers in den Türennen loben,
[154] Mit dem ein Patriot, ein Weiser rühmlich geitzt,
Und der die Eifersucht erhabner Seelen reitzt.

Was hilft der edle Muth im Sturm gekrönter Sieger,
Wenn der ungleiche Sohn, als ein verzagter Krieger,
In Weichlichkeit zerfließt, und jede Mitternacht
Am trägen Spiel durchgähnt, und beym Champagner wacht?
Da jene, mit dem Palm und Lorbeer kühn umflochten,
Für Gott und Vaterland und ihre Freyheit fochten.

Sey from und tugendhaft, rein vor der klugen Welt,
Wenn dir die Pflicht gebeut, ein unerschrockner Held,
[155] Erheb' dich durch Verstand, bring' in der Weisheit Schätze,
Arbeite für den Staat, und wache für Gesetze;
Bewahre deine Brust vor süsser Wollust Reitz,
Verläugne deinen Stoltz, entreisse dich dem Geitz,
Laß durch ruhmvollen Fleiß, durch Eifer stiller Thaten,
Den wahren Menschenfreund und Unterthan errathen;
Erziehe deinen Sohn zum Ruhm fürs Vaterland,
Mach' ihn mit der Gefahr der grossen Welt bekannt,
Sey für die Enkel noch ein Beyspiel ohne Tadel,
Ein wahrer Philosoph = = = Dann leite deinen Adel
Von jenen Helden her, da Carl die Siegsfahn trug,
Da Belisar den Schwarm empörter Gothen schlug,
[156] Und, willst du tiefer dich ins Alterthum verhüllen,
Von Alexandern und den Cäsarn und Achillen.
Doch, wenn du auf dem Pfad der Ewigkeit verzagst,
Nicht selbst den kühnen Schritt zu ihrem Tempel wagst,
Wenn deine Tage todt und ungebraucht verflossen,
So sey vom Herkules und vom Achill entsprossen;
Die Helden, die der Stolz in deinen Stammbaum mahlt,
Mit deren Waffen noch dein glänzend Wappen prahlt,
Stehn wieder dich empor, und zeigen die Geschichte
Von deiner Niedrigkeit in einem höhern Lichte.
Die Welt, die jener Ruhm mit deinem Stolz verglich,
Lobt und bewundert sie, und spottet über dich.

Hr. Clodius.

117 [157] Ode der verwittweten Churfürstinn von Sachsen nachgesungen.

Berlin. 31. Octobr. 1769.

Tochter des siebenden Carls,
Fürstinn, weiser als jene
Die den Herrscher von Salem gegrüßt,
Mit Geschenken, und durch
Tiefverwickelte Rätzel
Seine mächtige Weisheit geprüft;

Friederich, grösser, als er
Dem der Orient fröhnte,
Zog, durch himmelansteigenden Ruhm,
Dich aus einem Pallast,
Wo du deinen Vermählten
Oft im girrenden Tone beklagst!

[158] Kennerinn jeglicher Kunst!
Staunenswerthere Wunder
Hat dein geistiges Auge gesehn,
Als der schallende Ruf
Hundertzüngig erzählte
Von der Brennen gewaltigsten Held.

Aber, noch lange nicht satt
Ihn zu sehen, zu hören,
Eiltest du wieder beflügelt ins Land,
Wo das glückliche Volk
Und dein Göttergeschlechte
Liebebrennend zurücke dich rief.

Friederich sahe dir nach,
Wie der goldenen Sonne,
Wenn sie hinter dem Lorbeerhayn sich

Seinen Blicken entzieht,
Und die hoffenden Augen
Fernerwachender Völker beſtrahlt.

[159] Lange noch höret ſein Ohr
Deine Stimme, viel ſüſſer
Als des lockenden Vogels Geſang,
Der, vom dunkelſten Baum,
Den tiefſinnenden König
Aus Gedanken zum Horchen erweckt.

Fr. Karſchin.

An den Herrn Hofmaler Graf. 118

So oft dein Pinſel, Graf, kühn der Natur gebeut,
So oft vermählt ſich Reitz mit ſichrer Aenlichkeit;
An der Vergänglichkeit der Leinwand dich zu rächen,
Sollſt du unſterblich ſeyn, und Bauſe ſoll dich ſtechen.

Hr. Clodius.

[160] Ode
auf die Eroberung von Choczym. 119

Triumph! er kann vor Rußlands Siegern,
Der ſtolze Feind, er kann nicht ſtehn!
Brüllt, ihr Geſchütze, laut: Triumph den tapfren Kriegern,
Die ungeſtört den Pfad der Ehre gehn!

Trotz boten die unbänd'gen Haufen
Dem Heer der Helden, wollten ſich
Hartnäckig mal auf mal den ſchweren Sieg erlaufen,
Der dennoch nicht von unſern Fahnen wich.

Denn der Allmächt'ge führt die Schaaren
Rutheniens; kein Muhamed
Kann ſein Panier und Volk vor ihrem Arm bewahren,
Da Gottes Schrecken vor der Spitze geht.

[161] Er sprach zum Todesengel: „zücke
„Das Rachschwerdt über jenes Heer!“
Gleich flammt es in der Hand des Engels, dessen Blicke
Entsetzen schossen und den Tod umher.

Vor seinem Fußtritt braust, erschrecket,
Des Stroms hochangeschwollne Fluth;
Der Brücke Band zerreißt, die schnelle Woge decket
Den scheuen Feind, und färbet sich mit Blut;

Und Kriegesdonner speyen Flammen
Auf Feind und Lager, Mau'r und Wall.
Er sieht den Würger stehn; starr stürzet er zusammen
Und flieht; Verderben drängt ihn überall.

So fällt, bedeckt mit ew'ger Schande,
Ein Volk, das Recht und Frieden beugt!
So siegt ein Volk durch Gott, Heil seinem Vaterlande,
Das schnell empor zu ew'ger Grösse steigt!

[162] Die Vorsicht will es; Lorbeerkränze
Umwinden die Beherrscherinn!
Wie glorreich flicht sie Ihr, fern auf der Barbarn Gränze,
Mit Löwenmuth erstegt, Held Gallitzin.

Wir sahn die Fürstinn groß im Frieden,
Sahn von ihr manche Götterthat;
Tropäen fehlten noch; auch die sind ihr beschieden,
So ungern sie in Mavors Laufbahn trat.

Heb' hoch vor allen Nationen
Dein Haupt, Ruthenia, empor!
Wie wächst, wie blüht dein Glück, wie schimmert unter Kronen
Dein Diadem so sonnenhell hervor!

Die weise Fürstinn, die es träget,
War stets Europens Lust und Zier;

Jetzt, da Ihr ſtarker Arm die wilden Horden ſchläget,
Neigt auch der Trotz den ſtarren Hals vor Ihr.

[163] Eil' ehrfurchtsvoll zu den Altären,
Und opfre freudig deinen Dank!
Die Vorſicht wacht für dich; es ſchalle Ihr zu Ehren,
Von Mund zu Mund dein hoher Lobgeſang!

Hr. Willamov.

Der Antiquar. 120

Bav ſchwört bey Ottons Kopf; warum nicht bey dem Seinen?
Ja, er iſt im Verdacht, er habe ſelber keinen.

Hr. Clodius.

Bey einer Tragödie. 121

Leipzig 1769.

Des Stückes Held lag im Agoniſiren,
Da ſchlich ein Arzt ſich weg; doch ihm rief Phaon bald:
„Ey wollen Sie ihn ſchon ſeciren?
„Er iſt ja noch nicht kalt!"

* *

[164] An die junge Tochter des Herrn S*** zu Berlin. 122

Du, meiner lieben Freundinn Kind,
In dem die mütterlichen Sitten
Einſt kräftige Beweiſe ſind,
Daß deines jungen Mundes Bitten
Herauf durch alle Himmel drang,
Und angenehm vor Gott erſchollen,
Ich will, daß deinen Bittgeſang
Auch andre Kinder lallen ſollen.

Der gute Geiſt, der dich erfüllt,
Erfüll' auch ſie mit ſchönen Gaben!
Sie ſollen auch ein Vorgangsbild
Und einen Tugendſpiegel haben,
Wie du an deiner Mutter haſt;
Und, wenn ſie Krankheitsſchmerz betroffen,
Geduldig unter ihrer Laſt,
Zum Herren ſchrey'n und auf ihn hoffen.

122a [165] Bittgeſang für ein fünfjähriges Kind.

Aller Menſchen Vater, höre,
Merk' auf mich dein lallend Kind,
Gieb mir deine Kraft, und lehre
Mich, was deine Wege ſind;

Dich zu fürchten, dich zu ſcheuen,
Dich zu lieben, und in dir
Mich der ſchönen Welt zu freuen,
Schöpfer, dies verleihe mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
Ihrem Wink gehorſam ſeyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel, fromm und rein;

Vater, dies ſind meine Pflichten.
Ach! ich wachſe wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens beßtem Raum.

[166] Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfeſt Herz und Sinn,
Ob ich in der Zukunft Tagen
Tugendhaft und glücklich bin;

Sollt' ich nicht, o! dann erhöre
Mein verdoppelt kindlich Flehn,
Und laß mich, zu deiner Ehre,
Unſchuldvoll dein Antlitz ſehn;

Nimm mich früh von dieſer Erde,
Ehe mir dein Auge feind,
Wegen meiner Sünden, werde,
Und mein guter Engel weint.

Gebet eines kranken Kindes. 122b

Schöpfer, Vater und Erhalter
Aller Weſen, die da ſind,
Krankheit nagt mein zartes Alter,
Plage fühl' ich armes Kind;

[167] Meine Lenden ſind erſchüttert,
Ach! ich zittre vor dem Schmerz,
Wie das Reh vor Wölfen zittert;
Er zerreiſſet mir mein Herz!

Wenn der Schlaf die junge Taube
Unter ihrer Mutter deckt,
Dann werd' ich der Angſt zum Raube,
Die mich plötzlich aufgeweckt;

Wenn das Thier in ſeiner Höhle
Ruhig liegt, dann ruf' ich noch:
Gott errette meine Seele,
Groſſer Helfer, hilf mir doch!

Soll ich ſchon herunterfahren
In die Grube, ſoll der Sand
Mein Gebeine ſchon verwahren,
Eh' ich dich noch recht erkannt;

Laß mich leben und geneſen,
Wenn es dir zum Ruhm geſchieht;
O du Weſen aller Weſen,
Du, durch den die Sonne glüht,

[168] Du, durch den die Blume blühet,
Laß mich leben, wenn dein Blick
Mich des Lebens würdig ſiehet;
Winke meinen Schmerz zurück!

122c Danklied eines geſund gewordenen Kindes.

Ich bat den Herrn, der alle Tage
Noch unbemerkte Wunder thut;
Ihn rief ich an bey meiner Plage,
Da ward mein Herze wohlgemuth;
Getroſter ward ich jede Stunde,
Denn meine Zuverſicht verließ
Sich auf ein Machtwort aus dem Munde,
Der Erd' und Himmel werden hieß.

Er muß ein Wort geſprochen haben:
Ja, mein Gebet hat ihn erreicht,
Sonſt wär' ich lange ſchon begraben,
[169] Sonſt hätte mich der Tod, ſo leicht
Als Märzenfroſt die kleine Pflanze,
Herausgeriſſen aus der Welt,
In welcher mir mit neuem Glanze
Die Frühlingsſonne wohlgefällt.

Ich lebe, groſſer Gott, ich ſauge
Die Blumendüfte wieder ein,
Es grünet wieder meinem Auge
Der ſchöne Garten und der Hayn;

Mich wird die Mayenluft erfrischen,
Mir singt der Nachtigallen Chor;
Ich will mein Lob daruntermischen,
O Vater, neige mir dein Ohr!

[170] Nimm gnädig an mein kindlich Lallen,
Und laß dir selbst vor deinem Blick
Den kleinen Altar wohlgefallen,
Den ich von einem Rasenstück
Im frommen Spiel dir bauen werde,
Gieb auf mein Blumenopfer Acht,
Wie auf das beßte Lamm der Heerde,
Das dir dein Abel einst gebracht!

Fr. Karschin.

An * * * 123
über den Angrif eines Kritikasters.

Marphurius siegt ohne Zweifel
Durch seine luftige Substanz;
Zerhaust du ihn, wie Michael den Teufel,
Gleich wird er wieder ganz!

*

[Holzstock.]

[171] Gesang 124
auf die Reise Josephs des zweyten.

Im Herbste 1769.

Wo ist der Sohn Theresens? O Kayserstadt!
Wo ist dein Herrscher? Wölke dein thürmend Haupt
Aus deinen blauen Düften, höre,
Was dir vom heiligen Eichenhayne

Der Barde Josephs (wag' ich den herrlichsten
Der Namen unter Barden? — Gefährlich ist
Der Reitz dem Einzigen zu folgen;
Aber zu mächtig! Er sey gewaget!)

[172] Der Barde Josephs tönet: Hier oben ist
Der Thaten Josephs unübersehliche,
Wie Sonnen, helle Bahn gezeichnet.
Frühe begann Er die Bahn zu wandeln;

In That auf That erhabner. Italien
Liegt noch im süssen Taumel. Es küsset noch
Des göttergleichen Fürsten Spuren,
Und schon erschallen der Marcomannen,

Und Quaden Hügel, dienstbar sie selber einst
Den Ahnen Josephs, von der Begeisterung
Des tiefgereihten Brennenheeres,
Welches den kommenden Herrscher grüsset.

[173] Er, jeder grossen Gabe Bewunderer,
Er hatte schon den weisen Gebiether, der
Am Appennin die Völker weidend,
Friedsam und furchtbar ist, aufgesuchet.

Nun eilet er den Wünschen des mächtigen,
Des unbezwungnen Helden, der weit umringt
Von seinen Starken, an der Spree
In dem Gewande der Ehre stralet,

Erkämpft in rothen Feldern, ein Bardenfreund,
Und Barde selbsten — aber den gallischen
Gesängen holder! — und des Kieles,
So wie der Klinge, gewöhnt, entgegen.

[174] Zween Kriege, leichenträchtig, verderbenvoll —
Wir Männer denken's! — kriegete Friederich
Mit Josephs Mutter (denn er hatte
Nie sie gesehen) und Heldenbräute

Vergossen zweymal Thränen, und Jünglinge
Beschwuren zweymal an der Erzeuger Grab

Des Todes Rache, deutsche Flüsse
Trübten sich zweymal in deutschem Blute.

Nun wirft die Großmuth auf das Vergangene
Den himmelreinen Schleyer. Die Fürsten stehn,
Zwo Sonnen, die der Mittag scheidet,
Sehen sich Ewigkeit an der Stirne;

[175] Und jeder ehret, was ihn verewiget,
Im Andern. Einer schliesset dem Anderen
Sein grosses Herz auf. Freundschaft strömet
Von der Gebiether erhitzten Lippen.

So stand vor Siegmarn Hermann. Des Jünglings Aug'
Verrieth dem grauen Helden den künftigen
Vernichter stolzer Legionen,
Und den Zerbrecher der fremden Fesseln.

O könnten meine Saiten die Kinder Teuts
Von allen Enden wecken! Sie sollten mir
Den hohen, ahnungsvollen Anblick
Tief in erregtester Seele feyern,

[176] Die Stelle zeichnen, wo sich umarmeten
Die Größten Deutschlands, Joseph und Friederich,
Hin Eichen pflanzen, daß die spätsten
Enkel im Schatten sich dies erzählten!

Und, Feinde Deutschlands! häufet nicht Dunkel sich
Um euer schielend Auge? Verschwindet nicht
Auf List und Trug gebautes Hoffen,
Wenn sich mit mächtig erhobnem Arme

Den Bund der Freundschaft Joseph und Friederich
Beschwören? — O so wartet ein Saitenspiel,
Herabgestimmt zu Todestönen,
Euer an einer verdorrten Eiche!

Hr. Denis.

125 [177] Bitte eines Liebhabers an ſeine junge Geliebte, mit der er ſchon einige Zeit verſprochen war.

Du übertreibſt, o Freundinn meiner Jugend,
Den Reitz der Scham und Sittſamkeit,
Und in dem Fieber deiner Tugend
Betriegſt du dich um Glück und Zeit.
Wie lange willſt du noch, wie lange
Das treuſte Band der Ehe fliehn,
Und mir zur Qual im kurzen Uebergange
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?
Du hörſt mich nicht? Geliebteſte, ſo höre
Doch deiner erſten Mutter Rath.
Sie, die das Maaß der jungfräulichen Ehre
Am richtigſten gemeſſen hat;
Als ſie der Herr, mit jedem Reitz umgeben,
Der dich itzt ſchmückt, ins Leben rief,
Bewahrte ſie dies jungfräuliche Beben
So lange nur, als Adam — ſchlief.

Hr. v. Thümmel.

126 [178] An den Abend.

1764.

Der du dem hingeſunknen Volke,
Das laut dir ruffet, dich verſteckſt,
Und noch mit einer Azurwolke,
Dich vor dem Blick des Tages deckſt;

Komm, Heſperus, aetheriſch milde,
Komm, Götterkind, auf dieſe Höh'n,
Komm auf die lechzenden Gefilde,
Die deinem Gruß' entgegen ſehn!

Matt liegen sie! Des Landmanns rege,
Tonvolle Freude hemmt ein Ach,
Die Blumen welken hin, und träge
In dürren Ufern schleicht der Bach;

Ohnmächtig flüstert durch die Aeste
Ein Wind, von schwülen Düften schwer. —
Was zaudert ihr? Fliegt, fliegt, ihr Weste,
Und traget meinen Liebling her!

[179] Triumph! Sie haben ihn gefunden!
O seht ihn! Welch ein göttlich Bild!
Mit Ros' und Myrte rund umwunden,
Und ganz in Wohlgeruch gehüllt!

Von Zephyretten hergetragen,
Die schon von seiner Wonne glühn,
Nachlässig, langsam schwimmt sein Wagen
Durch den zerrißnen Aether hin;

Im heitern, drängenden Gewimmel
Begleitet von der Scherze Chor,
Fliegt lächelnd durch die stillen Himmel
Die Freude seinem Wagen vor,

Und senkt, gegrüßt durch frohe Lieder,
Noch ehe sie sein Fuß betritt,
Sich seegnend auf die Flur hernieder,
Und singt in ihre Chöre mit.

O! welche Ambradüfte wallen
Von jedem Anger zu dir auf!
Herabgefleht, erseufzt von allen,
Beschleunige den trägen Lauf!

[180] Antwortend klopfet dir in Schlägen
Des Mädchens und des Jünglings Brust;

Dir eilet Mann und Greiß entgegen,
Dir, Freund der Liebe, Freund der Luſt!

Zu dir ſchwingt ſich in Lobgeſängen
Der Vögel lautes Volk empor.
Wie ſüßgemiſchte Töne drängen
Sich ſchmeichelnd in mein horchend Ohr!

Dir ſchlägt der Wachtel helle Kehle,
Die Lerche die ſich früh' erhob.
Die klagenvolle Philomele,
Die holde Amſel tönt dein Lob!

Welch ein Concert! die kleine Grille
Miſcht leiſezirpend auch ſich ein,
Und von dem fröhlichen Gebrülle
Des Viehes bebt der nahe Hayn.

Wer wird hier fühllos nicht empfinden?
Die ganze Flur wird ein Geſang;
Er tönt von Bergen, tönt aus Gründen;
Der Nachhall wiederhohlt den Klang.

[181] Und, zornig dich zu ſehn, entrücket
Die Sonne deinem Auge ſich;
Nur durch ein dünnes Wölkchen blicket
Sie ſchamroth einmal noch auf dich!

Wie ſchön, wie majeſtätiſch ſchwebet
Ihr glühend Antlitz auf der Fluth!
O! welch ein goldner Schimmer bebet
In Purpurwolken! Welche Glut!

Sie ſinkt! Sie ſinkt! und läßt umwunden
Von dir die Erde, die vergißt,
Daß ſie des Tages Laſt empfunden,
Und deinen mildern Scepter küßt.

Um ihre Stirne frische Kränze,
Und sanft geschlungen Hand in Hand,
Versuchen Hirten ihre Tänze,
Und singen den, der sie verband.

Von deinem holden Einfluß trunken
Fühlt sich der Nymphen lose Schaar,
Und, an des Freundes Brust gesunken,
Kränzt jene dort sein blondes Haar;

[182] Sie lacht mit ihm, und küßt ihn freyer;
Kein neidisch Auge darf sie scheun;
Dein grauer zartgewebter Schleyer
Hüllt sie in leichte Schatten ein!

Wie still wird itzt die Luft! — die Winde,
Wie lieblich sind sie, und wie schwach!
Sanftlispelnd spielt das Laub der Linde
Und sanfter lispelt Echo nach.

Durch Blumen rinnt die Silberquelle;
Es wäscht, dem Ohr vernehmlich kaum,
Mit klagendem Geräusch die Welle
Der schauervollen Grotte Saum;

Und immer dunkler wird die Hülle
Die deine Huld der Erde webt,
Und immer festlicher die Stille
Die alles nach und nach begräbt,

Bis daß gehört in Feld und Hütten
Kein Laut, kein Ton der Stimme wird,
Nur wo allein, mit leisen Schritten,
Noch heilige Betrachtung irrt.

[183] Sie kömmt, die Nacht! und alles lauschet;
Kein Stern erhellet ihr Gewand,

Ihr langſamſchwerer Fittig rauſchet,
Erquickt und ſchreckt das bange Land;

Der Gott des Schlafs fliegt ihr zur Seiten;
Die Phantaſie, der Träume Flug,
Der Eulen banger Schwarm begleiten
Den ernſthaftfeyerlichen Zug.

Ein Mantel, der, voll friſcher Düfte,
Sich ſtolz an ihrer Schulter bläht,
Fließt ausgewickelt durch die Lüfte
In ſtralenloſer Majeſtät;

Und meiner müden Hand entſinket
Die Laute, die ich willig nahm,
Wenn, vom Olympus hergewinket,
Zu mir die jüngſte Muſe kam.

A.

127 [184] Auf eine deutſche Dichterinn.

Ein güldnes Saytenſpiel entfiel Apollens Hand;
Es tönte durch die Luft noch dreymal und verſchwand.
Von dem Olymp beklagt ſieht Amor es verſchwinden,
Fliegt nach, durchſucht die Welt, und weint, und kann's nicht finden.
Der himmliſche Verluſt lag in bemooßten Gründen,
Wo Phyllis weidete, die ungeſucht es fand.

Hr. v. Thümmel.

128 An Amalchen in C.

den 21 May 1769.

Dem Freunde nur von ſieben Tagen
Haſt du bethränt die Blicke nachgeſchickt;
Es laſſe der, den einſt dein Herz beglückt,
Dich nie um ſeinen Abſchied klagen!

Hr. Käſtner.

[185] **Der Zweifler.** 129

Die beſte Weisheit iſt, nach der die Zweifler trachten,
Mir ſchenkt ſie wenigſtens den wichtigſten Gewinn.
Ich bin nicht mehr ſo ſtolz die Thoren zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich ein Weiſer bin.

Hr. v. Thümmel.

Die Reiſe. 130

Der junge Hans verreiſt — Ihr fragt, wohin es geht?
Von Leipzig nach Lyon, von da — ins Lazareth.

Hr. v. Thümmel.

[186] **An die Herausgeber des Almanachs.** 131

Man lieſt ſo viel in andern Almanachen
Von Regen Wind und Sonnenſchein;
Kömmt denn davon in euren nichts herein?
Das Wetter werden euch die Recenſenten machen.

Hr. Käſtner.

[Vignette.]

[I] Nachricht.

Da unter der Aufschrift Leipzig, und der Anzeige bey Dodsley und Compagnie, ein Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770 erschienen ist, so sieht sich des gegenwärtigen Verleger zu Rettung seiner Ehre genöthigt anzuzeigen, daß die Stücke der Herren Kästner und Gotter, die sich in jenem befinden, nicht von ihm aus dem Dodsleyischen Calender sind gestohlen worden. Von diesen Stücken war zuvor keines gedruckt; ihre Verfasser gaben sie zur gegenwärtigen Sammlung her; es sind also nur zwei Arten möglich, wie sie in die Dodsleyische haben kommen können, Einmahl, daß Abschriften davon, in die Hände dessen, der dieselbe veranstaltet, gekommen sind, Zweytens, daß sie aus gegenwärtiger abgedruckt sind. Das letztere möchte bey einigen statt finden, z. E. bey dem Aufsatze: hier 73 S. Dodsl. Cal. 285 S. Manchmahl aber scheint entweder [II] das erste statt gefunden zu haben, oder der Dodsleyische Sammler hat Abdrücke erhalten, in denen Druckfehler und Schreibefehler noch nicht verbessert waren. So hat er die beyden hier 55 S. befindlichen Sinngedichte unrichtig bekommen. In den ersten, setzt er 182 S. Sophisten Schwärmer statt Sophistenschwärme, und kennt statt kannt, hat auch die ganz abgeschmackte Ueberschrift: Feinheit der Neuern, in einem Beyspiele darüber gesetzt, und es in dem sogenannten kritischen Innhalte, als ein beissend Sinngedicht eines Ungenannten (das Gedächtniß und noch etwas mehr, hat den Mann verlassen) characterisirt. In dem letztern läßt er 287 S. in der vierten Zeile, die Teufel in der Hölle jedem Menschen schmeicheln:

Ihr schmeichelt jedem Erdensohne!

Und setzt Leser zum voraus, denen die 5te Zeile Verwirrung machen möchte, wenn er sie nicht um beliebter Deutlichkeit willen, in eine Parentheſe geschlossen hätte.

[III] Die Antwort hier 93 S. befindet sich dorten 265 S. Die Damen aber sind leichtfertge geworden. Diese Grobheit geht auf dessen Rechnung, der sie drucken ließ. Der Verfasser hatte den Damen das Beywort gegeben, das Homer dem Achilles giebt. Ueberhaupt, hat im Dodsleyischen Almanach das Sinngedicht keinen Verstand, weil das fehlt, worauf es die Antwort ist. Das ist zu loben, daß dem Setzer unnöthige Mühe erspart, und der Nahmen von Orpheus Gattin mit lauter ien geschrieben ist. Die Griechen möchten wohl alles mit Ypsilonen geschrieben haben! Ein Stück, das aus einer unverbesserten Abschrift gedruckt seyn mag, ist das zweyte auf der 42 S. hier; im Dodsl. Cal. 185 S. Dorten sind zu Anfange vier Zeilen, der erste Entwurf, den der Verf. ausstrich, weil er den Gedanken auf die Art wie es hier abgedruckt ist, besser zu sagen glaubte; der Dodsl. Sammler aber, wollte nichts umkommen lassen, schob also diese vier Zeilen an die andern an, ohne nachzusehen, ob sie sich damit in ein Gan[IV]zes zusammenfügen liessen, und legt dem Verf. ein Sinngedicht bey, da einerley Gedanke und einerley Ausdrückungen gleich hinter einander zweymahl vorkommen. Von den letzten Zeilen hat er die Verbesserung nicht gehabt. Daß er den Catheder, den Helden, statt die Cath. die Helden gesetzt, sind kleinere Unachtsamkeiten, die bey ihm durch grössere Fehler bedeckt werden. Folgendes seyn sollende Sinngedicht 152 S. des Dodsl. Cal.

Zur Geschichte des Theaters von Käſtner.

Auch hier entdecket man vom Herzen noch die Spur
Doch auf Kathedern nur.

Ist nicht von dem Verfasser dem es beygelegt wird, und eigentlich gar von Niemanden, der mit Verstande

schreibt; denn Verstand wird doch wohl aus diesen Zeilen nicht herauszubringen seyn? Ein Anderer, [V] nicht der hier genannte Verfasser hat ein Sinngedicht gemacht, aus dem dieses verstümmelt ist, und das war nicht zum Drucke bestimmt, so wenig als das im Dodsl. Cal. 191 S. Von Hrn. Gotter sind die Aufsätze, hier 65 S. 31 S. im Dodsl. C. 168; 187 S. Hr. G. wollte sich hier nicht nennen, es ist also eine Unbescheidenheit, daß sein Nahme ohne seine Erlaubniß angezeigt wird. Der Verleger führt nur diese Proben von Aufsätzen an, die noch ungedruckt waren. Von schon gedruckten Aufsätzen, imgleichen solchen, die die Sammler gegenwärtigen Almanachs, unmittelbar von auswärtigen Verfassern zu dieser Absicht bekommen haben, befinden sich soviel in beyden Calendern zugleich, daß man fast denken sollte, diese Uebereinstimmung sey nicht ganz von ohngefähr.

Auf welche Art nun auch der Sammler des Dodsleyischen Calenders zu den Aufsätzen gekommen ist, die nach ihrer Verfasser Absicht in dem hiesigen zuerst erscheinen sollten, so ist ihm doch gewiß be-[VI]kannt gewesen, daß sie nicht bestimmt waren, von ihm herausgegeben zu werden, und daß der Misbrauch, den er vielleicht von der Offenherzigkeit damaliger Freunde gemacht hat, das ist, was die Rechtsgelehrten ein furtum vsus nennen.

Ein hungriger Buchhändler pflegt wohl was ihm in die Hände fällt, wenn er was damit zu erwerben hofft, zu drucken, ohne sich zu bekümmern, mit was für Rechte er es thut; dieses muß man dulden, wie andere Bosheiten, die man nicht hindern kann: Bey einem Gelehrten, der sich mit den schönen Wissenschaften beschäfftiget, sollte man doch soviel Gefühl der Achtung, die er andern Gelehrten schuldig ist, vermuthen, daß er geschriebene Aufsätze von ihnen nicht drucken liesse, ohne sie zu fragen, ob sie solches genehmigen. Ein Schriftsteller hat doch wohl über seine Arbeiten, in Absicht auf ihre Bekanntmachung, ein Eigenthum, und er kann Begriffe von der Redlichkeit haben, nach denen er

dieſes Eigenthum [VII] nicht ihrer zweenen zugleich zu überlaſſen im Stande iſt. Auch folgt nicht, daß man jeden Einfall will gedruckt haben, weil man ihn aufgeſchrieben, oder auch gereimt hat; ſo wenig als jemand, der Lebensart beſitzt, allen Scherz, der in einer vertraulichen Geſellſchaft unſchuldig iſt, öffentlich ſagt. Hr. Klopſtocken hat der Dodsl. Cal. 270 S. die Billigkeit erzeigt, zu bekennen, daß er einige Oden von ihm aus Abſchriften eines Freundes herausgebe, für deren Richtigkeit er nicht ſtehen könne (die zweyte darunter auf den Todt der Königinn von Dänemark, iſt ſchon über 15 oder 16 Jahr gedruckt, und ſo verhält es ſich vielleicht auch mit den übrigen). Alſo will er wohl die Welt bereden, die Sachen, von denen er dieſes Geſtändniß nicht thut, ſeyn ihm von ihren Verfaſſern in richtigen Abſchriften mitgetheilt worden.

Der Verleger gegenwärtigen Almanachs, hat ſich zu dieſer Erklärung gemüſſigt geſehen, weil es ihm beynahe gegangen iſt, wie jener Marketenderfrau, [VIII] der ein ſpitzfündiger Landsknecht ihr Faß von hintenzu anzapfte, und etwas von ihrem Biere eher verkaufte als ſie ſelbſt.

Der Dodsleyiſche Calenderſchreiber iſt wie er ſagt zu ſchüchtern einen Wahrſager abzugeben: Etwas, wozu freylich kein Muth, wenigſtens nicht von der guten Art, gehört, hat er doch den Zigeunern abgelernt: fremde Kinder ſtehlen, ſie verſtellen, und zu Krüpeln machen.

Göttingen den 1ten Jan. 1770.

Register.

A = Bole		Seite	
Bole, Heinrich Christian			
Agathe	A	32	Nach Abbé Cotin, Anthologie française 1, 67.
Schlegels Grabschrift 1764	A	44	Unterhaltungen VII. 6, 517.
Auf . . . der sich mit der Messiade in der Hand malen liess . . .	A	60	
Vergleichung . . .	A	69	(K. E. K. Schmidts Werke I. 479) Nach François de Neufchateau, Almanach des Muses, 1769, 32.
An Daphnen . . .	A	77	
Die Krankheit . . .	A	83	
An Daphnen . . .	A	92	Nach de Saint-Péravi, Almanach des Muses 1765, 78. Voss Musenalmanach 1792, 12 X.
Lied	A	107	
An Daphnen . . .	A	115	
An die Vernunft . .	A	116	Nach Al. Lainez. Bundesbuch 127.
Daphnis und Chloe.	Unbez.	127	Voss Musenalmanach 1789. 77 B.
An den Abend . . .	A	178	Unterhaltungen II, 1, 38—42.
Casparson, Wilhelm Johann Christian Gustav			
An einen Freund . .		129	
Clodius, Christian August			
An die Schweitzer . .		152	Neue vermischte Schriften. Leipzig 1780. IV, 86.
Fragment eines Gedichtes vom wahren Adel .		153	Neue vermischte Schriften IV, 81.
An den Herrn Hofmaler Graf		159	Neue vermischte Schriften IV, 87.
Der Antiquar . . .		163	Neue vermischte Schriften IV, 171.
D			
An Stax		72	
Denis, Michael			
Gesang auf die Reise Josephs des Zweyten im May 1769		1	Einzeldruck. Hamburgische Neue Zeitung 1769. 26. Juni. 99 Stück Klotz, Bibliothek. IV. 14. 376. Almanach der deutschen Musen 1770, 71. Die Lieder Sineds des Barden. Wien 1772 S. 148, Ossians und Sineds Lieder, Wien 1784. V, 68.
Gesang auf die Reise Josephs des Zweyten. Im Herbst 1769		171	Einzeldruck. Hamburgische Neue Zeitung 1769. 27. November. 187. Stück Almanach der deutschen Musen 1770, 238. Die Lieder Sineds des Barden. Wien 1772 S. 153 Ossians und Sineds Lieder. Wien 1784. V, 73.

F = Flügge (Knebel, Nachlass 2, 92).

	Seite	
Flügge, Geh. Reg.-Secretär zu Hannover		
Fritzgen und Hans . .	F 133	Gellerts letzte Vorlesungen, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von einem seiner Zuhörer (Chr. L. Willebrand). Lpz. 1770.
Füssli, Heinrich		
Germanikus und Thusnelde	56	Zürcher freymüthige Nachrichten 1760. Stück 34, S. 270. Schweitzerische Blumenlese 1781. II, 47.

G = Gotter.

v. Gerstenberg, Heinrich Wilhelm		
Der Frühlingsabend .	9	Rosenbaums Lieder II. Almanach der deutschen Musen 1770, 167. Vermischte Schriften Altona 1815. II, 177.
Phyllis an das Clavier .	81	Rosenbaums Lieder II. Almanach der deutschen Musen 1770, 190. Vermischte Schriften Altona 1815. II, 122.
Lied an Amaliens Brauttage zu singen . .	120	(Camerer) Nachrichten vom Baltischen Meere 1767 II. Unterhaltungen 1769. I, 53.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig		
Der arme Schiffer . .	11	Einzeldruck.
An den General von Stille, welcher ein Gedicht auf den König verlangte .	30	Sinngedichte. Als Manuscript für Freunde. Zu Berlin 1769. Sinngedichte. Dreyssig Exemplare für Freunde. 1776 S. 3. Klotz, Bibliothek IV. 13, 181. Werke V, 173.
Lied	33	—
Ueber die kleinen Verse, an Herrn Jacobi . .	47	Nach Dorat, Billet en réponse à des vers que l'auteur appeloit versicules. Klotz, Bibliothek II. 8, 704.
An den Herrn von Aderkass	61	—
Amor schlafend . .	66	Sinngedichte 1769.
An die Nachtigall . .	69	Sinngedichte 1769. Sinngedichte 1776 S. 9. Klotz, Bibliothek IV. 13, 180.
An Doris	70	Sinngedichte 1769.
An Aglaja . . .	93	Sinngedichte 1769. Sinngedichte 1776 S. 7, Werke V, 8.
Dem Herrn Oberburgermeister Schulze. Den 21. Sept. 1769 . . ,	108	Einzeldruck. Almanach der deutschen Musen 1770, 234.
Die beyden Amoren . .	136	Sinngedichte 1769.

Gotter, Friedrich Wilhelm		Seite	
Antwort bey der Durchreise der kgl. Braut von Preussen. Den 11. Juni 1769	Th	16	Boie an Raspe. 25. September 1769; Weimarisches Jahrbuch III, 16. Gedichte, Gotha 1787. I, 38.
Der Frühling . . .	T	26	Gedichte I, 26.
Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht .	T	31	Almanach der deutschen Musen 1770, 187. Gedichte I, 15.
An Amalchen. Bey Ueberreichung einer Rosenknospe	T	32	Nach Le bouton de rose. Almanach des Muses 1767, 88. Gedichte I, 182.
Trinklied	T	35	Gedichte I, 295.
Ein Schauspielhaus, was sonst? ist diese Welt .	T	43	Nach J. B. Rousseau, Oeuvres. London 1748. II, 223.
Lied bey einer Wiege, 1766	G	50	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Gedichte I, 172.
Tarquin und Lucrezia .	T	52	Gedichte I, 31.
An zwey Ritter . .	T	64	Gedichte I, 30.
An Daphnen . . .	T	65	Almanach der deutschen Musen 1770, 163. Gedichte, Gotha 1787, I, 183.
Lied in einer Sommernacht gesungen . . .	T	67	
Lied	T	71	Gedichte I, 58.
Die Freundschaft . .	T	87	Gedichte I, 294.
Könnt' ich aus der Parze Händen	G	89	Gedichte I, 60.
An eine Schauspielerin .	T	91	
Wir Deutsche sammeln stets	T	92	
An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters	T	93	
Der Trost	G	95	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Gedichte I, 213.
Ich wäre, glaub es mir .	T	106	
An Damon . . .	G	112	
Ueber Herrn Kästners Lobrede auf Leibnitzen	T	116	Gedichte I, 36.
An Phaon	T	117	Gedichte I, 84.
Antwort	T	119	
An einen Juristen . .	T	136	
Euch Künstler kann ich leicht entbehren . .	T	137	
An Damon	G	138	Gedichte I, 1.
An die Wiederwärtigkeit. Nach Gray . . .	G	141	
Grablied	T	149	Gedichte I, 101.
v. H			
Ueber die Romanze Hermin und Gunilde . .		26	Almanach der deutschen Musen 1770, 188. Boie an Raspe 25. September, 1769. Weimarisches Jahrbuch III, 17: „Von dem Einfall über Ihre Romanze weiss ich den Verfasser nicht. Ich fand ihn bei Herrn Hoiern, der auch nicht wusste woher er kam.“

Digitized by Google

H = Merck

	Seite	
K		
An Elisen. 1753 . .	78	Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke. Frankfurt und Leipzig. 1771. S. 119. Vgl. Strauss, Schubart I. 239. Dagegen Hamburgische Neue Zeitung 9. April 1771 und Wandsbecker Bothe 1771 No. 59.
Kästner, Abraham Gotthelf		
Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne .	16	Vermischte Schriften. Band II. Altenburg 1772. S. 263.
Drey Erzählungen: I. Aus der Hölle. II. Aus unserer Welt. III. Aus dem Himmel.	21	Vermischte Schriften. II, 200.
Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise	34	Vermischte Schriften. II, 209.
Geht fleissig hin ins Auditorium . . .	42	Almanach der deutschen Musen 1770, 185. Vermischte Schriften II, 210.
Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande .	55	Almanach der deutschen Musen 1770, 182. „Feinheit der Neuern in einem Beispiele." Vermischte Schriften II, 211.
Der Autor der Pücelle .	55	Almanach der deutschen Musen 1770, 237. Vermischte Schriften II, 211.
Die Diebinn . . .	63	Vermischte Schriften II, 212.
Nach dem Tode seiner Gattinn. 1758 . .	64	Vermischte Schriften II, 212.
Eine mütterliche Warnung	66	
Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern . . .	70	Vermischte Schriften II, 213.
Als ein Frauenzimmer eine Ode aus Horaz sang	73	Almanach der deutschen Musen 1770, 285. Vermischte Schriften II, 204.
An einen Dichter der sich auf blau Papier drucken liess	92	Almanach der deutschen Musen 1770, 166. Vermischte Schriften II, 214.
Antwort	93	Almanach der deutschen Musen 1770, 265. Vermischte Schriften II, 215.
Die Chapeaux . . .	94	Vermischte Schriften II, 218.
Johann Friedrich, auf Erden genannt von Cronegk, an den Sterblichen G*	104	Vermischte Schriften II, 216.
Die Geschäfte des Teufels	106	Vermischte Schriften II, 217.
Aeneas ein Ordensstifter	118	Vermischte Schriften II, 264.
In ein Exemplar seiner vermischten Schriften .	119	Vermischte Schriften II, 274.

	Seite	
Die Damen . . .	128	Almanach der deutschen Musen 1770, 188. Vermischte Schriften II, 217.
Der Maler	132	Vermischte Schriften II, 219.
An Amalchen in C. . .	134	Vermischte Schriften II, 219.
An die Herausgeber des Almanachs . . .	136	Vermischte Schriften II 220.
Karschin, Anna Louise		
Gemälde eines kleinen Mädchens . . .	20	
An Mad. Schulz. Bey der Rolle der Pelopia . .	45	
An die Frau v. Knoblauch in Berlin . . .	77	
Gerühmt, bewundert und verehrt etc. . . .	90	
Wiegenlied . . .	111	
An Herrn *** . . .	113	
An einen Geitzigen . .	135	Anthologie der Deutschen II, 338.
Ode der verwittweten Churfürstin von Sachsen nachgesungen .	157	Einzeldruck. Almanach der deutschen Musen 1770, 241.
An die junge Tochter des Herrn S*** zu Berlin .	164	
Bittgesang für ein fünfjähriges Kind . .	165	
Gebet eines kranken Kindes	166	
Danklied eines gesund gewordenen Kindes .	168	
Klopstock, Friedrich Gottlieb		
Wir und Sie . . .	17	Stephanie, Wiener Schriften zum Vergnügen und Unterricht 1769. Almanach der deutschen Musen 1770, 151.
Das schlafende Mädchen	68	Rosenbaums Lieder fürs Clavier II.
Warnung	84	Neue Hamburgische Zeitung 1768. 11. Juni. 92. Stück. Almanach der deutschen Musen 1770, 216.
Köhler		
Die Aussicht. An einen Freund	105	Unterhaltungen 1769. I, 50.
Der Mond, ein Weintrinker	137	
Kretschmann, Karl Friedrich		
Der Barde Rhingulph an den preussischen Grenadier	86	Klotz, Bibliothek, 9. Stück, Bd. III S. 17. 1769. Anthologie der Deutschen I, 279. Werke Leipzig 1784. I, 127.
Lessing, Gotthold Ephraim		
Avar	42	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 172. Stück. Vermischte Schriften I, 77.
Seufzer in einer Krankheit	44	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 172. Stück. Vermischte Schriften I, 78.

Digitized by Google

		Seite	
Die Diebinn . . .		148	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 180. Stück. Voss, Musenalmanach. 1780, 211. Vermischte Schriften II, 191.
Merck, Johann Heinrich			
Merkur und Amor. Fabel	H	76	Weimarisches Jahrbuch III, 193—5, Wagner III, 17.
Die Fichte und die Eiche. Fabel	H	94	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Briefe an J. H. Merck. 1835 S. LV.
Der Storch und der Fuchs. Fabel	H	110	
Die Tanne und die Eiche. Fabel	H	126	Gellerts letzte Vorlesungen 1770.
Der Advocat auf dem Todbette. Fabel . . .	H	147	Briefe an J. H. Merck. 1835 S. XLVI.
P			
1763. Ich klage nicht mehr etc. . . .		88	
Ramler, Karl Wilhelm			
An Herrn Quanz. Beym Antritt seines 70. Jahrs			Unterhaltungen VI, 478. Anthologie der Deutschen I, 374.
Ode an eine Witwe . .		37	Nach J. B. Rousseau. Hamburgische Neue Zeitung 1767. 13. August Stück 126.
S = Schmidt			
Schmidt, Jacob Friedrich			
Menelaus und Helena. Dem durchlauchtigsten Erbprinzen von Sachsengotha am Tage seiner Vermählung gesungen	S	123	
Stockhausen, Johann Christoph			
Vertrauter meines Herzens etc.		146	Wandsbecker Bothe 1772 Nr. 83.
T = Gotter			
Th = Gotter			
von Thümmel, Moritz August			
Der Heldentodt . . .		131	Anthologie der Deutschen II (mit des Verfassers Bewilligung aus dem Göttinger Almanach genommen) 237.
Das richtige Sinnbild .		132	Anthologie der Deutschen 237.
Bitte eines Liebhabers an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war . .		177	Anthologie der Deutschen 236. Almanach der deutschen Musen 1770. 2. Auflage. S. 154.
Auf eine deutsche Dichterinn		184	Anthologie der Deutschen 235.
Der Zweifler . . .		185	Anthologie der Deutschen 235.
Die Reise		185	Anthologie der Deutschen 235.

Digitized by Google

W — Wenck		Seite	
Wenck, Johann Helfrich Bernhard			
Die betrübte Wittwe .	W	117	
Fruchtbarkeit im Ehestande	W	140	
Die Buhlerinn . . .	W	152	
Willamov, Johann Gottlieb			
Ode auf die Eroberung von Choczym . .		160	Hamburgischer Correspondent. 1769. 1 November Num. 174. Almanach der deutschen Musen 1770, 235. Sämmtliche Poetische Schriften. Leipzig 1779. S. 130.
Ungenannte			
Frag und Antwort .		34	
Bey einer Tragodie. Lpz. 1760	**	163	
An *** über den Angrif eines Kritikasters .	*	170	Beytrag zum Reichs-Postreuter, 35. Stück, 5. Mai 1768 aus einer anonymen von Hamburg der Redaktion mitgeteilten Epigrammensammlung als Probe abgedruckt.

Digitized by Google

RESERVED
BOOK ROOM